

Magazin für Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.



Neue Folge.

Fünfundzwanzigster Band.

Einundfünfzigster Jahrgang.

St. Louis, Mo.

1923.

Inhalts-Anzeige des Jahrgangs 1923.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $2.00; Ausland $2. 20. Editor: Rev. H. Kamphausen, 9807 Cudell Ave., Cleveland, Ohio, an welchen alle die Redaktion betreffenden Sachen zu senden sind. Dagegen alles Geschäftliche zu adressieren an: Eden Publishing House, 1716 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. Januar 1923.

Das goldene Jubiläum des Magazins.

Der Redakteur.

Es war am 1. Januar 1873, als die „Theologische Zeitschrift" — wie damals das spätere „Magazin" genannt wurde — zum ersten Mal im literarischen Felde erschien. Redakteur war Pastor J. Bank, zu der Zeit Pastor in Cleveland, O. Der Beschluß, ein solches Blatt herausgegeben, war auf der Generalsynode zu Quincy, Ill., im Jahre vorher gefaßt worden. Es sollte monatlich, 16 Seiten stark, herauskommen und das ganze Gebiet der theologischen Wissenschaft umfassen. Dem Redakteur wurden zwölf Mitarbeiter gegeben, von denen die bekanntesten Präses A. Baltzer, Dr. R. John und Professor Otto waren. Von allen diesen zwölf Nothelfern hat aber nur Prof. Otto dem Redakteur wesentliche Dienste geleistet.

Pastor Bank kündigte als das Programm des Blattes an: 1. Die Prediger der Evang. Kirche in Amerika mit den wichtigsten Ergebnissen deutscher theologischer Forschung bekannt zu machen. Das sollte teils durch den Redakteur, teils durch seine Mitarbeiter geschehen. 2. Tendenz, Sinn und Geist der Zeitschrift sollen, dem Unionsstandpunkt der Synode entsprechend, nicht in konfessioneller Polemik sich äußern, sondern im Festhalten an den Hauptsachen des Glaubens und in stetem Fortschritt bezüglich verstandesmäßiger Erforschung. (Dies sind unsere Worte, welche kurz das ausdrücken, was B. im Sinne gehabt zu haben scheint.)

Bank diente als Redakteur bis zum Dezember 1877, dann folgte ihm Professor Otto. Kenner der inneren Geschichte der Synode werden bei der Zusammenstellung dieser beiden Namen an tiefeinschneidende Vorgänge unserer Vergangenheit erinnert werden. Bank war nämlich ein starker Gegner von Otto. Bloß zwei Jahre später,

bei der Generalkonferenz von 1880 in St. Louis, wurde Otto wegen Irrlehren verklagt, und es waren vornehmlich zwei Schreiben von B. an das Direktorium der Lehranstalten, welche auf entschiedene Stellung gegen Ottos abweichende Lehren drangen. Besonderen Anstoß hatten Ottos Artikel in der „Theol. Zeitschrift" über die Versuchungsgeschichte, Gen. 3, gegeben. Er hatte hier vieles als bildliche Einkleidung, nicht als wörtlich zu nehmende Einzelheiten erklärt. Vielen von uns würde heute O.s Auffassung durchaus annehmbar und jedenfalls unschuldig scheinen. Damals aber wurde sie nachdrücklich verurteilt. „Jede „neologische" (ein von O. gebrauchter Ausdruck für „moderne") Lehrweise und Schrifterklärung weist die Synode entschieden zurück und besteht darauf, daß in unserm Predigerseminar die christliche Lehre in der Weise der positiv-gläubigen Richtung vorgetragen werde, wie es auch in der Deutschen Evangelischen Kirche geschieht." Die Synode hielt also O.s Erklärung für eine Abweichung von der positiv-gläubigen Richtung.

In seiner Antrittserklärung als Redakteur der „Theol. Zeitschrift" stellt sich O. entschieden auf den Boden der Heilstatsachen, daß nämlich durch Christum allein wahre Gotteserkenntnis und -gemeinschaft möglich gemacht sei. In peripherischen Dingen aber müsse ein gegenseitiges Ehren und Tragen der Ueberzeugungen möglich sein. Studium, persönliche Erfahrung und Zeitströmung wirkten so mannigfach auf den einzelnen ein, daß Uniformität im theologischen Denken und Anschauen unmöglich sei. Auch seien es nicht konfessionelle Differenzen allein, von denen es heiße "in dubiis libertas," sondern Unterschiede manch anderer Art.

Man konnte merken, daß ein freierer Geist in der „Zeitschrift" wehen werde, soweit O. in Betracht kam; doch ist in den paar Jahren seiner Redaktionsleitung nur er ein Vertreter desselben gewesen, sonst niemand. Im Gegenteil, in Opposition gegen seine Stellung ließen sich andere hören, welche fürchteten, der Glaube der Väter befände sich in Gefahr.

Ottos besondere Stärke lag auf dem exegetischen und biblisch-theologischen Gebiet. Philologisch war er besonders gut ausgestattet, und seine Sprachkenntnis samt seiner außerordentlichen dialektischen Schärfe befähigten ihn, in der Auslegung Bedeutendes zu leisten.

Als er 1880 als Professor resignierte und aus der Synode austrat, wurden C. Kunzmann und A. Thiele vorübergehend mit dem Posten des Redakteurs bekleidet. Im Januar 1883 trat Pastor W. Becker, damals in Nebraska, in das Amt ein. Im Herbst desselben Jahres wurde er zum Professor am Predigerseminar erwählt. Sechzehn Jahre lang hat er die „Zeitschrift" geleitet. B. war in ganz besonderem Sinn Unionstheologe. So hat er denn den evangelischen Standpunkt in den Unterscheidungslehren oft schneidig gegen die Alt-

lutheraner vertreten. Die auf der Generalkonferenz zu Pittsburgh im Jahre 1917 anwesend waren, wissen ja, daß noch die letzte öffentliche Darbietung seines scharfsinnigen Geistes eine Arbeit über das Abendmahl war. Bei seiner schweren Belastung im Seminar war es ihm eine physische Unmöglichkeit, auch noch der „Zeitschrift“ die Zeit und Kraft zu widmen, die sie erforderte. Nur Otto (1885 wieder in die Synode eingetreten) leistete ihm treuen Beistand; im übrigen fehlte es stets an der nötigen Unterstützung seitens der Synodalen. Dabei war das theologische Interesse unter den Lesern vielfach so schwach und die Neigung zur Kritik so groß, daß B. im Jahre 1898 die Arbeit als Redakteur gern in andere Hände übergehen ließ. Es wurde auf seinen Vorschlag hin auf der Generalkonferenz jenes Jahres Pastor L. Haas zu seinem Nachfolger bestimmt.

Zu gleicher Zeit wurde beschlossen, daß das Blatt in größerem Umfang (80 Seiten) alle zwei Monate erscheinen und außer den theologischen Fächern auch kirchlich-synodale Fragen und Pädagogik behandeln, sowie eine Kirchliche Rundschau und eine Bücherrezension enthalten sollte.

Als Name wurde festgesetzt: „Magazin für Evangelische Theologie und Kirche.“

Pastor Haas hat die Redaktion vom Januar 1899 bis zum Frühjahr 1917 (er starb am 7. April 1917 bei Spokane Bridge, Wash.), also 18⅓ Jahre, inne gehabt. Wir haben uns über die Arbeit dieses tiefgegründeten, wissenschaftlich wohl ausgerüsteten, ernsten Mannes in der Julinummer des Jahres 1917 ausführlich ausgelassen und dürfen uns wohl hier auf diesen Nachruf berufen. Er hat die Fahne der theologischen Wissenschaft wie des christlichen Glaubens alle Zeit hochgehalten, von dem jederzeit zuverlässigen Professor Otto († 10. Juli 1916) treulich unterstützt.

In den letzten Jahren fühlte er deutlich, daß die Zeit sich wandle, daß ein neues Geschlecht herangewachsen sei, das andere Bedürfnisse habe, und dem man auf andere Weise dienen müsse. Dem starken Eindringen des Englischen in das kirchliche und synodale Leben konnte sich auch das „Magazin“ nicht verschließen, es mußte ihm in seinem Betrieb Rechnung getragen werden.

Es war dies die nächste Aufgabe, vor die sich der neue Redakteur, der Verfasser dieses Artikels, gestellt sah. Er war nach Ottos Tod zum Hilfsredakteur ernannt worden, dann, nach Haas' Abscheiden, zum Redakteur; diese Ernennung wurde im Herbst desselben Jahres von der Generalkonferenz zu Pittsburgh bestätigt. Offizielle Mitarbeiter wurden ihm nicht gegeben, da diese Einrichtung, mit der alleinigen Ausnahme von Otto, sich in der Vergangenheit nicht bewährt hatte.

Die Generalkonferenz billigte ebenfalls den Plan des jetzigen Re-

dakteurs, hinsichtlich der Sprache dem englischen wie dem deutschen Teil der Leserschaft möglichst gleichmäßig gerecht zu werden. Wir — d. h. der unterzeichnete Schriftleiter — haben uns bemüht, das Blatt auf jede Weise auf die Höhe der Leistungsfähigkeit zu bringen. „Editorielle Aeußerungen" wurden nach dem Textteil eingeführt. Die „Rundschau" wurde aus englischen und deutschen Blättern zusammengestellt und jedesmal ein kurzes, deutliches Thema an die Spitze des betr. Artikels gesetzt. Dann folgte die Umarbeitung der sporadischen Bücherrezension in eine sehr ausführliche, regelmäßige „Book Review," englisch und deutsch, von nie weniger als 10 Druckseiten. Ferner sandten wir jedes Mal um die Jahreswende einen „Prospectus" an alle Leser, welcher die hauptsächlichen Darbietungen für das neue Jahr anzeigte. Auch haben wir stets Vertreter auf den Distriktskonferenzen gehabt, die z. T. höchst erfolgreiche Arbeit im Werben neuer Leser getan haben. Infolge alles dieses stieg die Leserzahl von 626 im Jahre 1917 auf ca. 850 im Jahre 1922. Dabei ist noch zu bemerken, daß im Kriege erst die Zahl der Leser noch bedeutend unter dem Stand von 1917 gefallen war! Manche Distrikte sind fast vollzählig auf unserer Liste, und wir erhalten aus ihrer Mitte geradezu begeisterte Unterstützung. Freilich gibt es auch zwei Distrikte — einer von ihnen sehr groß — wo nicht einmal die Hälfte zu unsern Lesern zählt, und man uns in den letzten Jahren auch keinen Vertreter gewährt hat. Wir wissen nicht, woher das kommt; aber das wissen wir, daß, wenn diese beiden uns ähnlich zufielen wie andere, wir der Höchstzahl, die wir überhaupt erreichen können, sehr nahe kommen würden.

Der schon früher in Aussicht gestellte „Sprechsaal" hinten am Ende des Heftes soll im neuen Jahr eingerichtet werden.

Der Name des Blattes: „Magazin für Evangelische Theologie und Kirche," ist kein glücklich gewählter. Erstens ist er in Deutschland mißverständlich, denn „evangelisch" wird dort gebraucht im Gegensatz zu „katholisch," während wir es im Sinne von „uniert" gebrauchen, und es so auch im Titel gemeint ist. Eine in diesem Sinne evangelische, d. i. unierte, Theologie gibt es gar nicht.* Zweitens ist es auch den Amerikanern unverständlich, denn „evangelical" bedeutet hier die Form des Christentums, die auf Heilserfahrung den Ton legt, im Gegensatz gegen den ritualistischen und rationalistischen Typus. Der Name wird besonders auf den Methodismus in England, den Pietismus in Deutschland, sowie die mit dem „Keswick Movement" in Beziehung stehenden Bestrebungen für Bekehrung und Heiligung angewandt (s. „Dictionary of Religion and Ethics by Matthews and Smith," unter „Evangelical" und „Evangelicalism"). Demnach wäre ein anderer Name zu wählen. Unser Vorschlag ist „Theologisches

*) Es gibt natürlich Theologen mit Unionsstellung, wie es konfessionelle Theologen gibt; aber ihre Theologie wird nicht allein von den Unterscheidungslehren bestimmt.

Magazin der Evangelischen Synode.“ Das könnte dann auch so ins Englische übersetzt werden. (Andere empfehlen: „Theological Journal.“)

Jedenfalls steht die in dem alten Namen angedeutete Frage unserer Stellung zu den Unterscheidungslehren zwischen Lutheranern und Reformierten nicht mehr im Vordergrund. Jahrzehnte lang hat unsere Synode für die Einbürgerung der Union der Schwesterkirchen der Reformation in Amerika gekämpft. Sie hat nie die Hoffnung gehabt, sämtliche Lutheraner und Reformierte dieses Landes zu vereinigen. Diese Meinung ist oft geäußert worden, aber nur von solchen, die die Geschichte der Synode nur oberflächlich kennen. Sie hat stets nur denen ein kirchliches Heim bieten wollen, welche die Unterscheidungslehren dieser Art als zum Seelenheil nicht wesentlich ansehen. Nachdem sie aber 80 Jahre lang diesen Standpunkt vertreten, hält sie die Sache der Union für gesichert. Sie wird nie von dieser Position abtreten.

Heutzutage sind andere Probleme zur Lösung gestellt. Zunächst ist es unser Verhältnis zu dem Gesamtprotestantismus des Landes. Darüber wollen wir nun heute nicht reden.

Das zweite ist unsere Stellung zur Wissenschaft. In Deutschland sehen wir die Kirche geteilt in die Altgläubigen, die Anhänger der Vermittlungstheologie und die entschiedene Linke. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, wo unsere Synode sich einreiht. Unsere Theologie ist stets eine Theologie der Heilstatsachen gewesen. Auch Otto ist nie einen Fußbreit von diesem Fundament gewichen. Eine Schwankung nach links ist in keiner Weise zu befürchten.

Was uns aber not tut und dringend not tut, ist ein größeres Interesse an der theologischen Wissenschaft. Bei uns hat es immer geheißen: Bleib bei den praktischen Fragen, gib uns praktische Artikel! Wir sind diesem Drängen so weit nachgekommen, daß die Generalkonferenz von 1921 es uns direkt zur Pflicht gemacht hat, auch mehr fachwissenschaftliche Gegenstände zu behandeln. Schon Professor Otto sagte im Jahre 1877: „Die hier und da lautgewordene Gegenüberstellung von Wissenschaftlichem und Praktischem können wir kaum gelten lassen. Unsere ganze theologische Wissenschaft ist doch wohl eine eminent praktische. Was noch nicht zur wissenschaftlichen Klarheit durchgedrungen ist, mag der praktischen Brauchbarkeit ermangeln; aber was des lichtvollen Zusammenhangs mit den Wurzeln aller unserer Erkenntnis, den Axiomen des Glaubens und der Sittlichkeit entbehrt, das ist gewiß auch nicht praktisch.“ Er meinte also, daß alles Schöpfen aus dem christlichen Glauben, alles Beleuchten unserer Aufgaben mit christlicher Erkenntnis seinen großen praktischen Wert habe, und daß man also im „Magazin“ nicht bloß Predigtdispositionen, pastorale Themata und erbauliche Be-

trachtungen erwarten sollte. Hierin hat er recht, und es ist unsere Hoffnung, daß das „Magazin" mit dazu helfen möge, für die Theologie unter uns mehr Liebe, Bedürfnis und Verständnis zu erwecken. Wie das speziell im Jubiläumsjahr geschehen soll, soll im editoriellen Teil gesagt werden und wollen wir hier auf die bezüglichen Bemerkungen nachdrücklich hinweisen.

Die theologischen Fakultäten in Deutschland.

Von Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Dibelius.

1.

Die deutsche protestantische Theologie hat Weltruf. Ohne dem, was in andern Ländern geleistet worden ist, zu nahe zu treten, wird gesagt werden dürfen, daß die meisten entscheidenden Anregungen auf dem Gebiet wissenschaftlicher theologischer Arbeit von den Tagen Schleiermachers an bis auf die Gegenwart von Deutschland ausgegangen sind. Nirgends in der Welt kann man tief grabende Arbeit tun, ohne die deutsche theologische Literatur zu kennen und sich mit ihr auseinander zu setzen.

Weltruf! Aber dieser Weltruf ist durchaus nicht überall ein Ruf ungeteilten Vertrauens. Durch die protestantische Welt, namentlich in England und Amerika, geht eine gewisse Sorge vor dem Geist der deutschen Wissenschaft. Deutschland die Quelle aller Theologie des Unglaubens, Deutschland die Quelle aller pietätlosen Kritik und aller wissenschaftlichen Christusleugnung, Deutschland das Land der destruktiven Einflüsse in Theologie und Kirche!

Beides, die Leistungen und die Gefahren der deutschen Wissenschaft, hängen miteinander zusammen. Der Satz des Cartesius, daß man zunächst einmal „an allem zweifeln" müsse, um zu neuer Erkenntnis durchzudringen, ist und bleibt das Grundgesetz aller wissenschaftlichen Arbeit. Was er von Vätern und Lehrern überkommen hat, prüft der Forscher mit zweifelndem Blick. Er glaubt nicht fremden Autoritäten. Selbständig will er sich sein Urteil bilden. Und indem er alles auf seine Haltbarkeit prüft, alles in Frage stellt, was vor ihm gedacht und gelehrt worden ist, gewinnt er die neuen Erkenntnisse, mit denen er die wissenschaftliche Arbeit befruchtet. Kein Volk der Welt nimmt diese Aufgabe wissenschaftlicher Forschung so ernst wie das deutsche. Kein Volk der Welt geht mit solcher Unerbittlichkeit und Selbständigkeit an die Erforschung der Wahrheit. Kein Volk der Welt ist so bereit wie das deutsche, um der Erkenntnis der Wahrheit willen alle persönlichen Wünsche und Bequemlichkeiten aufzuopfern!

Wissenschaftliche Theologie muß somit immer kritische Theologie sein. Auch vor der Bibel darf die Kritik nicht Halt machen. Die

Lehre von der Verbalinspiration, die die Heilige Schrift nicht nur nach ihrem Glaubensinhalt, sondern auch nach ihrer äußeren Form herausnahm aus jedem Bereich menschlicher Analogie und sie zu einem Diktat des Heiligen Geistes stempeln wollte, in dem jeder Buchstabe übernatürliche Offenbarung sei, ist heute von allen wissenschaftlichen Theologen, welcher Richtung sie auch angehören, aufgegeben. Diese Lehre von der Verbalinspiration ist auch durch und durch unevangelisch. Luther hat die Heilige Schrift mit voller Unbefangenheit zum Gegenstand derselben Kritik gemacht, mit der er den Urkunden der Päpste und den Schriften der Kirchenväter gegenüber trat. Gewiß, niemand konnte die Schrift höher einschätzen als er. Aber Gottes Wort war ihm doch nur „was Christus treibet"; wo er von einer biblischen Schrift nicht den Eindruck hatte, daß sie das Zentrum seines Glaubens befruchtete, da konnte er harte Worte brauchen. Es liegt völlig auf derselben Linie, wenn heute die gesamte Theologie — wiederum ohne jeden Unterschied der Richtung — die Bibel nach ihrer sprachlichen und historischen Seite nach ganz denselben Methoden untersucht wie jede andere Urkunde der Geschichte auch.

Ist aber das Recht der historischen Kritik einmal zugestanden und ist gleichzeitig für die systematische Theologie die Arbeit mit den logischen und naturwissenschaftlich-psychologischen Methoden der Gegenwart selbstverständlich geworden — so kann es freilich nicht ausbleiben, daß die Kritik auch über ihr Ziel hinaus schießt, daß das Bezweifeln, Zerpflücken und Auflösen zum Selbstzweck wird; daß bei der kritischen Behandlung der Heiligen Schrift der innere, ewige Wert der Offenbarung außer Betracht gelassen wird; daß die Systematik sich in die Naturwissenschaft verliert und die Eigenart und den absoluten Wert christlicher Frömmigkeit unbeachtet läßt; daß die Aufgabe wahrer Wissenschaft verkannt wird, ein neues Gebäude aufzurichten: daß man es für einen Gewinn hält, wenn statt des alten Gebäudes, das die Menschen lieb hatten, lauter Trümmer daliegen, ohne daß der Versuch gemacht wird, ein neues, schöneres Haus zu bauen. Es kann nicht geleugnet werden, daß eine solche Kritik der reinen Negation in Deutschland vielfach geübt worden ist und noch geübt wird bis auf diesen Tag. Für die Kirche ergibt sich daraus ein ungeheuer ernstes Problem. Sie trägt auf das Schwerste daran, daß ihre jungen Theologen vielfach in den Zweifel an den fundamentalen Wahrheiten des christlichen Glaubens hineingeführt und dann sich selbst überlassen werden; daß mancher, der mit fröhlichem Glauben die Universität bezog, mit gebrochenem seelischem Rückgrat die Universität verläßt und nicht weiß, wie er auf die Kanzel treten und das Evangelium verkündigen soll. Es hat in Deutschland nie an Stimmen gefehlt, die energische Maßnahmen gegen diesen unerträglichen Zustand gefordert haben. Die Berufung der Professoren sollte aus

der Hand des Staates, der gegenüber nur der Kirchenbehörde ein Vetorecht zusteht, in die Hände der kirchlichen Synoden gelegt werden; rücksichtslos sollten die Christusleugner von den theologischen Lehrstühlen entfernt werden. Aber weder der Staat noch die Kirche haben sich zu solchen Maßnahmen entschließen können. Denn sie würden das Ende der deutschen Theologie als einer freien, jeder andern ebenbürtigen Wissenschaft bedeuten. Man hat geglaubt, die Nöte und Schwierigkeiten, die sich aus der Freiheit der theologischen Forschung ergeben, als das kleinere Uebel tragen und — auf das Wirken des göttlichen Geistes vertrauen zu müssen.

Dies Vertrauen ist zweifellos nicht ungerechtfertigt gewesen. Die Kritik, die über das Ziel hinaus schoß, hat sich sicherlich immer wieder selbst korrigiert. Was für ein Wandel der Zeit: Vor 50 Jahren galt es innerhalb der kritischen Theologie als eine Selbstverständlichkeit, daß die Apostelgeschichte ein Buch aus zweiter Hand sei, dem nur geringe Glaubwürdigkeit beigemessen werden dürfe. Und in den Jahren vor dem Kriege führte Adolf Harnack aufgrund sorgfältigster sprachlicher und historischer Untersuchungen den Nachweis, daß die Apostelgeschichte von einem Arzt aus der Umgebung des Paulus und zwar von dem Verfasser des Lukasevangeliums, mit einem Wort von Lukas selbst, geschrieben sein müsse! Noch vor nicht allzu langer Zeit galt es unter den „liberalen" Theologen als selbstverständlich, daß die Wunder der Bibel im wesentlichen als Legenden anzusehen seien. Heute steht man den biblischen Wunderberichten mit viel größerer Ehrfurcht und Zurückhaltung gegenüber und ist sich dessen bewußt, daß es töricht und vermessen ist, wenn menschlicher Verstand die Kräfte Gottes mit dem Maßstab der eigenen Kräfte messen will! Von Ausschreitungen, wie sie die holländische Kritik im Verein mit einzelnen deutschen Forschern gebracht hat, indem man fast sämtliche Schriften des Neuen Testaments als „unecht" verwarf, ist heute nirgends mehr die Rede. Vor 30 Jahren zerriß die Wellhausensche Theorie und die neu aufgekommene religionsgeschichtliche Forschung die Schar der Alttestamentler in zwei einander leidenschaftlich bekämpfende Lager. Jüngst aber haben diese Alttestamentler ohne Unterschied der Richtung eine Zusammenkunft gehalten, bei der festgestellt werden konnte, daß über die Hauptstücke der geschichtlichen Betrachtung des Alten Testaments heute Einmütigkeit unter allen Forschern besteht!

So ist es in Deutschland dahin gekommen, daß „liberale" und „positive" Theologen sich voneinander in Forschungsmethode und Forschungsergebnissen vielfach kaum noch unterscheiden. Bei manchem Buch, das man in die Hand nimmt, vermag man nicht zu sagen, zu welcher „Richtung" der Verfasser gehört — wenn man den Verfasser nicht irgendwie persönlich kennt. In der persönlichen Stellung des

Forschers zu den Zentralwahrheiten des Christentums, in der Liebe zur Kirche, im Willen zur positiven Mitarbeit an dem Reich Jesu Christi, und auf der andern Seite in der Stellung des Forschers zu den Gütern der Kultur — da liegen die Unterschiede, da spürt man die Gegensätze. Diese Gegensätze sind oft tief und schwer. Sie können und sollen nicht verschleiert werden. Aber im großen und ganzen darf gesagt werden, daß die Leidenschaft der wissenschaftlichen Kämpfe innerhalb der deutschen Theologie spürbar nachgelassen hat und daß der Wille zum gegenseitigen Verstehen überall größer geworden ist als die Freude am Streit.

Dazu trägt ein Letztes bei, das man sich gegenwärtig halten muß, wenn man die Arbeit der deutschen Theologie innerhalb der Universitätsfakultäten von heute verstehen will. Das Zeitalter der großen „Schulen" ist vorbei. Das 19. Jahrhundert war erfüllt von Kämpfen der „Schulen" gegeneinander: Tübinger Schule, Erlanger Schule, Ritschlianer, Wellhausensche Schule, modern-positive, religionsgeschichtliche Schule. Das 20. Jahrhundert hat überall nivelliert und differenziert. Die Schüler Albrecht Ritschls stehen heute z. T. noch immer im liberalen Lager, z. T. stehen sie den konfessionellen Lutheranern nicht mehr fern. Die Resultate Wellhausens sind z. T. auch von den Gegnern übernommen worden. Die neue Zeit drängt nach neuen Fragestellungen. Ein starker Zug zum Praktischen, Kirchlichen, Positiv-Religiösen geht durch die Zeit, geht auch durch die Reihen der liberalen Theologen. Während früher Schulhäupter wie Albrecht Ritschl einen starken Einfluß auf die Besetzung theologischer Lehrstühle hatten, kann heute von dergleichen kaum die Rede sein. So können auch die theologischen Fakultäten nicht mehr nach „Schulen" betrachtet werden. Sie können verlangen, daß die einzelnen Männer, daß die Persönlichkeiten und die Leistungen ihrer akademischen Lehrer im einzelnen gewürdigt werden.

2.

Von altersher haben die verschiedenen theologischen Fakultäten ihr bestimmtes Gepräge. Wie einst Wittenberg die Hochburg der lutherischen Orthodoxie gewesen war, und Leipzig im Gegensatz dazu die Fakultät einer milderen Richtung, so verband sich bis in die neueste Zeit hinein mit dem Namen der meisten Fakultäten ein bestimmter wissenschaftlicher und kirchlicher Klang. Ob ein Student nach Rostock oder nach Marburg, nach Leipzig oder nach Jena ging — das bedeutete einen ungeheuren Unterschied der Einflüsse, unter die er damit trat. In der Gegenwart hat eine Reihe von Unterrichtsverwaltungen, insbesondere die preußische, mit diesem System gebrochen. Sie wurden bestürmt von Klagen, daß an der Provinzialuniversität kein einziger gläubiger Professor lehre; die Liberalen klagten, daß ihre Söhne an der zuständigen Fakultät einer einseitigen positiven

Richtung ausgeliefert seien. Diesen Klagen glaubte man nicht anders begegnen zu können, als daß man den Fakultäten ihre Einseitigkeit nahm und wenigstens ein oder zwei Vertreter entgegengesetzter Richtung zu Worte kommen ließ. Greifswald, die Fakultät Hermann Cremers, erhielt zwar keinen ausgesprochenen Liberalen, aber doch einen mittelparteilichen Professor. Ja, man scheute nicht davor zurück, zahlreiche neue Professuren zu errichten und jedem einzelnen liberalen Professor einen positiven Konkurrenten an die Seite zu setzen. Das ist besonders in Bonn geschehen. So kam es zu dem seltsamen, in seinen Wirkungen höchst unerfreulichen Zustand, daß diese Fakultät, die erst an neunter Stelle marschiert, die meisten theologischen Lehrstühle an allen deutschen Universitäten hat.

Unter den Fakultäten, die sich einen einheitlichen und zwar ausgesprochen konservativen Charakter bewahrt haben, steht **Leipzig** an erster Stelle. Zwar hat es auch in Leipzig an Lehrkräften anderer Richtung nie ganz gefehlt. Die Wellhausensche Kritik ist seit Jahrzehnten durch Professor Guthe vertreten. Adolf Harnack hat hier seine Laufbahn als junger Privatdozent begonnen. Aber Guthe blieb sein Leben lang Extra-Ordinarius, gehörte also nicht zur eigentlichen Fakultät. Als die sächsische Regierung mit dem Gedanken umging, Harnack, der inzwischen berühmt geworden war, nach Leipzig zurückzurufen, setzte das Landeskonsistorium in Dresden diesem Plan siegreichen Widerstand entgegen. Und als die Professur für Dogmatik frei geworden war, und die Fakultät selbst daran dachte, den „liberalen" Professor Herrmann aus Marburg zu berufen, entschied sich die Regierung doch dafür, den Traditionen der Fakultät treu zu bleiben und berief statt dessen Ihmels. So bewahrt Leipzig auch in der Gegenwart den Charakter, den ihr Kahnis und Luthardt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgeprägt haben.

Von den Leipziger Professoren der jüngsten Zeit ist vielleicht keiner so weit bekannt geworden wie D. Ihmels. Wohl weniger wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen — obgleich sein Werk über die „Christliche Wahrheitsgewißheit" weit verbreitet ist — sondern vor allem wegen seiner Bedeutung für das kirchliche Leben. Ihmels ist Vorsitzender der Allgemeinen Lutherischen Konferenz, in der sich die Lutheraner Deutschlands zusammen mit den Lutheranern Skandinaviens zu wissenschaftlichem und praktisch-kirchlichem Austausch zusammen finden. Seine geschlossene Persönlichkeit und nicht zuletzt seine Predigten verschafften ihm einen bedeutenden Einfluß auf die jungen Studenten. Es muß als die gegebene Krönung seiner Lebensarbeit erscheinen, daß er mit dem Herbst 1922 als Nachfolger des in hohem Alter zurückgetretenen Oberhofpredigers D. Dr. Dibelius als Landesbischof an die Spitze der sächsischen Kirche getreten ist. Aus der Leipziger Fakultät ist er damit ausgeschieden. Sein Wohnsitz ist

Dresden. Aber er hat in Professor Girgensohn, einem Balten, der erst in Dorpat wirkte und nach dem unglücklichen Kriegsausgang einen Ruf nach Greifswald erhielt, einen trefflichen und bedeutenden Nachfolger der gleichen Wesensart erhalten.

Neben Ihmels würde von Leipziger Professoren außer dem siebzigjährigen Alttestamentler Rudolf Kittel, der unter seinen Fachgenossen besonderes Vertrauen genießt, und außer den Kirchenhistorikern Boehmer und Achelis, besonders D. Rendtorff zu nennen sein, der Professor für praktische Theologie. Auch Rendtorffs Bedeutung liegt weniger in seiner akademischen Tätigkeit als in seiner Arbeit als Vorsitzender des Gustav-Adolf-Vereins. Dies Amt hat ihn vielfach ins Ausland geführt, namentlich in den Norden und Osten Europas. Er kennt Schweden und Finnland, er kennt Rußland und Ungarn, er ist der Mann des Vertrauens für die notleidenden deutschen Evangelischen in der slavischen Umwelt. Und er genießt bei den deutschen Staatsmännern und bei den deutschen Kirchenleitungen das höchste Ansehen.

Aehnlichen, und zwar ausgesprochen lutherischen, Charakter trägt **Erlangen**, die Fakultät der bayerischen Landeskirche. Freilich ist Erlangens Bedeutung zurückgegangen gegenüber den Tagen, in denen Harleß, von Hofmann und Franck die Erlanger Schule begründeten. Damals hatte Erlangen stets mehr als 300 Theologiestudierende. Heute beträgt die Zahl nur noch die Hälfte. Der Senior der Fakultät ist Professor von Zahn, der freilich längst — er ist 84 Jahre alt — von seinen Vorlesungen entbunden ist. Der Dogmatiker D. Bachmann spielt im kirchlichen Leben Bayerns eine besondere Rolle. Unter den jüngeren Professoren ist der Kirchenhistoriker Preuß durch mancherlei Schriften, die sich an einen weiteren Leserkreis wenden, bekannt geworden.

Endlich vertritt **Rostock**, die Landesfakultät Mecklenburgs, einen ähnlichen geschlossenen Typus. Aber das Mecklenburger Land ist zu klein, um die Fakultät zu größerer Bedeutung kommen zu lassen. Die Zahl der Studenten überschritt selten die Zahl 50. Sie sinkt in einzelnen Semestern bis auf 30 herab. Daher kommt es, daß die tüchtigen Kräfte Rostock vielfach verlassen, sobald an sie ein Ruf an eine größere Fakultät ergeht. Unter den gegenwärtig in Rostock wirkenden Professoren sind der Luther-Forscher D. Walther und der praktische Professor D. Hilbert bekannt. Der letztere ist der tatkräftige Förderer der Volksmission im evangelischen Deutschland.

3.

Unter den deutschen Volksstämmen haben sich von altersher die Schwaben durch ihre reiche geistige Begabung und durch ihre Gemütstiefe ausgezeichnet. Eine große Zahl von Dichtern und Denkern hat das Schwabenland dem deutschen Volk geschenkt. Und vor allem im

religiösen Leben des Protestantismus spielten die Schwaben seit den Tagen der Reformation eine führende Rolle. Die drei berühmten Klosterschulen in den stillen Waldtälern von Bebenhausen, Blaubeuren und Maulbronn, wo die Söhne der besten schwäbischen Familien ihre Bildung empfingen, trugen bis in die Gegenwart hinein das Gepräge geistlicher Lehranstalten. Hier schon auf den geistlichen Beruf vorbereitet, bezogen die jungen Schwaben dann das Tübinger Stift und erwarben sich dort eine philosophische und theologische Bildung, wie sie in Deutschland einzig dastand. Ursprünglich nach Schweizer Vorbild reformiert — noch bis auf den heutigen Tag vollzieht sich der Gottesdienst in Württemberg in den schlichten reformierten Formen, ohne jede Liturgie — ist das Land früh unter lutherischen Einfluß getreten. Nie aber herrschte hier die tote, auf den Buchstaben sich versteifende Orthodoxie. Der Schwabe ist auf der einen Seite nüchtern und gründlich und geht selbständig in die Tiefe der wissenschaftlichen Arbeit. Auf der andern Seite neigt das grüblerische Wesen des schwäbischen Volks der pietistischen Frömmigkeit zu. Das „Stundenhalten" hat im religiösen Leben des Landes unter verschiedenem Namen allezeit eine große Rolle gespielt. Keine andere deutsche Landeskirche weist bis auf den heutigen Tag so gut besuchte Kirchen, so blühende kirchliche Vereine, ein so reges kirchliches Gemeinschaftsleben auf wie Württemberg.

Diese Eigenart des Landes und des Volksstammes spiegelt sich auch in der Zusammensetzung und in der Arbeit der **Tübinger Fakultät** wieder. Hier hat einst Ferdinand Christian Baur die kritische Tübinger Schule begründet. Au dem Tübinger Stift ging David Friedrich Strauß hervor, dessen „Leben Jesu" geradezu eine kirchliche Revolution in Deutschland heraufführte. Die Linie der kritischen Forschung wurde später durch Männer wie Weizsäcker Diestel und Kautzsch fortgeführt. Daneben aber gab der schwäbische Pietismus der Fakultät ihr Gepräge. Die Vereinigung von kritischer Forschung und von tiefer innerlicher Frömmigkeit war das besondere Merkmal des Tübinger theologischen Lebens. Von größtem Einfluß ist Adolf Schlatter gewesen, der nun 24 Jahre lang in Tübingen lehrt und durch seine zahlreichen Schriften auch auf die Laienkreise stark gewirkt hat. Neben ihm stehen jetzt die bedeutenden Kirchenhistoriker Müller und der junge Lutherforscher Scheel, dem wir die zweibändige Untersuchung über den jungen Luther verdanken; sodann der praktische Theologe Wurster und der Alttestamentler Volz. Neuerdings hat die Fakultät eine besondere Anziehungskraf erhalten durch einen jüngeren Systematiker, der sich nach seiner ganzen Geistesart auf das Glücklichste in Tübinger Traditionen einfügt: das ist Karl Heim.

Karl Heim kommt von der deutschen christlichen Studentenbe-

wegung her. Etwas Seelsorgerliches zieht sich durch seine ganze Tätigkeit und durch seine wissenschaftliche Arbeit. Der um ihren Glauben ringenden Jugend ein Führer zur Gewißheit zu sein — das ist sein Ziel. Das spricht sich in den zahlreichen Vorträgen aus, die er im Kreise dieser Studenten gehalten hat: „Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben?" „Friede mit Gott," „Der Krieg und das Ringen des Studenten um eine Weltanschauung." Das spricht sich aber ebenso in seinem bisher bedeutendsten Buche aus, das den Titel „Glaubensgewißheit" führt, und das sich auf einer umfangreichen historischen Studie über „das Gewißheitsproblem" in der systematischen Theologie bis zu Schleiermacher aufbaut. Unermüdlich sucht Heim zu zeigen, daß die relativierende Betrachtung der Wissenschaft zwar eine notwendige und vollberechtigte, aber eben nur eine Art ist, der uns umgebenden Wirklichkeit Herr zu werden; daß es daneben noch etwas anderes gibt. Die „Schicksalskategorie," wie er es in Anlehnung an Oswald Spengler ausdrückt, beherrscht uns alle. Daß ich Ich bin, daß ich jetzt lebe und an meinem besonderen Ort stehe, daß mein Leben in einer bestimmten Weise verläuft — das ist eine Tatsache, der ich erst dann gerecht werde, wenn ich sie als eine majestätische Setzung des Schicksals, d. h. für den Christen: des lebendigen Gottes ansehe. In diese Schicksalskategorie gehört auch Christus hinein. Man kann über Christus wissenschaftliche Betrachtungen anstellen. Aber man spürt, daß man ihm dabei nicht gerecht wird. Man muß ihn anerkennen als die Schicksalsmacht, die von unserm Willen und von unserm Leben ein Ja des Gehorsams und des Glaubens fordert. Und mit diesem Ja des Willens wird man dann auch seines Glaubens gewiß. — Es ist hier nicht der Ort, auf diese Position Heims des Näheren einzugehen. Daß sie eine Fülle von Angriffsflächen bietet, wird jeder Systematiker sofort spüren. Wie seiner Auffassung Luthers gegenüber die Einwände Holls zurecht bestehen werden, so ist auch die Kritik, die Julius Kaftan und Friedrich Traub an seiner Hauptschrift geübt haben, auf Heim selbst nicht ohne Eindruck geblieben. Das aber ändert nichts daran, daß seine Grundgedanken, die sich mit seiner ganzen Persönlichkeit zu einer starken religiösen Einheit verbinden, auf die studierende Jugend den stärksten Eindruck machen. Der heißen Sehnsucht nach dem Unbedingten, die heute durch die deutsche Jugend geht, der Hinwendung vom Intellekt auf den Willen, die heute in ihr unverkennbar ist, gibt Heim die religiöse Fundamentierung. Das ist das Geheimnis seiner Bedeutung. Seine schöne, an anschaulichen Bildern überreiche Art der Darstellung kommt hinzu. So ist Heim heute, etwa zusammen mit dem früheren Reichskanzler Michaelis, der geistige Führer der deutschen christlichen Studentenbewegung. Und über diesen Kreis hinaus geht sein Ein-

fluß. Er darf heute als die eigentliche Anziehungskraft der Tübinger Fakultät gelten.

4.

Die bisher genannten Fakultäten vertreten, jede in ihrer Art, vorwiegend die positive Richtung der protestantischen Theologie. Es fehlt jedoch nicht an andern Fakultäten, die in annähernd derselben Geschlossenheit die liberale Richtung verkörpern. Auch diese sind im wesentlichen außerhalb Preußens zu suchen. Es sind Gießen, Jena und — wenn auch nicht ganz einheitlich — Heidelberg.

Gießen hatte seine Blütezeit, als die Ritschlsche Schule hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte, als neben Stade, dem Alttestamentler, hier Emil Schürer und Adolf Harnack wirkten. Freilich, auch Gießens Entwicklung wird durch die Kleinheit des hessischen Landes gehemmt. Selten finden Studenten aus andern deutschen Staaten den Weg nach Gießen. Die Zahl der Studenten bewegt sich um etwa hundert. Unter den Gelehrten, die gegenwärtig in Gießen wirken, seien genannt der Kirchenhistoriker Krüger und der praktische Theologe Schian.

Noch kleiner als Gießen ist **Jena**. Einst war die Universität Jena eine Sammelstätte der größten Geister Deutschlands gewesen. Herzog Karl August und Goethe beriefen Männer wie Schiller und Fichte, Schelling und Hegel auf die dortigen Lehrstühle. Und die Romantik des Jenenser Burschenlebens war in ganz Deutschland berühmt. In späterer Zeit kämpfte Jena einen immer schwereren Kampf um die äußeren Bedingungen seiner Existenz. Die thüringenschen Kleinstaaten, die die Universität zu unterhalten hatten, hatten alle kein Geld. Die Gehälter der Professoren und die Ausstattung der Seminare und Institute — das alles war in Jena schlechter als in den meisten andern deutschen Universitäten. Was für die Naturwissenschaften nötig war, schenkten vielfach die weltberühmten optischen Werke der Firma Zeiß. Aber auch das reichte nicht hin. Und die Geisteswissenschaften gingen in der Regel leer aus. So gelang es nur in Ausnahmefällen noch, Gelehrte von Weltruf, wie z. B. Ernst Haeckel (dessen Name man freilich in einem theologischen Magazin nur mit Widerstreben nennt) für die Dauer ihres Lebens in Jena zu halten. Auch die theologische Fakultät hatte viel mit äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihr geistiges Haupt war jahrzehntelang Karl August von Hase, der Kirchenhistoriker und Dogmatiker. Nach seinem Tode hat die Fakultät keinen gleich glänzenden Namen sich auf die Dauer zu erhalten gewußt. Von den gegenwärtig dort wirkenden Professoren sind die bekanntesten die Neutestamentler Weinel und Lietzmann — der letztere eigentlich Kirchenhistoriker und Philologe, der Herausgeber des bekannten neuen Kommentarwerkes. Noch immer

aber sieht die Jenenser Fakultät es als ihre Aufgabe an, die freie Richtung innerhalb der protestantischen Theologie zu pflegen.

Endlich **Heidelberg**! Nach dem Tode Richard Rothes, des von allen theologischen Richtungen gleich verehrten, tiefen, vorbildlichen Christen, war Heidelberg lange Zeit eine ausschließlich liberale Fakultät und bewahrte diesen Charakter in vielen heftigen kirchenpolitischen Kämpfen, die das badische Land durchzitterten. Erst im Jahre 1891 wurde der kirchlichen Rechten eine Konzession gemacht durch die Berufung Ludwig Lemmes, der dann ein Menschenalter hindurch systematische Theologie in Heidelberg lehrte. Wie die Universität im allgemeinen, so hat es auch die theologische Fakultät im besonderen stets verstanden, bedeutende Gelehrte an sich zu ziehen und zu fesseln. Und wer bliebe nicht gern in der Neckarstadt am Fuße des Schloßberges in dem alten herrlichen Heidelberg, dessen Schönheit und Poesie auch die industrielle Entwicklung der letzten Zeit nicht hat zerstören können! Gegenwärtig wird die Kirchengeschichte durch Professor Hans von Schubert vertreten, die systematische Theologie durch Wobbermin, das Neue Testament durch Martin Dibelius, die praktische Theologie durch Johannes Bauer. — In Zukunft freilich wird in der Zusammensetzung der Fakultät der positiven Richtung mehr Rechnung getragen werden müssen als bisher, nachdem die letzten Kirchenwahlen im ganzen badischen Lande einen bedeutenden Ruck nach rechts gebracht haben. Die badische Unterrichtsverwaltung hat bereits dahingehende Versprechungen gemacht.

5.

Damit ist die Reihe der außer-preußischen Fakultäten erschöpft. In Preußen hatte die Unterrichtsverwaltung, wie schon bemerkt, die Politik verfolgt, in allen Fakultäten die verschiedenen Richtungen der Theologie irgendwie zu ihrem Recht kommen zu lassen. Das hindert freilich nicht, daß auch in Preußen einzelne Fakultäten einen bestimmten Charakter tragen. Ausgesprochen positiv sind Greifswald, Münster und etwa noch Königsberg.

Greifswald, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im wesentlichen der theologischen Vermittlung geneigt, hat seit etwa 1840 einen Umschwung nach rechts erlebt, der den Charakter der Universität seither bestimmt hat. Von 1870—1903, also ein volles Menschenalter hindurch, wirkte hier Hermann Cremer, der berühmte Verfasser des Biblisch-theologischen Wörterbuchs. Berufungen an andere Fakultäten hat Cremer immer abgelehnt. Er sah es als seine Lebensaufgabe an, einer wahrhaft gläubigen Theologie lutherischer Art in Greifswald eine Pflegestätte zu erhalten. Von seiner ungemein kraftvollen Persönlichkeit gingen die stärksten Einflüsse aus. Greifswald wurde durch ihn eine der am meisten besuchten Fakultäten in Deutschland. Tausende von Geistlichen haben von Cremer die bestimmenden

Einflüsse für ihr ganzes Leben empfangen, und mit zäher Energie wachte er darüber, daß niemand auf einen Greifswalder Lehrstuhl berufen wurde, der nicht gleicher Gesinnung war wie er selbst. Nach Cremers Tod wurde in Greifswald manches anders. Die Zahl der Studenten ging sehr zurück. Heute steht Greifswald unter den zehn preußischen Fakultäten erst an siebenter Stelle. Auch die „Richtung" der Theologie, wie sie in Greifswald vertreten wurde, wurde eine andre. Eine Reihe von Schülern Rudolf Seebergs, die sog. Modern-Positiven, die Cremer einst heftig bekämpft hatte, wurden nach Greifswald berufen. Und in dem praktischen Theologen Freiherrn von der Goltz, dem Sohn des verewigten, hochbedeutenden Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats, steht heute ein Vertreter vermittelnder Theologie in Greifswald auf dem Katheder — freilich einsam inmitten einer noch immer durchaus konservativ orientierten Fakultät. In letzter Zeit ist das Bestreben hervorgetreten, nach Greifswald vorzugsweise theologische Lehrer ausgesprochen lutherischer Landeskirchen zu berufen. Aus Hannover kam der Kirchenhistoriker Wiegand, der vorher in Sachsen und Bayern gewirkt hatte, aus Leipzig kam der Neutestamentler Kittel, der Sohn von Rudolf Kittel, aus Dorpat kam Girgensohn; wiederum aus Sachsen kam Kunze, und zum Nachfolger Girgensohns hat die Fakultät — ein sehr befremdlicher Vorgang! — einen Altlutheraner („Missourier") vorgeschlagen, also einen Theologen aus einer andern Landeskirche, der sich auch niemals derjenigen Kirche anschließen würde, deren junge Theologen er ausbilden soll. Daß die Greifswalder Fakultät den konfessionell-lutherischen Charakter am stärksten von allen preußischen Fakultäten betont, hängt damit zusammen, daß auf der pommerschen Provinzialsynode, der einzigen in Preußen, die konfessionellen Lutheraner die stärkste Gruppe bilden. Der Einfluß Cremers kommt in dieser Tatsache noch heutigen Tages zum Ausdruck!

Die jüngste unter den preußischen Fakultäten ist **Münster**, erst zu Kriegsbeginn ins Leben gerufen. Aus kleinen Anfängen heraus hat sich die Fakultät sehr erfreulich entwickelt. Von besonderer Bedeutung für die studierende Jugend waren von Anfang an die beiden Professoren Heim und Schmitz — der erstere inzwischen nach Tübingen berufen, der letztere auch in der Kirchenpolitik tätig, im Sinn einer innerlichen Frömmigkeit, die der Gemeinschaftsbewegung nahe steht.

Als letzte Fakultät dieser Richtung darf, wenn auch mit Einschränkung, **Königsberg** genannt werden. Bis zum Ende der achtziger Jahre war Königsberg, den Traditionen der „reinen Vernunft" zum Trotz, eine ausgesprochene konservativ gerichtete Fakultät. Die Zeit der achtziger Jahre bedeuten zugleich einen Höhepunkt des Besuchs. Im Wintersemester 1886—87 hatte Königsberg 243 Theo-

logiestudierende. Die Zahl sank vor dem Kriege bis auf 70. Erst jetzt hat sie sich wieder auf etwa 150 gehoben. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts trat eine Annäherung an die moderne theologische Wissenschaft ein, ohne daß jedoch der positive Charakter verloren ging. Heute vertreten in Königsberg Martin Schultze die systematische Theologie, Max Löhr das Alte Testament, Alfred Uckeley die praktische Theologie, Alfred Juncker und Johannes Behm das Neue Testament und Erich Seeberg, der Sohn des Berliner Systematikers, die Kirchen- und Dogmengeschichte. Die Namen zeigen, daß die sog. modern-positive Richtung in Königsberg besonderen Einfluß hat.

6.

Auf dem entgegengesetzten Flügel der Theologie stehen unter den preußischen Fakultäten Marburg und, mit mehr oder weniger großen Einschränkungen, Göttingen und Kiel.

Marburg, nach Heidelberg vielleicht die schönste aller deutschen Universitäten, führte ein kümmerliches Dasein, solange Kurhessen ein selbständiger Staat war. Die Einverleibung in Preußen im Jahre 1866 brachte einen schnellen Aufstieg. Auch die theologische Fakultät wuchs. Sie war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Hochburg der Ritschlschen Schule. Der Senior der Fakultät, erst vor kurzem im Alter von 76 Jahren heimgegangen, war Wilhelm Herrmann, eine vornehme, tiefe, innerliche Persönlichkeit, dessen „Verkehr des Christen mit Gott“ weit über den Kreis seiner Schüler hinaus Einfluß und Bedeutung gewonnen hat. Um das an einem Beispiel zu zeigen: Im Jubiläumsjahr der Reformation hat D. Lahusen, der Vizepräsident des preußischen Evangelischen Oberkirchenrats, Wilhelm Herrmann seine Lutherpredigten gewidmet: „Dem würdigen Meister, der uns das „sola fide“ in evangelischem Sinne neu und eindringlich gelehrt hat, in tiefer Dankbarkeit!“ Neben Herrmann haben in Marburg für kürzere oder längere Zeit Männer wie Harnack und Juelicher, Heitmüller und Johannes Weiß gewirkt. Zu den bekanntesten Namen der Fakultät gehört Professor Rade, der langjährige Herausgeber der „Christlichen Welt.“ Freilich ist um den theologischen Charakter Marburgs viel und heftig gekämpft worden. Dem Ansturm der kirchlichen Kreise hat die Unterrichtsverwaltung insoweit nachgeben müssen, daß sie neben die liberale Mehrheit der Fakultät einige anders gerichtete Professoren stellte. So vertritt jetzt Professor Bornhäuser als Professor für praktische Theologie die positive Richtung. Von den gegenwärtig in Marburg wirkenden Lehrern seien noch genannt: Professor Otto, dessen letztes Buch über „das Heilige“ in allen Lagern der Theologie großen Eindruck gemacht hat, und Professor Heiler, der, ursprünglich katholischer Theologe, in seinem Werk über das Gebet und in einer Reihe von

kleineren Schriften das, was im Katholizismus wertvoll ist, in die protestantische Frömmigkeit und in den protestantischen Kultus hinüber zu retten versucht.

In **Göttingen**, der Landesuniversität Hannovers, hat Albrecht Ritschl seit 1864 die Situation beherrscht. Eine große Zahl seiner Schüler hat der Fakultät angehört. Gleichzeitig hatte, nach Göttinger Brauch, nicht der theologischen, sondern der philosophischen Fakultät angehörend, Wellhausen den Lehrstuhl für alttestamentliche Wissenschaft inne als Nachfolger des gleich berühmten Paul de Lagarde. So große und glänzende Namen weist Göttingen jetzt nicht mehr auf. Es fehlt auch nicht ganz an Vertretern der positiven Richtung. Am bekanntesten sind die Namen des Systematikers Karl Stange und des Kirchenhistorikers Mirbt, der zugleich den Lehrauftrag für Missionswissenschaft versieht und sich gerade auf diesem Gebiet besondere Verdienste erworben hat. Und neuerdings ist der Schweizer Pfarrer Karl Barth in die Göttinger Fakultät berufen worden, dessen Buch über den Römerbrief — eine Dogmatik oder besser: ein religiöses Bekenntnis, in der Form eines Kommentars — außerordentliches Aufsehen erregt hat.

Aehnlich liegen die Dinge in **Kiel** — nur daß die dortige Fakultät sich weder mit Marburg noch mit Göttingen an Bedeutung messen kann. Sie ist der Zahl der Studierenden nach von den preußischen Fakultäten die kleinste. Um ihre Zusammensetzung ist viel gekämpft worden. Die Landeskirche, zu der die Fakultät gehört, ist ebenso wie die hannoversche ausgesprochen lutherisch. Aber unter den lutherischen Geistlichen Schleswig-Holsteins stehen sich die konservative und die liberale Richtung in scharfer Fehde gegenüber. So ist auch die Fakultät gespalten. Aber wenn auch der Zahl nach die konservativen Theologen bisweilen überwogen, so wird doch gesagt werden dürfen, daß an Bedeutung und Einfluß die Liberalen an erster Stelle standen. Vor allem Professor Baumgarten, der Vertreter der praktischen Theologie, spielt im kirchlichen Leben eine hervorragende Rolle. Mit einer Engländerin verheiratet, kennt er englische Frömmigkeit und englisches Kirchenwesen so gut wie kein anderer deutscher Theologe. Was er über diese Dinge und was er über religiöse Charaktere Englands und Schottlands, namentlich über Thomas Carlyle, geschrieben hat, gehört zu dem Besten, was darüber existiert. Auch auf dem Gebiet der Katechetik ist er hervor getreten und hat sich um eine Verständigung zwischen Kirche und Lehrerschaft mit Eifer bemüht. Sein starkes Temperament freilich, die vielfach scharf pointierte Art seiner kirchenpolitischen Aeußerungen, sein Entgegenkommen gegen die Mächte, die der Kirche und dem alten Evangelium feindlich gegenüber stehen, haben ihm viel Gegnerschaft eingetragen. Im Jahre 1902 forderten 193 Geistliche vom Kulturminister seine Absetzung. Die Un-

terrichtsverwaltung hat dieser Bitte nicht entsprochen, hat aber daraufhin die Habilitierung Rendtorffs, der damals Studiendirektor am Predigerseminar in Preetz war, gefördert; und nach dem Fortgang Rendtorffs hat sie dafür gesorgt, daß auch weiterhin ein positiv gerichteter Vertreter der praktischen Theologie Baumgarten an der Seite stand.

7.

Unter den übrigen Fakultäten Preußens hat zu allen Zeiten **Halle** eine besondere Stellung eingenommen. In den ersten Jahrzehnten nach der Gründung der Universität übte August Hermann Francke den alles bestimmenden Einfluß aus. Die theologische Fakultät wurde die große akademische Freistätte des Pietismus, der damals in den meisten deutschen Ländern noch unter Druck und Verfolgung stand. Die Verbindung mit den großen Franckeschen Anstalten hat der Fakultät eine besondere Richtung auf das Praktische und Kirchlich-Erziehende gegeben. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erlag freilich auch Halle den übermächtigen Einflüssen der Aufklärung. Im Jahre 1825 hielt dann August Tholuck seinen Einzug, um dem halleschen Rationalismus „einen Pereat zu bringen." Unter der mehr als fünfzigjährigen Wirksamkeit Tholucks an dieser Hochschule gewann Halle einen neuen Charakter. Einseitigen Konfessionalismus wußte Tholuck von der Fakultät fern zu halten. Eine vermittelnde Richtung, zunächst mit ausgesprochen pietistischem Einschlag, später unter dem Einfluß Beyschlags in etwas freierem Geiste, herrschte in Halle vor. Und bis in die Gegenwart hinein hat die Fakultät versucht, diese ihre „Tholuckschen Traditionen" zu wahren. Neben Beyschlag stand Kähler, der bedeutende Biblizist, von dem auf das junge Theologengeschlecht die stärksten Einflüsse ausgingen. Neben Kähler wiederum stand das Mitglied der Fakultät ohne Lehrstuhl, der Pastor Heinrich Hoffmann an der Laurentiuskirche, zu dessen tiefen, schlichten, streng biblischen Predigten sich oft die ganze Fakultät, Professoren und Studenten, versammelte. Eine besondere Note erhielt die Fakultät durch die Wirksamkeit Gustav Warnecks, des Altmeisters der Missionswissenschaft. An den alljährlichen Konferenzen der deutschen Missionsgesellschaften, die Warneck leitete, nahm die Fakultät stets lebhaften Anteil. Bei mancherlei Unterschieden im einzelnen haben die halleschen Professoren immer die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens zu wahren gewußt. Erst mit der kürzlich erfolgten Berufung Gunkels, des Alttestamentlichen Religionsgeschichtlers, ist ein fremder Ton in die Harmonie der Fakultät gekommen. Aber auch mit ihm vollzieht sich das Zusammenarbeiten in dem Geist friedlichen und vornehmen Entgegenkommens.

8.

Von **Bonn** ist bereits die Rede gewesen. Ein großer Lehrkörper.

Jede einzelne Disziplin doppelt besetzt. Erst in allerneuster Zeit scheint die preußische Unterrichtsverwaltung daran zu gehen, einen Teil dieser doppelten Professuren wieder einzuziehen oder an andere Universitäten zu verlegen. Von den „liberalen" Professoren ist Heitmüller der bekannteste; von den „positiven" Pfennigsdorf und Weber — der letztere der Sohn des jüngst verstorbenen Stöckerfreundes, Pastor Ludwig Weber in München-Gladbach. Für die nächsten Jahre muß Bonn freilich mit einer sehr ungünstigen Entwicklung rechnen. Die Franzosen stehen am Rhein. In jeder Bonner Straße wimmelt es von französischen Uniformen. Ueberall laufen die schwarzen Truppen umher. Welcher Student bezieht eine solche Universität, wenn er nicht aus irgend welchen Rücksichten dazu gezwungen ist? Welcher Professor nimmt den Ruf an eine solche Universität an, wenn nicht irgend welche äußeren Umstände ihn gebieterisch nötigen? Von Semester zu Semester geht die Zahl der Studenten zurück. Die Frequenz der einst so blühenden theologischen Fakultät steht schon heute an letzter Stelle in Preußen. Armes Bonn! Armer, schöner deutscher Rhein!

In **Breslau** halten sich konservative und fortschrittliche Theologie etwa die Wage. Den größten Einfluß innerhalb der speziell kirchlichen Richtung übt Erich Schaeder, dessen „Theozentrische Theologie" weithin Beachtung gefunden hat. Auf der Gegenseite ist in letzter Zeit der junge Kirchenhistoriker Freiherr von Soden hervorgetreten, der gegenwärtig in der Verfassunggebenden Kirchenversammlung zu den Führern der Linken zählt.

Und endlich **Berlin**! Berlin darf noch immer als die erste Universität des Deutschen Reiches gelten — so sehr die Not der Zeit es ihr auch erschwert, diese Stellung zu behaupten. Während es früher eine große Seltenheit war, daß ein Professor den Ruf nach Berlin ablehnte, so kommt das gegenwärtig nur allzu häufig vor. Wie bei allen Staatsbeamten, so ist auch bei den Universitätsprofessoren das Einkommen dadurch nivelliert, daß sie alle nur ein Existenzminimum bekommen. Auch Berlin, das einst den meisten Professoren eine sehr günstige wirtschaftliche Stellung verbürgte, kann heute nur dasselbe Hungergehalt geben wie jede andere Universität auch. Die Kosten eines Umzugs sind unerschwinglich. Auf eine Wohnung für seine Familie kann ein neu zuziehender Professor auf Jahre hinaus nicht rechnen. So sucht jeder zu bleiben, wo er ist und wo er eine Wohnung hat. Die Misere des Alltags hat heute einen unheimlichen Einfluß auf die Gestaltung des geistigen Lebens im deutschen Vaterland!

Dennoch darf Berlin noch heute den Anspruch erheben, die bedeutendste Universität und damit auch die bedeutendste theologische Fakultät in Deutschland zu haben. Hier geht es nicht mehr um Richtung und Schule. Hier geht es nur um die Persönlichkeit des ein-

zelnen Forschers. Insbesondere geben die Namen derer, die in früheren Jahren nach Berlin berufen worden sind, der Fakultät noch heute ihre Bedeutung und ihre Anziehungskraft. Seit den Tagen der Revolution besteht in Preußen ein Gesetz, nach dem jeder Beamte, der 67 Jahre alt geworden ist, aus seinem Amte scheiden muß. Diese Bestimmung gilt auch für die Professoren an der Universität. Sie bekommen ihren Gehalt weiter gezahlt. Sie können Vorlesungen halten. Aber sie müssen aus allen Prüfungskommissionen ausscheiden, von der Leitung aller Seminare und Institute zurücktreten und erhalten einen Nachfolger an die Seite gesetzt. Da nun Berlin in der Laufbahn eines Gelehrten die Endstation zu bilden pflegte, so ist die Berliner Universität von dieser Bestimmung am meisten betroffen worden. Auch an der theologischen Fakultät sind drei ihrer bedeutendsten Mitglieder in den Ruhestand versetzt worden: Adolf Harnack, Graf von Baudissin, Julius Kaftan.

Adolf Harnack! Das Ausland kennt ihn vielfach nur als den Mann des Apostolikum=Streites, als den kritischen Theologen, dessen „Wesen des Christentums" so viel Staub aufgewirbelt hat. Allein die Persönlichkeit und die Lebensarbeit dieses wahrhaft großen Gelehrten darf beanspruchen, von einer höheren Warte aus beurteilt zu werden. Was Harnack auf dem Gebiet der kirchengeschichtlichen und dogmengeschichtlichen Forschung geleistet hat, ist — wenn auch in den Ergebnissen zum Teil überholt — von unübertroffener Meisterschaft. Noch jüngst hat sein Buch über Marcion ein Beispiel gegeben von der souveränen Beherrschung des Stoffes und der geistvollen, auch für die Gegenwart fruchtbaren Behandlung geschichtlicher Probleme, die ihn auszeichnet. Aber Harnack ist mehr als nur ein theologischer Fachgelehrter. Nicht umsonst ist er Doktor aller vier Fakultäten. Er hat die Geschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften geschrieben. Er hat jahrelang die preußische Staatsbibliothek verwaltet. Er hat die von Kaiser Wilhelm gegründeten großen Forschungsinstitute für Chemie und Naturwissenschaft organisiert. Er hat etwas von der universalen Art der Brüder Humboldt. Und auf allen Gebieten, denen er seine enorme Arbeitskraft gewidmet hat, hat er sich nicht nur als genialer Forscher, sondern auch als hervoragender Organisator bewährt.

Graf Baudissin, der Alttestamentler, hat in den letzten Jahrzehnten aus dem weiten Gebiet der religionsgeschichtlichen Forschung eine Fülle von Material für das Verständnis des Alten Testaments zusammengetragen und verarbeitet. Julius Kaftan, gegenwärtig Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats, ist durch seine Dogmatik weithin bekannt. Er ist Schüler Ritschls, genießt aber auch bei den konfessionellen Lutheranern hohe Achtung und Wertschätzung.

Unter den jüngeren Kräften, die noch voll im Amt stehen, sind es vor allem drei, die über die Grenzen des deutschen Vaterlands hinaus einen Ruf haben. Zunächst Reinhold Seeberg, ebenso wie Harnack Doktor sämtlicher Fakultäten, das Haupt der sog. modern-positiven Schule, hochverdient nicht nur als Mann der Wissenschaft, sondern auch als Mann der Kirche. Er ist Vorsitzender der von Stöcker begründeten Kirchlich-Sozialen Konferenz und nimmt an allen Arbeiten der Inneren Mission lebhaften Anteil.

Neben ihm wirkt Adolf Deißmann als Professor für Neues Testament. Sein „Licht vom Osten" hat einst großes Aufsehen erregt. Hier wurden zum ersten Mal die Ergebnisse der Ausgrabungen für das Neue Testament verwertet. Auf eine Fülle von einzelnen Stellen des Neuen Testaments fiel neues Licht. Man sah, daß die Sprache des Neuen Testaments die Sprache der kleinen Leute innerhalb der damaligen hellenistischen Welt gewesen ist. „Das Neue Testament ist, als ganzes betrachtet, ein Volksbuch. Wenn man heute in einer Dachstube bei den Fuchsien und Geranien des Blumenfensters ein Mütterchen über das aufgeschlagene Neue Testament gebeugt sieht, so hat das alte Buch eine Stätte gefunden, an die es seiner Natur nach gehört. . . . Aus dem Volksbuch haben die Jahrhunderte ein Buch der Menschheit gemacht. Volksbuch und Menschheitsbuch; die sprach-geschichtliche Betrachtung stellt beides in einen kausalen Zusammenhang. Weil das Neue Testament, menschlich geredet, hervorgegangen ist nicht aus der matten, resignierten Kultur einer abgelebten Oberschicht, sondern aus der unverbrauchten und durch die Gegenwart des Göttlichen gestählten Kraft von unten, konnte es das Buch der Menschheit werden. So fällt von den schlichten Texten auf Stein, Papyrus und Ton ein Lichtstrahl auf sein welthistorisches Schicksal: Buch der Völker ist das Neue Testament, weil es ein Buch des Volkes war." — Die Fühling, die Deißmann durch seine wissenschaftliche Arbeit mit dem Ausland gewonnen hatte, hat er während des Krieges dadurch auszunutzen versucht, daß er durch seine weitverbreiteten „Evangelischen Wochenbriefe" der Wahrheit eine Gasse zu bahnen unternahm inmitten einer durch Lügenpropaganda und chauvinistischen Haß zerwühlten Welt. Er ist einer der Führer in der Arbeit für die internationale Verständigung zwischen den Kirchen, freundschaftlich verbunden mit zahlreichen Gelehrten und kirchlichen Führern des Auslands, namentlich auch mit dem schwedischen Erzbischof Söderblom.

Endlich muß der Kirchenhistoriker Holl genannt werden — einer der gelehrtesten, geistvollsten und gründlichsten wissenschaftlichen Arbeiter, die die deutsche Theologie besitzt. Was er uns bisher geschenkt hat, sind weniger große, umfassende Darstellungen, als vielmehr einzelne Untersuchungen, Vorträge und akademische Reden. Eine

Reihe dieser Vorträge, die sich mit Luther beschäftigen, gibt er gegenwärtig in zwei Bänden heraus. Aber jeder Hollsche Vortrag ist eine gelehrte Arbeit von höchstem Wert, in gleicher Weise ausgezeichnet durch große Gesichtspunkte wie durch tiefgrabende Einzelforschung und durch eine enorme Belesenheit. Von der Kirchenpolitik hat sich Holl immer fern gehalten. Es würde nicht ganz leicht sein, ihn einer bestimmten kirchlichen oder theologischen Richtung zuzuweisen. Schwäbische Gemütstiefe und Frömmigkeit verbindet sich bei ihm mit außerordentlicher persönlicher Bescheidenheit und Schlichtheit. Mit dem praktischen kirchlichen Leben aber steht er in engster Fühlung und übt einen bedeutenden Einfluß auf die Studenten, auf die Geistlichen und auf die Führer der Kirche aus, die sich bei großen kirchlichen Feiern stets mit Freuden zu seinen Füßen setzen.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch Ernst Troeltsch, der weltbekannte, glänzende Religionsphilosoph, der Berliner Universität angehört — allerdings nicht der theologischen, sondern der philosophischen Fakultät. Seine sprudelnde, temperamentvolle und immer geistvolle Art sichert ihm überall, wo er vor die Menschen tritt, die allgemeine Aufmerksamkeit. Ob freilich seine kirchenpolitische Betätigung — er gehört als parlamentarischer Unterstaatssekretär dem preußischen Kultusministerium an — der evangelischen Kirche zum Segen gereicht hat — darüber sind die Meinungen zum mindesten sehr geteilt.

Damit ist der Kreis der deutschen theologischen Fakultäten durchmessen. Eine Fülle wissenschaftlichen Lebens, ein großer Reichtum an geistiger Kraft, an Gelehrsamkeit und Gedankentiefe steckt in den Namen, die an uns vorübergezogen sind. Es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß der hohe Stand der wissenschaftlichen Arbeit in Deutschland damit zusammenhängt, daß die akademische Lehrtätigkeit in der Regel einen Lebensberuf bildet, für den man sich bereits nach Abschluß der Studienzeit entscheidet. Während z. B. in den Freikirchen Englands und Amerikas die akademischen Lehrer in der Regel zunächst als praktische Geistliche gewirkt haben und vielfach erst in späteren Lebensjahren an die Hochschulen berufen werden, sammelt der deutsche Gelehrte in den Jahren der Jugend als Privatdozent das wissenschaftliche Material für seine Lebensarbeit und hat damit einen ungeheuren Vorsprung vor den Gelehrten anderer Länder. Und es gehört zu den ernstesten Aufgaben unserer Kirche, dafür zu sorgen, daß trotz der entsetzlichen wirtschaftlichen Nöte, die heute einen Privatdozenten zu einer Hungerexistenz verurteilen, dieser akademische Nachwuchs nicht ausstirbt. — Vielleicht, daß vergangene Zeiten noch reicher gewesen sind als die Gegenwart an markanten wissenschaftlichen Persönlichkeiten, an theologischen Gelehrten allerersten Ranges. Aber auch die gegenwärtige Zeit ist reich. Möge auch unter

den dunkeln Schatten dieser Zeit die deutsche theologische Wissenschaft weiter ihre Arbeit tun, der Wahrheit Gottes selbstlos und gewissenhaft dienen und das Leben der Evangelischen Kirche über die Grenzen des Vaterlands hinaus befruchten!

"What A Minister Ought To Know About The Social Question."

"I am a citizen of the Kingdom, and nohting of man is foreign to me."—*Terence.*

The Social Question, reduced to its lowest terms, is this: How can we regulate human intercourse in a close-knit, complicated, interdependent state of society in such a manner that peace, good-will, harmonious cooperation and happiness shall prevail among the various members of the group? That this is a challenging, burning question in our day, as in every past age, no one will deny. Our modern society is rent with strife, is clamorous with vituperously contending voices, and in the violent clash of conflicting interests the baleful fires of hate are engendered. The lines of cleavage and division cross and criss-cross in an intricate maze, like a splintered pane of glass: between nation and nation, employer and employee, between landlord and tenant, producer and consumer, between competing manufacturers, merchants, between job-seekers —everywhere we can trace these ominous lines of cleavage, these social fractures, until we are amazed that there remains enough social cohesion to keep the structure of society from tottering in a heap of wreckage. In fact, there are not a few, whose voices are raised in solemn warning, declaring that our present civilization is doomed, if the Social Question is not answered—and answered *right.* All the civilizations of the past have confronted this Social Question (in modified forms), and because they ignored it, defied it or gave it up as a 'hopeless job"—they have perished. In the Euphrates Valley is a mound, which, according to archaeologists, is the tomb of ten buried and forgotten cities, each representing a civilization that waxed great only to fall; they were weighed against the Social Question, were found wanting and cast into the discard. So it was with Egypt, Persia, Greece and Rome in the past; today Europe is tottering and disintegrating, its social fabric honeycombed and undermined. We in America represent the last stand of Western Civilization and our fate, too, will be according to whether or not we solve the age-old Social Question.

It's Our Question

It is a question that should be especially congenial to minis-

ters of the Gospel of Jesus; a question which they should regard as peculiarly their question, one which they can approach with the joy and sure confidence of one who can give counsel, direction, hope and faith in a desperate situation, because Christ, your Master, made the Social Question His vital concern. At His birth the angel chorus proclaimed the dawn of "peace on earth, good-will among men" which was to succeed the darkness of social discord and strife; and Jesus gladly accepts as His mission the realization of the dazzling social ideals and visions of the prophets: "This day is this scripture fulfilled in your ears. Luke 4. 17." He comes to bring God's kingdom on earth: the reign of justice, peace, brotherhood; to gather all men together in one great family of God, linked together by the bond of selfless love, all their diversified, often antagonistic individual desires and ambitions merged, unified, coordinated in the one great cause, the Kingdom cause: a social ideal so transcendent that it obliterates all petty, trivial individualistic difference. We know that nothing serves so effectively in tearing down barriers, bridging chasms and stimulating cordial fellowship as a great common cause. Christ's kingdom ideal represents this unifying, integrating purpose. "Seek first God's kingdom," was Christ's answer to the terrific scramble of men for food, raiment and wealth. When He teaches His disciples to pray, and sends them out into the world to teach the Gospel of the Kingdom, He commissions them therewith to solve the Social Question, to teach men how to live in peace, harmony and mutual helpfulness. The Christian ministry has something to say on that question! Yes, I am absolutely confident, they alone hold the solution of it in their hand in the form of the Gospel of Christ, if they will but apply it fearlessly and uncompromisingly.

And, thank God, there is rapidly accumulating evidence on every hand, that the church and the Christian ministry are re-reading the Bible from the viewpoint of the Social Question, and are finding there new light for these old problems,—a light so bright and dazzling that it leaves us temporarily dazed and blinded, even bewildered; a light so penetrating, revealing and searching that the lovers of darkness curse, fume and rage before its rays and vociferously demand that it be placed again under the bushel of "individualistic interpretation" where for ages it had been so harmlessly retained. But to the true lover of humanity there is no more beautiful and promising spectacle than the Gospel light flashing today into sections of our social life that have brooded in the Stygian darkness of mammonistic heathendom for countless ages. That light helps men to see the truth and the truth shall make them free. It reveals new tasks and duties, extends the scope of our Christian activities, broadens our religious horizon, invests

with new interest and significance our ministerial work, and above all gives us a vital, living contact with the world in which men live 7 days a week.

Individualism in Religion

This gratifying renewal and growth of ministerial interest in the Social Question is of comparatively recent date. Up to the beginning of the twentieth century the teaching and preaching of the church was pronouncedly individualistic. It represented a type of religion perhaps most vividly portrayed in Bunyan's Pilgrim's Progress: Pilgrim abandons his city, his community, his social group to its inevitable destruction and damnation and gives himself unreservedly to the struggle for personal safety and salvation. Perhaps this trend of religious endeavor was a natural, and for the time being, a wholesome reaction to the abuse of temporal power and the materialization in the Church of Rome. Carried to the extreme, however, it led not only to the divorce of Church and State, which is right, but to the divorce of God from politics and business, from the Social Question, in short, which was all wrong and perilous in its effects. Not only was the *function* of the church greatly abridged, but its *sphere* was rigorously delimited. It was to have nothing to do with politics, industry and business. These domains were too "worldly" to merit the attention of a spiritual church. The church was to limit its activities strictly to "saving souls," individuals. This was construed as being the "simple Gospel." The whole weight and authority of official religion was against attempts to bring discussions of social conditions into churches or conferences. The more the mind could be detached from this life and its attractions, the greater was official approval. The very proposal to make social conditions more just and humane, life more wholesome and beautiful, were branded as heresy, as dangerous tendencies to be per-emptorily curbed.

The Advance Guard of the Social Gospel

Within the last 10 or 15 years there has been a miraculous change of front. In the closing decades of the 19th Century certain voices were being raised in our country to prepare the way of the Lord into our social life; "the Kingdom is at hand—repent!" I refer to such voices in the social wilderness as Washington Gladden's, Josiah Strong's and a little later Rauschenbusch's. They were splendid, faith-inspired, consecrated pioneers who blazed again the long forgotten trail into the jungle-maze of human affairs, to build there a kingdom of God, bring order out of chaos, peace out of conflict and brotherhood out of enmity. So clear, so compelling was their Gospel challenge, so urgent the needs of the day, so daring the adventure involved, that their voices could not

be silenced. In spite of the vigorous opposition of reactionary, anti-social ecclesiasticism, and the discouraging inertia of tradition and custom, the cause advanced. Here, there, everywhere individual pastors responded to the challenge in spite of remonstrance, and the narrow trail became a well-defined way. With increasing frequency religious conferences were electrified, at times almost electrocuted, by the proclamation of a Social Gospel, until the insistence became too determined to be ignored and even the most conservative groups felt driven to face the issue of the Social Question and to declare themselves—timidly at first, vaguely and haltingly, but gradually more daringly, definitely and squarely.
declaration for social service and its adoption, as a working pro-

In 1908 the Federal Council of the Churches of Christ in America was organized, uniting some 30 Protestant denominations, and the most conspicuous achievement of this Council was its declaration for social service and its adoption, as a working program, of a list of clearly defined principle, known as the "Social Ideals of the Churches." This lead was followed by various denominations and social ideals were embodied in formal statements of belief.

The Evangelical Synod and the Social Gospel

At the last General Conference in New Bremen our Synod, which cannot be accused of acting hastily and without due deliberation in vital matters of policy, adopted the "Social Ideals of the Churches" with comparatively no opposition. That these Social Ideals will not be pigeon-holed and become "dead-letters" in our denomination is already evident. Conferences and conventions of Evangelical groups are consistently making room for the discussion of the Social Question and the sessions devoted thereto invariably awaken the keenest interest. I noted with no little satisfaction, that the delegates returning from the Fourth National Convention of the Evangelical Brotherhood in Elmhurst this fall were all talking about the "inspiring, thought-provoking, challenging" lectures on Christ's Teaching Regarding Social Problems" delivered by Dr. Philip Vollmer. Clearly this was the high-light of the convention, *these studies impressed them most.* Our Evangelical periodicals, also, are responding eagerly to the demand for more light on the Social Question. They are publishing all the material available to stimulate interest and research in the social field. Elmhurst and Eden are being equipped with men and study-courses, destined to send forth into the ministry of tomorrow leaders who have the social vision and the training to serve it effectively. The leaven of the Social Gospel is at work in our Synod, setting up a wholesome ferment, that is noticeable everywhere.

Our Synod is committed to and equipped for the application of Christ's Gospel to the prevailing social disorder; she stands ready to serve the crying needs of our time. To serve with and through our Synod, we must make the Social Question, our question, give it our earnest, consecrated thought and prayerful study. This has been called "the age of the Social Question"; you cannot minister to your age unless you understand its symptoms, its needs and its dangers.

New Knowledge for the Task

The readjustment of the church to meet the requirements of our day, demands of church-men new duties, new knowledge and understanding in fields that up to a few years ago were regarded as negligible in religious circles. In the past, when the politician or the business man said to us with malice aforethought: "You preachers run the next world and we will run this. You look after men's souls and we will manage everything that concerns their bodies, their whole life here."—We seemed to think that a fair proposition and we acquiesced. We became specialists in the field of spiritual matters, dealt exclusively with religious sentiments and emotions, with strictly personal behaviour and conduct, but the wider field of business and politics, the practical affairs of men, were to us virtually a foreign country. The minister of the Gospel has long been the butt of unnumbered jokes, stories and dramas in which he figures as a man utterly impractical, utterly helpless and unsophisticated in the real world. We were not trained to cope with the Social Question. The curriculum of the Seminaries was packed with empyreal philosophy, archaeology, Greek, Hebrew, Latin, pedagogy, exegesis, abstract theology and other paraphernalia, pertinent to strictly ecclesiastical duties; this left no room for sociology and kindred studies, which bulk so large and significant in this age of social questioning. We must equip ourselves with new weapons in this war of Christian conquest! We must acquire new knowledge! We must broaden our sympathies and our understanding!

The acquiring of such understanding is not always without pain, disillusionment and misgivings, but it is, I am convinced, the field in which the great treasure is hidden and we can well afford to sacrifice much to come into its possession. To me, personally, the challenge of the Social Question in its bearing on religion has meant more than any other influence in my whole life. It has vitalized my religion,—made it a big, real, compelling force, that touches life at every juncture and gives it direction, meaning and rational significance.

What the Social Challenge Meant to Me

You will pardon here a digression into the field of personal experience. I cite it with the hope that it may help some brother find the way to a new enthusiasm in his work and a larger Christian faith. The first years of my ministry were not characterized by that joy and gratification that comes to him who has found his work in life. I found no satisfaction in doing the thousand and one things connected with church work, because I could not see that it led anywhere. My impression was that the church had lost its leadership; that its influence over men and affairs was slight. Men graciously tolerated it, mildly ridiculed it or more often still ignored it totally—in short, religion was not as a rule a live, burning issue. It was, as I saw it, so completely detached from 'honest-to-goodness' life that it appeared unreal, bloodless and ghostly. It is true, it served beautifully to comfort the aged, who had already lived their lives, but try as I might, I could find in my individualistic interpretation of religion no compelling, arousing, thrilling challenge to youth, to mature manhood and womanhood; they were deeply engrossed in the adventures, battles and contests of everyday life, compared with which religion appeared tame and colorless.

It was the prevailing indifference of men toward the church, their superior air of gracious toleration toward it, lending their occasional presence and giving their dollars to it as though they were bestowing a condescending pat on a fawning collie—it was this that was so maddening to me, that made me sick at heart and soul. My profession held no interest, no spark of enthusiasm for me. I felt like a figure-head without a function. I was disillusioned. I wanted to quit. I thought I was through with the ministry and took up the study of law. It was not a mercenary motive that prompted this step; I honestly believed I could serve humanity better in law courts and politics than in the church. It thrilled me to read of champions of justice in the courts, of an occasional political office-holder who stood four-square for great reforms in social life, resisting bribes of money, power and position in an effort to serve the disinherited masses unselfishly. Here were issues, big, real and vital. Here were issues that involved the happiness and well-being of the people at large. Here was a challenge that I had sorely missed in the field of religion (looking back now, I marvel how I ever missed seeing in the old prophets, in John the Baptist and above all in Christian discipleship just such courageous championing of the cause of the weak and helpless. But I saw in the Bible merely what I had been taught to see.)

At this critical point in my religious life, when my religion was hovering on the brink of bankruptcy, a brother pastor intro-

duced me to the social viewpoint in religion. It was in the course of one of those midnight session talks, so beloved of pastors. I was led to speak of my vague longings to make myself useful in this world in a practical way, of my inability to satisfy this urge in the ministry and the discontent resulting therefrom. He understood, and to show me how sadly I had misjudged the field of opportunity presented by religion, he commenced quoting some of Christ's social saying and revolutionary utterances, pointing out their direct bearing on the practical affairs of life. There I commenced to find myself in religion. He referred me also to the social interpretation of the Gospels as set forth so splendidly and clearly in "Christianity and the Social Crisis" by Walter Rauschenbusch. I read it with breathless interest. It was all a marvelous revelation to me. It restored my waning religion, vitalized it, made it glorious, strong, virile and stimulating. I found that the whole Gospel of the Kingdom was a bold, daring, sublimely audacious challenge to make this world an ideal world; a militant call to take up the fight against every power and influence, every institution that is inconsistent with the brotherhood of man; it called for sacrifice—you must turn your back upon wealth and material success, you must expect the revilement and persecution of the beneficiaries of the old order, you must lose your life for the Kingdom in order to make life worth while. The cross that Jesus bids us carry was invested with a new and practical meaning.

After I had won this social viewpoint, the reading of the Gospel thrilled me as no reading had ever done. Here was a religion that equipped you for living, not only for dying—a religion of everyday life; a religion that had a glad message of good tidings for the man with the hoe, for the downtrodden and exploited and a message of import for the innumerable social problems that irritated and troubled mankind. Here was a religion that spoke with authority on all human affairs and could heal all the world's afflictions. I who but a short time before had felt apologetic about the "innocuous desuetude" of religion, now that I had grasped the true magnitude of Christ's religion, felt decisively with Paul "I am not ashamed of the gospel of Christ." I was eager to represent that religion in the world. I experienced a new joy in preaching. I had a message. I had a practical program, a commanding objective. The Social Gospel was in constant, intimate contact with life here and now. I felt: "I am a citizen of the Kingdom and nothing of man is foreign to me." I had experienced in former days a great reluctance to talk religion to those outside the church, I wasn't sure of myself, but now I was proud to speak of my Master's Gospel to any group however hostile; I had firm convictions and the courage of those convictions. I found that the Social Gos-

pel could not be ignored or regarded with indifference by the public at large: people were either for it or against it; it was a live issue that demanded a decision. It engendered real enthusiasm on one hand, on the other vigorous opposition; and I felt for the first time the import of Christ's words: "Blessed are ye, if men revile you and persecute you and say all manner of evil against you for my sake." In short, since I have preached the Social Gospel, Christ has become a living, vital presence to me, an inspiration to sacrifice gladly for the Kingdom cause, the social ideal. In the application of religion to the Social Question, I have found a religion that satisfies my mind, warms my heart, fans the fires of enthusiasm—a religion of the whole life.

Know the Social Interpretation

When I presume to suggest what a minister ought to know about the Social Question, I would first of all urge that he acquaint himself with the social interpretation of the Bible, get the social point of view. Many of the Bible treasures, its most suggestive features have been buried under a mass of dry and meaningless dogmas. Our prejudices and preconceptions distort the facts, under emphasizing here, over emphasizing there. It is refreshing and enlightening to approach the subject from a new angle. I know of no clearer, more illuminating channel of approach than Rauschenbush's "Christianity and The Social Crisis", to be followed up by his books "Christianizing The Social Order" and his "Theology of The Social Gospel." By this time there is a bewildering array of books that treat of the Social Question from a religious viewpoint; Josiah Strong, Vedder, Ellwood Williams and a host of others are illuminating in the extreme.

Know Men and Movements

These should serve as text books for the minister but he should by no means neglect the social laboratory work of personal contact with the subject matter: the men and women of every walk of life. He should seek to keep informed on the important topics of the day, discover the tendencies of the time and strive for a comprehensive grasp of the social movements—Single Tax, Socialism, Labor Party, etc.; they are an integral part of the Social Question and reveal the temper, line of thought and attitude of the masses. From my personal experience with Labor Union and Socialists, I can truthfully say that they are not as far from the Kingdom as it appears from the outside. Their loyalty to the group, their readiness to sacrifice for an ideal of justice as they see it, is a hopeful sign. As Christ in His day shamed the religionists by showing that the outcast Samaritans were at times capable of worthier action than they, so in our day some of these groups whom we are

supposed to regard as enemies of society, are in fact setting us an example of social concern and social responsibility in which we are often woefully lacking. During the war, I walked through the streets of Toledo, passing Christian churches before all of which were displayed war-topics breathing of hate for next Sunday's sermon. In the heart of the city in a large bare storerooom, I found a group of men, mostly laborers, earnestly arguing the crime of war and resisting the strong current of public opinion to draw them into the bloody maelstrom: English, Irish, Americans —they yet spoke of the foe as 'our comrades'—and they were Socialists. I hung my head in shame as a pastor.

Know Labor's Point of View

Personally I believe that the avarice and greed of plutocracy will overreach itself sooner or later and cause its own downfall here as in Russia. What the temper of labor will be when it succeeds to this rule will depend largely on the amount of Christian spirit we will have imparted to it. But we cannot inject the Christ spirit into those radical movements; we cannot convert them to the Kingdom Gospel by the prevailing attitude of stand-offishness and aloofness. Not long ago, I read this utterance of a labor-leader: "The Church has as an organized body no sympathy for the masses. It is a sort of fashionable club where the rich are entertained and amused and where most of the ministers are muzzled by their masters and dare not preach the Gospel of the Carpenter of Nazereth." We may not agree with that statement, think it unjust, yet our attitude to the Social Question has been so negative, as to convey the impression of indifference a least, if not of hostility to the worker. I myself have been in metings where the mention of the church was hissed and the name of Christ applauded. I know from experience that the Social Gospel of Jesus is congenial to the mass of the workingmen; it is the church that has alienated them, because it does not understand, it bungles in its attempts to reach the multitudes.

Where Do You Get Your News and Views?

I have found that a large number of ministers have only the business-man's viewpoint of the industrial and social situation, the viewpoint presented by the newspapers and magazines, from which it appears there is but one side to the whole tangle; that capital can do no wrong, that capital is the great essential bulwark of society and all attacks upon it are anti-social and disloyal; that if labor would but increase production, submit without questioning to all regulation of hours, conditions of labor and wages, all would be well—prosperity would smile impartially on all. Yet there are decidedy two sides to the quarrel between capital and labor and our judgment in these matters cannot be just and fair unless we study

and weigh the cases of each. When one reads an expose of the prostitution and commercialization of the press as set forth in Upton Sinclair's "Brass Check" (which every minister might well read), it becomes clear that the daily newspaper is interested only in presenting the case of capital as favorably as possible and in discrediting labor. I would therefore advise every pastor to read labor journals and even 'radical' publications together with the daily grist of capitalistic news, if they would strike a fair balance in their judgment of labor disputes. Then they will be in a position to speak intelligently to both groups and bring not only brotherly love and fine sentiments but the light of understanding as well to the solution of the Social Problem.

Natural science has made great strides and it has revolutionized living, has enabled us to subdue nature. But man's attitude toward man is still what it was in ancient Egypt, Greece and Rome, an attitude of hostility, of strife and of selfish competition. The knowledge of man, of his relation to his fellowmen, of the equitable efficient regulation of human intercourse—knowledge has lagged far behind natural science, because of neglect, because we feared to change, adjust and modify social conceptions and customs. We have made peace with nature but not with man.

There are so many sides and angles to the Social Question, it is so involved, intricate and complex, that it is well worth a lifetime of study and preparation. I have merely set forth here a crude outline of the elementary steps which I personally found of value in dealing with the problem. This is not intended as a scholarly treatment of the great theme but merely a setting forth of a few observations and suggestions based on personal experience, which, it is hoped, might stimulate a brother pastor here and there to seriously approach the study of the Social Question from the Christian viewpoint. God grant that they too might by such study be brought nearer to Christ and their brothermen in a vitalized, hope-inspiring, satisfying religion, that challenges the best in man, and counts all well lost for the great social ideal—The Kingdom Of God On Earth.

A Standard for English Services.

A paper read before the Chicago Pastoral Conference by Prof. Paul N. Crusius

Introduction

When the first English service—the first full service of worship in English—was held by an Evangelical pastor, I do not know. I have good reason to believe that our pioneers actually did preach in English before the Civil War. But twenty-five years ago, Eng-

lish services in our churches were as rare as automobiles in the streets.

Now the question is no longer, Shall we have English services? The question is, How shall we conduct our English services?

The Synod offers the Book of Worship as a guide. Yet there is, and continues to be, a wide divergence in usage among our pastors and churches with respect to the form and order of the English morning service, a divergence far in excess of that which obtains in our German services.

From the very nature of the Evangelical church, a great latitude of form should be permissible. But the limit of this latitude was reached, or very closely approached, in our German practice, and to exceed this in the English services has a tendency to destroy our unity of historical tradition and our sense of denominational identity. Pastors have more than once in the past pointed to the unfortunate effect of such differences as there are in the German services of our churches. The members of St. Paul's Church of Chicago might feel strange in St. Paul of another city. If this was the case with respect to our German services, it is much more so in the case of our English services.

It is not my purpose to argue for absolute conformity to a single form of service. The right of any church to be different was settled long ago. But the differences have been, in the main, nonessential. In essentials, there has been unity, if not uniformity. What has been true of our German services, should be true of our English.

In the paper which follows, I present some arguments for the necessity of conforming to a certain form for Evangelical English services. I propose to deal with the subject in five sections, or theses.

I. Among Protestant churches, at least, the form of the service of worship in each denomination is characteristic of its origin, its doctrine, its spirit or genius, and its tendency.

II. To discover the genius or characteristic of the Evangelical church, it is necessary to go back to the practice of the church in the German language, especially as given in the Agende. By this test, the Evangelical Church is liturgical.

III. It is not sufficient to translate literally the German language of our service into English, but necessary to adopt the English idiom of devotion, which is classic for America.

VI. Inasmuch as the most conservative Protestant church once broke with the Roman service, and continues to make changes in its service, it is proper to make changes which are adaptations to modern conditions in America, sometimes real improvements in beauty or dignity of worship.

V. A basic uniformity in the manner of worship is essential to the life of any denomination.

VI. And finally all possible identity in our English services with what is the language of religion in America can only extend our influence and growth as an American denomination, and tend to keep us in the way of that union of Protestant Christianity in which our church has been not the least notable experiment.

I

Among Protestant churches, the form of the service of worship in each denomination is characteristic of its origin, doctrine, spirit, and tendency.

This statement calls for no great elaboration.

1. All Protestant churches seem to fall at once into two classes, the liturgical and the non-liturgical. But there is no sharp line of demarcation. All Episcopal and Lutheran churches, of course, are liturgical; but it can hardly be said that all Presbyterian or Congregational churches, for instance, are non-liturgical. I have visited Congregational and Unitarian churches in New England which have a distinctly liturgical service; I have attended a Congregational church in the Middle West whose service is less liturgical than that of its Methodist neighbor.

2. It is well to recall what it is that makes a service essentially liturgical.

A. Formally, it is almost a question of the use of a Book of Worship, particularly for the general prayer. But this is not quite all. Responses by the congregation simply cannot be absent if the service shall be said to be liturgical. These may take the form of a) musical responses after prayer and creed; or b) responsive readings; or c) chants; or all of these.

Formally, the Evangelical church is identified as a liturgical church by its use of a *Book of Worship,* and by the responses of the congregation, as well as, to some extent, the use of responsive readings. The Lutherans have gone farther by taking over also the use of the chant, for which there is at present little prospect in the Evangelical Church. No exercise in which the members of the Evangelical or non-liturgical church can tak e part in the service is more effective—unless I except the repetition of the Lord's Prayer—in creating the sense of being in the presence of the Holy One Himself, of feeling that God is in His holy temple. But the chant is something exotic to our churches, and probably will gain little, if any ground, during our generation. Instead of the chant, we have the *chorale,* for which the Church of England has long professed an undisguised admiration. While not strictly liturgical, its noble music, majestic rhythm, and everything about

it so well fits it for worship, as distinct from music that expresses a more self-conscious emotion or thrill, that it must be said to belong in a liturgic service. Every regular morning service should have at least one chorale, not merely because it is typical of our church, but because it is one of man's noblest achievements in the effort worthily to magnify the Lord. It is what our church can do to keep the service of God's temple pure from the defilement of worldliness. The chorale is a precious heritage which we must on no account sacrifice to the whims of a congregation that may think them slow, or to a mistaken sense of popularity, or a misplaced taste that prefers Rodeheaver to Haendel.

Another formal characteristic of the liturgical church is shared by us in the observance of the church year and the reading of the gospel or epistle for the Sunday.

Still another, our emphasis on the catechism and confirmation

B. Doctrinally, the conception of the Church as such, and of the minister, plays a part in determining whether a service of worship tends to be liturgical or non-liturgical. A church like the Lutheran which is strictly confessional will secure practical uniformity of service in all its congregations. A church like ours will of necessity admit at least two types of service, the Lutheran and Reformed, besides any number of modifications of each in every congregation. The absence of complete uniformity in our services is therefore an indication of our doctrinal position.

Again, the highly liturgical Episcopal church could hardly be otherwise in view of the sacerdotal character of the minister;—he is a priest. He is one set apart even from the priestly ministers of other churches by the doctrine of the apostolic succession. Imagine your ministers the only ones properly ordained, and your church the only true member of the body of Christ,—of course your services will not only be liturgical, but medievally so, because you are bound by tradition.

We are reminded here of the dual development of Christian worship. There is no accurate complete account of the earliest Christian assemblies. But not later than the fourth century two elements are clearly discernible—in the Christian service of worship; the preaching of the word, the use of the sacraments, and other features according to the New Testament, and a priestly clergy in a service attended by a pomp derived from the Temple worship of the Old Tsetament with a considerable adaptation from ethnic and mystery religions.

To what precise extent a sacerdotal character is ascribed to the Evangelical pastor, as distinguished from an Episcopalian, I confess I do not know, because I am not aware of a consensus of opinion, but there is enough to demand of the Evangelical pastor

a due regard for correct form in the service of worship. He is a priest in the liturgical service.

I refrain from fuller discussion of this topic in view of the extended treatment already given so much better than I can hope to give it by Dr. Irion (Magazin, July, 1921). But I would draw attention again to the liturgical inference of Dr. Irion's statements. The priestly character of the pastor is inconsistent with too free and informal a service. Ours should be *formally* a more liturgical than non-liturgical church, because it is *doctrinally* committed to a ritual worthy of a priestly conception of the pastor's office.

Much more could be said about the advantage of a liturgical service. I am content, however, to have indicated very briefly the elements of liturgical worship, and to have pointed out that both formally and doctrinally our church belongs among the liturgical.

II

So, I have already anticipated my second thesis, which is, that to ascertain the characteristic of our church it is necessary to go back to our usage in the German language with regard to the service of worship.

Possibly the first thing that would strike a stranger coming into one of our German services is the fact that the Evangelical pastor wears a *gown*. This implies, as Dr. Irion has pointed out, a certain sacerdotal character in the minister, which in turn carries the implication of a liturgical service.

Even the Calvinistic churches, especially the Presbyterian, which in parts of this country has fallen into formless or barren ways, have made the discovery that they, too, had a liturgical tradition. They are beginning to return, therefore, to liturgy. In Cambridge, Boston, and New York, all the older—and more aristocratic—churches of the Presbyterian, Congregational, and Unitarian denominations have a genuinely liturgical service, and the minister wears a gown. The service in Harvard College Chapel, which is unsectarian, includes chants and responses sung by the congregation as well as responsive readings. The students in the theologically liberal Union Seminary and Harvard Divinity School are brought up in a wholly liturgical atmosphere by the use of the chant, for instance, even in the daily chapel exercises.

My point is this—inverting a familiar phrase: "Wenn solches am duerren Holz geschieht, was soll man nicht vom gruenen Baum erwarten?" If some of the Calvinistic churches, even the Unitarian, have held to liturgical forms, and others are returning to them, what reason have we to forsake the way of tradition?

This question is particularly pertinent with regard to the use of the gown. I do not happen to know whether a single one of the

brethren here present is among those who dons the gown for his German service, and doffs it for the English, but I know that it has been done.

It has been done in a mistaken attempt to be English, or rather Amreican, all the way. The young people had to be held by offering them English services; the young people, forsooth, had to be held also, it seems, by wearing a Prince Albert instead of the gown; and the young people had to be held by introducing the Pentecostal Hymns, or Crowns of Rejoicing. That was pouring out the child with the bath; but more of this presently.

Coming to the liturgy itself, our standard, I have said, is the German usage. We may accept this as standard not merely because it happens to be older than our English usage, but because it is essentially in harmony with tradition all the way from Luther and Zwingli. I am aware, by the way, that when I speak of *one* German usage, I speak of something that does not exist. We have the two types, the Lutheran and the Reformed, the more elaborate and the more simple, with the Lutheran tending to become simpler and the Reformed more elaborate by mutual influence. But they are both liturgical, both Evangelical, and essentially alike. It is the business of the pastor who begins an English service where there has been only German before to conform the English service to the type of the German service. The Book of Worship, which is a faithful translation of the Agende, makes it easy to keep true to type. And a service according to the Book of Worship is a dignified liturgical form of worship. To be sure, the pastor should not lose the opportunity to make the English service, if anything, richer than the German has been, and to adapt it at once, as perhaps he cannot adapt the German service, to new conditions. He may, of course, and probably will, find it difficult to carry through the kind of a service that he would like to have. But he should hope to educate his congregation to a liturgical English service.

I shall have a little more to say about this under my fourth point.

III

We are coming now to the third of my theses. It is not sufficient to translate literally the German language of our service into English, but necessary to *adopt* the *English* (American) *idiom of devotion*, which is classic for America. We all learned from our lessons in Caesar and Xenophon that the most faithfully literal,—or, as I have heard students call it—wordly translation may be the worst. There must be respect for the idiom of the language. We must translate the German language of worship not literally but spiritually into the traditional English language of worship.

To illustrate what I mean by example and analogy. There is a German style of punctuation, Interpunktion, that is perfectly logical; but it is not the English style. In German, it is proper to speak of "die ehrwuerdige Behoerde"; but in the American idiom, no board is "honorable." The brethren are aware of this difficulty when they sometimes declare: "Mir ist die englische Kanzelsprache nicht so gelaeufig wie die deutsche."

The Lutherans have shown us how to translate the German service into the English. The United Lutherans have not translated the prayers of a German Agende at all to any considerable extent, but adopted the historic prayers of the Book of Common Prayer of the Anglican Church. Incidentally, our own Book of Worship uses many of these prayers. On second, if not on first, thought, the Lutherans have done well in this, and we do well ourselves to make good use of the riches of what I truly believe to be the most beautiful language of worship extant—that of the Book of Common Prayer. It repays us to study not only our own Book of Worship, but besides the Common Prayer, "Common Worship" of the Presbyterians, the Pastor's Manual of the Congregationalists, and the Liturgy of the Lutherans and of the Reformed.

The too great literalness of which I speak extends beyond the mere language, however. I could find more to say about language but I wish to proceed now to the fourth thesis.

IV

It is proper to make changes which are adaptations to modern conditions in America, and sometimes real improvements in beauty or dignity of worship.

Our first congregations were made up of pioneers who were clearing the wilderness or breaking prairie sod, or—in the cities—of the humbler artisans and day-laborers for the most part. Originally, there was neither wealth nor fashion, or much education among them or their children. The houses of worship were, and some are still, small, rude meeting-houses innocent of architectural pretensions or churchly dignity. It stands to reason that the service of worship was of the simplest kind. Where these conditions continue, the service should properly be relatively simple. But many of our congregations have grown in size, wealth, culture, and fashion. Many have beautiful houses of worship. Many of the younger members particularly have become familiar with the service in other churches. For such congregations, it has been advisable to change customs that, of themselves neither good nor bad, seem "too old-fashioned."

A case in point is the collection of the *offering*. Our old csutom has been to place this after the sermon, during the singing

of a hymn. American churches commonly have the offering before the sermon, and have an offertory played by the organist while well-trained ushers pass the plate. They have done more than this. It is more than a mere difference of position. *Through* the *pastor's blessing* of the offering as it is brought reverently and orderly to the altar, the offering has become an integral and *significant part* of *the service of worship*—an act of worship itself. I can imagine one's thinking a great deal more about the size of one's own offering when the collection has become a real part of the service, then one's offering is placed upon the altar, than when the offering is merely tossed into a basket while singing, and carried by one or two Vorsteher into a side pew. There is no question which practice is on the side of order, beauty, and dignity.

Another case in point concerns the closing verse. In the German service, it is almost a law to close with the singing of "Unsern Ausgang segne Gott." There is little use in trying to change that custom, though an inconsistent custom it is. The pastor has just pronounced the benediction: "Der Herr segne dich and behuete dich". Then the congregation asks for what it has already received: it has been blessed, and asks for a blessing. But it may be said that this is a confirmatory response. At any rate, I will not quarrel with the custom in German.

But when we come to the English service, we are bound by no customary hymn. Pastor and congregation, however, seem to be so much under the spell of the German custom, that they must needs take certain English closing hymns. So in place of "Unsern Ausgang," we sing "Blest be the tie that binds," to a tune by the German Naegeli. Or, it is "God be with you till we meet again."

The *benediction,* and nothing else, *should close a service.* The Lord should have the last word. His benediction dismisses us. Silently, reverently, we should receive the benediction, and silently as possible we should leave the House of Worship. Why should we stay for a hymn of our own after the dismissal by the benediction? Should the congregation have the last word of the service? If we examine the words of any closing hymn, we shall find that it is significant only as sung before the benediction.

In the Evangelical Hymnal:
"Lord, dismiss us with Thy blessing"
"Thy blessing, O Lord, and peace us afford"
"The Lord be with us as we bend, His blessing to receive"
"Saviour, again, we . . . kneeling, wait Thy word of peace"
The only real closing hymn among those in the Evangelical Hymnal that, so far as the words are concerned, might be sung after the benediction is "Abide with us, our Saviour." Yet with this hymn,

how much more appropriate the benediction after, instead of before. As for "Blest be the tie that binds," that isn't a closing hymn at all. It is rather a parting hymn, which is something else; but it was written by John Fawcett after deciding to *stay* with his poor parishioners, *instead of going* to a much better position in London, because he could not bear to leave them. "Blest be the tie that binds", he wrote some weeks later, in thinking of the love of his parishioners that led him to stay. So the hymn originally is a hymn of Christian fellowship, about as appropriate for closing a service as "Wie lieblich its's hienieden." By the way, we put that hymn among closing hymns in the Elmhurst Hymnal, but if I were doing it over again, I would vote to place it among hymns of fellowship.

And then there is "God be with you." God be with you indeed, but there's a song that isn't a church hymn, and certainly not, with its ecstatic tune, an every Sunday hymn. It is appropriate at special occasions.

The benediction should close the service and dismiss the congregation.

If there were time for a fuller discussion, one might mention other examples of possible changes and adaptations. But these two are as sufficient as more could be in support of my fourth thesis, that the English service should be richer, if anything, than the German. Holding fast to that which is lovely and of good repute in our own German heritage, let us enrich it by the best in the tradition of the other American churches.

V

We have found the Evangelical Church liturgical rather than non-liturgical by its tradition in the use of the gown, the Book of Worship, the chorale, and responses after the prayer or creed. Yet each of these is imperiled in some churches, and I am even fearful that in some Evangelical churches not one survives in the English service. I can imagine communities under conditions where such a case might arise. Our church is able to accommodate a wide diversity of usage under the Evangelical symbol. But it is a denomination, not a mere association of churches, and it must, to live and prosper as a denomination, be identifiable anywhere by certain unmistakable signs. The name, which is sufficient with a Methodist or Baptist church, is not sufficient in our case, since, for one thing, two other denominations not at all like ours carry the same name, and many of our congregations are not even known as Evangelical. How many of our good people have I not heard speak of "our kind of a church,"—"Is Rev. Kircher's church the same as our kind?" In small communities, especially, the Evangelical church

is so commonly called the German church, or the Lutheran church, that our own people forget the name Evangelical.

A uniform service of worship is one of the surest means to identify an Evangelical church to Evangelical people. Admitting from the outset that complete uniformity is impossible and unnecessary, is a degree of uniformity impossible? By no means. It would be well if our church, that is the synod in general conference, should occupy itself once more with the question of *minimum essentials,* and try to win adoption of these by insistent persuasion and education not only among the pastors, but among our awakening lay men and women. Conferences and conventions and summer training schools, for instance, conducted always with minimum essentials in mind, would tend to establish at least the uniformity that we have in our German services.

In this connection, there are several difinite proposals for minimum essentials.

A. As requirements.

1. The resident pastor shall ordinarily wear the customary gown in the regular morning service.

2. The Book of Worship shall be the form for the service. With its several forms, longer and shorter, the Book of Worship permits sufficient latitude, if not too much for the purposes of uniformity. The actual use of the book, at least from time to time, for prayers, will itself be a symbol of Evangelical identity.

3. The Evangelical Hymnal (or the older hymnal) shall be introduced, if not already in use, as soon as feasible. Congregations that, for the present, cannot afford the Hymnal, may use the Elmhurst Hymnal. (The "Christian Hymns" is too small a collection for church use).

4. The congregation will rise for prayer and at other times according to the German modus, unless other customs have already taken root.

B. As recommendations.

1. Announcements should be made, and the offering received, before the sermon, and the offering should be brought by the ushers to the altar to be blessed.

2. No hymn should be sung after the benediction. It is proper to sing a three-fold Amen, however.

3. The gospel or epistle for the Sunday according to some recognized pericope should be read in each morning service.

4. A printed copy of the order of service should be at the disposal of every worshiper. (It is recommended that Eden Publishing House provide printed forms for churches that have no weekly calendar.)

I have not ventured to be practical enough to prescribe a service in detail. I have not argued the advantages of a liturgical service. I have merely recalled certain fundamental propositions that should guide us in the transition from German to English services.

VI

Our church is by right liturgical, though not in the narrow sense of the word. It should keep what is essentially characteristic of its German tradition (if only for practical reasons). In giving more and more room to services in the English language, it should take the opportunity to enrich, and not impoverish, its liturgy and order of worship. It is a mistake to suppose that a service in English should be less formal than service in German. It is not a question of language at all, but of the character of the church. In keeping liturgical, we stay where we belong among American churches, with the Episcopal, Lutheran, and other of the older American churches. The tendency of the rest is away from the plainness of pioneer and frontier services with shirt-sleeve practices appropriate, perhaps, in their time under the circumstances,—away from barrenness and formlessness to a more liturgical order. This is noticeable, for instance, in the emphasis now placed by Sunday school authorities on the importance of training in worship.

If we remain true to type, we shall have our reward. The talent given to us was not informality, not emotional religion. It is no small thing to have been entrusted with a legacy of order and dignity, if not of real beauty, in our services of worship.

As we become, inevitably, more and more of an English-speaking denomination, we shall have remained Evangelical, or realized the worst fears of some brethren by losing our distinctive character, not least by the way which we go in our order of services.





Editorielle Aeußerungen.

Das Theologische Magazin im Jahre 1923.

Es ist angemessen, daß das „Theologische Magazin" in seinem Jubiläumsjahr einen ganz besonders hohen Flug nehme. Daß es das vorhat, kann jeder wahrnehmen, der einen Blick in den „Prospektus" tut. Wir haben ja noch nie anders als in dem Tone guter Zuversicht von den im Prospektus angezeigten Beträgen geredet; aber dies Mal haben wir ganz besonderen Grund dazu.

Die Ereignisse haben uns in den Strom kirchen- und weltgeschichtlicher Entwicklung hineingezogen. Das ist nach zwei Richtungen hin so.

Erstens werden die Leser sehen, daß unter unsern Mitarbeitern sich die Namen führender Männer aus der Vereinigten Lutherischen Kirche finden und aus der Reformierten. Unsere Kirche, als auf dem Standpunkt der Union stehend, kann Fühlung nach beiden Seiten suchen; sie hat Glieder, die von Haus aus und ihrer kirchlichen Neigung nach sich zu den Lutheranern hingezogen fühlen, und andere, die sich mehr von den Reformierten angesprochen finden. In dieser Zeit der Konsolidationsbestrebungen mag diese Tatsache große praktische Bedeutung gewinnen. Von einer organischen Vereinigung aller protestantischen Kirchen sind wir noch weit entfernt. Aber innerhalb des Gesamtprotestantismus unsers Landes ist eine Tendenz nach Vereinigung von Gruppen unverkennbar, d. h. Kirchen, die nach Bekenntnis und Geist sich ähnlich sind, streben nach Zusammenschluß. Drei lutherische kirchliche Körperschaften haben sich vor einigen Jahren schon zur „Vereinigten Lutherischen Kirche" zusammengetan, und die Ohio- und Iowa-Synode mögen bald folgen. Unter den Methodisten machen sich ähnliche Strömungen geltend. Auch die beiden seit Jahren auseinander gefallenen Teile der Evangelischen Gemeinschaft haben sich wieder vereinigt. Die Kongregationalisten und Unitarier haben sich einander genähert (Andover und Harvard, einst scharf geschieden, scheinen sich auf dem Boden einer Vermittlungstheologie gefunden zu haben).

Man erinnert sich, wie vor nicht langer Zeit in unserer eigenen Synode die Frage des etwaigen Anschlusses an andere Kirchen ventiliert wurde. "Where shall we go?" so wurden wir in dem „Theol. Magazin" gefragt, und der diese Frage aufwarf, bekundete für sich und im allgemeinen für den Nachwuchs der jüngeren Geistlichen eine Vorliebe für die reformierte Kirche, speziell die Presbyterianer. Dann trat ein anderer auf mit einem entrüsteten: "Why go at all?" und zeigte uns, daß unsere Synode sehr wohl imstande sei, auf ihren eigenen Füßen zu stehen, daß aber, wenn sie Vereinigung mit andern suche, uns die Lutheraner nach Kultus, kirchlicher Gewohnheit und im Bekenntnis näher ständen als die Reformierten.

Seitdem ist es von diesen Dingen stiller geworden, aber die Sache liegt in der Luft. Die Bewegung ist im Gange, und über kurz oder lang werden wir dazu Stellung nehmen müssen. Da trifft es sich nun, daß wir in dem neuen Jahrgang Beiträge aus beiden Lagern haben, und ein sorgfältiges Studium derselben wird uns zum Klarwerden in dieser wichtigen Angelegenheit erhebliche Dienste tun.

Noch in anderer Weise tritt unsere Synode und das „Magazin" aus ihrer Isolierung heraus. Die Kriegsfolgen haben sie mit der

„Mutterkirche" wieder zusammen gebracht. Wie einst der Prophet klagen wir tief erschüttert: „Die eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weint des Nachts, daß ihr die Tränen über die Backen laufen; es ist niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste; alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden." Doch sie hat noch Freunde, wenn ihre Zahl auch klein ist, und unsere Synode gehört zu diesen Freunden, und in ihrem Herzen ist die Liebe aufgewacht wie nie zuvor. Sie ist auch entschlossen, ihr diese Liebe nicht nur mit Worten zu beweisen, sondern mit der Tat und in der Wahrheit.

Die Mutterkirche ist arm geworden an Mitteln und Macht, aber sie ist immer noch reich an Erkenntnis und Geistesgaben, und damit wird sie uns dienen im kommenden Jahr. Wir sind nicht wenig stolz, in unserm Prospektus Arbeiten anführen zu können von deutschen Theologen, die in der Welt der Wissenschaft einen guten Klang und hohes Ansehen haben. Auch in der Beziehung wird das Jahr 1923 sich von allen bisherigen rühmlich auszeichnen.

Wir erwarten deshalb zuversichtlich, daß die Zahl unserer Leser bedeutend anschwellen wird. Tatsächlich können wir uns nicht denken, daß irgend einer, der von den oben erwähnten Tatsachen Kenntnis hat, uns fernbleiben wird. Und damit es jeder erfahre, senden wir die Jubiläumsnummer und den Prospektus in jedes Pfarrhaus der Synode. Möge niemand es ungeprüft und unbeachtet lassen! Und mögen unsere Freunde — und wir haben viele — es besonders in den Distrikten zu fördern suchen, die uns noch vielfach verschlossen sind!

Daß unsere eigenen Leute ihr Bestes liefern, ist selbstverständlich. Es kommt schließlich darauf an, daß wir „die Gabe wecken die in uns ist" (2. Tim. 1, 6). Dazu gibt das „Magazin" Gelegenheit; und ob es nun englisch oder deutsch sei, hoffen wir, daß unsere Brüder mehr als bisher von ihr Gebrauch machen.

Warum können wir unser Budget nicht aufbringen?

Die Vorwärtsbewegung ist seiner Zeit verschieden beurteilt worden. Man muß bedenken, daß sie in der Kriegszeit entstand, aus den englischen Kirchen in unsere hineingetragen wurde und demnach unter der Kriegspsychose zu leiden hatte. Wie die Sachen damals standen, war es unmöglich, daß irgend etwas aus dem englischen Lager — und wäre es noch so gut gewesen — bei uns eine allseitig freudige Aufnahme hätte finden können. Es wurde deshalb von vornherein von den Leitern dieser Bewegung bei uns angestrebt, ihr ein direkt evangelisches Gepräge zu geben. In diesem Bestreben sind sie unsers Erachtens nicht ohne erheblichen Erfolg gewesen. Jedenfalls hat die

Generalkonferenz von 1921 das Werk der Vorwärtsbewegung gutgeheißen und beschlossen, es weiter zu führen. Die Verfolgung der finanziellen Ziele wurde der Budgetbehörde überwiesen.

Dieselbe setzte für das Jahr 1922 ein Budget von 665,000 Dollars fest. Diese Summe war bedeutend niedriger, als man zur Zeit der Hochflut der Vorwärtsagitation gerechnet hatte. Damals war angenommen worden, daß unsere Liebesgaben sich auf eine Million per Jahr belaufen sollten. Als außerordentliche Ausgabe figuriert im Budget bloß der Posten von 100,000 Dollars für das Studentenheim in Elmhurst, dessen Bau von der Generalkonferenz autorisiert wurde. Sonst hält es sich, soweit wir sehen, in angemessenen Grenzen.

Aber wie steht es mit der Ausführung? Es gibt immer flaue Zeiten in jedem Betrieb; man hofft dann auf Besserung, die sich auch gewöhnlich in normaler Weise einstellt, meist so, wie die Erfahrung der Vergangenheit es erwarten läßt. Aber bei uns waren die Zeiten nicht nur flau, sondern „oberflau" — wenn man sich diesen Ausdruck gefallen lassen will. Das synodale Barometer stand andauernd auf „Schlecht Wetter." Schließlich gingen Sturmsignale in die Höhe, und endlich wurde gar der S O S-Ruf ausgesandt. Save, oh save! Das Schiff ist in Gefahr unterzugehen. „Drei Viertel des Jahres ist vorüber und bloß ein Drittel eingekommen." „Können wir in drei Monaten 70% des Budgets aufbringen?" So lauteten die Botschaften. Sie ließen eine Lage der Dinge erkennen, die nicht nur höchst traurig, sondern vielen von uns auch unerklärlich war. Der Ohio-Distrikt z. B. hatte bis zum 1. Oktober bloß ein Fünftel seiner Quote aufgebracht — und wir hatten denselben immer für besonders fortschrittlich und speziell der Vorwärtsbewegung freundlich angesehen. Aehnlich stand es in den andern Distrikten.

Wie ist dieses synodale Fiasko zu erklären? Das ist eine Frage, auf die wir bisher noch von niemand eine befriedigende Antwort erhalten haben. Natürlich wissen wir, was etwa so gesagt wird: „Die Gemeinden sind nicht genügend befragt worden; es ist ihnen von oben zudiktiert worden. Es ist eine unevangelische Art, Geld einzutreiben" u. s. w. Alles dies und anderes erklärt ja die Sache nicht. Warum sind denn andere kirchliche Körperschaften, auch deutschen Ursprungs, so erfolgreich damit gewesen, z. B. die Reformierten, die Evangelische Gemeinschaft und die deutschen Baptisten? Der Pastor der Vierten Ref. Kirche hier in Cleveland erzählte uns kürzlich, daß seiner Gemeinde eine Quote von 12,000 Dollars (für fünf Jahre) zugeteilt worden sei, und daß sie bis jetzt, in 2½ Jahren, 6000 Dollars, also gerade die Hälfte, abgetragen hätte. Das macht ein jährliches „Benevolence Budget" von ca. 2500 Dollars. Die Gemeinde hat etwa 400 Einzelglieder, alles einfache Leute, gerade wie unsere. Warum ist denn bei uns nicht dasselbe möglich? Zum Teil mag die finan-

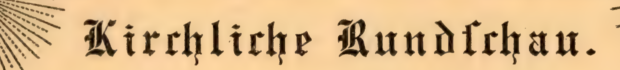
zielle Mehrleistung der angeführten Kirchen sich daraus erklären, daß sie alle ziemlich engen Anschluß an englisch-amerikanische Kirchen haben, bei denen das Geben mehr betont und forciert wird.

Bei uns hat erst die Vorwärtsbewegung darin etwas Wandel geschaffen. Zwar ist die Situation nicht so desperat, wie einige übereifrige Budgetvertreter behauptet haben. Sie haben gesagt, unsere Synode stände auf dem untersten Platz in der Wohltätigkeit. Der offizielle „Census" von 1916 (ein späterer ist uns nicht zugänglich) führt uns mit $327,690 für wohltätige Zwecke an, und es sind auf dieser Liste eine Anzahl Kirchen, die weniger beigetragen haben als wir, obwohl sie uns an Zahl der Gemeinden übertreffen. Außerdem sind dort Dutzende von kirchlichen Körperschaften (65 im ganzen!) zu finden, die nicht entfernt an unsere Aufbringungen heranreichen. Also mit dem untersten Platz ist es glücklicherweise nichts. Es scheint nur, daß in der Synode nach einer kurzen Zeit höherer Ziele und größerer Leistungen sich eine Reaktion geltend macht, und man in Gefahr ist, auf das alte Niveau zurückzusinken.

Das würde eine beklagenswerte Sache sein. Diejenigen unter uns, welche selbst die Erfahrung gemacht haben, wie die Vorwärtsbewegung ihren Gemeinden die Augen geöffnet und die Hände gestärkt hat, hoffen, daß alle Synodalen sich ans Werk machen, um ein solches Unglück zu verhüten. Es ist auch ein schlechter Trost zu sagen: Aufs Geld kommt's nicht an, die Hauptsache ist das Geistliche. Denn man kann Gift drauf nehmen, daß es in den Gemeinden, wo mit dem Geld geknausert wird, auch im Geistlichen nicht zum besten steht. Volle Kirchen sind — in Städten wenigstens — ein guter Gradmesser des geistlichen Lebens. Aber ein reichliches Gehalt pflegen die meisten Pastoren auch zu den geistlichen Gnadengaben zu zählen. Alles in allem genommen sind also w o h l g e f ü l l t e D u p l e x E n v e l o p e s nicht nur im Interesse des Reiches Gottes, sondern auch in dem des Klerikers eine wünschenswerte Aeußerung praktischen Christentums. Und es ist ein besonderes Verdienst der Vorwärtsbewegung, auf diese Art der Geldaufbringung hingewiesen und sie vielerorts eingeführt zu haben.

Der „Sprechsaal."

Von vielen Seiten ist uns der Wunsch geäußert worden, daß nun auch endlich der „Sprechsaal" eröffnet werde. Es soll geschehen; derselbe kann aber nur dann seiner Idee entsprechen, wenn sich viele zum Wort melden. Also ersuchen wir nochmals die Synodalen aufs dringendste, sich die Einrichtung zunutze zu machen und sofort ans Werk zu gehen, d. h. uns reichliche und regelmäßige Einsendungen zukommen zu lassen.



Kirchliche Rundschau.

Zeichen der Zeit.

Auf dem Wege zwischen Mark und Dollar.

Seit einiger Zeit tragen die Speisekarten eines bekannten Berliner Restaurationsbetriebes den Vermerk: „Wegen Mangels an Kleingeld können Zehntausendmarkscheine nicht gewechselt werden.“ Es scheint also — der Mittelstand will das immer noch nicht recht glauben — doch recht viele Zeitgenossen zu geben, die unter dem angenehmeren Geldmangel leiden: unter dem Mangel an Kleingeld. . .

Aber der Dollar steht über viertausend — genau aus der Börsenliste zu ersehen —, und die Mark ist von Papier. . .

* * * * *

Der Mittelstand ist übrigens von der bemittelteren Klasse auf den ersten Blick zu unterscheiden. Er sieht nach besserer Vergangenheit aus: die Damen tragen gewendete, zurechtgestutzte und mehrfach umgearbeitete Kleider; aber sie sparen sich lieber alles irgend Entbehrliche vom Mund ab, ehe sie das gleiche Prinzip einer früher kaum für möglich gehaltenen Sparsamkeit auch auf das — Schuhwerk anwenden. Ganz im Gegensatz zu männlichen Vertretern dieser Rangstufe der Gesellschaft, die man an gewöhnlich recht empfindlich verschabtem Mantelkragen erkennen kann, und an Stiefeln, die wie gewisse Korpsstudentengesichter aussehen: von Schmissen (lies: Riestern) übersät und — wenn man die Sohle anschaut — manchmal recht bedauerlichen Defiziten, die ihr Träger einfach nicht mehr imstande ist, zu decken. . .

Denn der Dollar steht über viertausend, und die Mark — — — Schweigen wir lieber! —

* * * * *

In einem Postamt im Zentrum der Stadt kann man seit einigen Wochen ein paar alte Weiblein beobachten, die sich Tag für Tag um eine bestimmte Zeit mit Einholtaschen und Körben einfinden und aus den Papierkörben, aus den Ecken und unter den Tischen hervor das Papier zusammensammeln, um es zu Hause zu verheizen. Man kann die zerknüllten Formulare, wenn man sie nicht gerade in die Kochmaschine schieben muß, auch verkaufen und bekommt von dem Erlös aus vier oder fünf solchen Geschäften beim Lumpenhändler vielleicht einmal ein Viertelpfund Wurst. Oder einen halben Armvoll Holz, das man sich für noch kältere Zeiten zurücklegen muß. . .

Denn die Kohlen sind teuer, sehr teuer, und der Dollar steht über viertausend. . .

* * * * *

Das Geld liegt auf der Straße. Nicht in Dollar- und Pfundnoten, sondern im Schutt.

Wie das möglich ist? — Sehr einfach!

Der Zentner Koks kostet mehr als vierhundert Mark. Wer weiß, wie

lange noch, so wird er sechshundert oder mehr kosten. Es gibt aber genug Leute, die den Koks umsonst bekommen. Sie müssen ihn sich natürlich holen. Das kostet Zeit und Mühe und wundgearbeitete Hände, aber es lohnt.

Man braucht sich nur einmal in der Nähe einer Gasanstalt in irgend einer Arbeitergegend Berlins zu postieren und die Augen offen halten. Da kommen frühmorgens Frauen und Kinder mit Handwagen und Säcken und fahren um die Mittagszeit mit einer recht respektablen Menge Koks wieder heim, die sie aus der Schlacke gesammelt haben. Man muß sich nur drum bemühen und sich vor keiner Arbeit scheuen. Denn mit sauberen und wohlgepflegten Händen kommt man heutzutage nicht mehr weit, und Geistes- oder Bureauarbeit ist keine Valutaarbeit, wenn der Dollar über viertausend steht.

* * * * *

Der Bahnhof Jungfernheide wimmelt an jedem Morgen von Holzsammlern, die sich für zehn oder zwanzig Mark einen Schein zugelegt haben, der sie berechtigt, im Wald Lese- oder Knackholz zu holen. Lange vor den Hühnern sind die Sammler draußen. um in den frühen Vormittagsstunden, wie die Packesel beladen, zurückzukehren. Ein vollgepfropfter Sack hängt dann an starken Stricken über dem Rücken, ein zweiter wird über die Schulter gelegt und auf den ersten Sack gestützt, und in der freien Hand tragen die fleißigen Sammler noch soviel zusammengeschnürtes Kleinholz nach Hause, daß man meinen sollte, ein Mensch könne derartige Lasten nicht von der Stelle schaffen.

Die Kinder werden nachmittags zum „Nachbuddeln" geschickt; auf den abgeernteten Kartoffeläckern findet sich bei emsigem Suchen noch so manches Früchtchen, das eine wertvolle Beisteuer zum Küchenbedarf ist. Aber nicht nur für den Küchenbedarf! — Die Kartoffelschalen werden dann zum Nachbar Kohlenhändler gebracht, der ein Schwein im Stall stehen hat. Und dann gibt es eine Handvoll Holz dafür. . .

Es muß alles verwertet werden heutzutage, — man muß nur die Möglichkeiten kennen und die Hände regen. Denn der Dollar steigt dauernd, und der Verdienst bleibt knapp. . .

* * * * *

In einem großen Konfitürengeschäft im Zentrum der Stadt war vor nicht langer Zeit ein Aushängezettel zu sehen, der folgenden Text aufwies: „Wir können an jeden Käufer nur eine Tafel Schokolade abgeben. Aufkäufer unerwünscht." Wer vorüberging und die lockenden Auslagen ansah, konnte die Berechtigung dieser Maßnahme wohl verstehen und mußte unbedingt die Geschäftsleitung loben, die derart auf das Wohl ihrer Kundschaft bedacht war.

Einige Tage später fand sich in demselben Geschäft und an der gleichen Stelle ein anderer Zettel, der die Passanten aufmerksam machte: „Neue Ware hereingekommen. Bitte sich einzudecken, da die Preise steigen!" — Das Ganze war also nicht, wie geglaubt, geschäftliche Wohlanständigkeit eines reellen Kaufmanns, sondern ganz einfach ein Trick, durch den erst die alte, billige Ware „gestreckt" worden und dann die teuere neue einen schnelleren Absatz erreichen sollte.

Der Leidtrager ist der Verdiener, der nicht von irgendwelchem Vermögen leben kann und gezwungen ist, zu kaufen. Denn ähnlich wie in jenem Konfi-

türengeschäft geht es auf dem ganzen Geschäftsmarkt her. Denn der Dollar steht über viertausend, und der Dollar ist Trumpf. . .

* * * * *

In den Gerichten gibt es „Erfrischungsräume," in denen der verdonnerte Prozeßhansl sich bei einer Tasse Kakao oder Kaffe oder Bouillon — im Geschmack ist da ein noch geringerer Unterschied, wie im Preis — „stärken" kann. Die Bouillon ist heißes Wasser, das auf Brühwürfel gegossen wird; über die Bestandteile von Kakao und Kaffee, zu denen es manchmal sogar Milch gibt, ist man sich noch nicht ganz einig. Bisweilen bekommt man für nicht allzu schweres Geld auch Makronen, belegte Brötchen oder Keks, die für ihr Alter zu klein sind. Aber der Umsatz ist doch immer recht rege.

In einem solchen Erfrischungsraum steht hinter dem Ladentisch eine alte Frau. Sie plaudert gelegentlich einmal von ihren Verhältnissen, die recht trübe sind. Mit der Resignation des Alters, das der teuflischen Macht des Herrschers Dollar keine Wehr entgegenzusetzen hat.

„Sehen Sie, ich kriege hier im Monat zweitausend Mark. Dazu kam im letzten Monat eine Zulage von zweihundertundfünfzig Mark. Davon kann man doch nicht leben, nicht wahr? — Ja, die jungen Mädchen, die hier vor mir waren, haben's auch nicht ausgehalten. Fahrgeld bekomme ich nicht, trotzdem ich als alte Frau bei Glatteis nicht mehr zu Fuß gehen kann. Und die Straßenbahnfahrt kostet zwanzig Mark! Wenn ich nicht ab und zu von meiner Schwester in Amerika einen Dollar bekäme, müßte ich verhungern. Denken Sie nur: ich habe seit dem Januar fünf Dollar nebenher verzehrt! Fünf Dollar!— Aber jetzt," setzte sie recht niedergeschlagen hinzu, „habe ich schon lange keinen mehr bekommen. . ."

Fünf Dollar! Man denke! — Heute in Reichsmark auf den Tisch gezählt, sind das über zwanzigtausend Mark. . .

Ja, wenn man noch eine Schwester in Amerika hat. — Es ist doch bezeichnend, daß man jeden Tag hört, wieviel der Dollar gilt, nie aber umgekehrt, wieviel eigentlich noch eine Mark gilt. . .

Eres.

Prof. Wilhelm Herrmann (Marburg University) †

Among the disciples of Albrecht Ritschl two attained to an eminence above the rest. One of the two is Adolf Harnack, the most famous church historian of our time, who celebrated his seventieth birthday May 7, 1921. The other was Wilhelm Herrmann, who died at Marburg January 2, 1922, at the age of seventy-five.

Herrmann studied theology at Halle, where he was for some time the amanuensis of Tholuck and where, in 1874, he became privatdocent. While deeply influenced in his personal religious life by Tholuck and Müller, the two pre-eminent theologians at Halle in that day, Herrmann was not satisfied with their rather vague mediating theology. Theologically it was Ritschl that gripped him. And it is a noteworthy fact that Ritschl gained this influence over Herrmann not through any personal intercourse, but solely through his writings. Herrmann had become

an enthusiastic disciple before ever he met the master in person. But the case was the same, it may be remarked, with most of the leading adherents of the school of Ritschl, Harnack, Kaftan, Haering, and others were won to the theological principles of the great Göttingen theologian without having heard him in his lecture room. A letter from Herrmann to Ritschl in 1875 was for the latter the first intimation that a school was beginning to form itself about him. The theological public was made aware of the movement through Herrmann's little book, *Die Metaphysik in der Theologie*, published in 1876.

In 1879 Herrmann became professor of systematic theology at Marburg. From the beginning he was recognized as the leading personality in the faculty. He, more than any other, gave it international fame. He was a scholar of rare attainments, and yet when the name of Herrmann is mentioned, it is not learning that one thinks of. When Herrmann is named, one thinks of a glowing spirit, of a mind of great freedom and originality, and of a faith intense, sure, and joyous. His writings offer no unusual wealth of mere information. What impresses the reader is something far better than that. It is the keenness of thought, the breadth of vision, and the force of a very marked personality. His extraordinary impressiveness as a theological thinker was due in no small part to his concentration of emphasis upon the few great essentials of religion. In all his discussions one felt that his purpose was always to put only vital matters in the foreground. He represented in an ideal way the union of intellectual freedom and religious certainty. And withal he possessed the faculty of gripping the mind and heart of hearer and reader. In his lecture room each individual hearer felt himself to be personally addressed.

Herrmann was an inspiring and skillful lecturer. Though physically not robust, he was erect in figure and easy in his movements and bearing. His face was very expressive. His ample forehead was especially full just above the brows. The eyes were large and their look was calm and searching. His delivery was always warm, sometimes impassioned, and yet he always practiced due self-restraint. His utterance was very distinct and was never too swift to be impressive. He lectured standing, seldom so much as glancing at his manuscript that lay spread before him.

Herrmann's first work of ample scope was *Die Religion im Verhältnis zum Welterkennen und zur Sittlichkeit* (1879). But it was his *Der Verkehr des Christen mit Gott* (The Communion of the Christian with God) that first brought him universal recognition. It was first published in 1886 and is about to appear in its seventh edition. Its English version deserves to be even more influential than it has been. In 1901 appeared the Ethik; its sixth edition is on the way. An admirable criticism of Catholic morality is found in *Katholische und Evangelische Sittlichkeit*, known to English readers as the larger part of the book entitled *Faith and Morals*. A very characteristic example of Herrmann's thinking and of his controversial style is his *Die Gewissheit des Glaubens und die Freiheit der Theologie* (The Certainty of Faith and

the Freedom of Theology). Another weighty discussion is given in the booklet: *Die sittlichen Weisungen Jesu* (The Moral Precepts of Jesus), third edition, 1921.

Herrmann's religious and theological interest centered in the historical person of Jesus Christ. The earthly life of Jesus he held to be the ground of faith. It is the overmastering impression of the 'inner life" of Jesus, of his sublime certainty of God, that makes it possible for us to be sure of the reality of God and of his love. Herrmann emphasized this limitation to Jesus' earthly life. The triumph of that life in his resurrection from the dead was, for Herrmann, a "*Glaubensgedanke*," a persuasion that issues from the faith that the earthly life of Jesus has already awakened and grounded. Thus Herrmann made a distinction between the ground of faith and the content of faith.

Not unnaturally this restriction of the ground of faith called forth no little contradiction. By far the weightiest criticism of Herrmann's position was that of Kähler in his *Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche, biblische Christus*. Kähler maintained that it is and ever has been the testimony of believers to "the whole biblical Christ"—to the Christ who lived, died, and rose again—that awakens faith. In the friendly controversy which Kähler's pamphlet provoked, several Ritschlians (for example, Haering and Kirn) sided with Kähler in his insistence upon the thesis that the resurrection of Jesus is an inseparable element of the ground of faith. Haering (in conversation) briefly stated his view thus: "You cannot preach the mere 'inner life' of Jesus!"

But in spite of certain questionable features of his theology, Herrmann's influence has been, on the whole, highly beneficial. He was so able and so fervent in contending for his Christocentric principle that many men inclined to an ultra-modern religion have been helped to an essentially evangelical faith. On the other hand, this powerful insistance upon the necessity of complete freedom in relation to all problems of historical criticism has helped many conservatives to a simpler and purer faith. He would have been glad, if it might have been so, to devote his powers solely to the positive task of setting forth the riches that are revealed in Jesus Christ. "If I could preach," wrote Herrmann in his *Communion of the Christian with God*, "like F. W. Robertson or H. Hoffmann, I should make haste to give to the Christian community the best that can be given to it and should cease to be an academic theologian." But there is a second service which the church requires. It is the task of criticism. This is a humbler task than the other, yet it is indispensable. Religious thought needs to be purged of all foreign matter; faith must not be suffered to repose upon false grounds. And Herrmann found so much in the thought and life of the church that seemed to him essentially foreign to the gospel, that he felt himself called to do all that he could to purge it away. Hence much of his work assumed a polemical form. And sometimes he was very severe in his criticisms. Yet no one who really knew Herrmann doubted that he was animated solely by a zeal for the truth. In con-

troversy he showed no partisanship. Though himself classed as of the liberals, he would, upon occasion, combat a liberal as frankly and vigorously as he would a conservative. Indeed, some of his most unsparing strictures have been directed against some of the positions and tendencies of "modern" theology. On the other hand, "positive" theologians, like Kähler and Ihmels, have received from him much cordial praise. Some of his criticisms, however, have seemed even to his admirers to be unjust. Frank and Luthardt, for example, fared ill at his hands.

That Herrmann dispensed blame and praise without regard to theological parties is perfectly consistent with his standpoint. The popular distinction between "conservative" and "liberal" seemed to him stupid and meaningless, because it disregarded the main issue respecting the Christian faith. Criticism can neither establish nor undermine the real faith that Jesus brings; for this comes in an overmastering way through contact with the fact of the historical Christ. Therefore Herrmann was never disturbed by historical criticism, no matter how radical it might be. The only liberalism that he contended against was the dogmatic liberalism that did not hold fast to the historic Christ. And his strictures upon conservative theologians had to do, not with the details of the orthodox system, but with what he judged to be remnants of the Catholic tendency to exalt mere tradition or to acknowledge an external authority in dogma. And so, in spite of his sharp polemics, he came to be very highly esteemed by theologians both on the right and on the left. Probably no man of his time did more than he to overcome the merely formal and superficial distinction between "positive" and "liberal" theology. And yet no man saw more clearly than he that there are radical and vital differences in theology. Wherever such differences seemed to him to exist, he would have been the last man to disregard them.

Herrmann's relation to Ritschl was that of an independent thinker's free espousal of like principles. Herrmann was in fact a very original thinker, and he either modified or developed the principles of Ritschl in a significant manner. On the whole he was more biblical in his standpoint than Ritschl. The same is true respecting Kaftan and Haering, the other two of the three leading Ritschlian dogmaticians.

There is no longer a Ritschlian school. The divergences among the older Ritschlians have been sufficient to dissolve the former sense of a unity of aim and method. Different types of Ritschlian theology have been established. Of these types, that of Herrmann, in spite of some unfortunate limitations, is the most significant, while the more circumspect and broadly sympathetic theology of Haering has met with the least adverse criticism. The Ritschlians of the younger generation are really, for the most part, no longer Ritschlians. They have, with few exceptions, either gone the way of the "history-of-religion school" (Troeltsch and others) or else, like Wobbermin and Otto, have struck out more individual paths. Something like a genuine Ritschlian tradition is represented by a few of the pupils of Kaftan and Herrmann.

Mention may be made of Horst Stephan, an ardent disciple of Herrmann's, who has become the successor of Kattenbusch in Halle.

It is unnecessary here to review the points at which the theology of Herrmann seems vulnerable. His Kantian theory of knowledge as applied to religion, his marked antagonism to mysticism, his peculiar thesis respecting the historical Jesus—these and other questionable features of his theology should not hinder our appreciation of the lasting merits of his work. The genuine fruits of his labor will abide, the rest will fall away.

J. R. Van Pelt in the Methodist Review.

Is a True Faith Important?

A line of thought ran as follows: On the question, "Whom do you say that I am?" we must not overestimate a correct answer. Some think so highly of the creeds that any deviation is a sin. But the creeds are intellectual statements passed by a majority vote. A man high in the church who made much of orthodoxy was found to be living a bad life. Much more important is the life than the creed. People who do not believe correctly, or who do not know what to believe, live a beautiful life, and that is the supreme thing. If you have enough faith in Christ to follow Him in a good life that is all that is necessary. Correctness of belief is secondary, good in its place, but not all important. And more to the same effect.

This is a line of thought so popular that a word or two might be said. Christ evidently did not share this indifference as to His Person, or He would not have asked the question, "Whom do ye say that I am?" But not only this question, but all His discourses, His parables, His miracles, His direct and indirect influence, His death, resurrection, ascension, descent of the Spirit, His leading of the church, work and teachings of the apostles—all these were ways of securing correct answer to the question, namely, that He was not only a son of God like the rest of us, but the Son of God. If the disciples had not believed that, they would not have gone forth preaching, and Christianity would never have been heard of.

But they were bound to answer the question. No faith can exist without an intellectual element. Faith as trust in Christ means in the nature of the case that the person has a conviction as to who the Christ is, and the quality and amount of the trust is in direct proportion to the conviction. Every person who has anything to do with Christ as believer, semibeliever, or deliberate unbeliever has already answered the question, "Who am I?" Even the one who says, "I don't know what to believe about Christ, but I want to be good and do good like Him," knows enough about Christ not to believe in Him as Saviour and Lord. His agnosticism is an intellectual judgment. Any kind of faith one has in another person rests inevitably on an intellectual conclusion as to that person.

A man who believes rightly but lives falsely does not invalidate

true faith, but shows that by lack of instruction, by ignorance, or by deliberate choice, he does not know what true faith is. He needs intelligence as to the scope, meaning, vivid and vital power of faith, so that he may—if he wills—exchange his mechanical so-called orthodoxy for genuine religion.

Nor is it sufficient to look upon benevolent people and say, "They do not believe as you do, and yet see how they live. Their faith is just as good as yours." Well, faith and duty, or whatever it is which leads a man to noble acts and words, as it did Epictetus, many heathen in the past, and many non-Christians, is a fine thing. But there is no saving principle in work-righteousness, as Nicodemus had to learn and Paul and Luther. It is fine to see a good life which responds to the universal brooding of the universal Spirit. But the saving principle of faith in Christ is an inner vital thing, something which transforms evil men and sends them forth as beneficent agents of salvation. It is only faith which does that, the faith in Christ as Saviour. Remember, your kindly Unitarian or even infidel neighbor has been nurtured by a wonderful mother, namely, nineteen centuries of Christian civilization. Where would he be if brave men and women of heroic faith like Columba and Columbanus had not ventured with their gospel into the dens of his savage ancestors?

We are sometimes misled by the word "heart." Our distinction between the heart and the mind is not a biblical one. Where we use the word heart for the feelings, the emotions, the Scripture (King James version) uses the word bowels. The word heart in that version usually means intellect, heart, will, the whole man, as in the passage, "With the heart man believeth unto righteousness." True faith is the conviction, the belief, the venture, the trust, of the whole being. It is because men had such a faith in Christ as the Son of God that they conquered heathenism and made a chance for beautiful lives of less faith or of no faith in the Christian sense to grow under the shelter of the tree which they planted, the leaves of which are for the healing of the nations.

As to the creeds, they did not pass by a vote. The fundamental one, the so-called Apostles', was never "passed." It grew. The next most important one, the Nicene 325, was indeed debated, but it passed with a vegeance, only three (some say five) out of about 318 votes against it. The fundamental creed of Protestantism, the Ausburg Confession, 1530, was not put to vote—it was the creation of one man, Melanchthon, in conference with Luther at a distance. Historically speaking, it saved Protestantism. He is not wise who joins in the popular cry against the old creeds. He is like a man who rails at a bridge that has brought him over the flood because its masonry and timbers reveal an antique style. The faith behind these confessions removed mountains, that is, converted nations and created civilizations. The only question now is, What is their historical significance, and what is their truth for us? *John Alfred Faulkner, in the Methodist Review.*

Drew Theological Seminary, Madison, N. J.

Is a Knowledge of Greek Essential for the Modern Minister?

By Samuel Dickey, A. M.

(Dr. Dickey is Professor of New Testament Literature and Exegesis in McCormick Theological Seminary, Chicago, Ill. He is one of the ablest students of New Testament Greek in Presbyterian circles. This fall an important book by Dr. Dickey will be coming off the Swarthmore Press (London), entitled, "The Revolutionism of Jesus.")

Lessing wrote of the Iliad (Laocoon XIII): "It is impossible to translate into any other language the musical painting heard in the poet's words." Much the same holds true of the New Testament. No translation or commentary adequately tells its story. The simplicity, the atmosphere, the subtle suggestion and delicate shading of occasional thoughts, the revelation of personality and character conveyed by the writer's choice of phrase or sentence form, finally the exquisite freshness and convincing reality of the whole, all are confessedly beyond translation. They inevitably must escape the student ignorant of Greek. And to miss them is a minister's serious loss.

Further, the man of conviction is the man who knows. Dogmatism is the usual accompaniment of ignorance, conviction of accurate knowledge. And the modern minister needs less dogmatism and more conviction. Fullness and accuracy of information alone can give the latter. The scholar who speaks with authority concerning any period of history must know his sources in the original. He cannot take his interpretations from others, and confess, even to himself, that his information is second-hand. No minister of the Gospel can therefore know too much about his New Testament. It is both his greatest treasury of spiritual suggestion and the surest foundation for his sense of religious authority. These are both considerations which make the study of Greek by the prospective minister emphatically worth while.

But these are ideals, and the preparation for the ministry is a practical business. Acquaintance with the New Testament's atmosphere and complete historical accuracy may be desirable, but they are apparently not essentials. There would be fewer successful ministers than there are if this were the case. Two compensating considerations and two practical conditions need to be remembered.

There is first the increase today in the number of adequate scientific helps to Bible study. We have new translations, popular commentaries, Bible dictionaries, histories, archaeologies, etc., in almost embarrassing abundance. Our predecessors had few tools besides lexicons, grammars and the original texts. They had to know Greek and Hebrew to be able to go behind the King James' Version at all. We are in a far more advantageous position, and possess a wealth of historical and literary information about the Bible no lexicon or grammar can convey.

Then, time has brought a more inclusive view of Biblical inspiration. We recognize the Bible's revelation is not so much contained in the individual words as in the movement as a whole which it describes. If one must choose between them, a knowledge of Biblical History, Biblical Theology and Biblical Ethics is more important than

Exegesis. It is true they are built upon Exegesis, but we can learn its results more adequately and intelligently in unitary and systematic disciplines than by a fragmentary study of limited texts. All these studies supplement each other, but Exegesis no longer holds its old uniquely essential position.

The practical difficulties lie in the field of High School and Seminary curricula. Greek has ceased to be regarded, except by a few partial protagonists, as an essential or even as an important instrument of general education. Instruction in it is no longer accessible to all. There is hardly a High School in the country which teaches it. Many theological candidates fail to elect it in college, and so almost half the students entering the Seminary are linguistically unprepared. Now it is a physical impossibility to get an adequate knowledge of both Greek and Hebrew and a theological training also in three short years of study. As a consequence many of our Seminary graduates go out with such a pitiful smattering of linguistic learning as to find it almost valueless. Their time in the Seminary might have been better spent.

Finally we are confronted with the enlarged Seminary curriculum. Missions, Sociology and Religious Pedagogy have already their recognized place. Religious Psychology, Economics and a half dozen others wait at the door. They are more interesting and obviously rewarding than the tedious linguistic grind. Further, many men have no gift for languages, and make little prograss in spite of valiant efforts. The day is past when church boards and Seminary faculties can theoretically shape an ideal curriculum and then force every type of man to take it. The individual student is in a position now to have his say—and so are the community and pew which demand an executive rather than a scholar, and ask for a socially minded, all-around man, and never inquire whether he has abilities in the "tongues" or not.

In a word, Greek belongs to the desiderata rather than the essentials of theological education. If the student has made an early decision to study for the ministry and so can comprehensively plan his course; if he has the opportunity of a good preparation and can secure the elements of the language before entering the Seminary, or has marked linguistic ability, by all means he should study Greek. For the others, it usually means a loss of something better. It was a Greek who significantly said "Life is short, but the art long."—*The Ministers' Monthly.*

Our National Disgrace

RICHARD W. HOGUE

During my recent stay in England I was repeatedly asked whether statements in the English press to the effect that *political prisoners*—war-time prisoners—are *still confined* in the United States, could be true.

Again and again I was humiliated to be obliged to admit that my own country is indeed the only one of all that were engaged in the world war, that is now in this indefensible position. I use the word

"indefensible" advisedly. The Government has given no valid or defensible reason for its actions. In writing these words I have in mind also the letter sent by Attorney General Daugherty not long ago in reply to inquiries made on this subject by the Federal Council of Churches. The Council published Mr. Daugherty's letter together with its own findings of *fact* regarding the various statements the letter made. (March 11, 1922, issue Information Service, Federal Council of Churches, 105 East 22nd St., New York.)

I have in mind also the practically invariable remark made by all Government officials when writing or speaking of the release of these men—that "No one advocating the overthrow of the Government by violence will be pardoned." It seems to me about as relevant to continue to repeat this ancient formula in connection with these particular men as it would be to reiterate that "No one addicted to walking on his head will be allowed at large." Many of these men I know personally. I know also that the industrial organization to which practically all of them belong is concerned excusively with industry and is not even interested in the overthrow of any government whatsoever.

It would be amusing, were it not for the tragedy that it connotes, to hear men who hold positions of high responsibility talk in this way, as if they were entirely ignorant of the fact, well known to people at large (apparently well known to thinking, intelligent people even on the other side of the world)—that every one of these political prisoners has been legally and completely cleared of *all* the preposterous charges made against them during wartime hysteria; that they are now in prison solely for opinions; and that none of these opinions have anything to do with violence in any degree or direction, or with the overthrow of any government.

Has not the time come for all of us, regardless of church or political affiliations, regardless of the demands of our own personal affairs, regardless of every consideration except that of the plain justice of the matter—the inalienable human rights involved, the sheer humanity at stake—to take our stand definitely, unequivocally, emphatically, in behalf of these men in Leavenworth who are standing so courageously by their principles and their consciences, in the face of such odds? These men are bearing the brunt of the impetus toward intolerance and repression begotten by the war and are upholding the best traditions of American manhood, laying the foundation for a more truly American conception of freedom, a freedom that is worthy of the name.

Surely too few of us, in the churches especially, are bearing our share of this burden, this work of foundation-building. These men are living true to their ideals at the cost, literally, of their lives. How many of us are doing anything like this for the ideals we profess to hold supreme? How many of us can measure up in courage, in sheer honesty of purpose, in *faith*, with these men who are giving their lives in the full knowledge that for them individually there is everything to lose and nothing to gain, that no advantage can possibly accrue to them, personally. They are true to their ideals in the hope

that "the children of the future" may have a better world to live in.

If any one who reads this does not yet know all the facts—the whole truth about these men—I shall be glad to send the information I have if letters are addressed to me in care of this paper.

I feel indeed that the political prisoner situation as a whole is one of the very gravest issues that confront us today, and that we should all, especially we in the churches, make it our definite and serious concern to inform ourselves fully regarding it, in all its bearings.

World Tomorrow.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Philosophy of Prayer, by C. K. Mahoney. The Abingdon Press, 1922. 124 pages, $1.00.

Prayer is a real fact of life. It ought to have a philosophy, that is, it should be possible to show that we have a good reason for our prayer and our belief in its efficacy. So then the author enters upon a scientific study of prayer.

The definition of prayer that seems to him the most acceptable is that of James, who defines prayer as "every kind of inward communion or conversation with the power recognized as divine." He likes especially the idea of communion, because while petition may be a strong and primary phase of prayer, it is not the only one. He notes the almost universal conjunction of prayer and sacrifice among the ancients, and dwells on sacrifice as a means of appeasing the deity as well as establishing a union between the human and divine. Magic and prayer, and the element of mysticism are discussed.

Then he studies the great model prayer, the "Lord's Prayer" analytically. The emphasis on the social nature of real prayer (the plural in the last three petitions), on the fatherhood of God, the necessity of praise, the material and moral needs of man are all pointed out as lifting this great prayer above all others. The second and third petitions receive no treatment, however, although they are the favorite ones with all writers on social subjects: a somewhat strange omission.

The subjective effects of prayer are: they unify man's divided soul; they generate faith; are a dynamic of religious labor; transform life and character.

In Part II the author presents prayer as a cosmic fact. The materialist objects to prayer because our world is a world of law and prayer can't change that. No, we can't change the laws of the universe, replies the writer, but in this universe the individual has a limited power of cre-

ative acts and so can set forces in operation that otherwise would not operate. And besides, prayer has laws of its own, and by conforming to them the praying man subjects himself to the general law of God.

He concludes by discussing the kind of God that is required in a world where man prays. It is the biblical, personal God, immanent in the world and at the same time not limited by it or identical with its totality; not the God of the deist or pantheist, but of the Christian theist.

The problem of prayer and divine providence, of prayer and its apparent inefficacy in the face of a world of suffering and starvation is not considered.

The book is a very thoughtful study of the subject, it is written in simple non-technical style, and deserves to be widely read.

The Spread of Christianity, by Paul Hutchinson. The Abingdon Press, 1922. 276 pages, $1.50.

The latest books on church history produced in this country are: "A History of the Christian Church," by Williston Walker (New York, 1918), and "The Course of Christian History," by W. J. McGlothlin (New York, 1918). Neither of these has as yet achieved great popularity. The author of the present book, however, does not seek to enter into competition with the writers of general church history. He has the special purpose of composing a book for high school pupils, to be used in week-day study classes. It adds, therefore, another volume to the already large number of Abingdon Week-day Religious Education Texts.

In keeping with this scope much is omitted that we find in other church histories, for instance, the development of Christian doctrine. The real theme is "Christianity as a *growing* power." In other words, the spread of Christianity is presented; the missionary more than the scholar; the influence on life and morals more than on science and art. The tone is decidedly ethical, not dogmatic.

In chapter XV (entitled "Who was to spread Christianity?"), which we consider typical, the author reviews the changing ideals of Christian leadership that have played their part in the development of the Christian religion. The apostolic ideal is one of complete consecration to the task of disseminating the gospel. The monastic ideal is that of the ascetic who withdraws himself from the world. St. Benedict, who believed that "idleness is the enemy of the soul" is its finest illustration. The preaching orders were founded to combat heresy.

The Catholic Church found its most efficient defender and propagator in the Jesuits who combined missionary enthusiasm with a military organization. But over against these comes into being, with the modern age, a new force, Protestantism, which frees the individual from the bondage of the official church and leads back to the sources of the Christian life.

Luther is the hero of the Reformation, but his pre-eminent person-

ality and influence are, in our opinion, not sufficiently appreciated in the book. The writer seems to have a decided preference for Calvin and his system, because it proved more capable of organizing itself even against a hostile state. Both churches of the Reformation, however, neglected the great task of evangelizing the heathen world.

John Wesley and Methodism, naturally, receive adequate treatment. The modern missionary movement and the growing influence of Christianity in heathen lands are given due attention.

The style of the book is clear and intelligible to the ordinary reader. There is in it an emphasis on active Christianity, which must make it stimulating reading to the young student.

The Inevitable Book, by Lynn Harold Hough. The Abingdon Press, 1922. 160 pages, $1.25.

"A series of stories of the fashion in which men and women from the most varied groups met the time of crisis in their lives. There are a Captain of Industry, a young Mother, a Soldier in training, a Yegg in Prison, a clever young Salesman, a great Ecclesiastic, a group of Soldiers just returned from the War, a young couple who find it difficult to make a satisfactory home, and there are varied other characteristic people in our busy American life. Each comes to a decisive hour in need of a living word to be spoken from somewhere, and in each case the word comes from one compelling, powerful Book. These stories show how that Book lives again in lives made different by its presence."

This Mind, by Bishop W. F. McDowell. The Methodist Book Concern, 1922. 183 pages, $1.00.

This book contains the Mendenhall Lectures of De Pauw University, delivered by Bishop McDowell in 1922. The title is taken from Phil. 2: 5: "Let this mind be in you, which was also in Christ Jesus." The lectures were prepared with the desire that they might assist members of the student body in making their decision for life work and service in the world. They are not a plea for youth to enter the ministry or mission field. The lecturer desired in this course to state as clearly as he could some of those principles which should govern young people facing their life decisions. Those principles were exemplified by the Lord Jesus when He entered upon His life work, and they are thus expressed: Jesus made His decision, with God as its basis, with truest service to humanity as its expression, with His own personality always at its best.

These principles should also be applied to life's object; in them lies the strength of life; they are to govern our relation to other persons and they will be found valid in life's essential tests; such are the titles of chapters III—VI.

The bishop is well versed in literature and history and fully qualified to make a virile appeal to young minds on the threshold of the serious business of their career.

The Permanence of Christianity, by Thomas Wilson. Hodder and Stoughton, London and New York, 1922. 297 pages, $1.50. (Published in this country by George H. Doran Co.)

This book, containing the "Hastic Lectures" for 1915-17, is one on the evidence of Christianity. It seeks to prove the reliability of the Christian Fundamentals, namely, the personality and attributes of God as taught in the Bible, and His revelation to man; the saving life and work of Christ; the belief in the Holy Spirit as a regenerating influence in man; and the Christian experience of the God of Christ as a real experience.

That is certainly a tremendous task, and, in our opinion, it would have been better if not so much had been attempted; if, for instance, the writer had limited himself to the last of these four points.

He sets out by explaining why his defense is only to be made for the "fundamentals" of religion. He makes a distinction between what is essential and what is not. The Bible, the text book of our Christian faith, contains many things which are neither essential nor authoritative. It is not a textbook on science, or geology or astronomy. Therefore we may accept the findings of experts in those fields without doing violence to our faith in revelation. There is in it a gradual self-revelation of God and a growth in the conception of morality. So the later prophets occupy higher ground than, say, the author of Joshua and the Judges; and the New Testament breathes a different spirit than the Old. Hence the Bible is not authoritative in toto (p. 76), but in the substance of its teachings, which may be summed up in the statement, (1) that the eternal Basis of the Universe is the Supreme Personality, God; (2) that this eternal Personality is good, only good; and (3) that He is our Father, who loves us (p. 79).

The writer stresses strongly the fact of God's personality, but insists, nevertheless, on His immanence in nature. He compares it to man's relation to his physical nature. As a man's soul permeates his body, so God permeates the universe; of course, with this difference, that God is not a part of the universe (p. 86, 87).

Christ's incarnation is inseparably bound up with God's redemptive purpose. God's complete self-revelation was possible in no other way. Christ's death is the strongest manifestation of the truth that God is love. If we do not mistake, his position on the atonement is largely the Ritschlian, which contends that Christ in and by His death assures us of God's love, but that it was not an actual bearing of the divine punishment for sin. The question of the virgin birth is very thoroughly treated, and he comes to the conclusion that, while he personally cannot see how we are to reject the validity of the doctrine, he would yet frankly recognize those who cannot accept it, but believe in Christ's divinity, as genuine followers of Christ (p. 144).

The immortality of the soul is fundamental to our faith. Psychic research may, according to the author, add to our knowledge of the future existence, but valid assurance can only come from belief in the risen Christ.

He is opposed to the idea of the "second chance" in the other world and believes in punishment of the impenitent, although not in actual hell-fire.

The doctrine of the Holy Spirit, which was enumerated in the Introduction as one of the Fundamentals, receives no treatment.

In many modern systems of dogmatic theology the starting point is the individual Christian experience, and from there the approach is made to the "fundamentals" of the Christian faith. Perhaps that would have been a better way to follow than the one which is chiefly governed by the order of the subjects in the Apostolic Creed.

The book shows a very considerable acquaintance with apologetics, and for one who affixes only a B. D. to his name, it is a remarkable achievement. The author does not fail to point out that the way to real assurance is that of moral and religious experience, that is it an act of faith and that outward authority can at best have only a secondary and additional influence.

In one chapter he has a lengthy diatribe about Nietzsche and Treitschke, born of war-time propaganda, which has no connection with the theme, and had better been omitted. He makes Nietzsche the spokesman of educated Germans; every well-informed man of German extraction knows that that is a fiction pure and simple, constructed for the generation of war psychology.

The Lion and the Lamb. A Drama of the Apocalypse by Thomas Osborn. The Abingdon Press, 1922. 264 pages, $1.75 net.

The book of Revelation is one of the most obscure in the Bible. It belongs to the apocalyptic literature, which owes its origin to the stress of persecutions, the overwhelming pressure of the world powers against God's people. Divine intervention is evoked to end the unequal struggle.

There are 3 or 4 methods of interpretation, that have grappled with the problems of the book: (1) The futurist holds that, with the exception of chapters I and II, everything in the book will have its fulfillment in the future; (2) the preterist, on the other hand, considers the book as an account of past history. The apostle wrote for his time and his chapters deal with contemporaneous history; (3) the continuous historical view sees in Revelation an unfolding of the history of Christ's kingdom to the very end of time; (4) the recurrent prophetic view regards Revelation as a description of events of the writer's time, but as also pointing out principles and situations that find their reenaction at every crisis of history.

The author of the above book is of the preterist school: Revelation was written by John in the time of Domitian, when that tyrant had made emperor-worship a criterion of loyalty and instituted systematic persecution against the Christians who refused to comply. The book was written to strengthen the morale of the suffering Christians (pp. 36 and 50), telling them that pagan power was of short duration.

The chief contribution of the writer, however, is the attempt to

show that Revelation is written in the *form of a drama* (p. 60-86), similar to Job. The apostle gives in it a reporter's account of what he had seen and heard (p. 86). In chapters III—V he points out the leading ideas, those of power, conflict and victory, and in chapter VI the redemptive purpose of the book. In chapter VII he sketches the plan of the drama in three acts: (1) earthly needs, (2) heavenly origin, (3) heavenly help.

In that way he thinks a better understanding of the whole book can be obtained, the difficulties of the unfulfilled prophecies be removed: "poetic license" would make a figurative explanation possible; and the unfortunate literalness of interpretation in general would be ruled out of court.

Revelation is no doubt full of dramatic incidents and features; and Mr. Osborn brings that part into very strong relief. But many of the obscurities remain just the same; the difficulties are not noticeably diminished, and the road to real success does not seem to lie in that direction. To us the preterist view which applies the book to the author's own times seems the best. Many of the obscurities have their origin in the apocalyptic character of the book. The contemporaries may have had a key to their meaning. We late-borns will never be able to solve its riddles, and it can only confuse sober minds to stress the millennial or premillennial features of its contents. We must be satisfied with its hortatory and consoling passages, its bracing earnestness of tone and its triumphant assurance of ultimate victory.

Hilltop Views, by Liston H. Pearce. The Methodist Book Concern, 1922. 110 pages, $1.00.

Dr. Kelley says of this book: "Dr. Pearce is at home on the heights. Figuratively, he has spent much of his life on Overlook Mountain, aspirant of high altitudes with their pure air, far horizons, and comprehensive views. In this book, written from life's Overlook he tells us what he has seen from the hilltops of the world. He calls to us: 'Come on up! The views are fine.' So I have found them, looking through his clear illuminated eyes. I urge others to take a look through his binoculars."

Shall It Be Again? By John Kenneth Turner. New York. B. W. Huebsch, 1922. 448 pages.

We have here before us the strongest condemnation of American participation in the late war that has so far been made public. The writer examines every argument that was then or later advanced for our action, and knocks the props away from under it. He saddles one man with the terrible responsibility of dragging the American people into it—and that man is Wilson.

Had only a single chapter of the book been published while the Espionage Act was in force, the author would have been sent to the penitentiary for twenty years.

He explains first that up to the spring of 1917 the American people did not want war, and refers to the speeches of the President which gave expression to this general feeling. We are reminded by him that Wilson won the 1916 election under the slogan that "he kept us out of the war."

Why then did we enter it, after all, so soon after the election had been decided? The motives stated by the President are investigated: that we had to protect our commerce against German submarine warfare; to preserve American lives; to vindicate international law and to right other "intolerable wrongs." It is shown that none of these reasons were valid. The British had violated our rights by their "indefensible, illegal" blockade. The Germans had been more anxious to please us than the English. Our neutrality had been from the beginning a not even slightly veiled fiction. Wilson wanted war, as shown by his repeated threatening notes; his armed ship bill, his breaking off of diplomatic relations.

Then our war objectives are scrutinized: war for democracy; fight against German world domination; protection of small nations, etc. Every one of them is stripped of its specious mask; the falsehood of the claim of Germany's sole responsibility for the war is exposed. The real cause of the war is shown to have been economic and commercial rivalry. German competition in the world markets opened England's eyes to the "German menace," and shaped English policies. French desire for revenge and Russia's ambition for expansion were decisive factors. So it was not German autocracy or militarism that started the war but the imperialistic and capitalistic system of all Europe.

What then were the influences that, besides the President's outspoken antipathy to Germany and love for England, caused us to go to war? *Wall Street wanted it;* big business worked towards that purpose: and both, after it had started, promoted it to the limit of their ability.

Finally the wretched failure of Wilson to obtain even a peace approximating some of his ideals is dwelt upon. All this outlay of money and blood—and nothing to show for it! The only benefit that can come from our taking part in the war is the stern resolve that it shall never happen again. Never should appeal to armed force be made but after a referendum to the people.

The author deals body-blows to all glorifiers of the war. Wilson is throughout convicted by his own words. Any one who takes the trouble to read the book will find it hard to maintain his one-sided attitude. It would be a blessing if it could be put in the hands of a hundred thousand people.

From the Lutheran Book Concern, Columbus, Ohio.
we received the following books and booklets:

Answered Prayers. A Story for Christian Youths, by Geo. W. Lose. 96 pages, 30 cents, in dozen lots 24 cents.

Widow Cooper's Charge, by same author, 25 cents, in dozen lots 20 cents.

Adventures of Captivity, by Frank P. Charpenning, 25 cents, in dozen lots 20 cents.

Joseph Haydn's Two Proverbs, by Frank Hoffmann, transl. 30 cents, in dozen lots 24 cents.

The Lord Will Repay, by Geo. W. Lose, 40 cents, in dozen lots 32 cents.

The Young Patriot and the Table Prayer, by M. Ireland and Geo. W. Lose, 50 cents, in dozen lots 40 cents.

And, the ILLUSTRATED STORIES from the Bible:

Unto You Is Born a Saviour, 35 cents, in dozen lots 28 cents.

Glory to God, 25 cents, in dozen lots 20 cents.

Bible A B C Book, 25 cents, in dozen lots 20 cents.

Joy Land, by Geo. W. Lose, 30 cents, in dozen lots 24 cents.

All these books are attractively bound, the pictures are good, and the tendency uplifting: very appropriate for presents in Sunday school.

From the same House:

A Guide in Church Finance, by Stein, 3d edition, 50 cents: a good explanation of and a strong plea for the Duplex Envelope and the Budget System in raising the church money.

The Active Church Member. A brief biblical manual for his Instruction and Guidance, by R. C. H. Lenski, 1922. 206 pages, $1.25.

The life, work and obligations of the active church worker are here described. It is a *biblical* manual for his use, indeed, the author having his hand in the Bible at all times. Whether L. speaks of the power the worker needs, or his duties, his methods, his aids, his teachings are always drawn from the same source. A particularly fine chapter is the one on the *spirit* of the worker. It must be one of faithfulness, diligence, meekness, kindness, patience, prayerfulness, confidence.

It would be hard to find a text book for the working member that keeps in such close touch with the word of God and yet aims at the same time to stimulate him to his best efforts in his particular situation and church.

In Naaman's House, by Marion MacLean Finney. The Abingdon Press, 1922. 295 pages, $1.75 net.

"This romance of the land of Israel is full of color and interest, and makes the people of an almost forgotten yesterday live again in the throbbing to-day. In the center of this captivating story of adventure and love stands the captive maid, who through a series of strange experiences finds herself in the household of Naaman."

The story of Naaman and the little maid from the land of Israel has always been a favorite with Bible readers on account of the missionary "motif" so plainly underlying it, the beautiful character of the unfortunate general, and the mysterious hand of providence in the fate of the little girl. It is here expanded into a very readable narrative, which shows the imaginative powers of the author to best advantage.

With Earth and Sky, by Will. H. Quayle. The Abingdon Press, 1922. 181 pages, $1.25 net.

"We are glad to welcome this new volume of charming nature studies from the pen of Bishop Quayle. It has been well said of him that he is a "dweller in the innermost heart of nature and a friend of God," and that "he has amazing insight into the Creative Mind and possesses in a marvelous degree the capacity for comprehension and the ability for interpretation." (Jacob A. Clutz in "the Lutheran Quarterly.")

Some of the titles are: "On the Banks of the Delaware"; "Dandelions"; "The Joy of Winter"; "A Surprise of the Desert"; "The Fun of Making Garden"; "Where Mountain and Prairie Meet", etc. The eye of most people is blind to the wonders and the meaning of nature. Quayle enables them to see and interprets for them the language of beauty and truth in the handiwork of God.

Five Books on Sunday School and Home Training

1. Citizen, Jr., by Clara Ewing Espey. The Abingdon Press, 1922. 206 pages, $1.25.

The lessons in this new volume of Religious Education Texts are grouped in pairs, and at the beeginning of each group there is a small picture symbolical of the truth worked out in the lesson. There are 16 pairs of lessons, all for the junior age. They cover the whole range of the junior's moral and religious experience, and show teacher and parent how natural and easy the step often is from the child's thought to the higher truths and principles of life.

2. Home Lessons in Religion. A Manual for Mother, Vol. II. The Four-and-Five-Year-Old, by Samuel Wells Stagg and Mary Boyd Stagg. The Abingdon Press, 1922. 171 pages, $1.00.

This book offers a year of home lessons in religion for little children; it is the product of pedagogical study tested by experience. The lessons consist of story, prayer and song. The stories are not supplied in this book but may easily be found in other volumes of the Religious Education Text Series. "Religion is caught as well as taught," is a significant sentence that tells the purpose of the book.

3. Betty May. A book for mothers and all lovers of little children, by Helen Patten Hanson. The Abingdon Press, 1922. 136 pages, $1.00.

Mrs. Hanson has produced a series of snapshots of significant

phases in the training of a little child by its mother up to about the third year. The crisp sketches are so realistic, vivid, and true to life that you catch yourself asking where you saw the winning little creatures till you remember it was in these pages and not in a delightful home where you were a guest. Parents who aim to live for and with their children in any earnest fashion will find here a book that will confirm them in their best ideals.

4. **The Psychology of Early Adolescence,** by E. L. Mudge. Printed for the Teacher Training Publishing Association by the Caxton Press. The Methodist Book Concern, 1922. 114 pages, 60 cents.

This volume is one of the units of the 3rd year specialization courses for teacher training classes. It covers the intermediate or early adolescence group (12-14 years of age). It treats the physical changes, the intellectual phases and the development of the life of feeling during this period of transition, and so enables the teacher to have an intelligent understanding of the pupil and to do more efficient work along the lines of his religious education.

5. **The Bible in Graded Story.** Vol. III. The Golden Scepter, by Clara Belle Baker and Edna Dean Baker. The Abingdon Press, 1922. 213 pages, $1.50 net.

This is the third volume of "The Bible in Graded Story." The stories are from the Old and New Testament. The selections have been chosen for their story value and their appeal to the child, and no attempt has been made to present a continuous history or to arrange the stories in a strictly chronological order. Where necessary, changes have been made from the original narrative and explanations added, but the direct manner and the rhythmic language of the original story have been carefully preserved. Each story is accompanied by a beautiful picture. While all the stories show clearly that it pays to do right and does not pay to do wrong, undue moralizing has been avoided. The child is thus allowed to make his own application. The book can be used in Sunday and week-day schools as well as in the home. A very attractive volume.

Flames of Faith, by William L. Stidger. The Abingdon Press, 1922. 204 pages, $1.25.

St. discusses here the poems of recent men and women poets from the spiritual side. Edwin Markham says of him: "W. L. Stidger is one of the five personalities of the age. Many souls have been quickened by the march and melody of his spirit. I am happy and honored in his friendship. In his latest volume, "Flames of Faith," he has set forth in clear and ringing terms the lofty ideals of some of the greatest poets of recent times."

Unfinished Rainbows and Other Essays, by George Ward Anderson. The Abingdon Press, 1922. 188 pages, $1.25 net.

"There are in all twenty-six of these essays, all charmingly written. The thought is fresh and vigorous, the style is exquisite, and the

whole effect is stimulating and inspiring. After the first essay the title of which gives title to the volume, some of the other subjects are: "Gathering Sunsets"; "Beyond the Curtained Clouds"; "Tilling the Sky"; "Weaving Sunbeams"; "The Wisdom of the Unlearned"; "The Investment of a life"; "Thought Planting"; "The Rosary of Tears"; "The Unoared Sea", etc. It will be a delightful book to take along on a journey, or on a vacation" (Joe A. Clutz in the "Lutheran Quarterly.")

"The Preacher of these sermons is well known in this country and abroad as a pastor and an evangelist whose fervid messages have always had the true ring and whose earnest appeals have reached the hearts and minds of his hearers."

The Line Is Busy, by Edgar Hurst Cherington. The Abingdon Press, 1922. 180 pages, $1.25.

This little book does not aspire to be a learned discussion of the truths it seeks to interpret, but, rather, to divest them of antique phraseology and exhibit them in terms of practical observation and experience. For instance, in the first essay, "The line is busy," he shows the telephone has become our teacher in economics. If you were to attempt to do all your errands using only your own power, it would require almost your whole day. By using the telephone, you can do them in twenty minutes and have the rest of the day for something else. It has become our teacher in sociology. You learn that "there are others" and that every man is bound to respect his relation to society. It is also a teacher in morals and religious character. We are interdependent. It suggests the great field that calls for social salvation, where Christ bids you labor in partnership with Him. So whether he speaks of "Smokeless Chimneys", or "the Worship of Work" or "Self-Starters", he teaches the reader to gather a valuable moral or religious lesson from the appliances of the industrial or the arrangements of the social life.

Hugo Muensterberg, His Life and Work, by Margaret Munsterberg. D. Appleton and Co., 1922. 448 pages, $3.50.

For this book many of us have been waiting. M. died in 1916; the book comes out in 1922, six years later. The reason for the delay is only too obvious: it was not the writer's fault, the times are to blame for it. He died a month after Wilson had been elected because "he kept us out of war." A few months later we were in the war, but long before this the war psychosis had taken possession of many minds, and M., the so-called "Kaiser's agent," was one of the best hated men of the country. It was said after the beginning of the war that it had been made by college professors, editors and writers, and nowhere was the attitude more venomous than at Harvard College, where M. had been professor for 22 years. Men who had been his friends before passed him now only with a cold bow or no bow at all. He died and was mercifully spared the experience of seeing his life work—the bringing together of America, England and Germany—crumble, but the public mind was effectually poisoned against him

and his works, and it is no wonder that the biographer waited for the war mania to cool and a more normal mentality to be established before she offered the public the story of her great father's life and work.

Hugo Muensterberg was born at Danzig, Westprussia, in 1863, as the son of a prominent lumber merchant. While at the "gymnasium" at that place, he studied Arabic as a diversion, and also explored the mysteries of Sanskrit. In the summer of 1883 he for the first time attended the lectures of Wilhelm Wundt at Leipzig, the father of modern psychology. This marked the turning point in his intellectual life: from now on he pledged himself to psychology. In 1885 he passed his Ph. D. examination and went to Heidelberg. There he wrote a thesis on the eye and received his M. D., 1887. He determined to choose an academical career and began it at the university of Freiburg, in Baden.

Some of his pamphlets on Experimental Psychology he had sent to W. James, the "psychological pope" of America. J. was so impressed with M.'s ideas and originality that he induced him to accept a position as professor of psychology at Harvard. So in 1892, after obtaining a leave of absence for 3 years from the Minister of Education in Baden, M. and his wife set sail for America. He was nearly 30 years old and knew no English, but in a very short time he was not only able to use it fluently in the classroom but even on the lecture platform. After the leave of absence had expired he returned to Freiburg for 3 years, and in 1897 accepted a permanent position on the Harvard philosophical faculty and remained there during the rest of his life.

His work here was successful from the start. In his chosen field he excelled especially in Experimental Psychology. He developed greatly the psychological laboratory method, which was then only in its infancy, and knew how to inspire in his pupils the same eagerness for study that was so characteristic of himself. He kept psychology close to life, and in applying it to law (the witness test), to hygiene, industry (testing the fitness of an employe), the navy (eye test and testing reaction to sudden emergencies), to school life (psychology and the teacher), he accomplished brilliant results. For many years he was one of the most popular lecturers on psychological subjects, and contributed essays to a wide variety of journals.

He was, however, not only a psychologist, but also a philosopher. His philosophic faith he has deposited in his book "Eternal Values," translated from the German, "Die Philosophie der Werte." These eternal values are truth, beauty and morality, or logical, aesthetic and ethical values. To unify all these values, the metaphysical values are demanded. These have their immediate experience in religion; their reasoned-out elaboration in philosophy. This book, altho containing M.'s confession of faith, awakened little response in this country. Its language is too abstract and difficult for the average educated reader. His standpoint is that of philosophic idealism. Religion he

seems to value, but on his own religious life or practice there is not a word in the book.

M. was an authority on Psychotherapy. He explains this science as "an effort to repair the disturbed equilibrium of human functions by influencing the mental life." Not only books did he write on the subject but he practiced it also and succeeded in healing many from their mental maladies. He was a master of suggestion and hypnosis and has led the way in this field.

His capacity for work and his creative energy were phenomenal. In 1909, e. g., he wrote 3 books in 4 months, "Psychotherapy," Eternal Values," and "Psychology and the Teacher."

The great aim he had set himself in life was the friendship among the three nations mentioned above. When the World war broke out in 1914, he saw this fair dream almost shattered. He labored hard to win for Germany a fair hearing, but in vain. Altho he himself did not live to see the worst, he witnessed the great estrangement. His own fame has since suffered an esclipse in this country. To look upon the life of a man who fought so valiantly for international understanding and friendship from the angle of the present situation gives one a sharp pang. There seems to run a note of sadness thru the whole book. Yet if he did not succeed in the one respect—he deserved to succeed.

The book, here so inadequately described, is a splendid tribute to a great scholar, a man of high ideals and great achievements.

The Open Fire and Other Essays by W. V. Kelley. The Abingdon Press, 1922. 346 pages, $2.00.

The former editor of the "Methodist Review" here offers us a volume of essays on a variety of subjects. He is one of those spirits, rare in our country, who, altho in the active ministry, have cultivated a nature—given taste for literature all thru their lives. It would be a treat to sit with such a man and have him discuss with us what little we know about English literature.

The first essay, "The Open Fire: A Reverie," gives the book its name. It is an attempt to interpret the appeal that the sight of the open fire on the hearth makes to sensitive and emotional natures. We quote only what he quotes from one man who found fireside thinking and study futile and envied his drowsing dog:

> He lay in dreamland, one side of the hearth,
> And I, in books a-browsing, on the other.
> No question dimmed my clear philosophy.
> I knew I knew I knew.
> But as I read from misty Thales onward—
> Learning what learned men have thought of thought—
> I lost my way (while still my spaniel slumbered)
> In Plato's tangle, Aristotle's too;
> While still my spaniel innocently slumbered,
> I knew I thought I knew.

Along the years from Eckhart to Spinoza,
Thru Leibnitz, Locke, and others worse by far,
I groped my way (while still my spaniel slumbered);
I thought I thought I knew.
The German giants led me in a flounder
Thru depths of dim epistemology;
I wriggled on, until at last it ended.
I knew that nought I knew.
Then rose my spaniel fresh from blissful slumber,
As blithe as any great Galileo—
He shook his hide, yawning a yawn that told me
" 'Twas he, not I, that knew."

The man in the poem reminds of the farmer who, being asked what he did in winter, answered, "Sometimes I sets and thinks and sometimes I just sets." But, nevertheless, K. culls from his literary stores rich evidence of the charm the fireside has always had for imaginative minds. The next chapter speaks of "Values in Robert Browning." The author sets forth 10 reasons why one should study Browning. We are willing to admit that they may be solid enough, but agree most with what a man wrote him from America:

"O Robert B.,
Cannot you see
You are at times
Too mixed for me?
Drop it! if I may make so free."

Right heartily we enjoyed the essay on "Matthew Arnold's Apostolate." A. looked upon himself as the apostle of "Sweetness and Light." Kelley, however, shows that the intellectual light he brought was more pagan than Christian; that "Hellenism, which Arnold exalts above Christianity is fatally discredited by its failure to brace the moral fibre." And the "Sweetness," the other part of his program, was wholly absent from Arnold's own disposition; he did not practise what he preached. He was an eternal faultfinder. R. L. Stevenson when, in Samoa, he heard of Arnold's death, said, "I am sorry for Arnold; he won't like God." Like Jeffrey he would have condemned the solar system as "badly lighted, planets too distant, pestered with comets, feeble contrivance—could make it better myself with great ease." Our brethren will find this essay a masterly one. We are glad that K. had independence enough to point out the defects of the man who posed so long as the arbiter of culture and good taste ("only a thousand years of England would produce an Arnold," one admirer says. And Canon Farrar adds, "The sum of fair six thousand years' tradition of civility").

It is seldom that America so far emancipates itself as to criticize even an Olympian of English literature.

There are 14 essays in all, all distinguished by a noble style, an astounding acquaintance with the best literature and a fine gift to make it an interpreter of life.

Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Von **Ernst Troeltsch.** Neu-Druck 1919. J. C. B. Mohr, Tübingen. 994 Seiten. Preis ca. $5 bis $6.

Das Buch von Prof. Troeltsch (früher Professor in Heidelberg, jetzt „Parlamentarischer Staatssekretär" des preußischen Ministeriums für Volksbildung) über die Soziallehren der christlichen Kirchen, ist in seiner ersten Auflage schon zehn Jahre alt, aber wegen des Krieges von uns bis jetzt nicht berücksichtigt worden. Doch nachdem wir den „Neudruck" desselben vom Jahre 1919 gelesen, können wir nicht umhin, uns über das bedeutende Werk in Kürze zu äußern. Es ist weitschichtig angelegt (beinahe 1000 Seiten) und behandelt die ganze Entwicklung der Kirche in ihrem Einfluß auf die gesellschaftliche Gestaltung der Menschheit. Wir sehen von der alten Kirche ab und befassen uns nur mit der Sozialgeschichte des Protestantismus. T. unterscheidet in der Darlegung der gesellschaftlichen Ordnung der Kirche drei Typen: den Kirchen-, den Sekten- und den mystischen Typus. Unter dem „Kirchentypus" beschreibt er das Luthertum und den Kalvinismus, doch nicht allein den älteren Kalvinismus Genfs (Frankreichs, Hollands), sondern auch den Neukalvinismus des Freikirchentums (Kongregationalisten, Independenten, Puritaner). Unter dem „Sektentypus" kommen hauptsächlich die „Täufer" zur Behandlung; auch kurz die Methodisten, doch die letzteren entwickeln sich später durch ihre Größe zum Kirchentypus.

Die Kirche als objektive Verwalterin des tatsächlichen Heils mit Predigtamt und Sakramenten kann in ihren Gliedern eine mannigfache Abstufung der geistlichen Beschaffenheit bergen. Die Sekte dagegen verlangt Wiedergeburt und Heiligung bei allen.

Was die sozialen Wirkungen auf das öffentliche Leben anbelangt, so kommt die lutherische Kirche bei T. besonders schlecht weg. Sie hat sich auf die Fürsten gestützt, ihren Gliedern duldsame Gesinnung und Gottvertrauen eingeflößt, in der Dogmatik viel, in der Ethik wenig, in der Sozialethik (von der Familie abgesehen) gar nichts geleistet.

Der Kalvinismus hat auf das Weltleben ganz anders eingewirkt. Er hat von vornherein eine Vorliebe für republikanische Verfassung gehabt, das Laienelement zur Tätigkeit angeregt und ihnen Vertretung gegeben, das sittliche Leben stark betont und beeinflußt. Er ist die Religion der führenden, tatkräftigsten Völker geworden und ein wesentliches Element ihres Erfolgs gewesen. Den Spuren Max Webers, des Soziologen, folgend, behauptet T. sogar, daß der kalvinische Geist mit seiner Betonung produktiverer Arbeit und seinem starken Halt vorzüglich in Bürgerkreisen ein wesentliches Moment bei dem Entstehen des modernen Kapitalismus gewesen sei. Die Beweisführung bei dieser auffallenden These kann allerdings nicht zwingend genannt werden.

Dem Sektentypus läßt T. eine sehr eingehende Berücksichtigung zuteil werden.

Mit besonderer Liebe behandelt er aber den „Mystizismus," dessen Wesen in der Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen auf dem Wege der Kontemplation und der Selbstbearbeitung besteht. Der Mystiker findet einen „Samen" oder „Funken" des Göttlichen überall und bei allen Religionen. Derselbe muß angefacht und stufenweise zur Entfaltung gebracht

werden, bis der Gipfelpunkt der „Vergottung" erreicht ist. „Alles Kirchliche, Historische, Dogmatische, Objektive und Autoritative verwandelt sich dabei in bloße Anregungsmittel" für die mystische Erhebung. Der christliche Mystiker sieht auch in Christo nur das Vorbild und die Quelle solch innerlichen Erlebens. Es handelt sich nicht um das Annehmen von Heilstatsachen, sondern um das innere Aufsteigen in den gottgeeinten Zustand. Vielfach geht dabei die Identität der Persönlichkeit in dem göttlichen Allwesen unter.

Seiner ganzen Natur nach ist der Mystizismus nicht geeignet, soziologisch zu wirken. Der einzelne steht auf sich selbst. Gleichgesinnte mögen sich zusammentun (die mittelalterlichen „Gottesfreunde" und später die Quäker), aber auf die Neugestaltung der sie umgebenden Verhältnisse legen sie es gar nicht ab.

Mit dem Mystizismus hat der moderne Mensch und Theologe eine gewisse Verwandtschaft und zwar wegen seiner **spiritualistischen** Art, d. i. in seiner Betonung der Geisteszustände und seiner Gleichgültigkeit gegen geschichtliche Tatsachen. T. rechnet seine eigene Theologie hier ein. Es ist die Theologie der sog. „religionsgeschichtlichen" Schule. Alles ist der Entwicklung unterworfen, auch das religiöse Leben. Die christliche Religion ist **bis jetzt** die höchste Stufe, die erreicht worden ist. „Eine wirkliche innere Notwendigkeit der Person Christi für das Heil ist für diesen Standpunkt nicht vorhanden!"

T. gibt selbst zu, daß eine solche Theologie kirchlich **impotent** ist, d. i. daß sie eine Kirche weder schaffen, noch erhalten kann; ebenso daß die Zentralstelle Christi für Kultus und Lehre, für die Wirkungskraft und Fortpflanzung des Christentums unentbehrlich ist. Damit spricht er u. E. seiner Theologie selbst das Todesurteil.

Er faßt seine Untersuchungen über die sozialen Wirkungen und Lehren der Kirche dahin zusammen, daß es ihr bis jetzt nicht gelungen ist, eine Lösung der Probleme zu finden, und daß das auch bei der Hoheit der sittlichen Forderungen des Christentums und seiner Ueberweltlichkeit, sowie der Notwendigkeit der Anpassung an die unvollkommene Welt nicht zu verwundern sei.

In dem Buch steckt ein ungeheures Wissen, und das Gebiet, das es bearbeitet, ist noch neu; daher wirkt das Studium desselben ungemein anregend und befruchtend.

Wer war Jesus? Was wollte Jesus? Zwei Vorträge **Von Professor L. Ihmels.** In 6. Aufl. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1921. 60 Seiten. 20 Cents.

In diesen Vorträgen will der bekannte Leipziger Theologe den Laien dazu anleiten, wie er über die Person und das Werk Christi zur inneren Gewißheit kommen kann. Die alte Frage: Was dünket dich um Christum? kann ja nie verstummen. Die Antwort darauf scheint aber durch die gelehrten Forschungen zu einer sehr ungewissen, jedenfalls durchaus nicht feststehenden geworden zu sein. Ist es denn dem Laien nicht möglich, zu einer befriedigenden Lösung zu kommen? Muß er stets gewärtig sein, daß ihm die vermeintlich gewonnene Gewißheit von der Forschung wieder geraubt wird?

Nein, sagt J., so prekär steht die Sache nicht. Die Quellen liegen zur Hand, an denen auch der Laienchrist eine klare Einsicht über die Person Christi gewinnen kann. Es seien erstens die vier Hauptbriefe des Paulus. In denselben verkündet Paulus, daß Jesus Christus der Herr sei. Er sei solcher geworden durch die Auferstehung. Es wird ihm m. a. W. göttliche Ehre zuerteilt (er wird „auf seiten Gottes" gestellt, sagt J.). Diese Verkündigung stimmt überein mit dem Zeugnis der Apostelgeschichte. Sie habe auch innerhalb der Christenheit jener Zeit, wo doch viele den Herrn leiblich gekannt hätten, nur Zustimmung erfahren.

Sodann bietet sich als zweite Quelle das synoptische Evangelium dar. In ihm finden wir ein Christusbild, das absolut unerfindbar ist. J. entwirft eine höchst anziehende und treffende Schilderung dieses Bildes. Das merkwürdige Zusammenschlagen von menschlichen und göttlichen Zügen, die Demut und die Hoheit Jesu, die Sündlosigkeit, die einzigartige Gottesgemeinschaft, das unendliche Erbarmen werden schön gezeichnet. Das Selbstzeugnis Jesu macht den Eindruck tiefster Wahrheit. Es läuft auf die Gottessohnschaft hinaus, nicht nur bei Johannes, auch bei den Synoptikern: „Gott selbst ist, im strengen Sinn, in dem Menschen Jesus in die Geschichte eingegangen."

Alle diese Erwägungen allein begründen allerdings keinen Glauben an Christum — den gibt nur religiöse Erfahrung — aber sie können zum Glauben hinleiten und später den Glauben befestigen.

Im zweiten Vortrag, über den Zweck des Kommens Jesu, zeigt J., daß Versöhnung der Welt mit Gott durch seinen Tod als das allein genügende „Programm" des Herrn angesehen werden müsse.

Die kleine Schrift ist klar und volkstümlich geschrieben und ist ein willkommener Beitrag zur Lösung eines Problems, über das auch heute die Meinungen so weit auseinandergehen.

Das Evangelium des Johannes. Versuch einer Lösung seines Grundproblems von **Lic. Dr. Bert.** 1922. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 144 Seiten. 70 Cents.

Das Grundproblem des Johannesevangeliums ist die Frage, ob Johannes, der Jünger des Herrn, sein Verfasser ist. Ist er es nicht und überhaupt kein Augenzeuge des Lebens Jesu, so verliert das Evangelium viel von seinem Wert als historische Quelle und als Führer zum Glauben. Ist dagegen Johannes der Verfasser, wie sind dann die Verschiedenheiten von der synoptischen Darstellung, insonderheit der Redeweise Jesu zu erklären?

Der Widerspruch löst sich nach Bert so, daß allerdings der Jünger Johannes der Verfasser ist, es demselben aber nicht auf eine genaue Wiedergabe der äußeren Vorgänge angekommen ist, sondern vielmehr auf die Deutung des geistigen Sinnes des Wirkens und der Worte des Herrn. Mit andern Worten: Johannes bedient sich der **allegorischen** Auslegung.

Er ist darin ein Kind seiner Zeit und hat viel on Philo gelernt. Die Logosidee des Prologs erinnert durchaus an Philo, nur daß der Logos des Johannes eben eine historische Person ist. Die Logosidee herrscht nicht nur im Prolog vor, wo der Logos das göttliche Schöpfungsprinzip ist, sondern auch in dem übrigen Evangelium, wo er der Träger der Gottesgemeinschaft, der Wiedervereinigung der Menschen mit Gott ist.

In dem Gedankensystem des Johannes nimmt das Leben, das ewige Leben eine beherrschende Stellung ein. Wie Jesus gekommen ist, um den Menschen das wahre Leben zu geben, so haben wir auch in dem ganzen Evangelium eine entwickelnde Darstellung dieses Lebens in seinem Vorbereiten, Entstehen, seiner Entwicklung und Vollendung. „Die Grundzüge, die Hauptdaten unseres leiblichen Lebens sind: Die Hochzeit, die Geburt, Trank und Speise; die Beseitigung der Hauptstörungen: der Krankheit, der natürlichen Blindheit, des Todes. Dem entsprechend verfährt Johannes in der Beschreibung des geistlichen Lebens von Kap. 2—11: lauter geistliche Gegenbilder zu den Ereignissen des natürlichen Lebens."

In den Abschiedsreden ist der Hauptzweck „Die Unabhängigkeit des Gottesgemeinschaft bringenden Wirkens des Logos von der zeitlichen Erscheinung Jesu." Das Leiden des Herrn ist dem Johannes seine Verklärung und Verherrlichung, worin die verborgene Lebenskraft des Herrn zur vollen Auswirkung kommt.

Wir haben also im Evangelium nicht die Lebensgeschichte Jesu, sondern **die Geschichte des geistlichen Lebens in allegorisch dramatischer Darstellung.** Es kommt dabei auf den geschichtlichen Wert der Einzelzüge nicht so sehr an, sondern auf die Erfassung des inneren Sinnes. Selbstverständlich stehen B. die Tatsachen des Lebens Jesu durchaus fest und will er sie durchaus nicht in Ideen verflüchtigen.

Es ist ein neuer Versuch, die Eigentümlichkeit des 4. Evangeliums zu erklären, und man muß zugestehen, daß er ein überraschendes Licht auf seine ganze Anlage wirft, sowie viele Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen scheint. Wir haben dann freilich in den Reden desselben nicht Reden des Herrn, sondern des Johannes als des Interpreten seines Herrn.

Das Buch wird von jedem mit Gewinn und hohem Interesse gelesen werden. Sein Stil ist klar und fließend, zuweilen sich zu großer Schönheit erhebend. Es enthält noch vieles andere. das wir nicht erwähnt haben. Der außerordentlich billige Preis sollte viele veranlassen es zu kaufen.

Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Natur- und Geisteswissenschaft. Gemeinverständliche Vorlesungen von **Dr. Albert Fleischmann, Professor der Zoologie,** und **Dr. Richard Grützmacher, Professor der Theologie.** A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung — Leipzig, 1922. 189 Seiten. $1.00.

Der Entwicklungsgedanke gilt besonders in unserm Lande als eine sichere Errungenschaft der Naturwissenschaft. Wer daran zweifelt, zählt nicht mit; er wird mit W. J. Bryan zum alten Eisen geworfen. Besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaft wird die Evolution nicht mehr bloß als eine Theorie, sondern als eine unumstößliche Tatsache behandelt. Nun kommt in diesem Buche ein bedeutender Zoologe, Fleischmann, und behauptet, daß die Darwinsche Erklärung der Enstehung der Arten (Origin of species), also eine Hauptleistung der Evolution, unbewiesen, ja unmöglich sei; und ein bedeutender Theologe, Grützmacher, legt dar, daß der Entwicklungsgedanke auch in der Geisteswissenschaft nicht anwendbar sei.

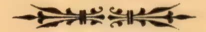
Fleischmann weiß zwar, daß er mit seiner Position ziemlich einsam da-

steht, aber seine Ausführungen sind höchst einleuchtend und überzeugend. Er zeigt nämlich, daß jedes Lebewesen ein in sich geschlossenes, untrennbares Lebewerk von wundersam verwickelter Bindung aller Körperbezirke ist. Jeder Abschnitt bezieht sich durch Lage, Form, Tätigkeit auf andere Bezirke, wirkt mit ihnen gemeinsam und steht im innersten Austausch der Nahrungs- und Baustoffe. Würde ein Teil geändert, so würden alle anderen in Mitleidenschaft gezogen, was im Krankheitsfalle jedem deutlich wird. Die Baustücke eines Tieres sind also notwendige Kettenglieder eines Ganzen von strengster wechselseitiger Abhängigkeit. Diese Sätze erläutert F. durch die Betrachtung der Anatomie des Pferdes, des Löwen, des Vogels und der Riesenschlange. Man muß diese höchst interessanten Abschnitte lesen, und man wird sich der Ueberzeugung schwer verschließen können, daß es eigentlich Uebergänge von einer Art in die andere gar nicht geben kann, sondern nur gewisse Abweichungen innerhalb der feststehenden Grenzen der Gattung.

Dann nimmt Grützmacher das Wort und weist nach, daß in den Geisteswissenschaften auch nicht von einer fortlaufenden, die Vergangenheit stets überholenden, aus innewohnenden Kräften allein emporgetriebenen Entwicklung die Rede sein könne. Er erbringt diesen Beweis auf fünf Gebieten: Der Universalgeschichte, der Kulturgeschichte, dem sittlichen Leben, der allgemeinen Kulturgeschichte und dem Christentum. Natürlich leugnet er nicht Entwicklung in jeder Form, sondern „die Annahme, daß sich die gesamte Wirklichkeit aus einer einheitlichen, in sich geschlossenen und in sich selbst beruhenden Kräftereihe erklären läßt."

Wir haben die sich mit der Welt- und Kulturgeschichte, sowie dem Christentum beschäftigenden Kapitel gelesen. Wir können hier nicht eine Inhaltsangabe derselben geben, aber die schwachen Punkte der Entwicklungstheorie werden deutlich aufgedeckt, beharrende Urbilder, über die die Entwicklungstheorie nicht hinauskommt, werden festgestellt, und die Annahme eines irrationalen, über das Menschliche hinausragenden Faktors als notwendig bewiesen.

Beide Teile des Buches sind trefflich, und in ihrer Verbindung wirken sie mit stark überzeugender Kraft. Man befolge unser Rezept . . . stecke einen Dollar in einen regist. Brief . . . A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung — Leipzig, Königstraße 25 u. s. w. Das Resultat wird zur Zufriedenheit ausfallen.



Sprechsaal.

Gedanken über die Arbeiten der Vorwärtsbewegungsbehörde und die Aufgaben, welche die ehrw. Generalsynode ihr und durch sie den evangelischen Gemeinden aufgelegt.

Von Past. Chr. Mohr, Em.

Die folgenden Ausführungen wurden der **Mt. Vernon, Ind.-Pastoralkonferenz,** welcher noch Glieder zweier anderer beiwohnten, vorgelegt und nach allseitiger Besprechung beschlossen, trotz Protest des Referenten, sie dem Redakteur des „Theol. Magazin" zur Veröffentlichung einzusenden. Der Schreiber kann nach der Wahrheit versichern, daß er das tiefste Interesse am Wohl und Wehe seiner Kirche hat und im Geist alles in ihr vor dem Angesicht des Herrn verarbeitet und an die Tragweite aller auf Generalsynode, Distrikten und Behörden beratenen und beschlossenen Dinge denkt. Auch nimmt er voll in Rechnung, daß auf diesen Plätzen zu dem Herrn der Kirche um seines Geistes Beistand ernstlich und auch außerhalb gebetet worden ist. Doch schließt das nicht aus, daß Fehler mit unterlaufen und Menschliches vorkommen kann; denn irren ist menschlich und Ansichten auch. Das gilt auch vom Schreiber dieses.

Doch zur Sache: Tatsache ist, die letzten Jahre haben gezeigt, daß Satans Macht immer stärker sich entfaltet, und er die Kirche Christi ausrotten möchte. Er fühlt wohl, daß seine Zeit kurz und alle Verhältnisse auf Erden sich schneller denn je entwickeln, dazu auch die neuen Erfindungen auf den technischen, wissenschaftlichen und andern Gebieten beitragen und also bälder als man denkt es zur „Reife der Ernte der Erde" kommen mag; denn auf allen Lebensgebieten wird fast alles auf den Kopf gestellt, als ob alles Bisherige verkehrt gewesen. So ist auch die Kirche von diesem Strom mitgerissen, denn ihre Glieder sind eben **in** der Welt, leider auch viele **von** der Welt. Weil nun der Fürst dieser Welt allein die Herrschaft beansprucht, so setzt er alle Hebel in Bewegung, die Kirche, „die Heilsanstalt Gottes," dem Heiland zu entreißen. Gott sei Dank ist der Kirche das Auge aufgegangen und sie rührt sich im Kampf mit den höllischen Geistern und ihren menschlichen Werkzeugen. Sie fühlt, so auch unsere evangelische, daß sie ernstlicher als bisher auf allen Gebieten arbeiten, mehr Zeit, Kraft, Herz und auch Hand darreichen muß, wenn sie nicht als **ganz** untreu und faul erfunden werden soll. Der Angriff von der andern Seite verlangt entschiedenere Stellung dem Feind gegenüber. Unser himmlischer König ist es schon nach seiner Macht und Ehre, aber fast noch mehr nach seiner freudigen und völligen Hingabe und Aufopferung wert, daß sich die Seinen, mit Blut und Leben so teuer Erkauften, für ihn rühren, ja opfern und hingeben und Gegenliebe von ganzem Herzen und allen Kräften beweisen. Dazu soll die Vorwärtsbewegungsmaschine dienen, und sind dafür besondere Ingenieure angestellt, die ihre ganze Kraft und Gaben aufbieten sollen und auch tun. Da bäumt sich aber der alte Mensch auch im Christen auf, der vieles bisher nicht gewohnt war und im alten Geleise bleiben möchte. Aber wer ehrlich urteilt, muß ge-

stehen, es sollte das Reich Gottes ernstlicher gebaut werden. Darüber erkennt man aber, wie lückenhaft noch die Mauern Zions sind, nach innen und außen, im großen und kleinen. Daraus folgt, daß die Glieder viel mehr Steine und Kalk, auch viel mehr Arbeiter und Arbeiterinnen herbeibringen müssen. Das legt uns die Behörde seit länger schon, aber jetzt noch mehr, in ihren Pamphleten vor und schärft uns das Gewissen. Sie geht aber in ihrem Eifer manchmal zu weit und legt Lasten auf, von denen bemerkt werden kann, wie Jesus sagt, daß sie wohl selbst diese mit keinem oder nur wenigen Fingern anfassen. Es ist leicht, am „grünen (Beratungs-) Tisch" bei hohem Gehalt, für andere Riemen zu schneiden aus Fellen derer, die noch lebendig herumlaufen und unter des Tages Last und Mühe für sich und ihre Familien das tägliche Brot erwerben und auch das Nötigste fürs Geistliche geben sollen neben manchen Verpflichtungen. Freilich als Kinder ihrer Zeit wollen sie eben auch nicht hinter der Lebensführung anderer so ganz zurückbleiben und sich über die Achsel ansehen lassen, wie auch die Pastoren nicht. Haben auch beide das Recht dazu, denn nur wenige haben den besonderen Beruf, in härenem Gewand zu gehen und Heuschrecken und wilden Honig zu essen. Ja, schön, wer es kann und tut.

Wir haben zwei Vorbilder im Zehnten in Israel, das dieses den Leuten, aber diese auch wieder den Zehnten den Priestern, resp. dem Altar des Herrn geben sollten. Aber sind unter diesen letzteren, welche die hohen Gehälter haben solche? Wohl einzelne. Aber wenn sie den einzelnen in den Gemeinden, z. B. in dem Zirkular dieser Tage: „Stewardship Folder," vorhalten, was sie bloß für ihre Synode und deren Anstalten tun sollen, so vergessen die lieben Herren, was dieselben für allerlei Verpflichtungen haben. Sie meinen, die geben für Theater, „Movies" und dergleichen viel mehr aus und erlauben sich viel Unnötiges. Aber Hunderttausende können sich das nicht erlauben, vor allem hunderte von Gemeinden auf dem Land, wollen es auch nicht als Gläubige. Jene aber sind meist Weltkinder, halten sich zu keiner Kirche, oder sind laue Leute, wie viele Konfirmierte, die eben nicht zu rechnen sind, und die selbst die suchende Liebe nicht erreicht haben. Wie viel wird da also von denen erwartet, die sich ernstlich zur Kirche halten? Manche können ja die Opfer bringen, tun es auch; viele können und wollen es nicht. Sollen jene die Last allein tragen? Die Frage: Geben diese und die Pastoren mit $1500 und zwei bis $3000 den Zehnten, also 150 bis 300 Dollars, und so andere verhältnismäßig? Oder auch nur den Zwanzigsten?

Alle Achtung, wenn der St. Louiser Männerbund $10,000 allein für das Synodalhaus zu geben sich verpflichtete. Aber kommt das mit Einrichtung und Schule für Gemeindearbeiter, Verwalter, Lehrer und was alles daran hängt, nicht leicht auf $80,000? War nicht im Eden Publ. House für Sitzungen Raum, oder konnten die einzelnen Synodal- und andere Behördenglieder nicht bequemer in ihren resp. großen Wohnungen eine Office nehmen u. s. w.? Robinson verlangt auch Zehntausende, bis es seiner Aufgabe dienen kann! Und die vielen Lehrkräfte! So auch für ein neues Predigerseminar! Zu solchem, nebst etwa zehn Professoren-, Verwalter- und anderen Gebäulichkeiten, Gymnasium, großem Spielplatz und allem drum und dran (großer Landkomplex) wäre wohl eine Million erforderlich! Der

Platz des jetzigen ungelegen? Vorne der Kirchenhof, nebenherum doch keine hohen Schornsteine und Fabrikgebäude! Selbst ein ganzes Dorf! Wir hatten früher schon 90 Seminaristen und Prof. Baur wohnte mit großer Familie drin. Diese und andere Räume sind offen. Die Seminaristen müssen auch nicht mehr zwei in einem Bett schlafen, weil nun keine „Brüder" mehr, sondern „Studenten," kaum mehr zwei **ein** Zimmer teilen! Und so mancherlei Modernes mehr. Ja, wenn wir das Geld auf der Straße fänden, oder die Millionäre, mehr noch — die Billionäre hätten, wie die großen angloamerikanischen Kirchen und Universitäten! Warum nicht! Da hat Rockefeller im letzten Jahr sechs Millionen allein für Sanitäts- und Medizinwissenschaft geschenkt. Zu schweigen von andern reichen Leuten. Man will auch nicht zu weit hinter andern zurückstehen, die es immer großartiger treiben oder, wie die Regierungen, mit ihren Wohltätigkeitsanstalten, die es unsern evangelischen immer schwerer machen, den Anforderungen der Gesundheitsbehörden nachzukommen und zwar auf Kosten so vieler, die doch nicht viel bezahlen können. Wir Deutsch-Amerikaner haben nicht die Millionäre. Die geriebenen Amerikaner wissen das Fett von der Suppe zu schöpfen und die bescheidenen, gutmütigen Deutschen in die Ecke zu drücken; für die sind die Brotsamen gut genug. Sie haben die hohen Gehälter von 6 bis 15,000 Dollars und noch mehr. Wir müssen bescheiden bleiben. Ja, da sollen wir bei Dunkirk eine Sonntagschul- und andere Anstalten errichten! $10,000 haben die drei östlichen Staatsdistrikte unserer Kirche versprochen; auch andere, um erst einmal $25,000 zu haben, und man hoffte, schon diesen Herbst mit der Sache anfangen zu können. Aber bald meinte man, man müsse noch mehr Land und natürlich auch vielerlei Einrichtungen u. dergl. haben. Die Sache käme nicht unter $50,000. Und bis vor wenigen Monaten waren höchstens $15,000 zusammen! Ein richtiger Sommerresort mit ein paar Monaten Unterricht! Und für so etwas sollen unsere Gemeinden besteuert und ihnen derartige Extravaganzen gar zur Gewissenssache gemacht werden? Leuten, denen ihr Lebtage nie erlaubt war, **eine** Woche Sommerferien zu nehmen u. s. w.

Was müssen wir für die Sache der Erziehungsbehörde, Sonntagschule, Liga, Frauen- und Männervereine aufbringen, für Innere und Aeußere Mission? Kein Ende! Wohl, es muß mehr getan werden. Aber das Geschlecht unserer Tage, auch das der Kirche, fragt nicht nach den Kosten der allerdings wünschenswerten Einrichtungen, baut Türme, zum Teil so hohe, daß man an den babylonischen erinnert wird, der Gott nicht gefiel. Die Kirche treibt es, wie die Welt, großartig; aber soll uns das Fiasko des „Church World Movement" mit seinen projektierten 350 Millionen nicht etwas lehren, auch daß wir mit der erwarteten Million unserer Vorwärtsbewegung weit zurückgeblieben. Weise Sparsamkeit ist geboten und der Bogen, der zu stark angespannt wird, bricht zuletzt. Es wird nicht bedacht, daß selbst Billionen aus einzelnen Centen bestehen, und wer den Cent nicht ehrt, ist den Dollar nicht wert. Aber es bleibe: Laßt uns gutes tun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit wird man ernten ohne Aufhören! Aber als Schreiber dieses geschlossen, erhält er aus St. Louis Briefe über das Projekt mit dem neuen Predigerseminar, wo der Platz allein $80,000 bis $90,000 kosten soll, und hört Stimmen: Dafür sollen wir uns schinden, wo uns einen Dollar zu verdienen, so sauer wird?

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $2.00; Ausland $2.20. Editor: Rev. H. Kamphausen, Dr. theol., 9807 Cudell Ave., Cleveland, Ohio, an welchen alle die Redaktion betreffenden Sachen zu senden sind. Dagegen alles Geschäftliche zu adressieren an: Eden Publishing House, 1716 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. März 1923.

Das Evangelium Jesu und Das Evangelium von Jesu Christo.

Von Prof. W. Baur.

Die Leser des „Magazins“ haben den Artikel über „Rechtfertigung“ (Jahrgang 50, Nummer 6) sich gewiß recht genau angesehen. Er ist es wert; denn alles, was das Evangelium betrifft, muß uns, die wir uns evangelisch nennen, nötigen, wenn man so sagen darf, die Ohren zu spitzen und scharf zu prüfen, ob es sich also verhalte. Es ist kein schlechtes Zeichen, wenn sich unsere Aufmerksamkeit der Frage zuwendet: Was ist denn das Evangelium? Von ihrer Beantwortung hängt die Erklärung des Begriffs „evangelisch“ ab. Unsere Anschauung von dem, was evangelisch ist, darf zum mindesten dem „Evangelium“ nicht widersprechen.

Wo finden wir nun

das Evangelium Jesu?

Doch selbstverständlich in den Evangelien. Man sollte denken, hierüber bestehe keine Meinungsverschiedenheit. Und doch ist es so. Vor allem wird darauf hingewiesen, daß das vierte Evangelium nicht in Betracht gezogen werden dürfe, wenn man festzustellen suche, was eigentlich Jesus gepredigt habe (denn in diesem Sinn wird die Redensart „Das Evangelium Jesu“ verstanden). Mit dieser Frage dürfe man nur an die Synoptiker herantreten. Der Ausscheidungsprozeß geht aber noch weiter. Man wirft die Frage auf: Hat Jesus alles das auch wirklich gesprochen, was die Synoptiker als Worte Jesu melden? Manche behaupten z. B. ganz zuversichtlich, daß die eschatologischen Reden des Herrn ihm von Judenchristen in den Mund gelegt seien; es sei vorchristliches jüdisches Gut, was sich da in die christ-

liche Ueberlieferung eingeschlichen habe. Und wenn Jesus diese die Zukunft betreffenden Dinge wirklich gesagt habe, dann sei er eben in der engen jüdischen Anschauungsweise seiner Zeit befangen gewesen. Beides läuft auf eins hinaus. Am liebsten beschränkt man sich auf manche der Gleichnisse und vor allem hält man an jenen programmartigen Sätzen fest, mit denen die Synoptiker die Predigtwirksamkeit Jesu beginnen lassen. Sie sollen hier folgen:

Matth. 4, 17: Von der Zeit an fing Jesus an zu predigen und zu sagen: „Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Mark. 1, 14. 15: (Jesus) predigte das Evangelium vom Reich Gottes und sprach: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium." Luk. 14, 18. 19: „Der Geist des Herrn ist bei mir, darum daß er mich gesalbt hat. Er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn."

Die Lukasstelle gehört insofern nicht hierher, als die Nazarethpredigt nicht dem ersten Anfang der Wirksamkeit Jesu angehört (die Wunder in Kapernaum sind schon geschehen, Luk. 4, 23). Doch ist sie sozusagen das erste Muster, das Lukas von Jesu Predigtweise gibt, so daß man sie doch in diesen Zusammenhang mit den beiden andern Stellen bringen kann. In gewissem Sinn gehört auch die Bergpredigt hierher; doch darüber später.

Was ist nun der Inhalt der frohen Botschaft Jesu nach diesen Stellen? Was ist der Inhalt dieser Predigt vom Reich Gottes, wie der Ausdruck bei Markus lautet?

Inhalt des Evangeliums Jesu.

Das erste ist das Grundlegende: „Die Zeit ist erfüllt." So nach Markus; bei Lukas finden wir den ähnlichen Gedanken, daß jetzt das angenehme Jahr des Herrn gekommen sei, die Wende der Zeiten, das große Halljahr, da alles wieder zurechtgebracht werde. Ob die Nazarethleute dabei nicht auch an den Tag der Rache Jehovas über die gottlosen Unterdrücker und Ausbeuter gedacht haben? Jedenfalls hat ihnen dieser Teil der Predigt Jesu ausnehmend gut gefallen (Luk. 4, 22). Da sind allerlei alte Hoffnungen, die viele schon zu Grabe getragen hatten, wieder neu aufgelebt; gute und schlechte oder eine trübe Mischung von beiden. Es ist kein Zweifel daran, daß Jesu Auftreten eine Gährung unter seinen Zuhörern herbeiführte.

Mit gutem Bedacht fügt Jesus darum der Botschaft von der Fülle der Zeit die andere hinzu: Aendert euern Sinn, tut Buße. Das ist das zweite Merkmal der Reichspredigt oder des Evangeliums Jesu. Bei Lukas fehlt diese Seite der Verkündigung keineswegs, nur daß

er uns gleich an einem Beispiel zeigt, wie Jesus Buße, d. h. Sinnesänderung gepredigt hat. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Hörer, die eben noch im Gefühl und Lob der süßen Jesusworte schwelgten, die Anschuldigung: „Ihr werdet freilich zu mir sagen dies Sprichwort: ‚Arzt, hilf dir selber!‘ u. s. w.“ Jetzt war es mit der Freude aus, Zorn erfüllt ihre Herzen, man will den Bußprediger umbringen! Die Bürger Nazareths waren bereit, mit Jesu der guten neuen Zeit entgegen zu jubeln, aber ihren alten bösen Sinn wollten sie nicht drangeben. Das ist der Anstoß des echten, ganzen Evangeliums.

Das dritte ist dann die Mahnung, ans Evangelium zu glauben. Dem einen mag die frohe Botschaft zu gut erscheinen; die Knechtschaft hat zu lange gedauert, man hat die geistige Schwungkraft verloren; da muß man sich aufrütteln, den lähmenden Unglauben abstreifen und der frohen Botschaft das Herz öffnen. Ein anderer mag sie falsch verstehen und eben nur an eine Aenderung der äußeren Lage denken; aber eben darum geht der Aufforderung zum Glauben jene zur Sinnesänderung voran; erst der, dem die Augen für den wahren Grund auch des äußeren Elends geöffnet sind, vermag recht zu glauben. Sonst gibt es nur wieder eine neue Auflage des alten Mißverständnisses, des alten Aberglaubens. So hat die frohe Botschaft Jesu eine sehr ernste Seite, wir können sie die kritische Bedeutung des Evangeliums nennen. Wer ihm keinen Glauben schenkt, für den ist das Reich Gottes umsonst gekommen; wer sich voll Enthusiasmus ans Evangelium klammert, ohne seinen alten verkehrten Sinn aufzugeben, für den ist die Fülle und die Wende der Zeiten noch nicht gekommen, er bleibt außerhalb des Reiches und, ob einer nun falsch oder gar nicht glaubt, das bedeutet Unseligkeit. Oder gehen wir damit über das Evangelium Jesu hinaus? Gewiß nicht; denn man wird doch fragen dürfen: Was mag wohl aus denen werden, auch nach der Meinung Jesu, die dem Evangelium gar nicht oder nicht recht glauben? Nehmen wir nun einmal

die Bergpredigt

zur Hand. Matthäus hat, wie bekannt, über Jesu Predigt zunächst nur gemeldet: „Von der Zeit fing Jesus an zu predigen und zu sagen: Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen!“ Das ist ein sehr summarischer Bericht. Aber er hatte ja im Sinn, wie es sich jedem Bibelleser aufdrängt, ganz ausführlich anzugeben, wie Jesus predigte und was man unter der Reichspredigt zu verstehen habe. Das geschieht mittelst der sogenannten Bergpredigt. Es ist gerade, als wollte der Evangelist sagen: Jetzt könnt ihr lernen, was für ein Evangelium Jesus predigte. Diese Zusammenstellung von Reden und Worte Jesu umfaßt volle drei Kapitel. Hier wird also bedeutend mehr geboten, als nur ein kurzer Hinweis auf die Nähe des Himmelreichs und die Sinnesänderung. Die frohe Botschaft kleidet sich hier

in die sogenannten Seligpreisungen. Der Ernst der Sinnesänderung ist auf ganz unerwartete und unnachahmliche Weise unlöslich mit ihnen verbunden. Die Armen, die Leidtragenden, die Sanftmütigen, die Entbehrenden, die Barmherzigen u. s. w. werden selig gepriesen; ihnen gehört das Lebensglück; denn ihnen gelten die Verheißungen des Reiches der Himmel. Sie, die alle Welt für ohnmächtig und einflußlos hält, sind die Kraft und die Hoffnung der Welt. Ganz besonders auffällig ist aber die Art, wie Jesus seine Autorität zur Geltung bringt.

Jesu Autorität.

Dies tut Jesus freilich schon auch nach jenen kurzen, prägnanten Sätzen, die man mit Vorliebe das Evangelium Jesu nennt. „Ist das nicht Josephs Sohn?" fragen erstaunt die Leute von Nazareth. Man denke sich einen Prediger, einen Wanderlehrer, der seinem Volk alte Hoffnungen aufleben läßt mit den bedeutsamen Worten: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist da, nun gilt es den alten Sinn, den alten Unglauben, den alten Mißmut u. s. w. fahren zu lassen und einmal recht von Herzen meiner Botschaft sich zuzuwenden. Würde man nicht fragen müssen: Wer bist du, kraft welcher Autorität redest du? Wenn Jesus verlangte: Glaubet an das Evangelium! so lang darin die Aufforderung: Glaubet mir! Aber, wie gesagt, in der Bergpredigt tritt diese nicht zu unterschätzende Bedeutung des Evangeliums ganz besonders in den Vordergrund. Es ist auch ganz begreiflich, daß ein Mann, der einen solchen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte, wie Jesus (und sein Einfluß ist heute mächtiger als damals) ein Mann mit ganz besonderer Autorität in seinem Auftreten gewesen sein muß. Man lese die Bergpredigt einmal von diesem Gesichtspunkt aus.

Ohne Wenn und Aber preist dieser unzünftige Prediger die selig, die nach der allgemeinen Ansicht doch nur zu bemitleiden sind, wenn man sie überhaupt der Beachtung würdigt. Ohne sich bei einer weiteren Begründung aufzuhalten, erklärt er frischweg, er sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten zu erfüllen. Er verlangt von denen, die ins Himmelreich wollen, eine höhere Art von Gerechtigkeit, als die landläufige war, und stellt seine eigene Autorität mit einem kühnen „Ich aber sage euch" der hergebrachten Auslegung des Gesetzes ohne alle Einschränkung gegenüber. Er führt die Religion aus ihrer Veräußerlichung in das Heiligtum des Herzens zurück, oder besser noch: in die Gegenwart des Gottes, den man nicht täuschen kann, weil er im Verborgenen wohnt und in das Verborgene hineinsieht. Er macht seine Autorität auch in Sachen der irdischen Existenz geltend, verbietet das Ansammeln von irdischen Schätzen (welch ein Ansinnen!) und schlägt den naheliegenden Einwand: man müsse doch für sein Leben sorgen, mit dem Hinweis auf die Ausnahmestellung der Menschen nieder. Sie stünden ja dem himmlischen Vater näher als die übrigen

Geschöpfe. Das leitende Prinzip ihres Lebens müsse darum das Trachten nach dem Reich und der Gerechtigkeit Gottes sein; alles übrige werde sich dann finden.

Er nimmt keinen Anstand, das oft an Verläumbung grenzende gegenseitige Richten der Menschen gehörig an den Pranger zu stellen, nennt seine Zuhörer „arg" (ihr, die ihr doch arg seid), schließt aber sich selbst von diesem Urteil aus und spricht klar und deutlich von seiner ausschlaggebenden Bedeutung am Tage des Gerichts. Ja, er macht den Erfolg des menschlichen Lebens ganz davon abhängig, wie man sich zu seinen Worten stelle. Hier stoßen wir wieder auf die kritische Bedeutung der Predigt Jesu.

Zusammenfassung.

Fassen wir zusammen, was sich aufgrund von Matth. 4, 17; Mark. 1, 14. 15; Luk. 4, 18. 19 und der Bergpredigt als Inhalt des Evangeliums Jesu ergibt. Danach gehört dazu:

1. Die erstaunliche Ankündigung von der Fülle der Zeit, d. h. von dem Beginn der Erfüllung der den Juden gegebenen Gottesverheißungen, besonders im Blick auf das angenehme Jahr des Herrn. Das ist die frohe Botschaft, mit der Jesus sich vorzüglich an die Armen, Leidenden, Unterdrückten u. s. w. wendet. Das Reich Gottes, die Rettung, ist da.

2. Die Aufforderung: Aendert euern Sinn, tut Buße. Darin faßt sich die kritische Bedeutung des Evangeliums Jesu zusammen.

3. Die Mahnung, ans Evangelium zu glauben, bezw. den Worten des Predigers rechten Glauben entgegenzubringen, d. h. ihm selbst Glauben zu schenken, seiner Autorität sich zu unterwerfen.

4. Die Autorität Jesu, d. h. Jesus selbst. Man mache sich einmal klar, was es bedeuten würde, wenn dieser Punkt wegbleiben müßte, d. h. wenn er ungehörigerweise ins Evangelium Jesu hineingetragen wäre. Und doch ist es in gewissen Kreisen ganz ausgemacht, daß Jesus selbst nicht in das von ihm gepredigte Evangelium gehöre. Alle Achtung vor der wissenschaftlichen und menschlichen Größe eines Mannes wie Harnack; aber hier hat ihm seine eigene Dogmatik eine Binde vor die Augen gelegt.

Wir dürfen die obigen vier Punkte vielleicht auf diese zwei zurückführen: Erstens ist das Evangelium Jesu eine Freudenbotschaft, die jedoch unauflöslich mit dem herben Gebot der Sinnesänderung verbunden ist, und zweitens offenbart sich in ihm die einzigartige Autorität Jesu, die eine einzigartige Nötigung ihrer Anerkennung in sich trägt, oder m. a. W. in den Hörenden eine Gährung erzeugt, die zu einer inneren Krisis führt, also kritische Bedeutung hat.

Zusatz.

Wir haben uns im obigen mit gutem Bedacht auf einige Stellen aus den Synoptikern und die Bergpredigt beschränkt. Ueber diese

noch ein Wort. Es findet sich in ihr der Hinweis auf den Tag des Gerichts. „Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage." Das geht natürlich auf den Gerichtstag. Das stammt also aus dem Mund Jesu, oder hat jüdischer Einfluß dies Wort ihm in den Mund gelegt, bezw. war er da in unzuverlässigen, jüdisch-eschatologischen Anschauungen befangen? Aber für jenes fehlt jeder textkritische Anhalt, und dieses streitet wider die Autorität, die wir gerade in der Bergpredigt an ihm wahrnehmen. Man muß schon von vornherein die dogmatisch-befangene Meinung hegen, daß es ein Endgericht nicht geben könne, wenn man diesem Worte die Anerkennung verweigern zu müssen meint. Im übrigen empfiehlt es sich, die Synoptiker mit Rücksicht auf die oben genannten vier, bezw. zwei Punkte sich anzusehen: man wird Bestätigung über Bestätigung für die Behauptung finden, daß in ihnen sich der Kern des Evangeliums Jesu darlege.

Das Evangelium nach Johannes.

Das zwischen der johanneischen Darstellung des Evangeliums und der synoptischen ein Unterschied bestehe, ist selbstverständlich zuzugeben. Schon Klemens Alexandrinus sagt, Johannes als der letzte habe wahrgenommen, daß sinnliche Dinge (ta somatika, d. h. die äußeren Lebensumstände) in den Evangelien erzählt würden; er hätte also auf Bitten seiner Schüler, vom Geist getrieben, ein geistliches Evangelium geschrieben (Euseb, K. G. 6, 14). Uns liegt die Frage nahe, ob wir nicht vielleicht die obigen vier Punkte auch im Evangelium Johannis antreffen.

1. Wie steht es mit der Predigt von der Fülle der Zeit? Johannes schweigt darüber, obwohl ihm die galiläische Wirksamkeit Jesu nicht unbekannt ist (cf. 1, 43). Statt dessen verkündet er uns: „Das Wort ward Fleisch," und: „Aus seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade." Die Behauptung, Johannes habe das Evangelium vom Semitischen gleichsam ins Griechische übersetzt (cf. Mag. Jahrgang 50, N. 6, S. 403), stimmt wenigstens in diesem wichtigen Punkte nicht. Denn es ist eine für den griechischen Geist unvollziehbare, weil in der Sache undenkbare Vorstellung, daß der Logos Fleisch werden konnte. So etwas ist und bleibt den Griechen (auch den modernen aus allerlei Volk) eine Torheit. Aber das ist richtig: Johannes hat allerdings nicht eine semitische, wohl aber christliche, eine urchristliche Vorstellung betreffs der Herkunft und irdischen Erscheinung Jesu den Griechen mittelst ihrer Sprache zugänglich gemacht. Sie mußten aber aufhören, griechisch zu denken, wenn sie sich dieselbe zu eigen machen wollten. Aus der Fülle dieses fleischgewordenen, das heißt: in Zeit und Raum eingegangenen Logos, aus dieser einzigartigen, aber geschichtlichen Persönlichkeit fließt nun allen, die sich ihm anschließen, ein Strom von Gnade ins Herz. Auch dies ist ein urchristlicher Gedanke, in griechischen Worten ausgedrückt. Hier steht

freilich die Person Jesu selbst im Mittelpunkt, nicht seine Predigt. Aber den Ansatz dazu haben wir bereits auch bei den Synoptikern entdeckt.

Nach Johannes ist also dies das erste Kennzeichen des Evangeliums: mit Jesu selbst ist die Fülle der Zeit erschienen, der große Wendepunkt, und die frohe Botschaft drückt sich im Empfang der Gnade aus.

2. Wie bei den Synoptikern entscheidet sich auch nach dem vierten Evangelium an der Person Jesu das Geschick der Menschen. In diesem Sinn gilt: „Alles Gericht hat der Vater dem Sohn übergeben.“ Ehe der Sohn kam, gab es noch eine Entschuldigung für die Sünde, nachher nicht mehr. So kann Jesus sagen, er sei zum Gericht gekommen; wer nicht glauben will, des Herz ist verstockt. Wer dagegen an den Sohn Gottes glaubt (sich also seinen Worten, seiner Autorität, seinem Geist unterwirft), hat das ewige Leben. Auf den andern bleibt Gottes Zorn: insofern gilt, Jesus sei nicht zum Gericht gekommen, sondern zur Rettung der Menschen. Wer Jesu Wort hat und hält, stirbt nicht und bleibt nicht in der Finsternis des alten Menschenwesens. Das ist freilich nicht sein Verdienst; der Glaube ist von Gott gewirkt, und ohne Jesum kann auch der Gläubige nichts tun.

3. Das: „Glaubet an das Evangelium,“ wird im vierten Evangelium geradezu zu einem: „Glaubet an mich.“ Gibt man zu, daß der Sache nach diese Aufforderung in den synoptischen Evangelien nicht fehlt, so ist es müßig, sich über die Frage zu streiten, ob Jesus dies so direkt verlangt habe, wie es aus dem Johannesevangelium eher als aus den Synoptikern hervorgeht. Gewiß hat der Herr seine Worte und seine Ausdrucksweise den Umständen und seinem Publikum angepaßt; er hat im intimen Jüngerkreis manches gesagt, was er öffentlich kaum andeutete, vielleicht auch ganz verschwieg.

Man braucht den Unterschied zwischen der synoptischen und der johanneischen Darstellung nicht gering anzuschlagen oder gar ganz zu unterschlagen, wenn man auch die folgende Lösung des Problems sich nicht zu eigen machen kann: „Das Johanneische Christusbild kommt dadurch zustande, daß der Verfasser das Bild des erhöhten Christus, wie es vor seiner Seele steht, in das irdische Leben Jesu verlegt, und die seelischen Erfahrungen, die er an und durch Christus machen durfte, an den geschichtlichen Jesus knüpft. Insofern reden wir, was bei den Synoptikern nicht der Fall ist, bei der Johannesdarstellung von einer theologischen Einkleidung des Heilandes“ (Mag. u. s. w., Seite 403). Das ist nämlich ein sehr eigenartiges Verfahren, wenn der Verfasser wirklich Johannes, der Sohn des Zebedäus, der bekannte Apostel, ist. Er wollte uns dann nach der obigen Annahme nicht jene Erfahrungen aufzeichnen, die er im Zusammensein mit dem geschichtlichen Jesus machen durfte, sondern vielmehr jene, die er erst nach dem Tode Jesu

an dem erhöhten Christus gemacht hat. Die ganz gewöhnliche Ehrlichkeit hätt es da verlangt, daß er uns das gesagt hätte. So wie das Evangelium lautet, muß doch jeder auf die Meinung kommen, **was da über Jesus ausgesagt sei,** das habe eben von dem geschichtlichen Jesus gegolten zur Zeit, da Johannes mit ihm zusammen lebte. Der intime Umgang mit Jesus, die eigene Augen- und Ohrenzeugenschaft, die mancherlei Erlebnisse, besonders auch in den letzten Erdentagen des Meisters und zumal die epochemachende Erfahrung seiner Auferstehung: das alles waren die Dinge, die ihm ein Bild des Heilands vor die Seele stellten; so lebte er in seinem Innern als Gottes- und Mariensohn, als Messias und Sohn Gottes, der als das Wort eine vorzeitliche Existenz hatte, dann aber in der Fülle der Zeit in Raum und Zeit einging und wie ein anderer Mensch am Leben der Menschheit teilnahm.

Wenn freilich der Verfasser des vierten Evangeliums irgend ein spekulativ veranlagter Christ des zweiten Jahrhunderts war, dann ist die Sache anders. Dann wird das vierte Evangelium allerdings seines historischen Wertes beraubt; dann ist z. B. die Geschichte der Auferweckung des Lazarus kein geschichtliches Ereignis, sondern eine fromme Erzählung, die dem Zweck dient, irgend eine seelische Erfahrung, die der Verfasser an dem und durch den erhöhten Christus machen durfte, einzukleiden. Natürlich gehört dann der Prolog erst recht zur „theologischen Einkleidung des Heilandes." Dann fallen eben der geschichtliche Jesus und der erhöhte Christus auseinander, und wir sehen uns einer Art Gnostizismus gegenüber. Das mag manchen, vielleicht vielen zusagen, aber evangelisch ist es nicht.

4. Es ist vielmehr evangelisch, zu behaupten, daß Jesus selbst in das Evangelium gehört, in das von ihm selbst gepredigte Evangelium. Das geht selbst aus den Synoptikern hervor. Damit fällt der Anstoß, daß sich das vierte Evangelium so ganz um die Person Jesu dreht. In Wirklichkeit tun dies auch die andern. Wir können geradezu sagen: Auch nach den synoptischen Evangelien ist Jesus der Messias und Sohn Gottes in einzigartiger Weise; er ist der Wundertäter von Gott gesandt, der Gott der Menschheit nahe bringt (das ist mehr als nur „Offenbarer," obgleich dieses Wort seinen wichtigen Platz im Evangelium hat) und überhaupt das Wunder aller Wunder. Von hier aus kann man verstehen, wie sich das Evangelium Jesu ganz von selbst zum Evangelium von Jesu Christo entwickelte. Beides schließt einander nicht aus.

Das Evangelium von Jesu Christo.

„Der Ausgangspunkt der paulinischen Theologie ist nun nicht das Evangelium Jesu, also nicht die Verkündigung und Proklamierung des Reiches Gottes, sondern er ist der Schöpfer und erste Verkündiger eines ‚Evangeliums von Jesu Christo'; er hat die Person

des Heilandes in den Vordergrund gestellt" u. s. w. (siehe Mag. u. s. w., Seite 403). Wir haben aber gesehen, daß sich auch bei den Synoptikern und besonders im Johannesevangelium das Ganze der Darstellung um Jesus dreht. Es ist dabei ganz selbstverständlich, daß Jesus, der sich öffentlich erst gegen sein Lebensende für den Messias und Sohn Gottes erklärte, in seinen Predigten Lehren, wie z. B. die vom Logos, oder die von der Versöhnung nicht verkündet hat. Aber die Ansätze dazu sind da. Man denke an die Selbstverständlichkeit, mit der Jesus seine Autorität geltend macht, und Aussprüche wie: „Ihr, die ihr doch arg seid," und: „Des Menschen Sohn ist gekommen, daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele."

Jesu Person im Vordergrund.

Indem Paulus, wie die andern Apostel und deren Schüler, die Person Jesu Christi in den Vordergrund seiner Verkündigung stellte, hat er keineswegs den Schwerpunkt des Evangeliums verschoben. Was dem Evangelium Jesu seine Kraft und Bedeutung gab, war eben der Umstand, daß hier der Logos das Wort hatte, der Sohn des lebendigen Gottes, der Messias, der Wundertäter, das Wunder aller Wunder. Eben darum kann man nichts dagegen haben, wenn die Kritik scharf zusieht, ob alle die Worte, die als aus Jesu Mund kommend uns überliefert sind, auch wirklich von ihm stammen. Weder positiv noch negativ orientierte Dogmatik darf den Ausschlag geben. Es handelt sich nicht um die Frage, ob Jesus dies oder jenes gesagt haben kann, sondern nur um diese: Hat er es gesagt? Da kann man ihm dann zustimmen oder nicht; das ist Sache des Gewissens, andere mögen sagen, des Geschmacks und der Weltanschauung.

Den Aposteln waren die Worte Jesu samt seinen Taten und seinem Lebensschicksal bekannt; auch Paulus wird sich um diese Dinge umgetan haben. Aber das, was er vor den Toren von Damaskus erlebt hatte, war ihm vor allem andern wichtig. Er hat damals den lebendigen Jesum gesehen! Das warf sein ganzes bisheriges Denken über den Haufen, das machte ihn zu einem neuen Menschen. Wie abgrundtief muß seine Buße, seine Sinnesänderung, gewesen sein! Und dem entsprach genau der gewaltige Umfang seier Befreiung, seines Verständnisses Jesu Christi.

Pauli Evangelium.

1. Er predigt den Lystranern, die neue Zeit sei ihnen angebrochen, nunmehr müßten sie sich von den falschen Göttern zum wahren Gott hinkehren. In Antiochien: Gott habe nun die alte, den Vätern gegebene Verheißung erfüllt, indem er Jesum auferweckt habe; durch diesen werde jetzt die Vergebung der Sünden verkündet, eine Sache, die nach dem Gesetz Mosis unmöglich zu erlangen gewesen sei. Im Römerbrief: Paulus steht in der Zeit der Erfüllung; das von den Propheten angesagte Evangelium zu verkündigen, ist des Apostels

Lebensaufgabe. Jetzt ist die Zeit, da Gottes Gerechtigkeit, die vom Gesetz und den Propheten schon bezeugt war, zutage trat. Mit Jesus Christus ist ein neuer Lebensanfang für die Menschheit gegeben: er ist der zweite Adam. Durch den ersten kam die Sünde und der Tod, durch den zweiten die Rechtfertigung und das Leben in die Welt; damit ist die Grundlage der neuen Zeit gegeben.

In den Korintherbriefen: Einen andern Grund kann niemand legen; von Adam stammt der Tod, von Jesus Christus die Auferstehung der Toten. In Christo sind alle Verheißungen Gottes erfüllt, und dann im Lapidarstil das monumentale Wort: Gott war in Christo u. s. w.!

Im Galaterbrief: Die Verheißung ist auf Grund des Glaubens an Jesum Christum den Glaubenden geschenkt, d. h. diese erleben ihre Erfüllung. In der Fülle der Zeit sandte Gott seinen Sohn.

Im Epheserbrief: In der Fülle der Zeit wurde Gottes ewiger Ratschluß betreffs unserer Erwählung durch Christum verwirklicht.

2. Die kritische Bedeutung des Evangeliums nach Paulus. In Antiochien in Pisidien sagte der Apostel: Wer an Jesum Christum glaube, werde gerechtfertigt; darum müsse man sich ihm gegenüber hüten, daß man nicht unter das Urteil der Propheten falle, das diese über die Verächter ausgesprochen hätten. Die Juden in Antiochien betrugen sich so, daß Paulus sagen mußte: Ihr achtet euch selbst des ewigen Lebens nicht wert.

In Lystra: Der Inhalt der evangelischen Botschaft ist zum Teil dies: man solle sich zum wahren Gott bekehren.

In Philippi: Der Lydia tat der Herr das Herz auf, so daß sie ihre Aufmerksamkeit auf Pauli Worte richtete. Der Kerkermeister fühlte sich vor eine Entscheidung gestellt: Was soll ich tun?

In Athen: Die Predigt des Evangeliums bietet jedem eine Gelegenheit, zum Glauben zu kommen. Jesus Christus ist der Richter.

In Jerusalem: Paulus erzählt der Volksmenge, wie er mit Christo zusammengetroffen sei; da habe er sich einer Entscheidung gegenüber gesehen: Herr, was soll ich tun? Ebenso seine Erzählung vor Festus, Agrippa und Berenike. Zu Agrippa sagt Paulus: Glaubst du den Propheten?

In Rom: Paulus gibt den Juden daselbst eine Gelegenheit, sich zu entscheiden; leider wollte die Mehrzahl nichts vom Evangelium wissen.

Wir brauchen die Stellen nicht noch zu vermehren. Man schaue sich doch des Paulus Briefe einmal daraufhin an, ob sie nicht gerade wie die Evangelien die Punkte enthalten: Evangelium, frohe Botschaft in Verbindung mit Bußpredigt (kritische Seite der Heilsverkündigung); dann die einzigartige Autorität und Bedeutung Jesu, ver-

bunden mit einer einzigartigen Nötigung, sich ihm zu unterwerfen, sich ihm anzuschließen u. s. w.

Eine Erweiterung im Anschluß an das Alte Testament, das des Paulus wie unsers Heilandes einzige Bibel war, ist zuzugeben. Wer nun meint, das sei nicht im Sinn und Geist Jesu geschehen, der soll einmal die Evangelien, und zwar vorwiegend die synoptischen fragen: Wie stand Jesus zur Schrift? Ueberhaupt ist es mißlich zu behaupten: Jesus und die Apostel, d. h. die Elfe, hätten keine Theologie gehabt. Man nehme die Synoptiker vor und frage sie: Welche Aussagen machte Jesus über Gott und was lehrte er betreffs seiner eigenen Person? Jesus macht ganz bestimmte dogmatische Aussagen betreffs der Menschen, er hat ganz bestimmte Vorstellungen mit Bezug auf die Zukunft der Welt. Dabei beschränken wir uns, um des Arguments willen, auf die synoptischen Evangelien. Natürlich war es weder reformierte noch lutherische Dogmatik. Man sagt, Aristoteles habe die Logik aus den Tiefen seines Bewußtseins geschöpft. Wir sagen: Jesus hat seine Dogmatik aus den Tiefen seines eigenen Wesens geholt, in Verbindung mit dem alttestamentlichen Bibelwort. Dort und aus der Gemeinschaft mit dem Herrn haben auch die Apostel ihre Vorstellungen hergenommen, ein Johannes seine Logoslehre, ein Paulus seine Rechtfertigungs- und Versöhnungslehre, wie übrigens auch seine Ansichten über Jesu Person und Stellung in der Welt und zu der Welt. Eine Entwicklung, eine Entfaltung ist da; aber der Schwerpunkt des Evangeliums wurde nicht verschoben; das tun nur Menschen, die Jesum nicht verstehen. Und nun noch auf Grund des obigen ein Wort über

die Rechtfertigung.

1. Jesus verlangt Sinnesänderung, Buße. Dazu gehört zu allererst, wie unser Katechismus ganz richtig sagt: Erkenntnis und Bekenntnis der Sünde. Die Nazarethleute wollten den bösen Zustand ihrer Herzen nicht erkennen, darum trachteten sie dem das Evangelium verkündenden Herrn nach dem Leben. Der verlorene Sohn hat eingesehen, daß er sich an seinem Vater, ja an Gott selbst, schwer versündigt habe, darum bekennt er sein Unrecht; nicht anders der Zöllner im Gleichnis. Seine Bitte: „Gott, sei mir Sünder gnädig," ist zugleich sein Sündenbekenntnis; es enthält aber auch das weitere: Reue über die Sünde, Lossagen von derselben und Verlangen nach Gnade. Der heimgekehrte Sohn wird wieder aufgenommen, der Zöllner geht gerechtfertigt nach Hause; aber damit waren sie noch keine Christen! Doch das ist ebenso richtig: Ohne eine solche bußfertige Gesinnung kann man auch kein Christ werden. Weiter konnte doch unser Herr damals nicht gehen; aber er bereitet so den Boden für das weitere. Auch mit Worten wie dieses: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." und: „Ihr seid

das Licht der Welt und das Salz der Erde," hat er den Boden für weiteres bereitet; denn wer kann denn das werden und sein von sich aus?

2. „Zwischen Jesus und der urapostolischen Verkündigung lagen zwei Dinge: das Kreuz auf Golgatha und die Ostertatsache. Diese beiden Tatsachen waren zu groß, als daß die apostolische Verkündigung an ihnen hätte vorübergehen können." Erst diese beiden Tatsachen machten die apostolische Verkündigung möglich. Sie führten die Apostel erst zum rechten Verständnis der Person Jesu Christi. So kann Petrus bereits die Taufe auf den Namen Jesu Christi als Bedingung des Heilsempfangs bewerten. Er sagt in der Pfingstpredigt: „So wisse nun das ganze Haus Israel gewiß, daß Gott diesen Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat." Das ist stärker als: „Gott war mit ihm." Buße und Vergebung der Sünden bringt er so mit der Taufe auf den Namen Jesu Christi zusammen, daß das erste die Bedingung, das zweite die Folge der Taufe ist. Also: Vergebung der Sünden um Christi willen! Außerdem wird dem so getauften Menschen die Gabe des Heiligen Geistes zuteil. Darin liegt bereits die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi und die Aufnahme in die Kindschaft Gottes!

Betreffs der Heilung des Lahmen weist Petrus ganz energisch darauf hin: Wir haben das Wunder nicht vollbracht; das ist geschehen auf Grund des Glaubens an den auferstandenen Jesus Christus von Nazareth. Was war das nun für ein Mann? Petrus nennt ihn Knecht oder Kind Gottes; ist dieses gemeint, dann hat er ihn also Sohn Gottes genannt. Und was soll man davon denken, wenn Petrus bald darauf behauptet: Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden? Und dann: Ist es schon über allen Zweifel erhaben, daß die unter dem Namen des Petrus auf uns gekommenen Briefe dem Petrus gänzlich abgesprochen werden müssen?

3. „Was dieser Apostel (nämlich Paulus) in seinen Briefen darlegt, ist nicht der unmittelbar in der Offenbarung empfangene Gedankeninhalt. Vielmehr ist derselbe durch die Reflexion, durch eine denkende Betrachtung und Ueberlegung hindurchgegangen. Und die Gedanken sind zu einem System zusammengearbeitet." Hier ist also gesagt: Paulus hat erstlich durch die Offenbarung einen bestimmten Gedankeninhalt empfangen. Zweitens ist aber dieser Inhalt nicht einfach so wiedergegeben worden, wie er empfangen wurde; vielmehr hat Paulus sich darüber seine eigenen Gedanken gemacht und diese dann niedergeschrieben. Wir wissen natürlich nicht, wie der Hergang war. Aber angenommen, es verhielt sich so, wie es hier behauptet wird. Da ist folgendes möglich: Entweder hat Paulus nichts Wesentliches an dem Offenbarungsgehalt verändert, sondern ihn eben

gewissenhaft bearbeitet und sozusagen den Lesern mundgerecht gemacht. Im ersten Fall ist es dann einerlei, wenn er auch den unmittelbar empfangenen Offenbarungsinhalt uns verschweigt; er liegt ja doch in seinen eigenen Worten vor. Im zweiten Fall ist die Sache freilich mißlich. Da wir von dem durch Offenbarung erhaltenen Gedankeninhalt nichts wissen, so fehlt uns die Möglichkeit zu prüfen, was an Pauli Worten Offenbarungswahrheit ist. Nimmt man diesen Fall als wirklich an, dann ist das ein sehr bequemes Verfahren, um des Paulus Beitrag zur evangelischen Wahrheit auf die Seite zu schieben und ihn gar noch in Gegensatz zu Christo zu bringen. Ist es aber wahr, daß Jesus dem Christenfeind Saulus erschienen ist und ihn zum Apostel berufen hat, ist es wahr, daß Gott seinen Sohn in Paulus geoffenbart hat und Jesus in diesem Apostel lebte, dann ist es mit jenem Unterschied nichts; dann ist vielmehr der Ausgangspunkt der paulinischen Theologie Jesus Christus selbst und sein Evangelium kein anderes als das des Herrn Jesu.

4. „Auch Johannes ist ein Theologe." Wir nehmen an, dieser Johannes sei der Jünger, der an der Brust Jesu lag u. s. w. Wie Paulus hat er seine Theologie von Jesu selbst. Die den beiden Männern wesentlich anhaftende Eigenart wird dadurch nicht verwischt, wohl aber geläutert, vertieft, verklärt. Das Medium, durch das des Johannes Evangelium durchgegangen ist, ist Jesus selbst. Den Hellenismus hat dieser Evangelist bereichert. Wir verweisen nur auf zwei Dinge: die Lehre vom Logos, der Fleisch geworden ist, d. h. in Zeit und Raum eingegangen und so eine menschliche Persönlichkeit geworden ist, sowie die Behauptung von der Auferstehung der Menschen, die überhaupt nicht ist, wenn sie den Leib nicht betrifft. An diesen zwei Punkten muß der Hellenismus umlernen. Die Auferstehung ist natürlich eine Folge des in Christo den Menschen erschienenen und zugänglich gewordenen Lebens, wie es sich zunächst eben in Worten des Lebens ausdrückte, nämlich in der Predigt Jesu, dann aber auch in seinem Wandel, in seinen Taten, in seiner eigenen Auferstehung, d. h. in seiner ganzen Person. In diesem umfassenden Sinn ist Jesus der Offenbarer des lebendigen Gottes. Darin spricht sich Jesu Eigenart aus, an die kein Moses, kein Buddha, kein Konfuzius und wie sie alle heißen, die Propheten, Geistesheroen und Menschheitsführer, herankommt. Darum stillt Jesus in seinem Evangelium den Lebenshunger aller Menschen, der Juden und der Heiden, wenn sie sich nämlich seinem geistlichen Richteramt unterwerfen und Jesum selbst aufnehmen.

5. „Die Spitze dieses ganzen Briefes (nämlich des Jakobusbriefes) ist gegen Paulus gerichtet." Dann müßte aber Jakobus z. B. den Römerbrief sehr ungenau und oberflächlich gelesen haben. Jakobus polemisiert übrigens gar nicht gegen den „rechtschaffenen" Glau-

ben, den ja auch Paulus ausdrücklich vertritt. „Die Werke als Frucht rechtschaffenen Glaubens“: ist das nicht paulinisch? Der Glaube, gegen den Jakobus ankämpft, ist eben der sogenannte intellektuelle Glaube, der hauptsächlich in der Zustimmung zu gewissen Lehrsätzen besteht; man denke an: „Die Teufel glauben's auch und zittern.“ Wenn Jakobus der Meinung war, Paulus habe einen solchen Glauben im Sinn gehabt, wenn er von der Rechtfertigung sprach, was soll man denn da von ihm denken? Gerade im dritten Kapitel des Römerbriefes steht doch: „Was? Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne, sondern wir richten das Gesetz auf,“ dann lese man 5, 1—5; 6, 1—4; 8, 1 ff., u. s. w.! Nein, um Jakobus willen wird man geradezu zu der Annahme gezwungen, daß er den Römerbrief nie gelesen hat. Wohl aber mögen Leute, die entweder Antinomisten waren oder sich an Paulus gestoßen haben, weil er gegen „ihr Gesetz“ eiferte, und die dann seine Lehre verdreht haben, den Jakobus falsch berichtet haben. Daraus erklärt sich die Polemik des Jakobusbriefes. Da wir aber von den Entstehungsverhältnissen des Briefes so gar wenig wissen, so wird man in Bezug auf positive Behauptungen sehr vorsichtig sein müssen.

Schlußbetrachtung.

Es wird auf Seite 405 des „Magazins“ (a. a. O.) zugegeben, daß dem Apostel „glauben“ mehr ist, als „Glauben an ein Dogma.“ Er habe aber nicht hindern können, daß man nach seiner Formulierung die Rechtfertigung und Erlösung gar bald objektiv geltend machte, ohne dieselbe subjektiv zu erleben und dadurch das neue Leben zu bewähren. Daran soll nun Paulus selbst schuld sein, daß man ihn so grimmig mißverstanden hat. „Der Verkündigung Jesu gegenüber konnte diese Gefahr unmöglich auftauchen.“ Aber Jesus selbst wurde doch auch mißverstanden: von Judas, der ihn verriet, von Petrus, der ihn verleugnete, von den andern Jüngern je und dann, vom Volk, das ihn zum König machen wollte. War Jesus mit seiner Reichspredigt wohl daran schuld? Nein, sondern der auf das Diesseits gerichtete Sinn der Menschen, gerade wie heute die Sozialisten und andere das Evangelium Jesu mißverstehen. So ist auch Paulus mißverstanden worden, z. T. von Leuten, die ihn auch für einen Libertiner und Antinomisten hielten, z. T. von solchen, die ihm seine Stellung zum Gesetz für Blasphemie auslegten.

Wenn man da behauptet, der Paulinismus habe dreimal im Laufe der Kirchengeschichte schwere Gefahren für die Praxis des christlichen Lebens heraufbeschworen und sich dafür besonders auf seine „Formulierung“ der Rechtfertigung beruft, so muß man denn doch andere Beweise ins Feld führen, als die im „Magazin“ (a. a. O.) erschienenen.

Als erster Beweis wird die moralische Laxheit im zweiten christ-

lichen Jahrhundert angeführt. Die wird mit einem Zitat aus dem Abriß der Kirchengeschichte von Kurtz dem Apostel aufs Konto geschrieben. Sehr einfach! Aber das Zitat paßt nicht her. Was wohl der alte Dr. Kurtz zu einem solchen Gebrauch seines Leitfadens sagen würde? Die Veräußerlichung und Gesetzlichkeit, die selbstgerechte Werkheiligkeit und überspannte Askese der nachapostolischen Zeit wird von Kurtz selbstverständlich nicht der Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus zur Last gelegt. Ein ergänzendes Zitat aus dem „Lehrbuch" (1. Band, Seite 90) wird dies klar machen. „Die meisten kirchlichen Schriftsteller dieser Zeit (der nachapostolischen nämlich) gehören der heidenchristlichen Richtung an. Demnach könnte man erwarten, daß die paulinische Lehrauffassung von denselben, wenn auch nicht schon in ihrer ganzen Tiefe und Fülle erfaßt und verwertet, doch wenigstens in ihren bedeutsamsten und markiertesten Grundgedanken anerkannt und festgehalten worden sei. Dieser Erwartung entspricht aber die Wirklichkeit durchaus nicht. Vielmehr findet sich bei den Kirchenlehrern dieser Zeit eine ihnen selbst unbewußte, sich als Abschwächung und Verflachung oder als Ignorierung jener Grundgedanken kundgebende Entartung des ursprünglichen Paulinismus, die in der Folge, zunächst als Resultat des Kampfes gegen die gnostische Richtung, nur z. T. überwunden, z. T. aber noch gesteigert und erst in der Reformation des 16. Jahrhunderts völlig erkannt und bewältigt wurde." Wenn man also im zweiten Jahrhundert paulinisch gedacht und gelehrt hätte, dann wäre die Veräußerlichung des Christentums nicht eingetreten. Wie kann dann der Paulinismus daran schuld sein?

Zum andernmal soll der Paulinismus durch Augustins Vermittlung der Aeußerlichkeit zum Sieg verholfen haben. Aber Augustinus hat durch seine Prädestinationslehre die biblische Linie überschritten und darum indirekt seinen bedeutenden Gegenfüßler Pelagius, den er offiziell besiegt hatte, doch wieder zu Ansehen gebracht. Wenigstens gab nicht der Augustinismus, sondern der Halbpelagianismus der katholischen Kirche das Gepräge, das sie heute noch hat. Auch sonst stoßen wir bei dem großen Kirchenvater auf Ideen, die das Kirchentum in unevangelische Bahnen überleitete oder darin bestärkte. Der hierarchische Ausbau des Christentums kommt nicht auf Rechnung des Paulinismus. Die Ueberschätzung der priesterlichen Wirksamkeit gab aber den Anlaß zu Luthers Reformation.

Doch auch hier soll wieder ein modifizierter Paulinismus die Schuld an der bald eintretenden sittlichen Laxheit gehabt haben. Man lese einmal die Predigt Luthers über das Evangelium vom 26., bezw. 27. Sonntag nach Trinitatis. Wie bringt Luther da auf die Werke! Schließlich sagt er: „Glaube an Gott und an Christum, seinen Sohn; hilf deinem Nächsten: das lehrt das ganze Evangelium. Das sollen die Eltern ihren Kindern sagen im Hause und allenthalben, auch die

Kinder untereinander sollen diese Worte stets treiben.“ Und wie redet er denen ins Gewissen, die sich einen Glauben zurecht machen, bei dem sie „verharren in ihrer Gewohnheit als zuvor, gleich so geizig, gleich so unbarmherzig gegen die Armen, gleich ohne Erkenntnis wie zuvor.“ Es ist falsch, zu behaupten, daß die Predigt vom Glauben und der Rechtfertigung, wie Luther beides predigte (und vor ihm schon Paulus) die Hörer zu sittlicher Laxheit führte. Vielmehr steht die Sache so, daß viele das Wort vom Glauben nicht annahmen und in ihrer alten Weise verharrten, gerade wie Tausende zu Jesu Zeiten sich durch dessen Predigt nicht zur Sinnesänderung leiten ließen, vielmehr dem Heiland gram wurden.

Die paulinische Verkündigung der Rechtfertigung ist nicht etwas absolut Neues der Predigt Jesu gegenüber; Paulus hat nicht durch seine Spekulationen die Sache Jesu aus dem Judentum herausgeführt. Vielmehr hat er darin Christi Werk fortgesetzt, weil sein Geist in ihm wohnte und sein Segen auf ihm ruhte. Auch ist es der reine Kampf gegen Windmühlenflügel, wenn man meint: „Aber bestritten muß werden, daß die Rechtfertigung nur im Anschluß an die Paulustheorie erlangt und erlebt werden kann.“ Das heißt man offene Türen einstoßen. Die Rechtfertigung wird nur erlangt durch den Anschluß an Jesum Christum und sein Wort, wie es auch Paulus verkündet hat.

Im Schluß des Artikels auf Seite 407 des „Magazins“ (a. a. O.) sind Erfahrungen aus der Seelsorge mitgeteilt, die jedem Pastor, der einige Zeit im Amt ist, gewiß nicht unbekannt sind, und wenn die Arbeit des Schreibers den Finger auf solche Wunden legt, dann hat er ganz Recht. Nur scheint er übersehen zu haben, was er Seite 405 selbst zitiert: „Aber eine Lehre in scharfem Gegensatz zu einer andern betonen, ist immer gefährlich.“ Er will uns doch gewiß nicht in eine neue Werkgerechtigkeit und Gesetzestreiberei hineinführen? Eben deswegen dürfen wir die biblische Lehre von der Rechtfertigung, wie sie Paulus in Jesu Schule gelernt hat, nicht auf die Seite schieben. Dazu gehört freilich auch der Appell an die Früchte der Buße, an die Liebe als Ausdruck des wahren, lebendigen und lebendigmachenden Glaubens. So hat es Jesus gewollt, so Paulus, so Luther, und so will es jeder rechtschaffene evangelische Verkündiger der evangelischen Wahrheit.

Die Entwicklung der evangelischen Predigt in Deutschland im 20. Jahrhundert.

Von Universitätsprofessor D. Dr. Martin Schian in Gießen.

Im Jahre 1904 schloß ich meine Darstellung der Geschichte der Predigt in der Realencyklopädie für Theologie und Kirche (Bd. 15, S. 623 f.) ab. Seitdem ist keine zusammenfassende Schilderung der

deutschen Predigt erschienen. So mag es angebracht sein, in kurzem Ueberblick zu zeigen, wie sich seitdem die Predigt bei uns gestaltet hat.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte — bei aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen — vor allem denjenigen Typus der Predigt gepflegt, den man als die „Kunsthomilie" zu bezeichnen genötigt ist. Die Einleitung führte gewöhnlich vom Text zu dem sorgfältig stilisierten (zuweilen sogar gereimten) Thema, das ebenso wie die Teilthemata in feierlicher Hervorhebung bekannt gegeben wurde. Die einzelnen Teile wurden so gestaltet, daß jedesmal zuerst der entsprechende Textteil ziemlich genau erläutert, alsdann die Anwendung gemacht wurde. Die Teile wurden sorgfältig voneinander abgehoben. So entstand eine „biblische" Predigt, die den Vorzug hatte, in die Gedankenwelt **der Bibel einzuführen und aus ihr** das Gemeindeleben zu beleuchten. War das nicht die Idealpredigt?

Die Entwicklung hat, soweit die *Form* in Frage kommt, diese Frage verneint. Die Predigt hat sich von dem Schema der Kunsthomilie weithin allmählich frei gemacht. Und zwar in allen theologischen Lagern. Die führenden Prediger der Rechten wie der Linken lieben eine freiere Gestaltung; nur in manchen Sammelwerken mit Beiträgen geringerer Ordnung tritt die Kunsthomilie noch häufiger auf. Die Predigt gleicht sich mehr dem allgemein herrschenden Redetypus an. Die Einleitung wählt ihren Stoff ganz frei; als Hauptforderung gilt, daß sie das Interesse der Hörer wecke. Das Thema wird meist mitgeteilt, oft auch in formulierter Genauigkeit, aber in möglichst knapper Fassung. Selten aber wird die gesamte Disposition an die Spitze gestellt; geschieht es, so wählt man eine sehr kurze Form. Oft verläuft die ganze Predigt nicht mehr in parallelen Teilen, sondern in fortlaufendem Gedankengang. Zweifellos ist die Tendenz zu beobachten, die schwerfällige, immer gleichmäßige Predigtform abzustreifen und in frischer Beweglichkeit sich der Forderung der besonderen Lage anzupassen. Diese Tendenz birgt natürlich Gefahren in sich. Tatsächlich tritt, zumal bei jungen Predigern, nicht ganz selten an die Stelle des Zwangsthemas eine allzu ungebundene, zuweilen saloppe Form, namentlich ein bedenklicher Mangel an klar heraustretender Ordnung der Gedanken.

Auch die *Sprache* der Predigt macht eine Wandlung durch, die Sprache der Bibel wird durch die Sprache der Gegenwart ersetzt. Natürlich ist diese Gegenüberstellung absichtlich zugespitzt; niemals hat die Predigt sich ganz an die Sprache der Bibel gehalten. Aber sie zeigt den Weg, den die Entwicklung genommen hat. Die Hinkehr zur „modernen" Ausdrucksweise wird nicht überall mit gleichem Nachdruck vollzogen. Aber auch diejenige Predigt, die sich inhaltlich an die Bibel gebunden weiß, müht sich meist um eine Sprache, wie sie der Gebildete heute spricht. Es ist sehr bezeichnend, daß *Samuel Kel*=

ler, der bekannte strenggläubige Evangelist, der „Sprache Kanaans“ für die Predigt entschlossen den Abschied gibt. Auch in diesem Stück wissen nicht alle Prediger das rechte Maß zu halten; es begegnen hypermoderne Wendungen. Bemerkenswert ist übrigens, daß man in Norddeutschland neuerdings Versuche mit Predigten in plattdeutscher Sprache gemacht hat.

Die Kunsthomilie war sehr stark durch die Anlehnung an den Text bestimmt. Wie stellt sich die freier geformte Predigt zu diesem? Textlose Predigten sind auch heutzutage in Deutschland vereinzelt. Aber der Text bedeutet für viele Predigten längst nicht mehr das, was er früher war. Wohl bildet er in den meisten Fällen nach wie vor die Grundlage der Predigt; und es fehlt keineswegs an Predigern, die ihn sorgfältig nach allen Richtungen zu verwerten suchen. Aber die in der Kunsthomilie übliche ausführliche Textauslegung (oder auch Textrekapitulation) kommt mehr und mehr außer Gebrauch. Die Predigt wendet sich, unter Anlehnung an den Text und mit Benutzung seiner Gedanken, unmittelbar an die Hörer. Und nicht ganz wenige Prediger nehmen für sich das Recht ganz freier Textbenutzung in Anspruch; man hat in nicht vereinzelten Fällen den Eindruck, daß der Text einer an sich fertigen Gedankenreihe nachträglich aufgepfropft ist. Manchmal ist er auch nur das „Motto.“ Natürlich passen zu diesem Verfahren nur freigewählte Texte; und kurze Bibelworte lassen sich dabei besser verwenden als lange Abschnitte. So ist es begreiflich, daß die bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts in lutherischen Kirchen allgemein streng durchgeführte, im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich gelockerte Bindung der Predigt an bestimmte Perikopenreihen im 20. Jahrhundert weiter an Boden verloren hat. Wohl halten manche lutherische Landeskirchen sie aufrecht, aber sie machen der Neigung zu größerer Abwechslung oder auch zu größerer Freiheit vielfach nicht unbeträchtliche Einräumungen; und in einer Reihe von Kirchengebieten — Altpreußen, Hessen — besteht gar keine gesetzliche Bindung mehr; teilweis ist völlige Freiheit in der Wahl der Texte üblich geworden. Die Nötigung, die Predigt auf die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse der letzten acht Jahre einzustellen, hat viele Prediger, die sich sonst an die Perikopen hielten, bewogen, sich größere Freiheit zu nehmen.

1902 erschien eine kleine Schrift des Gießener, später Hallenser Professors Paul Drews: „Die Predigt im 19. Jahrhundert.“ Drews beklagte es in dieser Schrift, daß man im 19. Jahrhundert fast durchgängig zentrale Themata gewählt habe; stete Wiederholung derselben Hauptgedanken und übergroße Allgemeinheit der Gedankenbildung seien die Folge gewesen. Er forderte spezielle Themata und stellte als Beispiel den Schweizer Pfarrer Bitzius auf, der bis dahin in Deutschland wenig beachtet worden war. Es

scheint mir zweifellos, daß dieser Hinweis stark gewirkt hat; andere — so auch ich in meiner erstmalig 1906 erschienenen „Praktischen Predigtlehre" — hatten Drews sekundiert. Tatsächlich ist die Neigung, Themata von blasser Allgemeinheit zu wählen, viel geringer geworden; die meisten suchen konkrete Gegenstände zu behandeln. Nicht immer werden die speziellen Themata glücklich gewählt; aber es finden sich doch zahlreiche sehr bestimmte packende Formulierungen, die von vornherein die Aufmerksamkeit fesseln. Beispielsweis seien einige Themata von Doerries genannt: Jesus, der König; die Inkonsequenz Jesu; Religiöse Wahrheiten; Blinder Glaube; Eltern und Kinder; der froheste Mensch; die Religion der Liebe; die Sünde; der Himmel; die Kirche; Von dem Werte des Kleinen; Was haben wir überhaupt von unserm Christentum?

Will man sonst eine allgemeine Linie für die Entwicklung des Gedankengehalts der deutschen Predigt ziehen, so kann man von einer Abstoßung der dogmatischen Orientierung und einer entschiedenen Besinnung auf die religiöse Aufgabe sprechen. Die Predigt ist viel praktischer geworden. Wohl haben auch die Meister der Kunsthomilie, wie Emil Frommel, Rudolf Kögel, Karl Gerok, nicht dogmatisch gepredigt. Aber andere Prediger jener Zeit haben es wenigstens zuweilen getan; und es gab auch bei sonst rein religiös gerichteten Predigern Ausführungen mit kräftig dogmatischem Einschlag. Das ist im Lauf der Jahre anders geworden. Selbstverständlich nicht ausnahmslos bei allen Predigern, aber sicherlich in allen Lagern. Die theologisch konservativen Prediger wissen, daß die Situation auch ihrer Gemeinde im allgemeinen die Entfaltung dogmatischer Sätze nicht günstig ist. Auf Seite der theologisch-kritisch gerichteten Prediger bestand zuweilen die Neigung, die Predigt zur „Aufklärung" im Sinn der modernen Theologie zu benutzen. Einige „Fälle" im Anfang des Jahrhunderts lieferten den Beweis. Auch davon ist es stiller geworden. Natürlich soll nicht behauptet werden, daß nicht auch jetzt noch dogmatische Predigten gehalten würden. Aber die Entwicklung ist zweifellos in der Linie der religiös-praktischen Predigt gegangen.

Auch die religiös-praktische Predigt hat vielerlei Möglichkeiten. Sie kann, ohne zur dogmatischen Predigt zu werden, Denkpredigt sein, ja sie kann sogar Problempredigt werden. Solche finden sich unter den gedruckten Predigten der letzten Jahrzehnte in Fülle; und keineswegs nur akademische Theologen sind ihre Verfasser. Aber richtig ist, daß die akademischen Theologen unter den Herausgebern von Denkpredigten voran stehen. Ich nenne nur Friedrich Loofs und Theodor Häring; ob Ludwig Ihmels hierher zu rechnen ist, kann bezweifelt werden. Diese Denkpredigten behandeln aber rein religiöse Fragen, und sie behandeln sie so, daß nicht dogmatische Spitz-

findigkeit, sondern das ganz persönliche praktische religiöse Interesse die Leitung hat. Neben ihnen stehen zahllose Predigten rein praktischen Inhalts. Die Neigung zur Praxis geht soweit, daß auch — und nicht selten — Fragen der ethischen Lebenshaltung besprochen werden, sogar recht spezielle Fragen. Namentlich geschah das während des Weltkriegs, als plötzlich das einzelne Gemeindeglied vor schwierige sittliche Entscheidungen gestellt wurde, die ihm noch nicht vorgekommen waren, für die es daher kein Herkommen, keine allgemein anerkannten Grundsätze als Orientierungslinien gab. So ist hier und da über das Kriegsbrot, auch über die Kriegsanleihe gepredigt worden. Sicherlich lief die Predigt damit Gefahr, in die Geleise der Moralpredigt einzumünden, die man mit dem Rationalismus der Aufklärungszeit gründlich überwunden glaubte. Aber zwischen dieser und der modernen ethischen Predigt bestehen doch erhebliche Unterschiede. Jene war der Ausfluß einer Stimmung, bei der die Religion Kraft und Gehalt eingebüßt und nahezu ganz zur Morallehre geworden war. Die jetzige Predigt aber will lediglich in bestimmten schwierigen Entscheidungen von der Grundlage religiösen Lebens aus die nötige Weisung geben. Womit nicht geleugnet werden soll, daß die der Moral in der Predigt gezogenen Grenzen auch heutzutage öfter überschritten werden.

Die Masse der Predigten müht sich, religiös zu bleiben. Selbstverständlich spiegelt sich in ihr die ungeheure Mannigfaltigkeit der Standpunkte, der religiösen Anschauungen und Auffassungen, die innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands ihr Dasein haben. Von der lutherischen Rechtgläubigkeit an über die sogenannte moderne positive Theologie und die noch keineswegs abgetane Ritschlsche Theologie älterer Art bis hin zu den nachdrücklich „modern" gestimmten kritischen Theologen, ja bis zu den ganz modernen Vertretern einer Stimmung, die man, wenn man philosophisch rubrizieren will, vielleicht als panentheistisch bezeichnen könnte, sucht jede Stimmung auch in der Predigt Ausdruck. Nicht minder beherrscht die an die methodistische Frömmigkeit anklingende Art der Gemeinschaftsbewegung eine keineswegs unbeträchtliche Predigtgruppe. Die praktische Grundtendenz mildert manchen Gegensatz; dem Sachkenner wird er doch recht deutlich. Als charakteristisches Kennzeichen der jüngsten Entwicklung, die auf Ausschluß dogmatischer Besonderheiten zielt, muß hervorgehoben werden, daß auch in Predigten rechtsstehender Theologen — freilich meist jüngerer — die theologisch-konservative Note kaum merkbar ist. Ein jüngerer Theologe der Rechten, Gerhard Kittel in Greifswald, hat es letzthin als eine der ganz großen Gaben, die Gott dem deutschen Volk in seiner großen Not geschenkt hat, bezeichnet, daß er uns so unendlich vieles habe klein werden lassen. Zu diesen Dingen rechnet Kittel auch „sehr viele theologische Klugheiten." Diese Stim-

mung findet auch in der Predigt ihren Ausdruck. Daher es denn manchmal jetzt wirklich schwer halten kann, den theologischen „Standpunkt“ herauszuerkennen. Die Eigentümlichkeit der *religiösen* Haltung muß der Hörer natürlich herausfühlen.

Ein weiteres Merkmal der Entwicklung besteht in der wachsenden *Aktualität* der Predigt. Sie ist wohl als Folge des Weltkriegs und der durch ihn hervorgerufenen innerpolitischen Ereignisse zu verstehen. Es gab allerdings auch während des Kriegs eine Gruppe von Predigern, die den Gottesdienst nach Möglichkeit von aller Unruhe des Tages freihalten und ihn lediglich zur stillen Feierstunde vor Gottes Angesicht gestalten wollten. Es wird auch richtig sein, daß diese Stimmung, je länger der Krieg dauerte, um so mehr um sich griff. Aber sie beherrschte auch dann nur einen kleinen Teil der Prediger. Sie war ja auch allzu deutlich als einseitig zu erkennen. Der sonntägliche Verkehr der Gemeinde mit Gott soll doch zugleich für das ganze Leben mit allen seinen Fragen, Aufgaben und Nöten Kraft schenken und Weisung geben. Darum hat die Predigt von Anfang an die großen Geschehnisse in das Licht des göttlichen Worts gerückt; sie hat die Gemeinden für die rechte Stellung zu diesen Dingen zu rüsten gesucht; sie hat die sich förmlich aufdrängenden religiösen Probleme (Theodizee!) zu klären, die schweren sittlichen Fragen zu beleuchten, für ihre Pflicht gehalten. Als der Krieg zu Ende war, stellte die staatliche Umwälzung die Gemeinden vor neue innere Entscheidungen, bei denen die Predigt behilflich sein mußte. Nicht jeder Prediger hat in diesen ganz besonders schwierigen Zeitläuften den rechten Ton und das rechte Maß gefunden; nationale Begeisterung und politische Leidenschaft haben es verursacht, daß manche Predigt die ihr gezogenen Schranken überschritt. Es ist auch zweifellos eine rückläufige Bewegung zu beobachten; man warnt vielfach vor „*politischen*“ *Predigten*, und die allgemein festzustellende politische Ermüdung läßt die Prediger von selbst davon absehen, ihre Predigten allzuviel Zeitgehalt zu geben. Doch wird die Predigt der allerletzten Jahre, verglichen mit der um 1900, ohne Frage aktuelleren Charakter tragen. Es ist keineswegs sicher, daß sie diesen Charakter behalten wird; aber zur Zeit hat sie ihn.

Am Anfang dieses Jahrhunderts (1902) begann F. *Niebergalls* Buch: „Wie predigen wir dem modernen Menschen?“ zu erscheinen. Es bahnte — mit andern literarischen Erscheinungen der gleichen Zeit — die Einstellung der Predigt auf die Gemeinde, der sie gilt, die „*Gemeindegemäßheit*,“ an. Darf man sagen, daß diese Einstellung praktische Fortschritte gemacht hat? Die Predigt steht gerade in diesem Stück vor einer ganz schweren Aufgabe, die ein zartes Sicheinfühlen in die Seele der Menschen und ein inniges Mit-

leben mit der Gemeinde dem Prediger zur Pflicht macht. Hat sie diese Aufgabe bewältigt?

Mit einem rückhaltlosen Ja wage ich nicht zu antworten. So rasch kann ja auch die Wandlung nicht vor sich gehen. Aber kräftige Ansätze sind in den letzten Jahrzehnten gemacht worden. Man begann sich mit der religiösen Volkskunde zu beschäftigen und die einzelnen Schichten und Stände unserer Gemeinden auf ihre seelische Art zu untersuchen. Man fing auch an, Predigten mit spezieller Einstellung auf bestimmte Verhältnisse zu halten. So sind mehrere Sammlungen Dorfpredigten erschienen; auch Kleinstadtpredigten sind veröffentlicht worden. Akademische Predigten hat es schon früher gegeben; unter den gedruckten spielen sie auch jetzt keine ganz kleine Rolle. Merkwürdigerweise hört man sehr wenig von Arbeiterpredigten. Liegt das daran, daß unsere deutsche Arbeiterwelt gerade dort, wo sie in Massen zusammen wohnt, also die Art ganzer Gemeinden bestimmt, sehr wenig kirchlich ist? Liegt es an der Schwierigkeit, das Evangelium zu verkündigen und zugleich dem klassenbewußten Arbeiter Genüge zu tun? Wir haben jetzt in Deutschland eine nicht ganz kleine Zahl sozialistischer Pfarrer. Warum zeigen sie nicht einmal der Oeffentlichkeit, wie sie ihre Predigtaufgabe verstehen? Die vereinzelten Predigten, etwa zur Feier des 1. Mai, die in Zeitschriften erschienen sind, geben kein genügendes Bild.

* * *

Ich habe den Gang der Entwicklung in ganz großen Zügen zu skizzieren versucht. Es wird zur Ergänzung der Schilderung dienen, wenn ich einige Typen genauer beschreibe. Dabei will ich so verfahren, daß ich für jeden Typ einen bekannteren Prediger herausgreife. Natürlich hat dieses Verfahren Nachteile, einzelne werden genannt, andere, ebenso gewichtige, werden übergangen. Aber im Rahmen dieses Aufsatzes läßt sich nicht wohl anders verfahren.

Erhebliche Bedeutung errang die Erweckungspredigt. Sie wird von den der Gemeinschaftsbewegung nahestehenden Kreisen gepflegt. Ihr Platz ist durchaus nicht bloß die Evangelisationsbewegung, sondern, wenn auch in gewisser Beschränkung, auch der Gemeindegottesdienst. Innerhalb der Gruppe der Erweckungsprediger sind die Unterschiede sehr groß: je nach dem Maß der Gründlichkeit der theologischen Vorbildung, je nach der Stärke des methodistischen Einschlags in der Frömmigkeit. Zu den hervoragendsten, in jeder Hinsicht besten Predigern dieser Art gehört der schon genannte Samuel Keller. Er ist in der Form ganz modern; Ordnung der Rede und Sprache gestaltet er ohne jede Rücksicht auf die homiletische Ueberlieferung. Kurze, knappe Themata wecken das Interesse. Wie die andern Erweckungsprediger pflegt auch er die Predigt von Sünde und Gnade. Aber er bewegt sich im Unterschied von geringeren Pre=

digern derselben Gruppe nicht immer im gleichen Umkreis der wenigen allgemeinen Bußgedanken, sondern er versteht es, zu variieren, behandelt auch einmal ganz spezielle Gegenstände, wie z. B. die Zungensünden. Auch ihm liegt das Drängen auf rasche Bekehrung, das der Erweckungspredigt eignet, nicht fern; wie sie liebt auch er es, gelegentlich sich in eschatologischen Ausführungen zu ergehen. Aber bei ihm ist diese Art durch eine feinere Psychologie gemildert; jedenfalls tritt sie minder kraß auf als bei andern. Auch Keller verwendet sehr gern Beispielerzählungen; und er teilt die Vorliebe vieler Prediger dieser Gruppe für Geschichten, die im Ausland spielen. Seine Geschichten sind der wenigst glückliche Bestandteil seiner Predigten; denn sie leiden — wie alle diese Bekehrungsgeschichten — oft in hohem Grad an Unwahrscheinlichkeit; man staunt, wie bei diesem hochbegabten Redner dort, wo es sich um religiöses Erleben handelt, die Gabe der kritischen Unterscheidung in so starkem Maß versagen kann. Da er stets darauf bedacht ist, die Rede unmittelbar aufs „Geistliche" zu lenken, fehlt bei ihm die klare Wegweisung für das Verhalten des Christen gegenüber den Dingen dieser Welt. Hier zeigt sich am schärfsten der pietistische Zug bei Keller.

Suche ich nach einem Beispiel für die Gruppe altgläubiger Prediger lutherischer Richtung, so komme ich in Verlegenheit. Es ist nicht möglich, nur einen Vertreter dieser Art zu nennen. So wähle ich ihrer zwei. Zuerst den jetzigen Landsbischof der kleinen lutherischen Kirche von Mecklenburg-Strelitz, Tolzien. Er gehört, sofern die Textbenutzung in Frage kommt, zur älteren Schule, der der genaue geschichtliche Sinn des Textes manchmal wenig bedeutete, wenn es sich um seine erbauliche Anwendung handelt; seine Textbenutzung streift zuweilen hart an Allegorese. Dabei entwickelt er eine erstaunliche Gewandtheit in der Ausnützung des Schriftworts und eine geradezu überraschende Kunst, allerhand Beziehungen zur Gegenwart herzustellen. Seine Methode, die Rede zu formen, erinnert gleichfalls an ältere Muster. In der rednerischen Gestaltung fühlt man sich oft an Rudolf Kögel gemahnt; kunstreiche Formulierungen, Anspielungen, Sätze und Gegensätze frappieren, fesseln, packen auch wohl. Dabei hat die Auseinanderfaltung längerer Gedankenreihen keinen Platz; seine Predigt ist ganz Anwendung, ganz Mahnung und Trost.

Als zweiten Lutheraner stelle ich Ludwig Ihmels hierher. Er geht jetzt in die Leitung der sächsischen Landeskirche; sobald die neue Kirchenverfassung durchgeführt ist, wird er ihr Landesbischof werden. Aber er war durch lange Jahre Universitätsprofessor, und die systematische Theologie ist sein Fach. Das hat nicht bewirkt, daß er dogmatische Predigten hielt; auch bei diesem Akademiker bleibt die Dogmatik fort. Seine gedruckten Predigten sind meist im akademischen Gottesdienst gehalten; bennoch stellen sie nicht übergroße Anforde-

rungen an die Fassungskraft der Hörer; bei aller Fülle des Gehalts, bei aller Vornehmheit der Form zeigen sie doch eine edle Einfachheit. Aber als wissenschaftlicher Theolog kann Ihmels mit dem Text nicht so umgehen wie Tolzien; und die geistreich-rhetorischen Wendungen liegen ihm nicht; er verschmäht sie auch wohl absichtlich. Er will allein durch den Gedanken wirken. Die Gedanken, die er entwickelt, sind die einer tief innerlichen lutherischen Frömmmigkeit in den Ausdrucksformen unserer Zeit. Dabei gehört Ihmels nicht zu der „modern-positiven" Richtung im engeren Sinn; er steht rechts von ihr; er wahrt stärker als sie den Zusammenhang mit dem überlieferten Erbgut. Aber er polemisiert in der Predigt nicht; er sucht nur jene Frömmigkeit in nachdrücklicher Anknüpfung an biblische Texte zu anfassendem Ausdruck zu bringen. Im Wesentlichen ist er freilich doch ein Prediger für Gebildete. Besonders wirksam sind seine Predigten in der Kriegszeit gewesen; sie waren ganz darauf abgestellt, seine Hörer die große, schwere Zeit nicht bloß erleben, sondern im Allerinnersten d u r c h-leben zu lassen.

Neben die „konfessionellen" Lutheraner pflegt man in Deutschland in der Regel die Prediger ohne streng konfessionelle Art, zumal solche aus den Gebieten der Union, zu stellen. Die Grenzen sind sehr fließend; heutzutage binden sich konfessionelle und unkonfessionelle Art noch weniger als früher an Kirchengrenzen. Will man aber den unierten Typ besonders herausstellen, so wählt man als seinen Vertreter am besten einen Theologen der kirchlichen Mitte, in der die Union am stärksten durchgebildet ist. Wie könnte ich, wenn ich die bekannten Prediger dieser Stimmung durchmustere, an Ernst D r y a n d e r vorbeigehen, dem vor kurzem entschlafenen letzten kaiserlichen Oberhofprediger? Aber paßt Ernst Dryander in diesen Zusammenhang? Das 20. Jahrhundert ist für ihn fast nur die Zeit des Alters gewesen. So ist er also doch kein Beispiel für die E n t w i c k l u n g der Predigt in diesen Jahrzehnten? Gewiß gehörte er zur älteren Generation. Ihr entstammte seine an der Hallenser Vermittlungstheologie gebildete Anschauung; ihr entsprach die sorgfältige Texterweiterung und die klare Gliederung seiner Predigten. Aber es ist doch bezeichnend, daß es niemandem eingefallen ist, Dryander — bis in seine letzten Tage hinein — für einen unmodernen Prediger zu erklären. Als er 1919 beim ersten Allgemeinen Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dresden die Eröffnungspredigt hielt, waren Alte und Junge, Moderne und Unmoderne gleicherweise ergriffen. Er trug eben keine einseitige Art an sich; er bewahrte das Beste am Erbe jener Zeit und war geistig aufgeschlossen für die neue Zeit, ohne freilich ihre Extravaganzen irgend mitzumachen. Die Predigt des 20. Jahrhunderts hat sich nicht so weit von der Predigt des ausgehenden 19. Jahrhunderts entfernt, daß sie nicht einen Dryander willig zu ihren vornehmsten Vertreter rechnete.

Soll ich einen jüngeren Prediger der Union neben Dryander stellen, so mag es sein jüngster Kollege vom Berliner Dom sein, Bruno Döhring. Er arbeitet mit ganz modernen Mitteln; seine Predigten werden gedruckt, ehe sie gehalten sind, und werden unmittelbar nachdem sie gehalten wurden, verkauft. Sie sind nicht von der klassischen Ruhe getragen wie die Dryanders; sie sind drängender, manchmal stürmisch; sie greifen energisch hinein in die gärende Zeit, mahnen zur Stellungnahme und Mitarbeit am Neubau des Volkes. Jede Rede hat ein kurzgefaßtes Thema; aber in der Predigt selbst wird es oft mehr angedeutet als genannt. Alles, aber auch alles, was an das Predigtschema vergangener Tage erinnern könnte, fehlt. Man könnte versucht sein, zu sagen: Reden haben wir vor uns, nicht Predigten. Der Text tritt im Druck zur Seite; er steht auf der Innenseite des Titelblatts, nicht, wie sonst üblich, oben am Eingang der Predigt. Das ist eine Aeußerlichkeit; vielleicht soll sie nur Platz sparen; aber sie ist doch bezeichnend. Von Textauslegung ist wenig zu spüren; die Predigt hat nichts mehr von Homilie; sie ist ganz und gar in der Gegenwart lebende auf die Gegenwart wirkende religiöse Rede. Dabei bietet sie keinen Raum zu längeren Gedankenentwicklungen, sie bringt gute und wuchtige Gedanken; aber es kommt nicht zu einläßlicher Vertiefung; nicht zu seelsorgerlich psychologischem Eingehen. Die Aktualität der modernen Predigt tritt stark hervor; Döhrings Predigten sind, wenn auch nicht alle im gleichen Sinn und Maß, doch Zeitpredigten.

Wir gehen zur Gruppe der modernen Theologen über. Der Sammelname umfaßte immer sehr verschiedene Geister; je länger, desto größer ist die Mannigfaltigkeit geworden. An der Spitze steht billig Friedrich Rittelmeyer. Er ward, sofern von seiner Predigt die Rede war, anfangs immer zusammen mit seinem Nürnberger Kollegen Christian Geyer genannt, mit dem er gemeinsam vielbeachtete Predigtsammlungen („Gott und die Seele"; „Leben in Gott") herausgab. Mit Geyer verbindet ihn ja auch eine geradezu merkwürdige Geistesgemeinschaft, selbst nachdem Rittelmeyer von Nürnberg geschieden ist. Sind doch beide Männer den Weg zur Anthroposophie gegangen. Aber Rittelmeyer hat später für sich bedeutsame Predigtwerke veröffentlicht; und sie zeigen, wie mir scheint, eine beachtenswerte Entwicklung über jene gemeinsamen Anfänge hinaus. War zuerst als das Charakteristikum der Geyer-Rittelmeyerschen Sammlungen eine religiös sehr warme, dem modernen Denken entgegenkommende, aber auch ältere Anschauungen nicht verletzende, in flüssiger Form und prächtiger, lebendiger Anschaulichkeit verlaufende Predigtweise zu bezeichnen, so prägte sich später in Rittelmeyers Darbietungen jene eigentümliche Frömmigkeit aus, die man etwa als moderne Christusmystik bezeichnen kann. Vielleicht tritt die inner-

liche Kraft der Frömmigkeit in den späteren Sammlungen noch stärker hervor; sie sind noch tiefer, innerlich noch reifer; aber sie prägen Gedankenreihen aus, die ganz besondere Wege gehen. In der Form nehmen sie immer mehr den Charakter der frei gestalteten Rede an; die eigentliche Predigtart gleitet viel mehr von ihnen ab, als das in den Sammlungen, die Rittelmeyer und Geyer zusammen herausgaben, der Fall war. Auf eine große Zahl von jüngeren Predigern haben jene früheren Predigten stark gewirkt; sie werden oft unter denen genannt, die das homiletische Werden beeinflußt haben. Die jüngeren Sammlungen Rittelmeyers werden kaum ebenso wirken. Das liegt nicht bloß an der geschilderten Entwicklung des religiösen Gehalts; vielmehr trägt auch die äußere Art ihr Teil bei. Von jenen Predigten konnte jeder lernen, auch der konservativere Theologe; die jüngeren sind viel mehr Erzeugnis und Zeugnis einer ganz persönlichen Art, die niemand nachahmen kann und darf. Je einseitiger Rittelmeyer jetzt der Anthroposophie sich ergeben hat, um so weniger wird er als Prediger mitwirken. Es ist eine schmerzliche Fügung, daß dieser hervorragende Prediger durch die Wendung zur Anthroposophie der evangelischen Kirche — er hat ja sein Pfarramt aufgegeben — verloren gegangen ist; die Einheit von Evangelium und Anthroposophie herzustellen wird ihm nicht gelingen.

Gleichfalls „moderner" Theologe, wie ursprünglich auch Rittelmeyer zu den Freunden der „Christlichen Welt" gehörig, hat Bernhard Doerries in Hannover doch eine erheblich andere Predigtweise entwickelt. Ihm steht nicht die innerlich quellfrische, aus der Fülle der Empfindung überströmende Redegabe Rittelmeyers zur Verfügung; dessen Predigten gegenüber erscheinen diejenigen von Doerries zuweilen fast nüchtern. Aber sie zeichnen sich durch ungemeine Klarheit der Gedankenentwicklung, durch eine außerordentliche Fähigkeit, zeitgemäße Themata zu wählen und sie in innerer Folgerichtigkeit durchzuführen, aus. Daß Doerries dabei den sozialen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit widmet, gibt seiner Predigt eine eigentümliche Note. Er verlangt denkende Hörer; von jeder Gefühligkeit ist seine Art meilenfern. Aber er bleibt bei der Gedankentwicklung streng im religiösen und ethischen Gebiet. Seine theologische Auffassung schimmert freilich durch; nirgends aber wird sie zum bestimmenden Inhalt. Doerries hat vor allem auf solche Prediger gewirkt, die nicht von hinreißender Beredsamkeit, nicht von eindringlichster Gemütserschütterung das Heil erwarten, sondern von stiller, klarer Versenkung in eins der religiösen und sittlichen Anliegen des frommen Menschen.

Nun aber ist es Zeit, auch der kirchlichen Linken zu gedenken. Wiederum ist es schwer, sie durch einen einzelnen Vertreter zu charakterisieren. Man hätte an Paul Kirmß in Berlin denken kön-

nen, der bis in die letzten Jahre hinein durch gehaltene und gedruckte Predigten eine weitreichende Wirksamkeit entfaltet hat. Aber er gehört durchaus zur älteren Predigtschule; seine Weise bietet nichts, was für die neuere Entwicklung bezeichnend wäre. Oder man kann an Karl Jatho erinnern, dessen Absetzung aus Gründen der Lehre vor einem Jahrzehnt so viel Staub aufgewirbelt hat. Er war zweifellos in ganz anderm Maß als Kirmß ein Moderner; seine zu pantheistischen Auffassungen neigende, die geschichtliche Grundlage des Christentums verlassende Denkweise entspricht der Art, wie die „Geheimreligion der Gebildeten," sofern sie sich überhaupt ernster mit religiösen Problemen beschäftigt, mit diesen fertig zu werden sucht. Insofern ist Jatho allerdings für die neuere Entwicklung wichtig. Aber es wird doch richtiger sein, die Ganzmodernen durch einen der Jungen zu charakterisieren, nicht durch einen Mann wie Jatho, der längst unter dem Rasen liegt. Daher stelle ich hierher den oben bereits flüchtig erwähnten Ernst Möring mit seiner Sammlung „In ungemessene Weiten." Er nennt seine Darbietungen nicht Predigten, sondern „Kanzelreden," und er tut recht daran. Kultuspredigten sind es nicht, sondern Aeußerungen einer religiös-ethisch bestimmten praktischen Lebensphilosophie. Gewiß tritt diese Philosophie in möglichst volkstümlichem Gewand auf; dennoch wird sie schlichteren Hörern über die Köpfe weg gehen; und möglich ist sie überhaupt nur auf der Kanzel einer Großstadt. Es scheint auch, als ob Möring absichtlich nicht bloß die Sprache der Bibel meide — das ist ganz selbstverständlich — sondern als ob er auch in der sonstigen Gestaltung grundsätzlich keine anderen Wege gehe als etwa der moderne Literat. Fremdworte sind bei ihm nicht selten, Zitate aus klassischen und nachklassischen Schriftstellern, Dichtern und Philosophen, allerdings auch aus Kirchenliedern begegnen wir in geradezu verschwenderischer Fülle; es ist nicht anders möglich, als daß er sie vor l i e s t; manche sind viel zu lang, um frei gesprochen zu werden. Seine Lebensphilosophie setzt Möring zum Christentum in möglichst enge Beziehung; ihm ist sie natürlich der Kern des Christentums. An „dem Christus" ist nicht das bedeutsam, daß auf unsere Erde das Göttliche selber herabgekommen wäre, sondern daß in ihm „der Mensch" da ist, daß in ihm deutlich wird, was Menschentum ist, daß seine Gestalt uns reizt, das Reich der Menschen aufzurichten im Leben der Völker untereinander, in den Völkern selbst wie in uns, den Individuen. „Er ist eine Gestalt, daß wirklich der Menschheitgedanke sich von ihm herleiten kann." Die Frage nach der Auferstehung Jesu schiebt er zurück: „Eine solche Auferstehung wäre doch für uns ein außer uns liegender Akt," und der nützt uns nichts, wenn nicht in uns selbst etwas vorgeht. So löst sich das geschichtliche Christentum auf in eine höchst moderne Philosophie mit stark ethischer Bestimmtheit.

Außerhalb der verschiedenen theologischen und kirchlichen Strömungen steht eine Erscheinung, die den Schluß der Typen bilden soll: das von (dem inzwischen verstorbenen) Johannes Fenner herausgegebene, aus Beiträgen vieler Freunde der Dorfkirchenbewegung gesammelte „Predigtbuch der Dorfkirche" (1915). Die Verfasser haben an den einfachen Mann des Volks gedacht; ihm, dem Bauern zumal, wollen sie predigen. Er will auch für die Predigt Klarheit, Schlichtheit und Einheit. Die bieten diese Predigten, dazu eine aus ländlichem Miterleben geborene, nicht aufdringlich landwirtschaftliche, aber herzlich dörfliche Anschaulichkeit. Die Beiträge sind natürlich nicht ganz nach der gleichen Art und nicht von ganz gleichem Wert. Aber das Buch als Ganzes zeigt, wieviel gesunde Art sich die Dorfpredigt von heute bewahrt oder neu erobert hat. Wie knüpft die Predigt über die vierte Bitte an das Leben und Empfinden des Landvolks an! Wie werden da Vaterlandsgedanken mit Berufsgedanken verbunden; wie wird das Brot in aller seiner bekannten Selbstverständlichkeit zum Gegenstand tiefgreifender, ernstfrommer Betrachtung gemacht! Wie fein wird in der Predigt „Weihnachtsglocken" alles, was das Glockengeläut für den Bauern bedeutet, in die ergreifende Darstellung verwoben! Das „Predigtbuch der Dorfkirche" steht über den Gruppen und Parteien; es will dem Dorf als Ganzem dienen. Gerade darum ist es eine höchst erfreuliche Erscheinung. Im Dorf ist — wenn überhaupt irgendwo — noch die Möglichkeit gemeindlicher Einheitlichkeit; so muß die Dorfpredigt eine für das ganze Dorf faßliche, erweckliche, förderliche Darbietung sein. Das ist die Bedeutung des Typus der Dorfpredigt, wie ihn die letzten Jahrzehnte geschaffen haben. Nicht in allen Predigten, die den Namen Dorfpredigten tragen, ist diese Art verwirklicht. Gustav Frenssens, des Schriftstellers, „Dorfpredigten" können als wirkliche Dorfpredigten nicht anerkannt werden; dazu sind sie zu sehr dichterisch gehoben, zu wenig schlicht. Aber das Predigtbuch der Dorfkirche zeigt den rechten Typus einer deutschen Dorfpredigt.

* * *

Mein Ueberblick ist zu Ende. Die Fülle der Erscheinungen ist unendlich groß. Das ist kein Schade; wenn die deutsche Predigt über einen Leisten geschlagen wäre, so wäre sie jämmerlich arm. Sie ist reich an Mannigfaltigkeit, ob sie auch reich ist an innerer Kraft und Schönheit? Wir griffen gedruckte Predigten bekannter Männer heraus, in welchem Verhältnis steht dazu die Durchschnittspredigt? Aber ich will und darf nicht zu kritischen Betrachtungen übergehen; ich hatte nur zu schildern. Die Schilderung aber zeigt, daß die deutsche Predigt im 20. Jahrhundert versucht, unserm Geschlecht gerecht zu werden. Sie mag öfter irren, aber sie sucht die besten Wege. Und Gott wird sie in diesem Suchen nicht ganz scheitern lassen.

VULNERABLE POINTS IN THE THEORY OF EVOLUTION

By Professor L. S. Keyser, A. M., D. D.

It is fair to admit that the theory of evolution has some appealing features about it. We shall mention a few of them. First, it connects up with the idea of progress; and progress, as we know, is an almost electrifying word today. It is attractive to any mind to think that nature herself may always be moving forward to higher and better states and conditions; and it is still more attractive and inspiring to believe that the law of progression is written into the very nature of the human family. Thus the hypothesis seems, at least on the surface, to give promise of the goal of perfection some time in the golden future.

Another attractive feature of the theory is that it seems to give to the whole cosmos an organic solidarity. The law of progress is inherent in the very nature of things. Everything that now is has come by process out of what has been in the past, and the present contains the potentialities out of which the future shall grow. Thus the theory seems to furnish that unifying principle in the cosmos for which human philosophy is always seeking.

It may also be frankly admitted that both geology and astronomy furnish a good many *indicia* that the universe, including this earth of ours, has had an age-long existence, and if it ever had a beginning, that beginning must have been very remote. The antiquity of the earth would seem to fit into a theory that requires many millennia for the development of man from an animal stock on down to the original amoeba. Given time enough, it might be, says the evolutionist, that the law of variation would be able to bring into being new species out of preceding ones; then why may not man have evolved from the lower forms of animal life?

Another set of data seem to lend some color of probability to this theory which appears to be so fascinating to many modern-minded people: we refer to the corporeal and mental resemblances between man and the animals below him in the scale of development. Surely there are many physiological and anatomical similarities between men and animals. In certain museums the skeletons of monkeys and apes are set up side by side with human skeletons, and then the evolutionist exclaims with triumph, "See the similitude!" It is perhaps true (although recently much doubt has been cast on the subject) that the human embryo in its fetal development seems to resemble at certain stages the status of some of the lower animal forms. At one point, for example, there is a projection that bears a close likeness to the fin of a fish. *Ergo,* says

the evolutionist, this proves that man evolved from or through the finny tribe. He is simply recapitulating his age-long natural history. No less true is it that man's instincts prove him to be closely allied to the animals. In short, he has in his make-up elements of the mineral, vegetable and animal kingdoms, and is vitally, organically and necessarily connected with them. His very life depends on his natural environments. Now all these points of resemblance lead some naturalists to draw the inference that man must have evolved from the forms below him. He is like them; why can we not believe that he grew up out of them as the plant grows from the soil?

It should also be added that certain fragments of human skeletons have been found which seem to indicate that at a certain stage of man's unfolding he possessed a very small skull, and therefore a very small brain, running down toward the size of the monkey's and the ape's cranial capacity. The various fossil remains have led scientists even to classify them in regular order from the primitive stock, which was still below the gibbon and the gorilla, up to *Homo sapiens,* which is the scientific name for the first real human being.

Thus we have honestly tried to help the evolutionist to put forward his best foot, by describing some of the evidences that he urges in favor of his theory. The question is, Does he succeed in establishing his case? This leads us to point out some salient facts and principles that seem to undermine his theory.

The first weak point in the theory is the elastic and flitting character of the capital word in the discussion—the word "evolution." This word is used in such a variety of ways that it cannot be said to have a stabilized meaning. We shall point out some of its variegated senses a little further on. Just now, however, we are interested in stressing the fact that a word which has no certain meaning, no stabilized sense, cannot properly be called a *scientific* term, whatever else it may be called. Scientific terminology must not flit about like an elusive bird or an *ignis fatuus.* It must stay in a certain place if it is to be of real scientific value and have a real empirical status.

Some people use the word evolution in the general sense of progress; with them all progress is called evolution. They speak of "the evolution of the jack-knife," the evolution of the automobile, the evolution of society, etc. Now, of course, if evolution is to be identified with progress, then we are all evolutionists, for all of us believe in progress; then, too, the Bible teaches evolution throughout; for even in the first chapter of Genesis a progressive process of creation is most vividly described from the mineral king-

dom up through the various forms of organic existence to man himself. However, progress through successive acts of creation cannot properly be identified with what is known in the scientific world as the theory of evolution. We have even known writers, especially those of the "new theology" kind, to speak of the incarnation of the Son of God as an evolutin, because it meant a "new entrance" of the divine life into our human life. But how can the injection of something new from without into a process be rightly called evolution? Thus we see that the capital word flickers about uncertainly, which is *prima facie* evidence that it has not found a stable place in the scientific world. This ambiguity is one of the serious weaknesses in this would-be scientific system.

But according to the scientists themselves, what is the theory of evolution? When you read the books written by its scientific advocates (not the books of theologians who dabble in science, and force their own interpretation upon it) then, and only then, will you discover what the theory really is. It is best defined by Joseph Le Conte, who was a pure scientist: Evolution is "a continuous progressive change, according to certain fixed laws and by means of resident forces." All the pure scientists define it in substance in that way. We have read several of the most recent works of a purely scientific character ("The Evolution of the Earth and its Inhabitants," "The Evolution of Man," etc), and with all of them evolution is a process of pure naturalism, an unfolding by means of purely inherent and natural forces. No place is allowed for any force from the outside to be inserted. God is not mentioned (except once in the first volume); in the second not once; no *indicia* are even hinted at that there might be a divine power or element or a creative act in the whole process. The supernatural is utterly ignored. In the cases where causes are assigned for the forward-moving process only the laws of variation, natural selection and the struggle for existence are named and invoked.

Now that is the *real* theory of evolution. Those who call evolution God's *modus operandi* are using the term in an elastic and unscientific sense; for where God is personally active and is pushing the process forward, He must be constantly injecting new divine force into it, and that is not what the scientists mean by evolution; they mean *resident forces.* Or if God is admitted into the process at all, it is the immanent, pantheistic god, not the personal, transcendent God. According to the theory of evolution, life is the result of a mere chemical and physical change which occurred sometime in the history of the cosmos, and not an act of God, or the creation of a new principle. Matter had in it from eternity the potency of everything that has thus far appeared. All

plants, animals and man have evolved by means of resident forces and natural laws from the first unicellular form of life, the amoeba. Man's remote ancestry is traced back to a miserable hairy animal, with a long tail, climbing about in the trees and living in the jungles, engaged in a violent life-and-death struggle for existence with other animals as ferocious as himself, though perhaps not quite so cunning and intelligent. He came, according to evolution, from the same stock as the apes and monkeys; hence your ancestors and mine were once lower in the scale of organism and intelligence than the monkeys and apes are today. This is the real theory of evolution as it is held and championed today by the Simon-pure scientists. See the two works above mentioned; also the following: Morgan's "A Critique of the Theory of Evolution;" McCabe's "The A. B. C. of Evolution" (and his other works); Conklin's "The Direction of Human Evolution;" Osborn's "Men of the Old Stone Age;" Van Loon's "The Story of Mankind" and "Ancient Man." All these works trace man back to an animal ancestry, and give no indication of man's having been created in the image of God. Therefore Christian thinkers who announce themselves adherents of evolution should remember the kind of company into which they put themselves.

Now what are some of the vulnerable points in this much-lauded theory? They are numerous and fatal, but we shall amplify somewhat on only a few of them. The first weakness in the hypothesis that we shall mention is this: it has not been scientifically validated. To be more definite, no empirical observation has proved that matter and force are eternal. No one *knows* that they always have been. You must go through an involved logical process to attempt to prove them eternal, and then other methods of reasoning carry other people with just as acute logical powers to the opposite conclusion, namely, that, since matter is made up of finite parts and is everywhere contingent, dependent on something else, therefore it must as a whole be finite; and if so, it must have had a beginning, because then it must be dependent on the ultimate absolute reality. (See Dr. L. Franklin Gruber's work, "Whence Came the Universe?" a most convincing presentation.) We are inclined to think that the assumption of the eternity of matter and natural force is based on fallacious methods of reasoning. At least, it has not been proved, and therefore cannot be regarded as science; which conclusion connotes that evolution has not been established.

But if matter is not eternal, it must have been created, for there is no other thinkable way by which it could have come into existence. Therefore at the very beginning, in dealing with the

origin of things, we come into the presence of the supernatural, of miracle, of God. If the supernatural must be evoked to account for the origin of the physical cosmos, it is most rational and natural to believe that all along the process of the cosmical history, God may have exercised His creative power whenever something new was introduced. If so, the theory of evolution must go.

Moreover, science has not demonstrated spontaneous generation. With all the experimentations carried on by experts in physical and chemical laboratories, no one has yet discovered a single instance of life springing out of non-life. Professor Woodruff of Yale University (a scientist, not a theologian) indicates again and again in a recent book (last edition 1920), "The Evolution of the Earth and its Inhabitants," that the law of biogenesis holds the field today among the biologists.

Well, if science has not proved the evolution of living matter from non-living matter, then the theory fails at a most vital point; in fact, it fails precisely where we need demonstration. That is the *crux* of the whole problem: has living matter ever evolved from non-living matter by means of merely resident forces? Everybody can see that a seed develops into a plant or a tree "after its kind;" that an egg develops into a chick; that an impregnated human cell develops into a human child. No particular knowledge of science is needed to know these facts. But where are the scientific proofs of spontaneous generation? They are nowhere to be found. Therefore evolution has not arrived at the stage when it can properly be called science.

To pass over many important points, we maintain that the theory of the transmutation of species is still very much in the hypothetical state; at all events, it has not been empirically demonstrated. There are many guesses among advocates but no clear proof that one distinct species has ever evolved into another. That there is variation within the species is evident. Even the child can see that no two plants of the same species are precisely alike, no two insects, no two birds, no two animals, no two persons; but the crossing of the line of demarkation between distinct types or species has not been demonstrated. On the other hand, stability of type seems to be the dominating law in the realm of nature; as the Bible teaches, everything reproduces "after its kind." Why cannot the evolutionists see this law of the persistency of type which is writ so large and plain on the face of nature? Why can they not see that nature never crosses the specific line? She has never been known to do so, yet the evolutionists insist that sometime in the far-flung past she did so. But until we see nature by her own sweet will and power transforming one species into an-

other, we shall be compelled, by the authority of science itself, to pronounce the verdict, "Not proven," upon the theory of evolution. And, remember, when evolution fails here, it fails at another crucial point—at the precise and strategic point where it ought to demonstrate its strength and adequacy.

Sometimes it is said that Darwin, Mendel and Burbank have produced, by cultural processes, such distinctive varieties that some of them virtually amount to new species. But the claim is too broad a generalization from the given data. First, these varieties are really produced only from the species and within the species. No one has ever produced a peach from an apple-tree or *vice versa*. By budding you can produce many varieties of apples or peaches, but you cannot cross the line between the two species. Second, these marvelous varieties within the species are brought about, not by nature herself, but by nature *plus* the genius and intervention of human intelligence. Man does many things with nature that she never does herself. Man can build a house of lumber or brick or stone; nature never could. Man can manufacture an automobile; nature could not. You see, it is man's province to take nature in the raw, unformed state and mould her within certain limits to his purpose. Still again, when man takes away his culturing hand from these cultivated varieties of plants, fruits, grains, fowls and animals, they invariably revert to the original inferior natural type. In British Guiana, says a missionary in a recent book, there were large tracts once under excellent cultivation, with plantations of coffee, sugar and other useful products. Through a series of civil revolutions these farms were forsaken many years ago. What has been the result? Nature has converted the whole neglected region into a noisome jungle infested with noxious insects, deadly serpents and wild animals. Why cannot the scientists see these facts and draw the logical conclusions from them? No convincing proof of the theory of evolution can be adduced until we see the wilderness and the jungle developing by means of resident forces into gardens of usefulness and delight. To say that this will happen if we simply give nature time enough is to mistake conjecture for science.

The statement is often made that there is a gradient life in the world today, from the simpler to the more complex forms, from the lower to the higher types. There is the unicellular amoeba; then the two-celled life, and soon up to the myriad-celled forms. We are perfectly willing to admit that these gradient forms exist today, for whatever has been scientifically proven should be frankly and gladly acknowledged. But here is the *crux* again: We never see these lower forms of life evolving into the higher. To specify,

we never see the mollusk evolving into the lobster, or the lobster into the fish, or the fish into the serpent. No; along the whole line we see the one great law—stability of type. Why do we not accept the plain scientific evidence?

A few words regarding man. In general his body is quite similar to the bodies of the mammals. His skeletal mechanism is much like theirs. We have before us photographs of human skeletons standing up beside those of bears and horses made to stand on their hind legs. The resemblance is strikingly close. So when the monkey's skeleton is stood up by the side of a man's, no one can deny that there is a resemblance in many ways. The skeletons of some fossil men (as they have been reconstructed from a few fragments) are quite similar to the skeletons of apes. These are facts that we do not deny. But the question is, what conclusions are we to draw from them? That man was evolved from these animals forms? That is one inference that may be made; but who can say that it is the correct one? May it not be a *non sequitur,* after all? For remember that the evolution theory is simply an inference from certain facts; it has not been proved by actual observation. But may we not draw another inference that is just as logical and that will explain adequately all the facts as we know them? Suppose we try. May it not be that God created man, just as the Bible teaches; and therefore, since He meant to place man in the midst of a natural environment, He made him in many points like the mineral, vegetable and animal kingdoms, so that he would be vitally related to them and would be "at home," as it were, in his natural surroundings? Why not draw that inference instead of loading upon mere natural impersonal law a burden that it cannot bear? If God did it, you have an adequate explanation of every phenomenon, physical, sentient, psychical, ethical and spiritual. To our mind, the theistic conception of the world is the only one that is adequate; therefore the only scientific one.

That man has come up from a brute stock is only a conjecture, but it certainly has not attained to the status of scientific demonstration. To draw so broad a generalization from a few scattered human fossils as the exponents of evolution do is not logical, and is also perilous, because this theory almost always leads to a rejection of the Bible taken at its honest face value. However, waiving that, we surely see no evidence today of any animals evolving into men or even near men. They do not even evolve into higher animal forms. All of them continue to maintain their status just as they have been since recorded history began. And if evolution does not plainly show its hand in three thousand to four

thousand years, that very fact proves that it has not been demonstrated, but is still in the hypothetical state.

Our space will permit only one more serious count against the evolution theory. We are speaking of course of *bona fide* evolution as it is advocated by the scientists. As we have already shown in this writing and in many others, when God is introduced (as He is by the liberalistic theologian), that nullifies the theory, because then the process is no longer evolution (a rolling out, according to the etymology of the word), carried forward by means of *resident* forces, but is acted upon by an external force that is injected into it and is therefore *creative.* The theologian who calls himself an evolutionist uses the term evolution in a wrong way.

Now we hold that the real evolutionist is guilty from beginning to end of the logical fallacy of assigning inadequate causes for the known effects. He is engaged in an effort to get something out of nothing; to get something greater out of something lesser; to get something higher and finer out of something lower and coarser; in short, the evolutionist constantly violates the law of causality, which is that every effect and event must have adequate cause. Bearing this law in mind, let us ask the evolutionist a few pertinent and crucial questions: Could matter and force evolve out of nothing? Could the living evolve out of the non-living? Could the sentient evolve out of the non-sentient? Could the conscious evolve out of the unconscious? Could the personal evolve out of the non-personal? Could the volitional evolve out of the necessitated? Could the moral evolve out of the non-moral? Could the spiritual evolve out of the non-spiritual? In fine, can you get something that is not in a thing out of that thing? *Ex nihilo nihil fit.*

Thus we think we have proved, first, that the evolutionist has failed to establish his theory on a sound scientific or empirical basis; second, that he is illogical, constantly committing the fallacy of assigning grand effects to inadequate causes. In lieu of this incompetent and unscientific hypothesis, we propose the world-view of Christian Theism, which teaches the doctrine of a personal, transcendent, immanent, all-wise and all-powerful God, the Creator, Preserver and Unfolder of the universe; who made the world and prepared it for man's habitation; then created man in His own image, a personal, self-conscious and moral being, and placed him in the midst of his divinely prepared cosmical environment. Any thinker must admit that this doctrine predicates an adequate cause for all the phenomena of the universe. There is not a hiatus nor a lacuna in the whole process. It is potential at all the strategic and crucial points. Accept this view and you can account suffi-

ciently and efficiently for all the facts from the ether of space to the noblest personalities in the world. Christian Theism, we maintain, is the only *adequate* world-view, and therefore the only *scientific* one.

Hamma Divinity School,
Springfield, Ohio.

THE ESCHATOLOGY OF JESUS WITH ESPECIAL REFERENCE TO THE PAROUSIA, RESSURECTION AND JUDGMENT

PRESIDENT H. J. SCHIEK, A. M., ELMHURST, ILL.

The Eschatology of Jesus Christ centers around the great idea of the kingdom of God. Christ's whole disclosure of the future has its point of issue in this doctrine of the kingdom and its consummation. In this teaching he carries the ideas of the Old Testament further and fulfills them.

THE KINGDOM OF GOD

Christ's conception of the kingdom was the perfect rule of God over all things in earth and heaven for the benefit of His people. It was eternal, and also universal in the sense that it embraced those people of all nations, who were righteous. It was not promoted by earthly weapons. Its spirit was a spirit of service. The kingdom came from God through a Mediator by whom it would be administered. Jesus believed that He himself was the person appointed to establish this kingdom on earth. This kingdom would come within that generation, although He could not tell the day or hour. It would be preceded by disasters on a great scale affecting the human world and the heavens. It was not something that had already come with Jesus, but rather something that still lay in the future.

But what of the passages that seem to imply that the Kingdom of God is already present? For instance Matt. 11: 11, in which John the Baptist is declared less than the least in the Kingdom of God; or, Matt. 12: 28, in which the expelling of demons in the name of God is offered as proof that the Kingdom of God has come; or, the Parables (Matt. 13: 31ff, Mark 4: 30ff) in which the Kingdom is represented as actually in process of coming to its proper greatness in the world and therefore already rooted there? It is to be kept in mind that Jesus thought and spoke habitually of the Kingdom as an objective wonder of the future. Passages portraying the Kingdom as having already come are to be interpreted in this light and accommodated, if possible, to it. When

regard is had to the context, literal or circumstantial, the difficulty may disappear.

Jesus did not dissociate himself from the traditional view that the end would come in the form of a catastrophic transformation, culminating in the advent of the Messiah, Jesus himself, who would come from heaven. "Then shall all the tribes of the earth mourn, and they shall see the Son of Man coming in the clouds of heaven with power and great glory." (Matt. 24: 30; Luke 26: 27)

The Parousia

In the Old Testament the coming of the Messianic King, or the descent of God from heaven, would bring about the consummation of the Kingdom of God. Jesus connects His own Parousia with the completion of the Kingdom. (Matt. 24: 3, 37, 39.) The time of the Parousia is not known. "But of that day and hour knoweth no one, not even the angels of heaven, neither the Son, but the Father only". (Matt. 24: 36; Mark 13: 32.) In the great eschatological discourse in Matt. 24: 25, the destruction of Jerusalem and the end of the world seem to be spoken of as coincident and near. Sayings of similar import are given elsewhere. (Mark 13: 30; Luke 21: 32; Matt. 10: 23; 16: 27, 28.) According to Jewish theology as seen in the Book of Enoch, the Assumption of Moses, the Sibylline Oracles, etc., many signs and portents shall precede the coming of the Messiah and it shall be followed by a general vengeance of God and his saints on the enemies of God and Israel, the erection of the new Jerusalem on the ruins of the old, and the Messianic reign of great prosperity and happiness. There is much that is gross, grotesque, fantastic and unspiritual in the Jewish eschatology. The declarations of Jesus concerning His own Parousia are singularly free from all these unspiritual elements.

There is no doubt that the eschatological discourses of Jesus offer many exegetical difficulties. Certain points of the discourses seem to indicate that Jesus thought of His advent as indefinitely remote, e. g., the Gospel must be extensively preached; the reference to the time of the Gentiles during which Jerusalem would be trodden down (Luke 21: 24); the prophecy of the many wars, and of the many false prophets; the declaration that these things were only the beginning of the travail pains (Mark 13: 4-8). Other passages seem to represent the advent as quite near: e. g., Matt. 24: 42, "Watch therefore; for ye know not on what day your Lord cometh;" Matt. 10: 23 which states that He will come before the disciples shall have finished the evangelization of Palestine. Did the Evangelists in compiling these sayings of Christ obscure the

original connection of some of His words, either by omission or by imperfect arrangement? Among the many interpretations of these discourses three might be mentioned:

1. The first part of the discourse predicts the fall of Jerusalem, A. D. 70, and the second part foretells the end of this age and Christ's second coming at a remote future. This interpretation has the difficulty that, according to Matt. 24: 29, the two parts of the drama will follow each other "immediately," and according to Mark 13: 24 both fall within the same period.

2. Christ expected both parts, the destruction of Jerusalem and His second coming, to be fulfilled in His generation. This would involve a mistake on Christ's part. (Strauss, Renan, Heim, Weizsäcker, S. Davidson.) Because of this error this view is rejected by many.

3. The first part, the destruction of Jerusalem was fulfilled A. D. 70. The second part, the coming of Christ is to be taken spiritually, and found fulfilment on the day of resurrection or on Pentecost. This interpretation harmonizes with John's Gospel which always speaks of Christ's second coming as being of a spiritual nature. According to this interpretation the "signs" are not events but figurative descriptions of the greatness of the doom of God's judgment. Some have tried to harmonize both classes of passages in the discourses on the last things by saying that Christ looked upon His advent as a process rather than as one definite historical event, and that He gave to His disciples two scenes out of that long process, viz: its beginning, the destruction of Jerusalem falling within the present generation, and the culmination of the process, his coming, the time of which was known to the Father only.

Dr. G. B. Stevens (The Theology of the New Testament, p. 161) sums up the probabilities of the great eschatological discourse as follows:

1. The first part of the discourse, as we have it, was concerned with the question as to the signs and the time of Jerusalem's overthrow; but with this material is blended a group of sayings, some of which probably referred to the manifestation of the Parousia of the Son of Man at the end of the age. The general division between these two groups of sayings may be traced at Mark 13: 24; Matt. 24: 29; Luke 21: 25. Matthew has indeed obliterated the distinction between the two, and in Mark and Luke it is obscured.

2. This obscuration or obliteration is due to the persistent expectation of the early disciples that the Kingdom of Christ would be speedily consummated by a great crisis.

3. Jesus spoke of various "comings," referring, as occasion demanded or required to the progress of His Kingdom, to crises in its advance, or to its consummation.

4. To determine precisely the form of Jesus' teaching concerning His Parousia and the consummation is not possible in the present state of our sources.

THE RESURRECTION

The doctrine of the *Resurrection* has an essential place in Christ's eschatological teaching. According to the Old Testament the doctrine of a resurrection appears first as a belief in re-animation of the dead nation, and at last in Isaiah (26: 19) and Daniel (12: 2, 3) in the return of deceased individuals to life. But the Old Testament seems to limit its conception of the Resurrection to Israel. In some of the non-canonical books the belief in a resurrection is seen in more or less definite form. (En. 91: 10; 92: 3; Ps. Sol. 3: 16; 13: 19; most distinctly in 2 Mac. 7: 9, 14, 23.) It became the belief of the Pharisees and the majority of the Jewish people. According to Josephus the Pharisees held that every soul is imperishable, but that only those of the righteous pass into another body, while those of the wicked are punished with eternal torment. The Sadducees denied the Resurrection and Immortality. There was diversity of opinion whether the Resurrection was for Judgment or for participation in Messiah's reign, and whether it was to be immediately before the era of the Messiah or at its close. (Compare En. 51 with Apoc. of Bar. and 2 Esdras).

Christ's teaching concerning the resurrection is given in connection with the great eschatological discourses. (Matt. 22: 23-33; Mark 12: 18-27; Luke 20: 27-40.) We find in the teaching of Christ none of the extravagancies or crudities of current Jewish thought. The passages evidently affirm a continuance of life for man in his entire self.

In the Johannine record the spiritual and present aspect of the Resurrection is stressed. (5: 25, 26.) Other passages, however, seem to point beyond a purely spiritual resurrection. (5: 28, 29.)

According to Matt. 5: 29, 30; 10: 28 the resurrection is universal. But other passages seem to imply only a resurrection of the just. (Matt. 22: 30; Mark 13: 27; Luke 20: 36, 37; Matt. 24: 31; Luke 14: 14.) However, the Resurrection of the just would suggest its own antithesis, that there is also a resurrection of the unjust. The Johannine Gospel also mentions a "resurrection unto condemnation" as well as a "resurrection unto life." (John 5: 28, 29.)

THE JUDGMENT

Associated with the Parousia is the *Judgment.* According to the Synoptic Gospels the Judgment is a definite future event, which is to take place at the end of the world: This is shown especially in the parable of the Wheat and the Tares. "So shall it be at the end of the world: the angels shall come forth and sever the wicked from the just." (Matt. 13: 49. See also Matt. 21: 24.) Christ is to be the Judge. "But when the Son of Man shall come in His glory and all the holy angels with Him, then shall He sit on the throne of His glory: and before Him shall be gathered all the nations." (Matt. 25: 31-45; Luke 13: 29ff.) The Judgment is to be of universal scope. "The Son of Man shall render unto every man according to his deeds". (Matt. 16: 27; also confer Matt. 13: 36-42; 47-50; 25: 32.) The Judgment is to take place at the second coming of Christ and at the general resurrection. It is not a process now in progress; it is not a protracted period prior to the general resurrection. The following passages bear on this point: Matt. 13: 37-43, the parable of the Wheat and Tares teaches that a final separation of the righteous and the wicked is to take place at the end of the world. Matt. 16: 27: The Son of Man shall come in the glory of His Father with His angels; and then shall He render unto every man according to his deeds. Matt. 24: 29-35 teaches that when the sign of the Son of Man appears in the heavens, all the tribes of the earth shall mourn, and the elect shall be gathered in. Matt. 25: 31-46 sets forth the whole process of the Judgment.

In the Judgment men are to be judged according to the light which they severally enjoyed (Luke 12: 47, 48; Matt. 10: 15; 11: 22.)

At the Judgment the destiny of the righteous and the wicked shall be unalterably determined. (Matt. 25: 46.) References also to the undying worm and the unquenchable fire certainly suggest the finality of the issues of the last Judgment.

In the Fourth Gospel the Evangelist accepts the doctrine of a Messianic Judgment and gives it a new development in line with his characteristic ideas. The Judgment is taken out of the future and carried back into the actual life of Christ. One chief purpose of His coming was to judge men in virtue of that sovereign power which the Father had entrusted to Him. Here, however, we are met with apparent contradictions. In certain passages Jesus seems expressly to renounce His right of Judgment." I came not to judge the world, but to save the world." (John 12: 47; see also 5: 45; 3: 17.) Besides such passages we have others of quite a contrary tenor. "The Father judgeth no man, but hath committed

all Judgment to the Son" (John 5: 27; see also 8: 15; 16; 9: 39; 12: 31.) These two classes of passages seem to be mutually contradictory, and yet they can not only be reconciled but serve to elucidate each other. Christ does not pass final Judgment upon men; it is enough that He has revealed himself and given them the opportunity of declaring their attitude towards Him. (3: 19.) The Judgment is on His part involuntary, for His whole desire is to draw men unto Him and save them. But none the less it is a real Judgment. The fact of His appearance is the all important issue which compels men to assert themselves in their true natures. It needs to be observed that this Judgment is not in the first instance an ethical one. The work of Christ was to sift out, as by a magnet, the purer elements in mankind from the lower elements. The older conception of a final Judgment is replaced by the different conception of a present and continual one. Christ is the Son of God; and as men chose for Him or against Him they are judged; they reveal themselves either as children of light or as children of darkness. John thus transforms the primitive idea of Judgment, making it present and inward, instead of future and dramatic. In certain places John seems to approach the Synoptic view: "The hour cometh in which all that are in the graves shall hear His voice, and shall come forth; they that have done good unto the resurrection of life, and they that have done evil unto the resurrection of condemnation." (5: 28: 29. See also 12: 48.)

Dr. Scott ("The Fourth Gospel") thinks that it is impossible to reconcile such utterances with the view of Judgment which we must regard as the distinctive Johannine view. They only serve to remind us that John, with all his originality of thought, was still partly bound to the past. Along with his own conception he strove to make room for the belief that had impressed itself on the church at large, of which he was a member.

Conclusion

1. Jesus carries the Old Testament idea of the Kingdom of God and its consummation further, purging it from its unspiritual elements and elevating it to higher levels. He conceives of himself as the person appointed of God to establish this Kingdom and to save His people.

2. The sayings of Jesus concerning His Parousia may be obscured or obliterated due to the intense expectations of His disciples. We are not therefore certain from the sources at our disposal, whether Jesus expected a catastrophic consummation of the Kingdom yet within His generation. It probably comes nearer the truth to state that side by side with a future Kingdom, Jesus recognizes a present Kingdom which was an ethical and spiritual conception

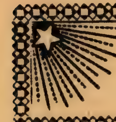
and which was to advance gradually: "The Kingdom of God is within you."

3. The Judgment is associated with the Parousia as a definite future event. It is universal, and Christ, or God through Christ, is the Judge. Its issues are final. This thought would not necessarily exclude the idea, as represented by John, that the Judgment is also a spiritual and present process. If Jesus did expect a sudden and catastrophic Judgment in the near future, that need not destroy the truth or value of His ethical teaching. Whether the time is short or long, the fundamental ideal is still the same.

4. The Resurrection is universal. It will be a Resurrection unto condemnation, or a Resurrection unto life.

For further information on the subject we would refer our readers to the following literature:

Matthews—The Messianic Hope in the New Testament; Winstanley—Jesus and the Future; Salmond—The Christian Doctrine of Immortality; Volz—Jüdische Eschatologie; Schürer—Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi; Scott—The Fourth Gospel; Sharmon—Teaching of Jesus concerning the Future; Rashdall—Conscience and Christ, chap. 2; Stevens—The Theology of the New Testament; Charles—Hebrew, Christian and Jewish Eschatology.




Editorielle Aeußerungen.

Eine Gabe der deutschen Mutterkirche an die amerikanische Tochter.

Es war anfangs Oktober 1921 nach Schluß der Generalkonferenz von New Bremen (unvergeßlichen Angedenkens). Wir, d. h. ein großer Teil derer, die als Glieder oder Gäste dieser Konferenz beigewohnt hatten, befanden uns auf dem Bahnhof von Sidney, Ohio (wo einer unsrer vielgeschäftigsten Brüder den Hirtenstab schwingt), auf unsern Eisenbahnanschluß wartend. Ich war im Gespräch mit Herrn Dr. Dibelius, dem Abgesandten des Preußischen Oberkirchenrats. Wir hatten in jenen Tagen viel über engere Beziehungen zwischen hüben und drüben geredet. Das gab mir den Anlaß, einen Vorschlag zu machen, wie diese Beziehungen einen greifbaren und vielleicht folgenreichen Ausdruck finden möchten. Ich hatte nämlich den Freimut, unserm Gast von Berlin anzudeuten, daß ich nicht übel Lust hätte, mich um die Erwerbung des theologischen Doktorgrades bei einer deutschen Universität zu bemühen und bat ihn um Auskunft, wie dies wohl

geschehen könnte. Der liebe „Mann von Berlin" antwortete nun auf diese „bescheidene" Anfrage nicht etwa mit einem bedenklichen Schütteln des Kopfes, sondern nahm die Sache in reifliche Erwägung. Auf dem Bahnhof von Sidney konnte sie begreiflicherweise nicht entschieden werden, sie erforderte vielmehr bei der alsbald erfolgenden Abreise des Gastes eine monatelange Korrespondenz. Es war klar, daß eine Art Dissertation von mir geschrieben werden mußte. Auch wurde die Möglichkeit eines mündlichen Examens ins Auge gefaßt, das von einem Professor später mit dem vielsagenden Titel "examen rigorosum" bezeichnet wurde. Später hieß es, wenn die schriftliche Arbeit nach Wunsch ausgefallen sei, so würde das mündliche Examen mehr nur ein Kolloquium sein. Dennoch war es mir bald nicht zweifelhaft, daß ich nicht um eines Examens willen nach Deutschland reisen könne.

Blieb also nur die „Dissertation." W o r ü b e r sollte ich schreiben? Man kann ja über viele Dinge schreiben, aber es ist stets am geratensten, über Dinge sich zu äußern, von denen man etwas weiß oder in Erfahrung bringen kann, und die zugleicher Zeit so dargestellt werden können, daß sie zu dem schon Bekannten ein wirklich Neues hinzubringen. So entschied ich mich denn für das Allernächstliegende und beschloß, über D i e G e s c h i c h t e d e s r e l i g i ö s e n u n d k i r c h l i c h e n L e b e n s i n d e r D e u t s c h e n E v a n g e l i s c h e n S y n o d e v o n N. = A. eine Arbeit zu liefern. Natürlich vergaß ich keinen Moment, daß wir eine Geschichte der Synode von Dr. A. Mücke haben. Aber dies verdienstvolle Werk verfolgte einen ganz andern Zweck. Es schildert die Entwicklung der Synode aus kleinen Anfängen zu der großen Körperschaft, die sie jetzt ist, mit ihren Anstalten, ihrer Mission, ihren Liebeswerken u. s. w. Meine Aufgabe sollte sein, zu zeigen, wie sich die ursprünglich ganz deutsche Synode mit — trotz ihrem Unionsstandpunkt — vorwiegend lutherischen Typus im Laufe der Zeit durch das Einströmen des Englischen und den Einfluß der amerikanischen Umgebung wesentlich modifiziert hat. Ich hatte also den amerikanischen Einschlag in dem deutschen Gewebe aufzuweisen. Diese Arbeit wird beim Erscheinen dieser Nummer, so hoffe ich, vollendet sein. Ich habe ihr die freie Zeit von acht Monaten gewidmet, von gewissen Vorarbeiten abgesehen. Wer auch nur die Kapitelüberschriften läse, würde alsbald sehen, daß ich nur ganz selten — und dann nur der Vollständigkeit wegen — dasselbe Feld bearbeitete wie Mücke.

Die grundlegenden Kapitel dieser Arbeit sind drüben an maßgebender Stelle vorgelegt und günstig beurteilt worden. Ich habe guten Grund anzunehmen, daß sie bei der Ehrung seitens der Gießener Fakultät ein wesentlicher Faktor gewesen sind. Nur wurde mir von anderer Seite bemerkt, daß sie als Dissertation etwas breit an=

gelegt sei. Das gab ich gern zu, aber ich konnte den mir vorschwebenden Zweck nicht aufgeben, event. etwas zu liefern, das für meine Synode von Interesse und Nutzen sein würde. Dazu brauchte ich eine mehr populäre und leichter geschürzte Darstellung.

Von dieser soeben beschriebenen Arbeit tut das später zu nennende Schreiben der Gießener Fakultät keine Erwähnung, aus dem einfachen Grund, weil nur ein Bruchstück von ihr vorlag, und sie also nur indirekt und unvollkommen ihre Wirkung äußern konnte. Ich hatte ja die Ehrung als Redakteur des „Magazins“ und zu seinem Besten gesucht, und so ist sie auch schließlich gekommen. Dr. Dibelius empfahl mir wiederholt, das „Magazin“ regelmäßig an eine Anzahl bedeutender Theologen drüben zu schicken, so mit ihnen Fühlung zu bekommen und sie mit dem „Magazin“ und speziell meiner Arbeit an demselben bekannt zu machen. Das habe ich getan, und die ausgewählten Universitäten waren Heidelberg, Königsberg und Gießen. Deißmann in Berlin habe ich auch verschiedentlich mit Exemplaren versehen. Ich hatte die Freude, von Geh. Kirchenrat Bauer-Heidelberg, Prof. Uckeley-Königsberg und Prof. Schian-Gießen sehr freundliche Urteile über die im „Magazin“ getane Arbeit zu empfangen. Das führte naturgemäß zu dem nächsten Schritt. Ich fing an unter deutschen Universitätstheologen Mitarbeiter zu suchen. Prof. Deißmann war der erste — von Dr. Dibelius abgesehen — und der Prospektus von 1923 weist dann eine ganze Anzahl von solchen Beiträgen auf (das Januarheft brachte schon den prachtvollen Artikel von Dr. Dibelius, und dies Märzheft enthält eine höchst interessante Arbeit von Prof. Schian.

Unterdessen gingen die Monate dahin, für mich die beschäftigsten meines Lebens. So viel Monate intensiver Konzentration hatte ich vorher nie auf einen Gegenstand verwandt. So lang und anhaltend hatte ich bisher nie an meinem Schreibtisch gesessen; so lieb und lockend war auch meine Studierstube mir nie gewesen. Die Sache half mir, wenigstens bis nachmittags, die Not der Zeit einigermaßen zu vergessen. So kam das Jubiläum des „Magazins“ heran. Ich wußte, es lag etwas in der Luft, aber ich wußte nicht, von wannen es kommen, noch wie und wann es sich gerade entladen würde.

Am 3. Januar kam ich nach Hause und sah u. a. dort einen Brief von Gießen liegen. O, dachte ich, das ist von Prof. Schian; der teilt mir etwas über seinen nächsten Artikel mit. Ich ging nach oben und begann ihn zu lesen. Bald aber sah ich mich veranlaßt, wieder nach unten zu gehen und meine Gattin und Tochter mit zu Rate zu ziehen, denn es schien mir, als könnte ich nicht so ganz deutlich lesen oder so recht klar verstehen. Erst im Familienkreis ging mir das volle Licht auf. Der Brief war von Herrn Professor Schian, dem Dekan der theologischen Fakultät der Universität Gießen und lautete also:

Theologische Fakultät
No. 339. Gießen, den 20. Dezember 1922.

Sehr geehrter Herr Pastor!

Ich habe die Ehre, Sie amtlich davon zu benachrichtigen, daß die theologische Fakultät der Universität Gießen beschlossen hat, Ihnen die Würde eines Doktors der Theologie Ehren halber zu verleihen.

Den äußern Anlaß zu dem Beschluß bildet der Umstand, daß das von Ihnen herausgegebene „Magazin für Evangelische Theologie und Kirche" den 50. Jahrgang, also den Jubiläumsjahrgang, vollendete. Die Würdigung Ihrer Verdienste als Herausgeber dieses Magazins begründet den Beschluß in erster Linie. Aber wir wollen zugleich Ihrer Tätigkeit als Vermittler deutscher Theologie für die Geistlichen Ihrer Synode gedenken, wie wir denn überhaupt in der Promotion unsere aufrichtigen Sympathien mit unsern deutschen Stammesgenossen in Amerika, vor allem mit den in der Deutschen Evangelischen Synode vereinigten, kundtun möchten.

Die amtliche Urkunde über die erfolgte Ernennung konnte noch nicht fertiggestellt werden; sie wird Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, erst nach einigen Wochen zugehen. Wir wollen aber nicht säumen, Ihnen von der erfolgten Ehrung so rasch Nachricht zu geben, daß sie noch einen Gruß zum Beginn des neuen Jahres Ihrer Zeitschrift bilden kann.

Mir als dem Dekan der Fakultät gereicht es zu besonderer Freude, Ihnen die Nachricht übermitteln zu können. Ich darf wie die Glückwünsche der ganzen Fakultät so die meinigen anfügen.

Möge der Beschluß dazu helfen, daß das Band zwischen der deutschen Theologie und den Deutsch-Amerikanern sich festige!

In ausgezeichneter Hochachtung Ihr sehr ergebener

D. theol. Dr. phil. Martin Schian,
ord. Professor der Theologie, Dekan.

Meine Freude über die von Herrn Prof. Schian mir übermittelte Kunde war — das will ich frei gestehen — groß, und es genügte mir nicht, sie mit der Familie zu teilen. Ich wandte mich alsbald an die Stellen, von wo Dinge von Bedeutung zur Kenntnis der ganzen Synode gebracht werden. War die Ehrung doch, wie ich es in dem Titel angedeutet habe, nicht bloß für den Redakteur des „Magazins" bestimmt, sondern eine Gabe der deutschen Mutterkirche an unsere Synode. Die Männer der theologischen Wissenschaft drüben haben Kenntnis genommen von der Arbeit, die von uns im „Theologischen Magazin" getan wird, und ihrer Anerkennung derselben ehrenden Ausdruck gegeben. Das — so darf ich kühnlich annehmen — ist für uns alle ein ehren- und freudevolles Ereignis. Zu gleicher Zeit drückt das oben wiedergegebene Begleitschreiben den Wunsch aus, daß das Band

zwischen unsern Geistlichen und der deutschen Theologie in der Zukunft sich noch immer mehr festigen möge. Dazu sagen wir Ja und Amen; hat doch schon der erste Redakteur des „Magazins“ (damals „Theol. Zeitschrift“) es vor 50 Jahren ausgesprochen, daß der erste Zweck der Zeitschrift sein sollte, „die Prediger der Evangelischen Kirche in Amerika mit den wichtigsten Ergebnissen deutscher theologischer Forschung bekannt zu machen“ (s. Jubiläumsnummer S. 1). Seitdem ist freilich ein halbes Jahrhundert verflossen, und manches hat sich geändert, aber gern und aufmerksam wollen wir auch weiterhin der deutschen Theologie unser Ohr leihen, nach des Apostels Wort alles prüfend und das Beste behaltend.

Wenn es jemals angebracht war, daß wir unsers Stammlandes nicht vergäßen, dann ist es heute so, wo es im eigentlichsten Sinn um seine Existenz ringt. Wenn der Mutterkirche je von der Tochter ein Dienst getan werden konnte, dann jetzt, wo mit dem Reich auch Kirche und Wissenschaft in ihren Lebensbedingungen bedroht sind.

Das legt den Gedanken nahe: Könnte unser „Magazin“ nicht seinen Dank für die Ehrung und sein Gefühl der Liebe zu deutscher Wissenschaft und Kirche auf eine besondere Weise Ausdruck geben? Wäre es nicht eine schöne Sache, wenn wir speziell für die Arbeit der theologischen Wissenschaft in G i e ß e n etwas Besonderes täten? Gleich hier will ich bemerken, daß die Gießener selbst auch nicht entfernt einen solchen Gedanken angeregt haben, daß auch n i c h t d i e l e i s e s t e A n d e u t u n g zu einem solchen Plan von ihnen ausgegangen ist. Aber wir wissen, wie schwer es für deutsche Studenten jetzt ist, überhaupt ihre Studien auszuführen. Durch Unterernährung geschwächt, können viele von ihnen nicht schwere körperliche Arbeit täglich verrichten und zugleich ihren Studien obliegen. Dazu haben sie kein Geld, sich auch nur die nötigsten Bücher anzuschaffen, denn ein theologisches Buch gewöhnlicher Art kostete — schon vor der Ruhrinvasion — 5 bis 6000 Mk. Hier könnten wir, und sollten wir, so scheint mir, eingreifen. Wohl sind schon sonst Sammlungen für deutsche Studenten im Gang, aber — eine S o n d e r g a b e d e s „M a g a z i n s“ wäre doch wohl der richtige Weg, den wir unter den jetzigen Verhältnissen einschlagen sollten. Der Ertrag sollte zunächst Gießen zugute kommen. Uebersteigt er alles Erwarten, so kann man dann später andere Verfügung treffen.

Also, vertrauend auf das Verständnis und den Beistand der Brüder, mache ich hiermit den Vorschlag, daß wir durch das „Magazin“ eine Extragabe aufbringen, und die Beiträge an den Redakteur des „Magazins“ gesandt werden möchten. Vielleicht hat der eine oder andere Bruder eine Kollekte, von der er 5 bis 10 Dollars in diesen Kanal leiten kann. Oder er will persönlich etwas tun. Seid herzlich gebeten, uns in dieser Sache, die wir hiermit vor die Oeffentlichkeit

gebracht haben, nicht im Stich zu lassen. 150 Dollars sollten wir doch zum mindesten für die schwer um ihre Existenz sich mühende theologische Arbeit in Gießen aufbringen! Das wäre für uns wenig, dort aber fiele es schon ziemlich schwer in die Wagschale.

Und nun wolle man dem Redakteur verzeihen, daß er in diesem Artikel so ausführlich die ganze Genesis des ihm widerfahrenen Erlebnisses mitgeteilt hat. Es betraf ihn eben bloß als den Redakteur des „Magazins"; daher dachte er, daß alle Leser desselben ein herzliches und gar persönliches Interesse daran nehmen würden.

Arbeiter auf den kommenden Distriktskonferenzen.

Wir haben das Jubiläumsheft an alle Pastoren der Synode geschickt, ebenso den Prospektus von 1923, der so prächtige Dinge in Aussicht stellt. Wir erwarten guten Erfolg von diesem Schritt. Immerhin wird es doch nötig sein, auf den kommenden Konferenzen wie bisher für das „Magazin" zu arbeiten, besonders auf einigen, schon früher genannten. Es würde dem Redakteur eine Freude sein und eine große Erleichterung, wenn sich Freunde der Sache freiwillig für diese Mitarbeit melden würden. Sie sollte dies Jahr leichter sein denn je. Außerdem haben wir eine Masse schöner, neuer Bücher, die wir gern als Prämien gebrauchen würden.



Biblical Scholar and Encyclopedist: the Late Dr. James Hastings

Preachers the world over were sorrowfully startled to read of the sudden death, in the midst of his vigorous and varied activity, of Dr. James Hastings—"Dictionary Hastings," as he was often called. When, as a relatively unknown Scottish country minister he conceived the idea of editing a Dictionary of the Bible at once scholarly and attractive, there were some who doubted his ability to accomplish a task in which so many scholars had failed, and more who were quite sure that he would fall between two stools, since such a dictionary would be too popular for scholars and too scholarly for the working pastor. "Preachers' helps" were still largely understood in the sense of homiletic "skeletons" and collections of pious anecdotes, and it was argued that the comparatively few who desired the light of modern Biblical knowledge could go to the authorities. The appearance of the *Dictionary of the Bible* in five volumes quickly revolutionized opinion. It was hailed with acclamation not only by scholarly critics but by the thousands of preachers who had been waiting for such a "tool"; and, what was more,

it created a demand on the part of many thousands who had been content with unsystematic scraps of badly popularized scholarship. Today Hastings' dictionaries and encyclopedias are part of the up-to-date pastor's equipment; and his various homiletic series, e. g., *The Great Texts of the Bible*, have created a new standard for such work. His *magnum opus* is, of course, the magnificent *Encyclopædia of Religion and Ethics* in twelve massive volumes, which will not be superseded for generations to come. Dr. Hastings was no mere compiler, no mechanical middleman of "canned" knowledge. He had wide theological erudition, a notable flair for the best writer to deal with a given subject, and consummate editorial skill. His salient personality emerges characteristically in his monthly magazine, *The Expository Times*, which was a success from the first. At the time of his death he was engaged upon a new venture, *The Speaker's Bible*. He has left manuscripts for many volumes ready for publication, and the first volumes of the series are to be published shortly—*Hom. Review.*

Pacifism Receiving a Vindication

Church Conference at Baltimore Adopts Resolution Declaring War Has Wrought Bewildering Chaos

BY SAMUEL DANZIGER

Pacifism is spreading. The Bishops of the Methodist Episcopal Church in conference at Baltimore on November 18 placed themselves on record. They adopted resolutions admitting the possibility that the World War was a mistake. To the Baltimore papers this seemed a surprisingly radical pronouncement. Compared with the stand of most churches during the war a change of this kind may well be called radical but one wonders what the conservative press would have said had the resolutions been adopted as originally drafted by Bishop Fisher of India. Therein the war was not only declared a mistake but nonparticipation in future wars was urged regardless of motive. However as adopted the pronouncement is a progressive one and may well be recommended to even less conservative bodies.

The resolutions declare:

"*We look with profound concern upon the havoc wrought by our recent war. Four years after the Armistice we live in a world of bewildering chaos. Millions of European, Asiatic and American youths gave their lives at the call of idealism. Certainly those of us who live should have the courage to practice the ideals for which we enlisted them in battle. It is sad to contemplate the possibility of our dead having died in vain. The world waits for that heroic hour of personal, national, ecclesiastical abandon to Christ's program of confidence and good will. The first corrective of the world's woes is sincere repentance. Therefore, beginning with our own personal lives, we call for individual and national penitence for whatever share we may have taken in the defense and support of un-Christian programs of power. We urge all Christians to make confession with us and enter into a period of world-wide and co-operative restoration.*

"The second corrective is the organization of political and social life everywhere upon the basis of the welfare of all, instead of privilege for the few. Here, and here only, lies release from the military heritage of the past and from the present economic causes of war. This program means broadening of brotherhood; the substitution of service for reward; the discovery of the spiritual value in labor; a policy of freedom in speech, press, conference and contact, toleration and co-operation in religious, economic and social organization".

DESTROY ALL ARMAMENTS

In addition the resolutions deplore "unjust accumulation and inequitable distribution of rewards of conquest in the form of governmental monopolies and territorial control for personal and selfish advantage" and "investment of taxes in armament and pompous display". The nations of the world are urged not merely to limit but destroy their armaments and the need of the hour declared "the actual appliance of the principles of Jesus in governmental, economic, educational and racial life".

In discussion before adoption of these resolutions it is worthy of notice that Bishop Earl Cranston of Cincinnati made a statement squarely placing upon the churches responsibility for the selective draft. Had the churches opposed the draft, said the Bishop, the draft could not have been put over. Then he stated further, "The churches of America *endorsed the draft*, believing that it was a *holy crusade* to *end all wars*. It was a *terrible disappointment*."

There are no doubt skeptics and scoffers who will refuse to believe until they have ocular proof that this belated confession and good resolutions have practical value. They will remember the experience of the last decade which showed that when war comes principles and promises are sacrificed by the most pious to something that has been labelled "patriotism". They will remember what happened to those who remained true to pacifist principles or were only accused—often falsely—of such fidelity. Even while these Bishops were debating, four years after the armistice, there are men still in prison for doing no more than express the sentiments which have now become Methodist doctrine. But it is not necessary to wait for war to put to a test the value of the action taken.

If the Methodist Church will help in pushing the demand for amnesty, it will hasten the actual appliance of at least one of the principles of Jesus, to say nothing of curtailing a great wrong and showing belated respect to the Constitution of the United States. If it should become an active force in removal of all law-created barriers against international trade it will have to its credit the removal of one of the most potent economic causes of war. Should it be bold enough to go further and, at the risk of deadly enmity of every monopolistic interest, undertake to restore to American labor the right to the use of stolen natural resources it will have displayed such courage and fidelity that no war will be needed to test. The words of the conference are excellent and show great progress in thought. When action in accordance comes the record will be complete.—*La Follette's.*

The Church in Russia

By Paxton Hibben

I had just arrived in Riga, coming from two months in Russia. In a shop where a baron of the old regime buys jewelry and finery of his fellow nobles and resells them to tourists at several thousand per cent profit, the baron himself was waiting on me.

"You're just from Moscow? Ah! then you know the dreadful things that are going on there! Executing people every day in great squads—shooting them down in the streets! Terrible! Terrible—isn't it? 1,768,418 people executed by the bolsheviki in four years—official figures. Yes, yes. Those are the official figures—and it is still going on! Terrible! But you saw it yourself, of course?"

Now if the baron had told me that people were being shot in the streets of Rome or executed in batches in Barcelona, I might have believed him. But I had just come from Moscow, and they were executing no more people in Moscow than in New York, and shooting down fewer than in Illinois. Moscow was as orderly as Boston. Yet to all and sundry in Riga, the baron still chatters on with his story of 1,768,418 people executed in Russia in four years since the revolution, and asserts that these are official figures. And unwary newspaper correspondents cable this nonsense to America, and you and I read it at our breakfast tables—and, perhaps, believe it.

On the steamer coming from Ireland to New York I met a Catholic priest from Quincy, Illinois. He knew all about Russia. He had got his information first hand, from a Russian countess whom he had met in Munich.

"The way the bolsheviki hold their power is through the nationalization of women, she explained to me," he said. "They gain over certain men by giving them the women they want, and others they terrorize by threatening to take their wives or daughters from them to nationalize." And he believed it.

I suggested that, as there is now woman's suffrage in Russia, this scheme might conceivably alienate the women voters from the Communist party. But the good father could not be shaken in his belief—was not his informant herself a Russian countess?

Impossible Stories

When I arrived in New York I picked up on the first newstand a widely read weekly where I learned that "icons set with gems, frameless pictures from the walls of the Hermitage gallery, and rings snatched from bourgeois fingers" were being sold by bolshevists in Esthonia. "Sometimes by error the fingers came along with the rings," the "Saturday Evening Post" added.

Now I had just quitted Esthonia, and neither rings, fingers, pictures nor icons set with gems were to be had there, save such jewelry as noble emigrés had brought out of Russia with them and were selling piece by piece so that they might continue to live without labor. I had just come also from the Hermitage gallery, and far from pictures being missing from its walls, many paintings previously hidden away in

private palaces had been added to public collections. The only art treasures I have heard of being smuggled out of Russia and sold were the two Rembrandts bought by an American a year ago for $1,000,000. But no bolshevist did it. Prince Yusupov, second cousin of the late tsar and the assassin of the priest Rasputin, was the merchant, and so far as the public is concerned, these two Rembrandts have disappeared from view.

It is the same with the church in Russia. I have heard every imaginable story: religion of all kinds is taboo; Christianity must be practised in secret; the churches have been robbed and looted; priests have been slaughtered; those confessing the faith of Christ are in mortal terror of their lives, and so on and so on.

The day I arrived in Moscow I went to visit a friend, and in the apartment just across the court from his quarters a man was ill. All that long afternoon as my friend and I talked we heard the chanting of prayers, caught the odor of incense and across the court saw the priests in full canonicals pass and repass the windows as they conducted their service for the recovery of the sick. As twilight fell, when the service ended, the whole procession descended the stairs and marched across the court and out into the street, led by boys with censors and men carrying the huge icon of the Iberian Mother of God; and as the procession passed down the center of the street, men uncovered and women crossed themselves and traffic halted or turned aside.

Religious Procession Not Molested

Shortly afterwards, I was in the village of Michailovsenka, in Samara, on the Volga. As we drove into town, we met half the population marching across the fields towards the cemetery, following a coffin carried on the shoulders of peasant pall bearers, open to the sky, its lid carried by others behind. A priest accompanied by choir boys with censors and by icons borne in reverent hands headed the procession. Had anyone sought to interrupt or to belittle the ceremony, it would have fared ill with him. But no one dreamed of interfering.

On the feast of the Assumption I attended the service at the great cathedral of the Redeemer, in Moscow. The vast church was crowded far beyond its capacity, and hundreds stood upon the steps, without the immense bronze doors. There are no pews in the cathedral, and men and women were packed in as closely as they could stand. Among them there were countless officers and soldiers of the red army, in uniform, with their women folk and children. Archbishop Antonin, metropolitan of Moscow, conducted the service; wearing a mitre studded with brilliants, and carrying a great cross of gold, that the communicants kissed, reverently. His robes and those of the assistant priests were stiff with gems and embroidery in gold and silver thread. Within the Tsarsky dvery—the royal doors of the iconistas—the huge carved silver Sinai still stood.

Coming as I had from the famine area of the Volga and the Ukraine, it seemed to me that there was still too much magnificence in this ceremony, where a million children are starving today, and save

for the help that comes to them from far America, will die before spring. But it was at least plain to anyone that the published stories of the looting of the Russian churches of their vessels and other treasures were a piece with much of the other matter printed about Russia, and quite false. What of its treasures the Russian church had yielded to be sold to aid the starving has been far from reducing the church to simplicity, as yet.

CROWDED CHURCHES

The same day, I went to several churches and monasteries, besides the great cathedral. I should say that every one of the more than three thousand churches in Moscow was crowded. In no city anywhere in the world have I seen a religious festival more strictly observed. Even the food stores were closed and those who had neglected to purchase their bread in advance, fasted perforce. The public markets under the shadow of the Sukharov tower and in the streets in the neighborhood of the Smolensky gate, usually crowded on a Sunday morning, were deserted, and a soldier with rifle slung across his back walked the silent pavements, authority for the suspension of all business in honor of the assumption of the blessed virgin. And over the still roofs of the Russian capital the deep tones of the big bell in the Assumption tower of the Kremlin reverberated like a prayer. Holy Moscow has been Holy Moscow for eight hundred years—and still is.

Throughout Russia, this is today the situation of the church, as one sees it who goes about villages, towns and cities with eyes open. Yet on June 8, last, The New York Times became sponsor for a Paris dispatch giving it wealth of detail

"New from Russia of the sacking of churches and the arrest of the clergy, followed by dispatches reporting the violation of the tombs of all Russian saints and rulers by bolsheviki in frantic search for treasure with which to keep up their tottering regime. The work of desecration was carried on with fiendish glee by the bolsheviki as if the bloodlust against the ruling class which already has claimed a million lives could not be satisfied until the bodies of the dead were insulted and maltreated."

That a dispatch of this patent absurdity and evident propaganda character could find space in a newspaper of the standing of the Times seems almost incredible; yet it is perhaps no more so than the wide circulation which has been given the fantastic figure of 1,768,418 people —over one thousand a day for four years—alleged to have been executed by the bolsheviki in the course of the Russian revolution. If this were true, it would mean that in every city in Russia having a population larger than that of Schenectady, New York, or Duluth, Minnesota, one hundred individuals had been shot *daily, every day for four years*, or that the entire population of fifteen such cities had been wholly wiped out! Had this comparison occurred to the copy reader who passed this silly story for publication in the Times, it is not credible that it could have been published; it seems even less likely that those who read this figure in the Times could accept it. Yet I

have been asked again and again since my return from Russia whether this absurd figure of those alleged to have been executed in Russia is correct!

As a matter of fact, during the four years following the Russian revolution in November, 1917, fewer than 15,000 persons have suffered the death penalty for all reasons, in Russia, or, in proportion to population, about the number of those in the United States who annually loose their lives in automobile accidents. Even 15,000 is unquestionably a formidable number, and I am far from defending it. Nevertheless it is worth recording that of the 9,641 individuals executed under martial law during the first two years of civil war (1918-1919), 2,600 were ordinary criminals, bandits, drug sellers, dishonest communists, and persons guilty of murder, arson, rape and other offenses for which individuals are not usually molly-coddled in any land. It may be worth noting also that the communist rising in Paris in 1871 cost the lives of over twice as many individuals as were executed in Russia during the entire period from November, 1917, to date.

The Death Penalty

It is significant that the Paris dispatch to the New York Times which I have quoted was sent broadcast at the precise moment that the "Cult Pro-Soviet"—the church reform committee—of which Archbishop Antonin of Moscow is president, began its work "to give the church a creative and dynamic character" in Russia, to which end the first convention of what was termed "the living church" was called in Moscow for August 6, last. I was present at this convention, which 150 clerical delegates attended, including representatives of the "free Russian church" in America. Much of the work of the convention was formative, naturally; and there was displayed a radical tendency that Archbishop Antonin, in talking with me afterwards, deprecated.

"They want to go too fast," he said. "They are so anxious to eradicate abuses that they forget to build up, too—and what the church in Russia needs today is revivification."

Nevertheless, certain long strides were taken towards effective reform. The recommended conversion of all monasteries into hospitals, homes for "famine orphans" of whom there are a million and for the aged, and into co-operative workshops, to one familiar with the millions of acres of land, property of monasteries, which have lain and still lie uncultivated and unproductive throughout Russia, was an encouraging step in advance, whether or not the convention's general condemnation of monasticism and celibacy of the higher clergy meets with unchallenged favor with the Christian church outside of Russia. Perhaps the greatest weakness of the Russian church has been the gradual creation of a "priest caste," formed of the sons of the "white clergy"—the parish priests—educated in turn to the priesthood, without regard to the need for recruits to the ministry. In spite of reform measures calculated to remedy this evil, the excess of priests and monks over the needs of the people was marked in Russia in the old days, and in

order to attach this potent element more securely to the imperial government of Russia, it became a matter of policy on the part of the state to stimulate the erection of churches far beyond the ability of the people to support, and so to build a vast class of idle clergy bringing the priesthood generally into contempt as drones and drains on the meagre resources of a poverty-ridden population.

PEASANT ESTIMATE OF CHURCH

As I flew into Russia by aeroplane from Berlin, I was struck again, in every village we passed over, with the fact that the church alone stood in disproportionate magnificence amid the squalid poverty of the huts of the people; with the vast untilled estates attached to the monasteries, and above all with the enormous number of resplendent edifices devoted to worship in towns of a population scarcely sufficient to support one or two churches. The Russian peasant is 85 per cent of the population of Russia; he is canny, hard-fisted and astute to the point, frequently, of sharp bargaining. For all his ignorance and the resulting superstition which has clouded his life hitherto, the Russian peasant knows the difference between industry and laziness even in his priests, and between reason and extravagance, even in his church. To him the village priest was often merely an idle, worthless incubus on a hard-working population, and a gorgeous cathedral, new-built in a town crushed by poverty, merely an incitement to resentment against the church.

In the old days, the Russian peasant might and indeed did think these things; but he scarcely dared to say them, especially under a rule of such over-emphasized piety as that of the late Tsar Nicholas. Today, however, he may both think and say these things—and he does so with very little reticence. The result has been most salutory for the petty clergy, without in the least injuring the fundamental Christianity of the peasants. The latter have simply come to differentiate between God and his ministers.

"What do you think of the church?" I asked many Russian peasants. Their answers were many, of course; but they all tended in one direction:

"I believe in God, but not in the priests," some put it; "they are good-for-nothings, who eat and do no work."

"I need no church," another said. "I have an icon in my heart."

It is to millions of this simple faith in Russia that the "living church" movement appeals—and upon whom it, and indeed Christianity itself, depends.—*Christian Century.*

Offener Brief an Viscount Haldane über die Krisis in der deutschen Wissenschaft.

Von Adolf v. Harnack.

Hochzuverehrender Herr!

Sie haben in der Zeitschrift „The Nation and the Athenaeum" (9. Dezember) freundlichst beachtet, was ich über die Not der deutschen Wissenschaft geschrieben habe, und aus Ihren Worten spricht nicht nur die Anerkennung

dieser Wissenschaft — aufs neue sind wir Ihnen dafür dankbar —, sondern auch die herzliche Teilnahme an ihrem Geschick. Aber nach Ihrer Meinung befindet sich die deutsche Wissenschaft nicht in einer solch traurigen Lage, wie ich sie geschildert habe, und ihre Zukunft scheint Ihnen nicht düster und schwarz, geschweige katastrophal. Sie verweisen uns, an eine Ausführung Renans erinnernd, erstlich darauf, daß die Zeiten der äußeren Not, wie die Geschichte lehre, oft zu Zeiten der seelischen und geistigen Erhebung für ein Volk geworden sind. Sodann machen Sie uns darauf aufmerksam, daß unsere wissenschaftliche und literarische Produktion nicht nachgelassen hat, daß unsere Buchhandlungen von neuen Büchern und Broschüren gefüllt sind, und daß in keinem anderen Lande die großen Fragen der Wissenschaft und Literatur so lebhaft verhandelt werden, wie bei uns. Sie schließen Ihren Artikel mit den Worten: „Wenn Harnack von einer Paralyse der wissenschaftlichen Forschung in seinem Lande spricht und behauptet, daß sie mit dem Untergang bedroht sei, so ist, meine ich, seine Ansicht unnötig verzweifelnd. Die Leidenschaft, sich in dem Erkenntnisstreben von niemandem übertreffen zu lassen, ist heute noch in Deutschland so groß wie vor dem Kriege, und nicht weniger groß — so belehrt mich meine eigene Lektüre und der Verkehr mit deutschen Gelehrten — als in früheren Perioden. Von allen Gefahren, welche Deutschland bedrohen, ist die Gefahr, Deutschland könne diese Leidenschaft verlieren, die geringste. Mit allen Mitteln wollen wir es ermöglichen, daß Deutschland zu leben und sich wirtschaftlich zu entwickeln vermag. Aber laßt uns unsere Aufmerksamkeit der wirklichen Gefahr zuwenden, nicht aber einer zwar störenden, aber nicht bedrohlichen."

Mit dem Trost, hochverehrter Herr, den Sie uns aus der Geschichte bringen, versuchen wir uns selbst zu trösten. Jüngst hat ein ausgezeichneter Mann, Johannes Müller, uns zugerufen: „Die wirtschaftliche Katastrophe, die jetzt über Deutschland hereinbricht, kann wohl nicht den deutschen Geist vernichten. Im Gegenteil: wir hoffen, daß sie ihn läutert und entflammt, vertieft und wesenhafter werden läßt. Zur Wiedergeburt geht es nur durch den Tod. Aber sie kann seine Träger umbringen — es ist schon eine ganze Reihe von ihnen der Unterernährung erlegen — und ihre Wirksamkeit verhängnisvoll beeinträchtigen. Aber das braucht kein Schade sein. Wenn sie nicht mehr in die Weite gehen kann, geht sie vielleicht in die Tiefe. Was sie an Umfang verliert, gewinnt sie vielleicht an Kraft. Der Geist versiegt nicht, wenn er verstummt, sondern aus notgedrungenem Schweigen bricht er schöpferisch und sieghaft hervor, wenn die innere Gewalt zur Aeußerung drängt."

Wir wollen uns das gerne gesagt sein lassen, aber über dieser Wiedergeburt steht doch ein sorgenvolles „Vielleicht". Haben die Zeiten äußerer Not einem Volk immer geistige und seelische Erhebung gebracht? Gibt es nicht eine Größe der Not, die jeden Aufschwung unmöglich macht? Müssen wir nicht von einer drohenden Katastrophe, auch für das geistige Leben, sprechen, wenn unsere Säuglinge sterben, unsere Kinder Hunger leiden und unsere Studenten ihre Wissenschaft nur noch „im Nebenamt" treiben können, weil sie nach Brot gehen müssen? Bei Hunderten, ja bei Tausenden von ihnen hat, ich versichere es, die Paralyse ihrer wissenschaftlichen Arbeit schon begonnen. Und selbst wenn nach zwei Menschenaltern ein Historiker schreiben wird: „Die Todesnot, welche der Friede von Versailles über Deutschland gebracht hat, hat

doch auch zu einer Erhebung geführt," so darf e r das Leichenfeld vergessen, welches den Hintergrund dieser Erhebung damals bildete. W i r aber wären heute pflichtvergessene Verräter unseres Vaterlandes, wenn wir nicht vor aller Welt laut bezeugen würden: Ihr tötet mit dem Leibe auch den Geist und die Seele Deutschlands, wenn ihr diesen „Frieden" weiter wüten laßt! Gewiß, der Mensch lebt nicht von Brot allein; aber noch niemand hat die Kunst erfunden, ohne Brot zu leben. Und wie kann auch die stärkste Leidenschaft für die Wissenschaft, die Sie uns so freundlich zubilligen, noch brennen, wenn alles Lebendige vom tödlichen Frost des Elends ergriffen wird!

Sie verweisen sodann auf unsere noch immer so bedeutende wissenschaftliche und literarische Produktion und auf unsere gefüllten Buchhandlungen. Auch darin haben Sie zunächst recht; aber die Schlüsse, die Sie aus diesen Tatsachen ziehen, sind nicht richtig. Ich erlaube mir, Ihnen den wirklichen Tatbestand kurz darzulegen. Erstlich, unsere wissenschaftliche Produktion wird noch fortgesetzt, aber hier gilt wirklich das Sprichwort: „Wenn es geregnet hat, träufelt es von den Dächern." Aus besonderen Gründen kann diese oder jene große wissenschaftliche Arbeit noch gedruckt werden, hat dieser oder jener Verleger noch verhältnismäßig billiges Papier, wagt dieser oder jener Verleger auf einen bedeutenden Namen oder einen bedeutenden Inhalt hin ein umfangreicheres Werk noch zu drucken; aber eine sehr große Anzahl von wissenschaftlichen Zeitschriften ist schon eingegangen, die Doktorschriften der jungen Gelehrten — es handelt sich um Tausende — können nicht mehr gedruckt werden (sie lagern handschriftlich auf den Bibliotheken), und zahlreiche wissenschaftliche Werke können nur noch erscheinen, weil der Staat die Kosten trägt. Er trägt sie, weil er erkennt, daß die Wissenschaft für ihn selbst eine Lebensfrage bedeutet; aber er kann doch nur einem kleinen Teil der Not, die hier herrscht, abhelfen. Was aber die sogenannte kleine Literatur bei uns betrifft, so kommt das wenigste aus ihr für die Wissenschaft in Frage. Daß sie so zahlreich ist, rechne ich zur Pathologie unseres Zustandes. Sie bringt, von einigen besseren Stücken abgesehen, Projekte, Erregungsmittel und Narkotika, wie sie in Zeiten der Not begehrt werden; es wird aber nicht lange dauern, da wird auch sie zusammenschmelzen, denn es wird auch ihr Erwerb wegen der Höhe der Kosten unmöglich werden. Von den Luxusdruckwerken darf ich schweigen; mit wenigen Ausnahmen sind auch sie zur Pathologie unseres Körpers zu rechnen. Zweitens, noch sind unsere Buchläden gefüllt, aber heute fehlen die Käufer. Ein mir befreundeter Buchhändler sagte mir: Von sechs Besuchern, die in meinen Laden treten, kauft einer etwas, die anderen gehen fort, ohne zu kaufen, weil ihnen das Buch zu teuer ist. Das war noch vor drei Monaten anders. Die, welche bei uns heute kaufen, sind zum größten Teil Ausländer. Hier liegt es! Die deutschen Bücher, auch die wissenschaftlichen und gerade sie, werden heute für Ausländer gedruckt. Wenn s i e nicht wären, könnte nicht ein Viertel von ihnen erscheinen. Die Studenten jedenfalls können sie nicht erwerben. Es steht für alle deutschen Universitäten fest, daß die Mehrzahl der Studenten die Lehrbücher, die sie für ihre Wissenschaft notwendig brauchen, nicht mehr kaufen kann. Selbst griechische Neue Testamente und hebräische Bibeln müssen wir ihnen besorgen, weil sie für viele Theologen unerschwinglich sind. Und was werden Sie, hochverehrter Herr, als Kenner und Verehrer von Goethe und Schiller, dazu sagen, daß man in Deutschland keinen Goethe und keinen Schiller mehr kaufen kann, denn sie sind vergriffen und die weni-

gen Exemplare, die auf den Markt kommen, sind für den Mittelstand unbezahlbar. Die deutsche Jugend ohne Schiller und Goethe, ohne Kant und Herder und ohne Shakespeare! Billigere Neudrucke sind unmöglich!

Gern ließe ich mich von Ihnen überzeugen, daß ich die Not der Wissenschaft und die Not unserer studierenden Jugend übertrieben habe, aber die Tatsachen, die ich täglich vor Augen sehe, lassen es nicht zu, und vielleicht treten auch Sie nach erneuter Prüfung meiner Beurteilung bei. Auf alle Fälle aber begrüße ich dankbar den Appell, den Sie an Ihre Landsleute gerichtet haben: „Laßt uns unsere Aufmerksamkeit der wirklichen Gefahr in Deutschland zuwenden,“ denn ich bin gewiß, daß Sie, wenn Sie der wirklichen Gefahr abhelfen, damit auch der Not der Wissenschaft in Deutschland wirksam begegnen werden.

In vorzüglichster Hochschätzung

Ihr ergebenster

Adolf v. Harnack.

Deutsche Schriftsteller anno 1922.

Tatsachen!

„Anbei das Honorar für die letzten drei Monate: 67.35 Mk. Bitte keine Zusendungen mehr, wir müssen sparen.“ — „Wir bieten Ihnen für den Aufsatz (Anmerkung: etwa 120 Druckzeilen) nebst den fünf Originalphotographien 80 Mk. und bitten den Revers unterschrieben zurück.“ — „Ihre eingereichte Unkostenrechnung für Porto wird noch einmal zur Zahlung angewiesen; fernerhin kann dies nicht mehr geschehen.“ (Anmerkung: Das Honorar betrug 60 Mk., die Portoauslagen betrugen 50 Mk.). — „Es tut uns sehr leid, von Ihren Beiträgen so wenig verwenden zu können; schuld daran ist die starke Einschränkung und der chronische Raummangel. Das Porto wird Ihnen aber für alle Einsendungen gutgeschrieben.“ (Anmerkung: Am Monatsende betrug das Honorar 20.50 Mk. bei 36 Mk. Portoauslagen.) — „Wir bieten Ihnen für den Aufsatz 20 Mk.“ (Anmerkung: Es war ein Aufsatz von 150 Druckzeilen.) — „Anbei das Honorar für den Vormonat und Portoauslagen dieses Monats bis heute. Wir bitten von weiteren Zusendungen abzusehen, weil wir mit Ende des Monats das Erscheinen unseres Blattes einstellen.“ — „Wunschgemäß haben wir Ihr Honorar auf 50 Pfg. die Zeile aufgebessert, bitten Sie aber, sich so einzurichten, allein von den Bezügen unseres Verlages nicht leben zu wollen.“ (Der Monatsbezug aus diesem Verlag betrug zwischen 100 und 125 Mk.; die Aufbesserung von 40 auf 50 Pfg. wurde durch Einschränkung ausgeglichen.)

Das Bibliographische Institut in Leipzig hat beschlossen, die seit drei Jahren vorbereitete Neuauflage von Meyers Konversationslexikon einzustellen (wie bereits von uns gemeldet. D. Red.) und hat den Mitarbeitern gekündigt, weil es unmöglich sei, das auf zwölf Bände berechnete Werk herzustellen. Die Herausgabe des Werkes würde bei dem heutigen Papier- und Herstellungspreis auf 50 bis 60 Millionen Mark pro Band kommen, ein Betrag, den kein Verlag aufbringen könne.

Aus Anfragen der größten Berliner Verlage auf eine Anfrage der „Neuen Berliner Zeitung“ über die vermutliche Auswirkung der Teuerung

geht hervor, daß der Tod der jungen Literatur nicht aufzuhalten ist. Der Verlag S. Fischer sagt u. a., daß das Luxusbuch in kostbarer Ausstattung und das Buch kunstwissenschaftlichen und kunstliterarischen Chrarakters besonderen Anklang finde. Nicht aber, daß das Interesse für Kunstgeschichte unter den Käufern stark ausgeprägt wäre, sondern die repräsentative Aufmachung und das große Format reize. Unter den jetzigen Verhältnissen hätten die jungen Dichter und Schriftsteller besonders zu leiden, weil die Aufnahme neuer Werke überhaupt nicht mehr möglich ist. Eine Hauptmann-Ausgabe komme bei allerbilligster Berechnung auf 5000 Mk., welcher Betrag aber wesentlich erhöht werden müsse; gut ausgestattete Romane kommen mindestens auf 400—600 Mk. — Aehnlich sagt die Deutsche Verlagsanstalt, daß Werke bekannter Autoren, die noch vor vier Wochen 175 Mk. gekostet haben, heute 500 Mk. kosten; 800 Mk. wäre der richtige Preis. Werke, die sonst ohne jedes Bedenken vom Verlag angenommen wurden, werden heute nur von solchen Verlegern gedruckt, die gewillt sind, ein großes Risiko zu tragen. Daher wenden sich die deutschen Schriftsteller ins Ausland. In großer Zahl gehen bei den ausländischen Verlagen die Werke ein, so z. B. in einem holländischen Verlag täglich fünfzig. Der Ernst Rowohlt-Verlag berechnet die Kosten für einen Roman mit 12,000 Auflage auf über eine Million Mark. Die Produktion wird daher um etwa die Hälfte zurückgehen. Der Verlag kommt zu dem Schluß: Diese ganze Entwicklung bedeutet den absoluten Tod der jungen Literatur, der es heute geradezu unmöglich ist, sich durchzusetzen.

Der englische Oberleutnant Dicker schrieb kürzlich im „Daily Telegraph" einen Bericht über das Elend des deutschen Mittelstandes, in welchem er hervorhob, daß besonders die Angehörigen der frei schaffenden geistigen Berufe dem Verhungern nahe seien. (Der Engländer hat nur zu gut beobachtet, denn er hat buchstäblich das Richtige getroffen.)

Die Schriftstellerei in Deutschland ist in allen ihren Teilen zum Tode verurteilt und liegt in den letzten Zügen. Bestenfalls kann sie noch als Nebenbeschäftigung betrachtet werden für den Ehrgeiz, sich aus Liebhaberei einmal noch gedruckt zu sehen. Und wenn man Glück hat, bringt die brotlose Arbeit noch soviel ein, um damit die Papier- und Portokosten decken zu können.

Karl Birner (Konstanz).

Der Fall Oesterreichs und die Wiener Universität.

Eine Aufforderung an die amerikanischen Universitäten.

Von F. Nitti, ehemaligem italienischen Ministerpräsidenten.

Der europäische Krieg hat durch Wunden und Hunger über dreißig Millionen Menschen getötet. Welch unersetzlicher Verlust! Aber es gibt einen noch größeren Verlust: die Verringerung der moralischen Werte. Alle aus dem Krieg hervorgegangenen Länder befinden sich in wirtschaftlichem und moralischem Unbehagen. Ein großer Teil des europäischen Reichtums ist zerstört, und das ist sehr schlimm; ein großer Teil der edelsten Gefühle ist dahin, und das ist noch weit schlimmer. Nach dem Kriege erwachten die Gefühle der Gewalt, der Geist der Präpotenz, die verbrecherischste Habgier. So hat der Frieden noch mehr Reichtum vernichtet als der Krieg, denn er ist aus Haß und Gewalt geboren und ist lediglich Mittel, den Krieg fortzu-

setzen. Die Entente, die mit ihren hauptsächlich von Briand gemachten Kollektiverklärungen und den vierzehn Punkten Wilsons behauptet hatte, im Namen der Demokratie und der Menschlichkeit zu kämpfen, hat nach dem Siege schlimmere Taten vollbracht, als jene, die man den Deutschen angedichtet hat. Die Prinzipien von Nationalität und Selbstbestimmung wurden und werden Tag für Tag vergewaltigt, das Völkerrecht wird täglich verletzt und alle moralischen Gesetze werden verhöhnt. Die Siegerstaaten können ihre Schulden nicht bezahlen, ja nicht einmal die Zinsen, und fordern im Gegensatz zu all ihren früheren Erklärungen, daß die Besiegten, in der Gestalt von Reparationen, unvernünftige und widersinnige Entschädigungen bezahlen. Europa hat mehr Soldaten unter den Waffen als vor dem Kriege und sinnt auf noch schrecklichere Formen und Mittel der Zerstörung. Die Zivilisation muß die Demütigung erleben, Horden von Schwarzen und Braunen ohne Not am Rhein zu sehen, die man aus Afrika und Asien geholt hat und die ungestraft die deutschen Frauen vergewaltigen. Der Zynismus der Sieger wird nur von ihrem Unverstand übertroffen, und die Rechte des Sieges sind, praktisch genommen, nichts als die Rückkehr zur Barbarei. Ueberall erstehen Zollschranken, und die Völker Europas trennen sich, statt neue Bande der Solidarität zu schaffen. Wir erblicken Phänomene, wie sie den Sturz des römischen Kaiserreichs begleiteten.

Von 470 Millionen Menschen, die in Europa leben, sind mindestens dreihundert Millionen im Zustande der staatlichen Unordnung. Die Produktion ist zerrüttet, der Welthandel hat seine großen Straßen verloren, und Europa ist zersplittert, oder besser gesagt, balkanisiert. Die Gewalttätigkeit, die in den internationalen Beziehungen zum Ausdruck kommt, wiederholt sich in den inneren; überall, in allen Ländern herrscht Gärung. In kaum acht Jahren haben die Mikroben des Hasses den ganzen Organismus des europäischen Lebens vergiftet.

Bis vor wenigen Jahren hatte die Jugend Ideale. Heute jubelt sie der Gewalt zu.

So scheint also die geistige Produktion Europas, die ihr Hauptzentrum in Deutschland hatte, von Lähmung befallen. Die Nöte des Lebens, der Mangel an Mitteln, der durch die Geldentwertung in vielen Ländern immer mehr zunimmt, vor allem die neuen „Ideale" der Jugend, die sich heute mehr vor Mördern und Räuberhauptleuten, wie Korfanty, als vor Rettern des menschlichen Lebens wie Röntgen und Behring verbeugt: dies alles wirkt auf die Universitäten ganz Europas schädigend ein. Die neueste Generation ehrt mehr die Gewalt als das Recht. Ja, ein Teil, vielleicht der größte Teil der Tätigkeit bezweckt die Herstellung neuer Apparate der Zerstörung und des Todes.

Gegen dies alles muß man ankämpfen, wenn man nicht einer noch größeren Dekadenz, ja der Vertierung entgegengehen will.

Aus diesem Grunde möchte ich meine Freunde in Amerika und die Häupter der amerikanischen Universitäten zu einem edlen Unternehmen auffordern: Zur Wiederherstellung der Universität Wien. Das zusammengeschrumpfte Deutsch-Oesterreich mit seinen sechs Millionen Einwohnern, wovon etwa zwei Millionen in Wien, ist völlig zugrunde gerichtet. Seine Valuta hat fast keine Bedeutung mehr, es kann nichts im Ausland kau-

fen und braucht seine bescheidenen Hilfsquellen zusehends vollends auf. Wenn man mindestens tausend Kronen anwenden muß, um ein Pfund Brot zu kaufen, bedeutet auch ein Einkommen von einer oder zwei Millionen im Jahre das krasse Elend. Am schrecklichsten daran sind die intellektuellen Klassen.

Mit dem wirtschaftlich-finanziellen Fall Oesterreichs geht eines der größten Kultur- und Geisteszentren der Welt dem Untergang entgegen: die Universität Wien. Bis vor wenigen Jahren war Wien an Zahl der Studenten die drittgrößte Universität der Welt, aber seiner zivilisatorischen Bedeutung nach war es vielleicht die erste. An ihr bildeten sich nicht nur die Deutschen Oesterreichs, sondern alle Völker der alten österreichisch-ungarischen Monarchie sowie die Völker des Balkans und des Orients. Die Wiener Universität war das große Zentrum der orientalischen Zivilisation, und die übrigen wissenschaftlichen Institute vervollständigten ihr gewaltiges Werk. Unter ihren Professoren waren und sind viele der bedeutendsten Gelehrten der Erde; die Biologie, die Medizin, die Naturwissenschaften im allgemeinen, die Mathematik, die politische Oekonomie, die Rechtswissenschaft werden in Wien noch heute ausgezeichnet gepflegt. Zivilisation und Wissenschaft verdanken jenen Professoren viel. In den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es Tausende von Rechtsanwälten, Aerzten, Mathematikern, Ingenieuren, Naturwissenschaftlern, die in Wien ihre Ausbildung genossen. Als alter Universitätslehrer habe ich immer in der Hochschule von Wien einen der leuchtendsten Mittelpunkte der Kultur erblickt.

Aber unsere Kollegen und Freunde, ich möchte auch sagen, unsere Lehrer, von der Universität Wien schmachten fast alle im äußersten Elend. Manche von ihnen leiden, wenn auch vielleicht nicht gerade den Hunger, so doch die herbsten Entbehrungen. Fast alle können kaum existieren und vermögen sich obendrein nicht einmal ein Buch zu kaufen oder wissenschaftliche Nachforschungen anzustellen. In ihren prächtigen Universitätsgebäuden herrscht blasses Elend: man lebt von dem, was vor dem Kriege vorhanden war, kann aber nichts Neues mehr anschaffen. Wohl beziehen die Professoren als Gehalt eine große Summe Kronen. Aber wie davon leben? Rechnet man alle Gehaltserhöhungen zusammen, so erhalten die Professoren der Wiener Universität und der höheren Institute heute an Kronen den zehnten Teil dessen, was sie, angesichts der Entwertung der Krone, vor dem Kriege bezogen. Um der größten Not abzuhelfen, hat man einen akademischen Kost-Tisch für die Professoren einrichten müssen, und auch dieser Tisch ist sehr dürftig. Die unvermeidliche weitere Entwertung der Krone muß die Professoren der Verzweiflung überliefern.

Ich will nichts sagen, was die Würde der vortrefflichen Professoren, die der Krieg und vor allem der unsinnige Frieden ruiniert hat, verletzen könnte. Es genüge der Hinweis, daß bis vor wenigen Jahren die österreichische Regierung dem Wassermann-Institute, wie vor dem Kriege, 800 Kronen zum Ankauf von Kaninchen für wissenschaftliche Versuche gab. Die Summe wurde um das Zehnfache erhöht, aber sie dient zu nichts, denn ein einziges Kaninchen kostet heute mehr als 5000 Kronen.

Nun wurde unlängst seitens Wiener Bürger und Bankiers ein Fonds von 50 Millionen zugunsten der Universität gebildet. Aber die Ent-

wertung der Krone ist so ungeheuer, daß man für einen notwendig geworde=nen Röntgen=Apparat 12½ Millionen ausgeben mußte. Die her=vorragendsten Professoren sind nicht in der Lage, die wichtigsten ausländi=schen Veröffentlichungen zu verfolgen und ausländische Bücher zu kaufen.

Zu den größten Torheiten des Vertrags von Saint Germain gehört, daß er Oesterreich nötigt, die Studenten der Nachfolgestaaten wie die Oesterreicher zu behandeln. Nun stammen von den 12,000 Studenten der Wiener Hoch=schule etwa 5,000 aus den Nachfolgestaaten. Es sind arme Menschen, großen=teils Juden, welche auf den polnischen Hochschulen, wo man sie nur zu drei Prozent annimmt, nicht geduldet werden. So gibt es eine Menge Studenten, die der österreichischen Wohltätigkeit zur Last fallen.

Denkt man daran, was Wissenschaft und Zivilisation der Wiener Uni=versität verdanken, so tut einem die moralische Erniedrigung Europas leid und man empfindet Ekel über unsere Gleichgültigkeit. Als italienischer Pre=mierminister nach dem Kriege suchte ich Oesterreich zu helfen. Der Krieg war für uns eine Notwendigkeit, aber nach dem Kriege hätten die Pflichten der Zi=vilisation und die Rechte der Menschlichkeit wieder in Kraft treten sollen.

Ich hoffe indessen, daß in den über dem europäischen Hader stehenden Vereinigten Staaten von Amerika die edlen Gefühle menschlicher Solidarität noch dasselbe Echo finden werden wie vor dem Kriege. Deshalb habe ich an die Häupter der amerikanischen Hochschulen und an meine amerikanischen Freunde appelliert, um sie zu einem Hilfswerke aufzu=fordern, das die Geschichte als erste Betätigung schönen Menschtums nach dem Weltkriege, als ersten Versuch, der Auflösung Halt zu gebieten, verzeichnen wird. Ich habe sie gebeten, ihre Mittel zur Wiederherstellung der Universität und der höheren Institute von Wien zur Verfügung zu stellen. Dem gleich=zeitig praktischen wie idealen amerikanischen Geiste gebührt die Ehre eines so großzügigen Werkes. Wenn die Präsidenten der amerikanischen Hochschulen und ihre Freunde (es gibt in Amerika so viele reiche Leute und so viele gene=röse Seelen) ein Syndikat bilden können, das sich verpflichtet, zehn Jahre lang die Universität und die höheren Institute von Wien jährlich mit vierhun=derttausend Dollars zu unterstützen, so wird die ruhmvolle alte Universität sofort zu neuer Blüte erstehen. Wie in der Sturmnacht ein leuchtender Pha=rus den wellengepeitschten Schiffen den Rettungshafen weist, so wird der leuchtende Pharus der mit Amerikas Hilfe wiedererstandenen Universität Wien allen Völkern des Orients den neuen Weg der Zivilisation weisen. Der Reichtum ist ein armseliges Ding, wenn er nicht zu großen Werken dient, und was ich meinen amerikanischen Freunden vorschlage, ist das edelste Werk, das sie vollbringen können.

Inmitten dieses gehässigen Chaos der europäischen Völker, inmitten der brutalen Leidenschaften und des Deliriums eines Friedens, der den Krieg fortsetzen will, inmitten des Wahnsinns angeblich „demokratischer" Nationen, welche verüben, was kein Absolutismus je verübt, wollen wir dem großen Pharus der Wiener Universität seine Flamme wiedergeben. Vielleicht wird das den Schiffbruch vieler Seelen verhindern und im ganzen Orient wird neues Licht der Zivilisation und des Lebens erstrahlen.

Berl. Tagebl.

United Stewardship Council—1922 Statistics

COMPARATIVE STATEMENT OF MISSION AND CONGREGATIONAL CONTRIBUTIONS

COMMUNION	Per Capita Gifts: Missions pus Benevolences	Per Capita Gifts: Congregational Expenses	*Total Amount Missions and Benevolences	Total Amount Congregational Expenses	Membership	End of Year
Seventh-day Adventists	$32.42	$100.24	$ 3,200,518	$ 9,895,645	98,715	Dec. 31, 1921
United Presbyterian	15.56	23.55	2,532,569	3,834,638	162,780	Mar. 31, 1922
Moravian, North	11.67	13.38	202,142	231,901	17,326	Dec. 31, 1921
Presbyterian, U. S. (South)	10.41	18.11	4,286,665	7,457,060	411,854	Mar. 31, 1922
Baptist Convention of Ontario and Quebec	10.16	16.85	623,334	1,034,135	61,362	Sept. 30, 1921
Evangelical Association	8.50	17.55	1,073,388	2,217,101	126,346	Aug. 31, 1922
Presbyterian Church in Canada	7.75	18.24	2,768,480	6,514,862	357,211	Dec. 31, 1921
Northern Baptist Convention	7.16	15.48	9,072,197	19,620,451	1,267,721	Apr. 30, 1922
Congregational	6.36	19.13	5,334,892	16,035,396	838,271	Dec. 31, 1921
United Evangelical	6.32	15.79	576,000	1,437,641	91,031	Mar. 31, 1922
Methodist Episcopal (North)	6.23	15.74	23,517,106	59,402,909	3,773,160	Oct. 31, 1921
Reformed in America	6.04	20.43	852,278	2,885,581	141,222	Apr. 30, 1922
Protestant Episcopal	5.52	26.11	6,093,809	28,822,782	1,104,029	Dec. 31, 1920
Presbyterian, U. S. A. (North)	5.46	19.07	9,337,457	32,742,633	1,717,846	Mar. 31, 1922
Reformed in United States	5.06	9.91	1,691,044	3,316,641	334,526	May 31, 1922
Christian	4.69	6.35	455,355	616,624	97,084	Sept. 30, 1921
Lutheran (except as listed below)	4.28	10.38	4,450,960	10,908,319	1,041,091	1921
United Brethren	4.24	12.72	1,508,204	4,528,905	355,900	Oct. 1, 1921
United Lutheran	4.17	13.05	3,341,792	10,456,403	801,250	1921
Evangelical Synod of North America	4.06	14.34	928,876	3,280,242	228,713	Jan. 31, 1922
Lutheran—Missouri Synod	3.77	10.95	2,557,147	7,362,312	673,321	1921
Southern Baptist Convention	3.48	6.84	11,416,961	22,470,021	3,284,634	Dec. 31, 1921
Disciples of Christ	2.83	8.07	3,541,836	10,075,395	1,247,759	Sept. 30, 1921
Friends	2.75	11.72	192,945	818,491	69,836	Mar. 31, 1922
Church of Brethren	2.35	1.38	256,094	150,000	108,970	Feb. 28, 1922
25 Communions	$ 5.42	$ 14.45	$99,812,049	$266,116,088	18,411,958	

Young Men's Christian Association.......... { Home Division $850,089 / Foreign Division $1,268,738 } 1921

*From living givers through the permanent boards and agencies constituted by the national body—exclusive of contributions made to educational institutions directly, i. e., not through an agency of the national body.

Compiled for the United Stewardship Council,
HARRY S. MYERS, Secretary.

October, 1922. *The Ministers' Monthly, January, 1923, Page Nine.*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Sermons for Days we Observe by *Fred. F. Shannon.* Minister of Central Church, Chicago. Geo. H. Doran Co. 1922. 192 pages. $1.50.

Many of us know something about Central Church, Chicago. They know it is the church made famous by the silver-tongued Dr. Gunsaulus. Dr. Shannon occupies the pulpit of Dr. Gunsaulus since the latter's death (in 1920). In this volume he offers us sermons on New Year's, Lincoln's, Washington's, and Grant's Birthdays, Whitsunday, Mother's Day, All Saints' Day, Saint John the Baptist's Day, Thanksgiving, Christmas, and a funeral address. Some of these days we don't observe, but we venture to say there isn't one sermon but what is full of inspiration and helpfulness. The one we enjoyed most is the address on "Lincoln the Great." He pictures him as one of the mysteries of history. He points out how the fountains of laughter and tears were separated in him only by a thin, mystic line. He enlarges upon his faith and his magnanimity. He intensifies our love and admiration for the man; and, with all this, he weaves in such a wealth of biographical detail, of little-known but striking anecdote, that on the basis of this address even the dullest could deliver a very acceptable Lincoln address himself.

Shannon is not apparently the literary genius that Gunsaulus was; he doesn't soar as high as G. in his best moments. But he doesn't lose himself either on the mountain heights of oratory where no one can follow him, as G. often did. His feet never seem to lose their contact with mother earth, and the reviewer for one likes that kind of a speaker better, although he always admired Gunsaulus's resplendent gifts.

By this we do not mean to convey the impression that Dr. Shannon lacks fine or great talent. He undoubtedly takes rank with our best-known pulpit orators. But while the marks of high culture and wide reading are everywhere discernible, he strikes a popular note that insures to him a nation-wide hearing. Our brethren will find the book not only stimulating and interesting but a welcome friend for "the days we observe."

The Preacher and the People by *Francis John Mc Connell.* The Abingdon Press. 1922. 166 pages. $1.00 net.

Dr. Cadman of New York City was recently asked, at a forum of his, who was the best all-around scholar of the country. With the cocksureness that seems characteristic of him, he replied at once,

"Bishop Mc Donnell of the Methodist Church" (Cadman himself is not a Methodist). We don't know whether that is not saying a little too much, but he is certainly one of the greatest guides for ministers in their ministry. In the volume before us he gives us the lectures delivered at De Pauw University, Indiana, in 1921. He confines himself here entirely to the minister as a preacher. The first chapter is on "popular preaching"; the second on "the preacher as the voice of the people"; and in the third, "the larger human values", he discusses him in his relation to the great moral and social movements of the time.

Turning to the first chapter, which has seven headings, we find ourselves drawn to the third of the seven, "the preacher's use of the Bible." He says, the preacher must read the Bible incessantly. He must read the Bible with a double aim, namely, to find what a passage meant for the man who wrote it, and, secondly, what the passage has of significance for men and women and children to-day. To get at the original meaning of the text the bishop urges strongly that the preacher adopt the scientific method of Bible study. He ought to be informed on the achievements of historical criticism. He ought not to treat passages or books of the Bible as though everything in it was on the same level of moral and religious insight. After he has gotten the original meaning of the text, however, he should give the results of his researches only. The congregation is not to be taken through the processes of the man in his study. When this first meaning of the text has been stated, the preachers "may make any homiletic use of the text he pleases, within the limits of good sense." He may carry out the implications which the writer may not have had in mind, or consider that the reflection of the centuries has loaded the passage with a significance of which the author did not dream.

That is giving the preacher a latitude of application which many of us would object to. It has been a well-established homiletical law that the text should be interpreted according to the sense it had in the context. In English churches the preacher has seldom felt himself bound by this rule, and has allowed himself a freedom of homiletic treatment which sometimes bordered on the absurd. Yet, even in Germany homiletic standards have changed (see Prof. Schian's article in the coming March number of the Theological Magazine). On the whole, we personally would rather adhere to the old way, and if a text would not seem to be a good vehicle for our thoughts, we should rather seek another.

The sermon, says the bishop again, should be a growth rather than a product of mechanical labor. And to make it that, the preacher will do well to cultivate the habit of *brooding meditation.* "The development of the power to brood gives our minds a chance to treat the truth according to their own laws and peculiarities, to put upon the truth the peculiar tang which makes it our own. Those ideas will be the truest growths of our minds which are made possible if we

allow the minds to have their way with themselves and with the truth."

Fine words these, and well understood by those who, at times, "have spent hours upon hours holding the central themes before the mind, with the mind, as it were, waiting to see what will come from them, in asking and re-asking the same questions, in letting the imagination carry out the implications of the theme into all directions, in unhurried movement toward a conclusion or away from a conclusion."

It is an intellectual delight to listen even to the bishop's printed word. He has a simplicity of style, a perspicuity of structure that make the thought accessible at once. He is a master of the subject; a man of the world in the best sense as of the church, gifted with great talents of mind and heart. The readers of his book find him a congenial companion and a great interpreter of Scripture and life.

The Early Days of Christianity by *F. C. Grant.* The Abingdon Press. 1922. 319 pages. $1.75.

This new volume of the deservedly popular Abingdon Religious Education Texts is a sequel to the Life and Times of Jesus, already published in this series. It carries on the story of Christianity from the founding of the Church to the triumph of the Cross under Constantine. Part one gives in 11 chapters the development of the Church in Palestine, following Acts, chs. 1-11. Part two describes the work of Paul; part three, the history of Christianity from Nero's persecutions down to the "conversion" of the first Christian emperor.

The chief events in Acts are attractively presented, in brief but adequate treatment, selections from the speeches of the apostles being inserted in bold type and somewhat modernized language. Over 100 pages are given to the life work of the great apostle of the Gentiles. His letters are taken up in chronological order, and many obscure passages become clear either through the new translation or their being set in their historical connection.

The third part, with its story of the persecutions, gives occasion to briefly deal with the Revelation, although little or no light is shed on its many difficulties of interpretation. The origin and nature of the letters of the New Testament, however, is more fully explained.

The treatment of the gospels and their authorship is especially satisfactory. The pupil learns that according to the best scholarship Mark and the "Logia" (now termed "Quelle", "Q",) a collection of discourses of the Lord, are the oldest materials, and that these were used by Matthew topically and by Luke chronologically. Then follows John. In the succeeding chapters the next two centuries are portrayed. There is an interesting chapter on the "Fathers of the early Church" (Barnabas, Justin, Irenaeus, Tertullian, Cyprian, and Clement of Alexandria). The book closes with the vision of Constantine (related by Eusebius), when he saw the cross with the words, "In hoc signo vinces."

A delightful book and a splendid help to the teacher of older pupils in Sunday or week-day Bible schools. The language is clear, non-technical and pleasing throughout. Fortunate is the church that can afford to put out such a series of books as these Religious Education Texts, and still more fortunate the school that has scholars who are willing to give them serious and systematic study.

The Orthodox Devil by *Mark Guy Pearse.* The Abingdon Press. 1922. 180 pages. $1.25.

"Under this rather unconventional title of the initial story Mark Guy Pearse has grouped eighteen tales that deal with various phases of the theological, ecclesiastical and religious, and social situation of the present day. His gift of keen and accurate analysis of prevailing conditions, his broad, sincere interpretation of the Christian teaching, his firm adherence to the essentials of the Christian faith, his quick sympathy with every worthy appeal for the improvement of the social order, his confidence in the ultimate betterment of humanity through the example of Jesus Christ and the application of his gospel—all this and more one may discern in these living recitals."

Where the Higher Criticism Fails. A Critique of the Destructive Critics by *W. H. Fitchett.* The Methodist Book Concern. 1922. 191 pages. $1.25 net.

This is a most fascinating book. "Fascinating" seems to be a strange epithet to apply to a book on the Higher Criticism, but we mean exactly what we say. The charm of the book lies in part in its fine, fluent literary style and its often biting sarcasm. Yet the author indulges by no means chiefly in denunciatory rhetoric, without a due understanding of the services the historical criticism of the Bible has rendered. He is no specialist in the field and does not pose as such. He sets out to view the labors of the higher critics from the standpoint of common sense; he claims the intelligent layman has a right to be heard on this matter even if he has no technical knowledge of all of the questions involved. After the critics have laid all their evidence before him, he is in a position to say whether their arguments are convincing and the conclusions valid. He has his own opinion on the moral and religious value of the Old and New Testaments, and he does not simply have to abandon them as vehicles of divine revelation if the crtics claim they have made out their case.

The author believes that we can learn, and that the church has learned, much from the researches of reverent criticism. On the other hand, he holds up the antics of a criticism that has gone to the limit of absurdity to deserved scorn. He takes up, for instance, the case of Dr. Preserved Smith, a famous American scholar, who, in the Hibbert Journal, argues that Paul invented the story of the cross making it central in his teaching, but that it "was assuredly a primitive and wide-spread vegetation and initiation myth of the dying and rising God, common to both oriental religions and to the Greeks."

"The cross is the sole invention of Paul, and he stole it from an Oriental myth!" the author exclaims with justified indignation. Peter's opinion on the subject we cannot get, for his letters, according to Preserved Smith, are "late, spurious and Paulinized." One must read this chapter (entitled, "On the "Dancing Dervish" Variety of the Higher Criticism), to get an idea of the scathing and crushing sarcasm with which the writer fairly annihilates critics of the Preserved Smith type.

We do not agree with Mr. Fitchett on all points. We have since our student days been taught and convinced that the documentary theory of the Pentateuch, in its fundamental features, is pretty well established, and that it does no harm to the revelation character of the book. F., however, following A. H. Finn, in his book, "the Unity of the Pentateuch," is inclined to believe "that there is not an atom of evidence that J, E, D, P ever existed as separate sources, or that the various authors and editors ever existed." But what he says on the ethical monotheism of the God of the O. T., a monotheism found thus nowhere else, we fully endorse.

His chapters also on the miraculous element of the Bible are very strong. He points out how the attempts of the German critics, Reimarus, Strauss and Baur, to explain the religious content of the Bible on natural grounds or on Religious principles, have signally failed and long been given up. His chapter on Christ reminds us of the similar one in Bruce's "The Miraculous Element in the Gospel, under the caption "Christ the Moral Miracle"; both chapters will be read with great profit and enjoyment.

He sums up the results of his study by saying that the Higher Criticism is a perfectly legitimate branch of Bible study, but that it has also its great and deadly perils. "The catalogue in it of things forgotten, of truths seen askew or out of focus or even in contradiction to the plain meaning of the Bible, is such that the common sense of the plain man can judge of them with confidence, and—in some cases at least—can dismiss them with a smile."

It would be hard to find a book that, on the whole, takes its ground with such instinctive sureness on the elements that remove the Bible from the attacks of criticism, nor that comes up to this in clearness and skill of presentation.

The Art of Preaching in the Light of its History by Edwin Charles Dargan. George H. Doran Company, 1922. 247 pages. $1.75.

Dr. Dargan, for 15 years professor of Homiletics at the Southern Baptist Theological Seminary, Louisville, Ky., now Editorial Secretary of the Southern Baptist Sunday School Board, in this book gives us a description of the historical development of preaching. Since no known volume in the English language treats of the subject as a whole, it is distinctly an original contribution. Dargan was himself trained under the famous Broadus, and is noted for his ability as preacher and a trainer of preachers.

Starting from the biblical and classical bases of preaching as an art, and the origin and early development of a theory of preaching, he follows its history through the Middle Ages, the Reformation Times down to the 19th century. The general reader will be most interested in the last phases of this development; these the author discusses under "Modern Homiletics". First in Europe. Christlieb's article on Preaching, in Herzog's R. E., vol. XV., is commended (but no notice is taken of Schian's very full and splendid article in the last edition of R. E.).

Alexandre Vinet's, the famous Swiss theologian's, "Homiletics, or Theory of Preaching" is fully commented on, as it deserves to be. The German literature of Homiletics is very large. Dargan acknowledges its scientific character and thoroughness but finds it also often unattractive in style and too much bound by conventional standards, although an evident trend toward a more practical and popular treatment is to be marked, he says. Stier, Palmer, Schweitzer, Nitzsch receive honorable mention; also Hering and Harnack, of the more modern school. In England Dr. Garvie's (Principle of New College, London) book, "A Guide to Preachers", which appeared in 1906, is said to be a valuable book.

Then he takes up our work in the field. America is, indeed, "the heir of all the ages," but we have also achieved much ourselves. In latter years the importance of the preacher's proper training for his chief duty, preaching, has been given more attention; so by W. Gladden in "the Christian Pastor." The Lyman Beecher Lectures on Preaching have been an important factor in this movement; foremost among these were those by H. W. Beecher and Philipps Brooks. Broadus' book, "the Preparation and Delivery of Sermons" is called by the author (B's pupil) world-famous. 40,000 copies of it were printed. The last book on the subject is by Cadman, "Ambassadors of God" (discussed by us in B. R., some time ago). In conclusion the writer says: "The preacher owes it to his ordination vows to present his message in the most attractive, persuasive and compelling way. He should avoid everything that is artificial. He should remember that the personality of the preacher is a prime requisite to success ("Preaching is the communication of truth through personality", Phil. Brooks).

It is a most interesting thing for the preacher so to be taken through the whole history of his profession under the guidance of an expert. One cannot but be instructed on the real nature of preaching by following the author on his long journey, or inspired to greater efforts of self-culture in the most important part of one's chosen work.

A Little Book of Sermons by Lynn Harold Hough. The Abingdon Press, 1922. 173 pages. $1.25.

The brillant pastor of Central Methodist Episcopal Church, Detroit (formerly president of Northwestern University), here offers a volume of sermons, partly occasional, and, partly, preached in his own church. They are all of the topical kind, the text being a mere motto and no at-

tempt whatever being made at detailed exposition. Dr. Hough is a scholar, he has a thorough grasp of history, is at home in all the best literature and he likes to dwell on great movements and unfold before us the great vistas of historical development. Thus the ordinary church member would find it hard to follow him, but the educated hearer cannot but be delighted with the grand sweep of his eloquence. The first sermon is on "The Man of the Hour." The call for a leader is a perpetual human call. Such a leader must be a man of "intellectual penetration, moral authority, social passion, spiritual ambition, a scientific humanist, and of organizing efficiency." That is a big program, an equipment almost super-human. But yet, "by the grace of God we must produce such a man."

Another sermon is on "the Renaissance of Religion." The outlook for religion seems dark. "A good many noble spirits are fearing that Christianity will not rise triumphant from the wreck into which so much of contemporary life has fallen." The social conscience appeared to have awakened as never before in the world's history. But at the present time "we must frankly admit that the social idealist is feeling the strain and the stress of terrible difficulties." Nevertheless, "the disillusionment with a social hope not based upon reconstructed personality is just what the Christian who understands the nature of man and the nature of religion would expect." "The social program must be seized and revitalized and made effective and triumphant by those who bring to it the resources of a vital contact with the Saviour of the world." In the next chapter he reviews "the Great Disillusionment of a Hundred Years," mentioning the hope placed on liberty, political democracy, the social passion, the cult of optimism, evangelical religion, and "the most complete disillusionment of all," the Peace Conference (at Versailles). Dispite all discouragements, the century ahead must unite all these movements, and it will succeed in doing this if "the commanding figure of Christ comes more and more to dominate our thinking and our acting." Thus the author's clear diagnosis of all the church's and the world's failures does not dampen his optimism. To an American, a citizen of "the country with a friendly face"—as he calls it in a later discourse—this is natural and easy. An inhabitant of Central Europe would find it a harder task, and only faith of the sublimest kind could enable him to hold out against the powers of despair.

There are many more outpourings of the speaker's full mind and buoyant idealism in the book, making it most refreshing and inspiring reading. Only, the reader must be attuned to the writer's optimism and not allow present hard realities to rob him of his faith in the things hoped for or his confidence in things not seen, as yet.

Sermons for Special Days by F. D. Kershner, Geo. H. Doran Co., 1922. 223 pages. $1.50 net.

The author has been a preacher, college president and editor in the Church of the Disciples; he is now professor in Drake University, Des Moines, Ia. The sermons in the book are all for special occasions,

such as Lincoln's Day, Passion Week, Easter, Mother's Day, Decoration Day, etc. They are characterized by a clear style, logical arrangement of thought and practical application. The text, as might be expected in occasional sermons, is frequently given little attention; it would be unreasonable, too, to require such discourses to be of an expository nature. The writer easily carries the implications of the theme into the political, national or economic field. At times he attacks the deeper problems, for instance, the subject of suffering, although he strangely does so in a Christmas sermon. He contends that the problem of suffering was solved in the incarnation. He sees on Calvary "God voluntarily endure all the misery his creatures have to endure." "Yet," he says, it is not the impossible idea of Christ atoning to God for the sins of the world, but it becomes rather the new and sublime idea of God atoning to the world for whatever suffering this creation may have brought upon his people." It would doubtlessly be hard to prove this interpretation from the Bible or any other source.

The volume is a very acceptable help to the ministers for the special occasion it treats.

The Validity of American Ideals by Schailer Mathews, The Abingdon Press, 1922. 207 pages. $1.25 net.

In these lectures delivered at Ohio Wesleyan University the Dean of the Divinity School of Chicago University maintains the validity of the American Ideals of Individual Liberty, Democracy, a written constitution and, what he calls, Co-operative Sovereignty. Under the influences of the War and, more, the disastrous and inquitous Versailles Treaty, the belief in these has been shaken in many minds, especially of those who advocate a socialistic or communistic scheme of government. It is against these latter political economists that the writer takes the field. Many, even non-socialistic, intellectuals have given expression to a great disillusionment as a result of the consequences of the War. The war, ostensibly fought to make the world safe for democracy, has not made it safe for it at all. The world is less democratic by far than it was before the war. French imperialism and militarism has blocked the progress of democracy everywhere, and, at the present writing, more than ever.

Yet, M. holds the old banner inscribed with the inspiring watchwords of Americanism high. He is, on the whole, an upholder of the present order. He sees the dangers to individual liberty arising from capitalism, but believes that they can be overcome by co-operation and arbitration. He speaks noble words—and true—on American democracy, but he doesn't even seem to see the necessity of industrial democracy—to use a word employed by Mr. Wilson, a long time ago. He rightly commends the merits of a written constitution; that, however, the courts in interpreting the constitution have arrogated to themselves powers that should not belong to them, is not as much as mentioned. "Co-operative sovereignty" is a fine word; but if it were a living fact, why have the people, supposed to be sovereign, been

casting about so much of late years to defend themselves against the "interests," their real masters?

So we see M. is far away from men like—let us say—Senator La Follette. He shows a marvelous grasp of the historical development of our country in its bearing on our ideals. He stresses strongly the need of moral, religious and intellectual training of our citizenship. Nevertheless, he is possessed of an abounding optimism concerning our future; and training and association seem to shut him out from the ranks of the progressives, with whom, in our opinion, lies the task and initiative for the coming forward movement.

Roosevelt's Religion. by Christian F. Reisner. The Abingdon Press, 1922. 385 pages. $2.50.

In the biographies of Pres. Roosevelt little or nothing is said about his religion. This seems to show that religion must have played an unimportant part in his life. According to the author this is a great misconception; so he has written a life of R. which gives particular attention to the religious side of his nature. He has sought information on the subject in many quarters, and the outcome of his researches is that religion was the underlying foundation of his whole character. The testimony on the question is unanimous in this respect that he was not a "dogmatic" Christian, in the sense of his having a definite creed, say, on the person and work of Jesus, the atonement, trinity, etc. He was a *practical* Christian, his Christianity was manifested by his works. He showed his Christian principles in his personal and public life. The book gives the whole development of the man; many items of great interest are related. Young people will read it with great interest and profit, and the many admirers of R. will gladly peruse and endorse it.

The Church at Play by Norman E. Richardson, The Abingdon Press, 1922. 317 pages. $1.50.

It is a question of ever growing importance how to develop and guide the social and recreational life in the church. There is an imperative need of a manual on the subject, containing the principles and methods of social leadership and also material for the games, songs and programs to be used for this side of the church's life. Both of these are provided in this new volume of Abingdon Religious Education Texts. The methods and principles are fully discussed, from the psychological view point as well as from the moral and religious (192 pages). Then "source materials" are furnished, such as games of the most diversified sort, "stunts," pencil and paper games, songs, etc. Every social leader in the church, the Sunday school or Young People's Society will welcome such a book. He should study the principles of the first part thoroughly, and he should have no difficulty in selecting, from the mass of material, what is suitable for his organization and the occasion.

Die Wunder Jesu von D. Dr. Robert Jelke. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1922. 2. Auflage. 125 Seiten. 75 Cts.

Das Wunder im Leben Jesu, wie in der Bibel ist seit der Aufklärungszeit ein Anstoß des wissenschaftlichen Denkens gewesen. Der Rationalismus hat eine natürliche Erklärung der Person und des Wirkens Jesu versucht; jedoch ohne Erfolg. Die Philosophie und Naturwissenschaft weisen das Wunder ab. In unserer Zeit mit ihrer Erkenntnis der Allgemeingültigkeit des Naturgesetzes ist die Unmöglichkeit von Wundern lange Fundamentalgesetz der Weltbetrachtung gewesen. Nach Jelke ist, wenigstens bei den Theologen, eine Reaktion eingetreten. Man beginnt einzusehen, daß man im christlichen Glauben ohne Wunder nicht auskommen kann. Wie kann man aber dasselbe dem modernen Menschen annehmbar machen?

Diese Frage versucht er in den hier vorliegenden Vorträgen zu beantworten. Nach seiner Definition ist das Wunder „ein Ereignis auf dem Boden der Natur wie der Geschichte, das für die menschliche Beobachtung aus dem Rahmen des gewohnten Verlaufs der Dinge herausfällt und zugleich Ausdrucksmittel eines alle — auch die außergewöhnlichen Dinge — mitumfassenden, einheitlichen Zusammenhangs ist." Er beschränkt sich bei der Besprechung auf die Wunder im Leben Jesu und zeigt, daß es unmöglich ist, sie aus den evangelischen Berichten zu eliminieren. Hier geht er, beiläufig bemerkt, in den Bahnen von W. A. Bruce, der in seinem „Miraculous Element in the Gospels" diese Partie besonders gut herausgearbeitet hat. Natürlich erwähnt J. Bruce nicht und weiß von ihm nichts, aber Bruce ist es wohl wert, nachgelesen zu werden.

Es wird gezeigt, daß die Wunder Jesu gut bezeugt sind, und daß sie nicht in erster Linie eine Legitimation seiner Messigsarbeit sind, sondern daß in ihnen ein wichtiger Teil seiner Berufsarbeit, sein Kampf gegen das physische Uebel, kulminiert. Denn Jesus hat nicht nur geistige Wunder getan, in der Glaubenserweckung, sondern auch Naturwunder, und es tut's nicht, die letzteren mit Ritschl und Herrmann als „begrifflichen Unsinn" zu bekämpfen. Natur- und geistige Wunder sind beide da, entsprechend der Vorsehung Gottes, die das Aeußere lenkt, und der Heilstätigkeit, die Glauben weckt.

Wie sind die Wunder philosophisch zu rechtfertigen? Mehrere Antworten auf diese Frage werden besprochen. J. selbst sagt: Sie sind nicht eine Unterbrechung oder Durchbrechung des Naturgesetzes und -zusammenhangs, sondern „Gott, wenn es sein Heilsplan bedingt, läßt die Naturgesetze in einer solchen Kombination wirken, daß Ereignisse entstehen, die außerhalb der uns bekannten Ordnung stehen und als Wunder beurteilt werden." Daß diese Dinge uns als Wunder erscheinen, mag an der Lückenhaftigkeit unsers Erkennens liegen. Ob wir jemals zu einer lückenlosen Erkenntnis des Naturgeschehens kommen, mag billig bezweifelt werden.

Es scheint uns in dieser Erklärung ein Widerspruch zu liegen gegen eine frühere Behauptung des Verfassers, daß es nämlich Wunder im absoluten oder metaphysischen Sinne gebe und nicht bloß relative oder religiöse, d. i. solche, die uns nach dem jetzigen Stand unserer Erkenntnis oder nach unserm eigenen Gefühl so scheinen.

Das Buch ist lehrreich, es behandelt eine brennende Frage und verdient unsere aufmerksame Beachtung.

Man beachte den billigen Preis.

Zur Geschichte des Neutestamentlichen Kanons von D. Dr. Joh. **Bestmann.** Gütersloh. 1922. Verlag von C. Bertelsmann. 136 Seiten. 75 Cts.

Die Schriftstücke des Neuen Testaments, sagt der Verfasser, haben sich nicht in ruhiger Folge entwickelt, sondern sind alle ohne Ausnahme Kampfprodukte gewesen. Sie sind aus dem Bestreben entstanden, eine ursprüngliche Position des Evangeliums zu wahren. Der Gegner war nicht sowohl das Judentum, sondern das Judaistentum der Ebiomiten. So hat das 16—18 Jahre nach dem Tode Jesu erschienene Henochbuch den Matthäus auf den Plan gehabt, mit seinem Zeugnis, daß beide, Juden und Heiden, zu dem Reich Gottes berufen sind. Auch Jakobus, Markus und Petrus (im 1. Brief) sind eine Antwort auf Henoch.

Dann nimmt Paulus die Zügel. Galaterbrief: Das Evangelium steht schon im A. T. Die Korintherbriefe: Das A. T. ist eine verkürzte Offenbarung, eine transitorische, der Herrlichkeit Gottes. Römerbrief: Mit dem Opfer Christi kommt die Gerechtigkeit und der Geistempfang. Das A. T. ist abgetan. In den Gefangenschaftsbriefen haben wir nicht die geschichtliche, sondern die überirdische, himmlische Offenbarungsform des Herrn. In Lukas wird in Anlehnung an Matthäus und Markus das Hinausstreben des Evangeliums über Israel und die Ruhe, in Rom, geschildert. Der Hebräerbrief wird vom Verf. merkwürdiger Weise dem Paulus zugeschrieben, und dies soll mit dem 2. Petrusbrief bewiesen werden. Die Offenbarung Johannis lenkt den Blick von der Not der Gegenwart auf den Frieden des Endes. Auch die Offenbarung steht unter dem Gesichtspunkt der Opposition gegen das Henochbuch.

Ueberhaupt ist es die Hauptaufgabe dieser Schrift, die Entstehung des N. T. aus der Notwendigkeit der Abwehr gegen judenchristliche Zeitschriften zu erklären, so das Johannesevangelium aus den „Oden des Salomons," welche nach B.'s Ansicht zu Gemeindeliedern geworden waren; der 1. Johannesbrief soll eine Antwort auf die „Testamente der 12 Patriarchen" sein. Der Beweis hierfür ist u. E. durchaus mißlungen.

Es wird dann in den letzten Kapiteln gezeigt, wie die Entwicklung auf die Entstehung des Kanons hindrängte: Die Stufen sind der Ignatiusbrief, der des Clemens, Marcion (bekämpft besonders von Tertullian). Der Glaube, festgelegt in den kanonischen Schriften und Rom, die kommende ausschlaggebende Kirche, sind die Ziele, auf welche der Lauf hinstrebt. Das Evangelium wird aus der Welt der Ideen (Gnosticismus) in die Welt der Tatsachen gehoben.

Um die Mitte des 2. Jahrhunderts kommt es zur Abfassung des sog. Muratorischen Kanons, an den sich alle späteren Festsetzungen anknüpfen. Vielleicht war Papias sein Urheber.

Die Schrift enthält viel Interessantes in ihrer Benutzung der zeitgenössischen Literatur, doch geht sie in ihren Schlüssen auf das Verhältnis der neutestamentlichen Schriftstücke zu derselben entschieden zu weit.

Das ist aber richtig in den Ausführungen des Autors, daß der Kanon sich in der Abwehr gegen unapostolische Schriften abgegrenzt hat, ebenso wie die Bekenntnisse der Kirche dem Aufkommen von Irrlehren ihre Entstehung verdanken. —

Wer Bücher drüben bestellt, wolle beachten: „New York Drafts“ in Dollar-Währung sind die beste Weise der Bezahlung; bei Marksendung verliert der Empfänger sehr erheblich! Man registriere auch solche Briefe, obwohl ihr Verlorengehen nicht so verhängnisvoll sein würde wie das von eingelegten Papierdollars.

Der Gottessinn in der Weltgeschichte von lic. theol. Georg Stosch. C. Bertelsmann. Gütersloh. 1921. 70 Seiten. Preis etwa 40 Cts.

Dies ist das letzte Heft der von dem 1920 verstorbenen Verfasser herausgegebenen Serie „Weltanschauung und Bibel.“

Die Heilige Schrift ist ihm die Lichtquelle auch der Welterkenntnis, denn Ursprung der Welt und Entwicklung zu dem gottgewollten Ziel der Vollendung des Heils kann nur aus ihr erkannt werden. Nach dem Titel möchte man nun ein besonderes Eingehen auf die Nöte der Zeit, resp. auf die Probleme, die Deutschlands Niedergang dem gläubigen Christen stellt, erwarten. Doch ist hiervon wenig in dem Buche. Der Verfasser hält sich wesentlich auf dem hohen Standpunkt des Glaubens. Auf die Frage: Warum läßt Gott das Unrecht, die Lüge, die Gewalttat zu? wird geantwortet: „Er läßt auch das Böse sich entfalten in seinem Gegensatz gegen das Gute, bis es seinen Willen erschöpft hat und durch seine innere Nichtigkeit ohnmächtig wird. Er läßt den Willen des Bösen unzerbrochen bis zur letzten Entscheidung. Die kommt mit dem Erscheinen des Menschensohnes, die den „Weltsabbath“ einleitet.“ Nationale Hoffnungen und diesseitige (d. i. innerhalb des jetzigen Aeras liegende) Erwartungen auf allmähliche Christianisierung der Welt erfahren also keine Berücksichtigung. Die Titel einiger der Kapitel deuten den Gedankengang an: Grundzüge der göttlichen Weltregierung, Jesu Lebenskampf, menschliche Arbeit im Dienst Gottes, Wort Gottes und weltgeschichtliche Entwicklung, Die Gebete der Heiligen, Die göttliche Weltregierung als weltumfassendes Reich.

In einfacher, edler Sprache führt der Verfasser in die Schriftgedanken ein. Er hat eine oft massiv-biblizistische Auffassung („Die Nationen stehen mit ihrem Denken und Wollen unter dem Einfluß der Engel“). Von der kritischen Schule wie der christlich-sozialen Richtung ist er gleichweit entfernt: ein gut lutherisches Buch mit stark erbaulicher Wirkung.

Zukunft oder Untergang? von Lic. Dr. Dibelius. Verlag des Christlichen Zeitschriftenvereins. Berlin W. 30.

Unser Freund Dr. Dibelius schickt uns hier drei von ihm gehaltene Vorträge zu über drei alle deutschen Christen bewegende Fragen. Die erste ist: Hat Deutschland eine Zukunft als Nation? Das scheint eine sonderbare Frage, aber sie erklärt sich durch die entsetzlichen gegenwärtigen Zustände. Verfasser kommt trotz aller Unglückspropheten, die mit Spengler Deutschland in: „Den Untergang des Abendlandes“ hineingezogen sehen, zu dem Resultat: Wir haben eine Zukunft, wenn wir, mit Fichte, den Willen zur Nation haben und alles Trennende beiseite setzen.

Die zweite Frage ist: Hat das Evangelium in Deutschland noch eine Zukunft? Sozialismus und materialistische Wissenschaft sagen: nein! Aber dennoch, die moderne Diesseitigkeitskultur hat schon ihre bezaubernde Macht

verloren, und der Optimismus des Sozialismus ist vielfach erschüttert. Ein charaktervolles Christentum der Tat, das in dem Evangelium von dem Gekreuzigten seinen Quellpunkt hat, muß seine Werbekraft siegreich beweisen.

Und wird unsere Kirche eine Volkskirche bleiben? Ja, wenn sie volkstümlich zu werden lernt in Predigt, Gesang und Kultus und lernt, die Bibel wieder zum Hausbuch der Familie zu machen.

So klingt denn ein Ton der Hoffnung aus dem zeitgemäßen und vielfach ergreifenden Schriftchen. Es ist für 25 Cts. zu beziehen durch die Schriftenbetriebsanstalt, Berlin S. W. 68. Alte Jakobstraße 129. Man kann einen ev. New. York draft auch schicken an Dr. O. Dibelius, Heilbronnerstr. 20, Berlin W. 30.

Gottesliebe und Weltelend. **Sieben Vorträge von Dr. theol. Traugott Hahn.** Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 1921. 68 Seiten. 50 Cts.

Dr. theol. Traugott Hahn war früher Pastor in Reval in Kurland. Als nach dem Rückzug der deutschen Truppen die Bolschewiki das Land überschwemmten und besonders gegen die deutschen Pastoren mit mörderischen Greueln wüteten, flüchtete er sich nach Deutschland. Dort hat er seitdem in großem Segen gewirkt und scheint so recht das Wort gefunden zu haben, um die Gebeugten aufzurichten, die Schwachgläubigen zu trösten, die Irregewordenen wieder zurecht zu helfen.

In diesen sieben Vorträgen wendet er sich an die Christen im deutschen Volk, die es nicht verstehen können, daß Gott sie verlassen, den Feinden den Sieg hat zuteil werden lassen und zu aller ihrer Gewalttat und Unterdrückung schweigt. Er redet nun freilich nicht sänftiglich mit seinen Hörern, er hält ihnen ihre Sünde und den allgemeinen Abfall nachdrücklich vor. Er stellt sich auch nicht auf die prophetische Warte wie etwa Jesaias und läßt die Völker der Feinde Revue passieren, wie sie auch alle zu seiner Zeit von der Höhe herab und unter das Joch müssen. Er predigt vielmehr Buße und Beugung unter Gottes gewaltige Hand: dann wird Hilfe kommen. Ja, es ist ihm mehr um die wahre Einkehr zu tun als um die etwaige spätere Hilfe des Herrn.

Was bei ihm Eindruck macht ist neben dem tiefen Ernst die sieghafte Bewährung seines christlichen Glaubens. Er ist durch die tiefsten Tiefen geführt worden, aber der Herr hat seine Füße auf einen Fels gestellt. Sein Sohn, Pastor in Riga, nachdem er 4½ Monate bei 20 Grad Kälte im Gefängnis gelegen, starb den Märtyrertod von der Hand der Bolschewisten. Seine Frau war viele Jahre bettlägerig und hilflos, aber eine Heilige an Ergebung und in der Fürbitte. Er erzählt Geschichten von menschlichem Leid und Gottes Hilfe, von grausamer Verfolgung und der überschwänglichen Kraft der Gnade, die einem durch Mark und Bein gehen.

Die Titel der sieben Vorträge sind: 1. Wo ist denn die göttliche Weltregierung geblieben? 2. Lohnt es sich noch zu beten? 3. Welche Leiden sind die größten? 4. „Wir rühmen uns auch der Trübsale." 5. Die Seele im Sterben und im Zwischenzustand. 6. Die Bedeutung unsers Leidens für unser geistliches Leben. 7. Sieger über das Leiden.

Jesu Gebetsschule mit seinen Jüngern. **Von Dr. Traugott Hahn.** Bertelsmann, Gütersloh. 1921. 106 Seiten. 50 Cts.

Von demselben Verfasser acht Vorträge über das Gebet. **„Wer** darf beten — und **worum** dürfen wir beten?" „Priesterliches Gebet." „Gebet der Letztzeit." „Bergeversetzender Glaube" u. s. w.

Neben dem Wort Gottes ist es ja das Gebet allein, das heute den schwer geprüften Söhnen der Menschen helfen kann. Freilich scheint gerade auch das Gebet versagt zu haben, denn es ist doch fleißig geübt worden in den schweren Anfechtungen der Zeit. Aber Hahn zeigt, daß es verkehrt sei, das Gebet zu brauchen, um etwas von Gott äußerlich zu empfangen. Es sei hauptsächlich da, um für die geistlichen Gaben uns empfänglich und empfangsbereit zu machen. Eine Hauptbedingung zum erhörlichen Gebet sei die völlige Unterwerfung unter Gottes Willen.

Er stellt sich wieder auf einen sehr hohen Standpunkt. Viele werden ihm nicht folgen können, die eben noch nicht so geläutert und gereift sind wie er. Zuweilen sind auch seine Auslegungen anfechtbar. Z. B. in dem Wort von dem bergeversetzenden Glauben deutet er den Berg geistlich. Es seien nicht äußere Hindernisse, die man sich durch Gebet aus dem Wege schaffen könnte. Es sei vielmehr die Welt und der Weltgeist, der dem Gebet des Glaubens weichen müsse.

Doch ohne reiche Anregung und Förderung wird niemand das Büchlein lesen. Wer beide Bücher haben will, lege einen Papierdollar in einen **registrierten** Brief und schicke ihn an C. Bertelsmann in Gütersloh (Westfalen), Germany. Der Verfasser hat auch noch andere geschrieben. Bertelsmann schickt den Katalog. Jeder Käufer wird uns dankbar sein.

Als die „Book Review" dieser Nummer schon geschlossen war, traf noch das folgende Werk ein:

Gottesreich und Bund im älteren Protestantismus vornehmlich bei Johannes Coccejus. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus und der heilsgeschichtlichen Theologie von **Gottlob Schrenk,** Dozent an der theol. Schule zu Bethel bei Bielefeld.

Druck und Verlag bei C. Bertelsmann. 1923. 366 Seiten. $1,20, geb. $1,50.

Dies reichhaltige Buch, das nicht nur die berühmte Bundestheologie des großen reformierten Theologen Coccejus beschreibt, sondern auch auf den Unterschied zwischen Luther und Calvin helles Licht wirft, sowie der Entstehung des deutschen Pietismus nachgeht, wollen wir in der nächsten Nummer besprechen, aber schon jetzt empfehlend erwähnen. Der Preis ist in unserm Gelde äußerst niedrig.

Sprechsaal.

Ist ein innerer Aufbau unserer Synode nötig?

Es ist gewiß lobenswert anzuerkennen, daß unsere synodalen Baumeister bis in die neueste Zeit bemüht sind, unsere Kirchengemeinschaft in diesem großen Lande immer weiter auszubreiten, sie auch unter den amerikanischen Denominationen immer mehr bekannt und beliebt zu machen. Aber

es wäre doch wohl an der Zeit, dem inneren Ausbau unserer Synode mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders in bezug auf **eine besser geordnete Anstellung** und **Besoldung unserer Pastoren,** wie auch in betreff einer heilsameren **Beaufsichtigung unsers Gemeindewesens.** Die mit mehr oder weniger Synodalpatriotismus eingeführte „Vorwärtsbewegung" ist ein lautsprechender Beweis, daß für den inneren Ausbau unserer Synode mehr getan werden kann. Wie die Heilige Schrift vom alttestamentlichen Gottesvolke nach seiner Niederlassung im gelobten Land den merkwürdigen Ausspruch getan: „Jedermann tat, was ihm recht däuchte," so hat sich auch unter uns von den ersten Anfangszeiten her in manchen Sachen eine schädliche Willkür und Planlosigkeit erhalten.

Sollte es nicht die höchste Zeit sein, solche unwürdigen Verhältnisse abzustellen, wie sie gegenwärtig noch bezüglich der Pastorenbesoldung in unserer Synode anzutreffen sind? Anfangs der achtziger Jahre galt es als „fette Pfründe," wenn man ins Amt entsandt wurde an eine Gemeinde mit vier- bis fünfhundert Dollars Pfarrgehalt. Aber wenn 1922 noch nach den teuren Kriegsjahren ältere Pastoren an reichen Farmergemeinden mit eben demselben Gehalt von vier- bis fünfhundert Dollars „honoriert" werden, so kann solches weder vor Menschen recht noch vor Gott wohlgefällig sein. Man sagt vielleicht, das sollte sich keiner unter uns gefallen lassen. Aber wenn von seiten der Synode „kein Hahn oder Huhn danach kräht," dann bleibt dem armen Bruder zuletzt nichts anderes übrig, als es auf einen Stellenwechsel ankommen zu lassen. Da mag es freilich einem jungen Pastor glücken, das Pfarrgehalt in der vakanten Gemeinde auf zwölf- bis dreizehnhundert Dollars in die Höhe zu treiben, aber der alte Bruder muß froh sein, wenn er überhaupt noch irgendwo ein Plätzlein findet.

Es wird uns ins Herz und Gewissen geprägt, das evangelische Predigtamt nicht zu suchen „um schnöden Gewinnes willen." Ja wohl, aber sind das etwa ideale Zustände, wenn in unserer Synode die Gewälter zwischen $500 und $5000 auf- und abgehen? Da möchte man fast sagen, bei den Arbeiterunionen herrscht mehr christliche Gleichheit und Brüderlichkeit. Bei ihnen heißt es in der Tat: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen" — jeder Arbeiter ohne Unterschied ist eines anständigen Lohnes wert. Sie berufen sich auf die unparteilichen Berechnungen unserer Regierung, wonach eine Durchschnittsfamilie von fünf Personen ein Jahreseinkommen von $1800 haben sollte. So würde es gewiß nicht zu viel sein, wenn unter gegenwärtigen Verhältnissen unsere Synode das Minimal-Einkommen für ihre Pastoren ebenfalls auf $1800 per Jahr festsetzte. Und es sollte gleichzeitig bestimmt werden, falls eine Gemeinde oder Parochie das nicht aufbringen kann oder will, habe sie auch nicht das Recht einer selbständigen Pfarrwahl, sondern müsse zufrieden sein mit dem Pastor, der ihr zugewiesen werden kann.

Um eine mehr gleichmäßige Besoldung einzuführen, sollten alle Pastoren willig sein, auf ein gewisses Maximum zu verzichten. Sollte bei uns als Dienern Christi nicht das als Regel gelten, was wir unsern Gemeinden so gern vorhalten: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst"? Ist es der gesetzesstrengen katholischen Kirche möglich, für ihre Diener eine gewisse Gehaltsskala festzustellen, sollte das dem liebesmächtigen Sinn und

Geist des weltüberwindenden Evangeliums Christi nicht gelingen, nach der paulinischen Regel zu handeln: „Der viel sammelte hatte keinen Ueberfluß, und der weniger einsammelte keinen Mangel“?

Freilich der innere Ausbau unserer Synode darf sich nicht auf unsern Pastorenstand beschränken, sondern muß auch die Gemeindeverhältnisse fest ins Auge fassen. Wir finden die kleineren Gemeinden durchweg viel schwerer belastet als die größeren. Während diese vielleicht seit vierzig Jahren einen Gemeindebeitrag von fünf Dollars pro Jahr festgehalten haben, müssen bei jenen die Glieder sich anstrengen, wenigstens zwanzig Dollars zum Pfarrgehalt beizusteuern. Obgleich so eine kleine Herde auch dann noch nicht im Stande ist, das Minimal-Pfarrgehalt aufzubringen, wird doch noch von ihr erwartet, ihre Quote zum Synodalbudget zu bezahlen. Eine zahlreiche Stadtgemeinde dagegen, die vielleicht noch durch Verkauf von Grabstätten viel Geld übrig hat, wird eine verhältnismäßig größere Budgetbelastung ertragen können. Ja, wie solche reichen Gemeinden sich öfter willig finden lassen, für einen Heidenmissionar das Jahresgehalt aufzubringen, sollten sie nicht auch dazu erzogen werden, ihren ärmeren Schwestergemeinden zu helfen, das Minimal-Pfarrgehalt zu bezahlen? Aber anstatt dessen erlauben sich die großartigen Schwestern lieber einen übertriebenen Luxus in Kunstfenstern, Orgeln und Glockenspielen, Lichterglanz und Dekorationen der toten Wände.

Da sollte unsere Synode vernünftigerweise einschreiten können und solchen Extravaganzen wehren, im Interesse des inneren Aufbaus unserer Kirchengemeinschaft. Wir haben unsern evangelischen Gemeinden zu lange gestattet, sich vermeintlichen Freiheiten hinzugeben, die in maßlose Willkürlichkeiten ausgeartet sind. Ist es nicht ein Unding, daß wir seit den ersten Anfängen viele Gemeinden bedient haben, die es immer noch ablehnen, sich mit unserer Synode durch gliedlichen Anschluß zu vereinigen?

Sollte nicht in allen solchen Gemeindeverhältnissen ein planvoller innerer Ausbau unserer Synode nötig sein? Jawohl, unsere Evangelische Kirche sollte auch geistliche Bauaufseher haben, die als Präsides nicht zu großer Distrikte ihre ganze Zeit und Kraft darauf verwenden, in allen unsern kirchlichen Angelegenheiten nach dem Rechten zu sehen. Finden wir es für zweckmäßig auf den speziellen Gebieten der Inneren und Aeußeren Mission, der Kindererziehung, der Männer-, Frauen- und Jugendvereine Exekutivsekretäre zu unterhalten, wie viel mehr sollten solche geistliche Baumeister nötig und nützlich sein für den inneren Ausbau unserer Synode selber, besonders für die Hebung unsers Pastorenstandes und die Förderung unsers Gemeindelebens!

Allerdings, um alle solche notwendigen Verbesserungen in unserer Kirchengemeinschaft einzuführen, müßte die Generalsynode gewisse Grundsätze aufstellen und wohl weisliche Pläne ausarbeiten. So sollte und könnte z. B. für unsere ganze Synode festgesetzt werden: Volle Mitgliedschaft in unsern evangelischen Gemeinden kostet überall als Minimum so und so viel, sagen wir fünfundzwanzig Cents pro Woche, als Juniormitglied bezahlt man wenigstens zehn Cents die Woche. Aus den etwaigen Ueberschüssen der Gemeindebeiträge sollten nicht nur in kleineren Parochien die Pfarrgehälter

aufgebessert werden, sondern auch die Distriktspräsides anständig honoriert werden.

Manche mögen über solche „synodale Luftschlösser“ lächeln. Immerhin sollte über diese Frage betreffs solchen inneren Ausbaus unserer Synode auf den Distrikts- und Pastoralkonferenzen ernste Beratungen gepflogen werden. Vielleicht schenkt uns dann der Geist der göttlichen Wahrheit und menschlichen Bruderliebe von andern Seiten solche Erleuchtungen, die uns den rechten Weg zeigen zu einer idealen Vorwärtsbewegung auf allen Gebieten unsers kirchlichen Lebens Wilhelm Schlinkmann, P.

Zur Sprachenfrage.

Ueber die Sprachenfrage ist in den letzten Jahren viel gesprochen und geschrieben worden. Eins habe ich aber vermißt, und das ist, daß man den vielen Pastoren, die noch nicht in der Lage waren, in der Landessprache zu dienen, ein wenig Handreichung getan hätte. Gewiß, es wurden Sommerkurse gegeben, aber die waren weniger für Studierende der Landessprache bestimmt. Was ich vermißt habe, ist dies, daß man sich dieser älteren Brüder ein wenig angenommen hätte, es ist viel versäumt worden, freilich nicht ohne Schuld von manchen, die es angeht. Im Alter von gut 40 Jahren kam ich nach Amerika an eine rein deutsche Gemeinde, so trieb ich ganz gemütlich ein wenig englisch. Nach wenigen Jahren erkannte ich jedoch, daß die Jugend jener deutschen Gemeinde zum guten Teil dem Religionsunterricht in deutsch nicht mehr mit Verständnis zu folgen imstande sei. Diese Einsicht trieb mich an, mehr Zeit und Eifer dem Studium der Landessprache zu widmen, und ich durfte es bald wagen, die so nötigen Gottesdienste in der Landessprache einzuführen. Einen Lehrer habe ich nicht gehabt und mit dem Lehrstoff hatte das seine eigene Bewandtnis. Mit Dank hätte ich es begrüßt, wenn man mit erprobten Winken gedient hätte, die Arbeit wäre wohl leichter gewesen. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, irgend ein Sprachgenie zu bewegen, von Zeit zu Zeit durch einen Artikel im Sprechsaal des „Magazins“ uns „hinkenden Boten“ ein wenig „Pep“ zu geben. „Ohne Fleiß, kein Preis,“ das wollen wir Studenten allezeit beherzigen, aber es sollen ja verschiedene Wege nach Rom führen.

Den lieben Amtsbrüdern, die wie ich selbst die Landessprache noch nicht beherrschen, möchte ich ein Wort der Ermunterung zurufen: Werdet nicht müde, nehmt immer aufs neue die Arbeit auf. Mit Gottes Hilfe wird es gelingen, und auf alle Fälle werden wir uns belohnt sehen, wenn es uns vergönnt sein wird, der Jugend zu dienen in der Sprache, die sie am besten versteht, und das ist heute fast überall die Landessprache. Freilich, wo man die Hilfe der Eltern und der Umgebung hat, da wird man getrost die deutsche Sprache beibehalten können, ohne befürchten zu müssen, daß man den Kindern über die Köpfe weg rede und daß damit die Jugend uns und der Kirche entfremdet werde.

Wenn der verehrte Herr Redakteur glaubt, daß eine entsprechende Anzahl von Pastoren im Amt sind, die solcher Winke bedürfen und es sich rechtfertigt, je und dann ein wenig Raum dieser Sache zu opfern, so darf ich wohl annehmen, noch einmal das Wort zu bekommen, um über meinen Weg des Studierens einige Mitteilungen zu machen. R.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $2.00; Ausland $2.20. Editor: Rev. H. Kamphausen, Dr. theol., 9807 Cudell Ave., Cleveland, Ohio, an welchen alle die Redaktion betreffenden Sachen zu senden sind. Dagegen alles Geschäftliche zu adressieren an: Eden Publishing House, 1716 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Neue Folge: I. Band. St. Louis, Mo. Mai 1923.

Probleme der Religionspsychologie.

Von T. Kugler.

Prolegomena. Die neuesten **psychologisch orientierten Versuche,** Fragen der Religion und religiöser Erscheinungen zu erklären, stehen heute vornehmlich **im Bannkreise theologischen Denkens.** Wenn man uns z. B. sagt, daß das Ueberhandnehmen des modernen Hedonismus, der des Lebens Zweck völlig im Sinnengenuß findet, auch an Grundsätzen der bekannten Freudschen Schule Anlaß nehme, so merken wir schon, welch allgemeine Beachtung besonders Behauptungen und Forschungen auf psychologischem Gebiete finden. Zu interessanter, zeitgemäß wissenschaftlicher Weiterarbeit ist also das Studium derartiger Fragen durchaus geeignet. Möge ein solches, in unsrer mehr freudlosen Zeit großer Verworrenheit auf allen Gebieten, noch den Sinn so mancher, wenigstens zeitweilig, von den schier erdrückenden materiellen Fragen abzulenken vermögen. Auch die Religionspsychologie, dieser jüngste, so viel genannte, aber auch umstrittene Zweig am Baume theologischen Forschens und Denkens, will ja an seinem Teil zur Lösung der stehenden Frage beitragen: Was ist Wahrheit? — In aufrichtigem Verlangen, die Antwort zu finden, haben bekanntlich philosophische und andere wissenschaftliche Forscher aller Zeiten, mit allen nur erdenklichen Mitteln, eifrig und unermüdlich gestrebt und aus den Ergebnissen ihres Forschens die weitgehendsten Schlüsse gezogen, — ohne jedoch zu einem allseitig und endgültig befriedigenden Resultat zu gelangen. Der Grund liegt darin, daß man zumeist das geoffenbarte **Grundprinzip alles Daseins in die Fragestellung mit einschloß,** daß man den Vater der Geister und Urheber alles Denkens selbst erst noch suchen und seine Existenz mit Methoden menschlichen, also abgeleiteten Sinnens, zu beweisen unternahm.

Dem gläubigen Bewußtsein ist die Frage aller Fragen, die Grundfrage alles Seins, durch Gottes Wort und Geist bereits hinreichend beantwortet. Ist mithin das, was die heilige Schrift von Gott und seinem Reiche sagt, Gegenstand christlicher Theologie, bedarf es denn da, außer der Schriftforschung, wirklich noch einer ganzen Reihe von andern Hilfszweigen und gar noch neuartiger, beinahe fremd anmutender Disziplinen, um der Religionswissenschaft gerecht zu werden? — Bleibt Erkenntnis Gottes und ewiger Wahrheit wohl unser stetes Streben auf Erden, zugleich aber auch ein Ziel, dessen völliges Erreichen, trotz göttlicher Offenbarung, uns im Stückwerk versagt und erst für die Zeit der Vollendung zugesagt ist, dann werden uns sicher **alle Mittel menschlichen Forschens erwünscht** sein, die geeignet erscheinen, unsre Erkenntnis in gottgewollter Weise zu fördern und uns dem erstrebten Ziele näher zu bringen: Alles ist neuer, — sagt Paulus — ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes. — Ist das ganze Universum des einen ewigen Vaters Schöpfung, die Spuren seiner Hände, ja Andeutungen seines Wesens und Zeichen seiner Geisteswirkung überall aufweist, so wird ein verständiger Forscher sich auch aller dargebotenen und angemessenen Wege bedienen. Um Geistliches geistlich zu richten und ewige Höhen zu erklimmen, wird er auch jene Grenzpfade nicht scheuen, die in das transzendentale Gebiet und in supranaturale Sphären desselben Universums hinüberleiten. Haben alle bisherigen Höhenpfade den Sucher nach ewigen Lichte immer nur bis zu einem gewissen Punkte und nicht weiter gebracht, so wird es den Eifer seines Strebens nur erhöhen, wenn er neue, selbst ungebahnte Wege einzuschlagen vermag, die besseren Erfolg verheißen. Dem gläubigen Bewußtsein bleibt dabei alles Irdische ein Gleichnis des Unzulänglichen; es entdeckt schließlich auch — wohlverstanden — **„Naturgesetze in der Geisteswelt.“** Liefern ihm Methoden der Metaphysik und Religionsphilosophie gangbare Brücken, so wird der menschliche Geist diese, nach wie vor, beschreiten, um die Sinnenwelt mehr zurückzulassen und bergauf dem zuzustreben „was kein Auge gesehen.“

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ — Diese einschneidende Unabhängigkeitserklärung vonseiten ihres Meisters wurde in Christi Gemeinde schon bald fast außer Geltung gesetzt. Nachdem die Kirche einmal dem Weltgeist Einlaß gewährt, hat sie denselben auch nie mehr dauernd zu bannen vermocht. Kein Wunder also, wenn dieselbe Kirche, deren Verdienst es ist, Jahrhunderte hindurch die sorgsame Hüterin edler Künste und treue Pflegerin der Wissenschaften gewesen zu sein, sich auch nie wieder völlig des Einflusses zu erwehren vermochte, den materialistisches Denken und Deduzieren hervorragender Philosophen und Männer der Wissenschaft noch stets

auf ihre Zeitgenossen ausgeübt hat. Von hier aus ist auch die Entstehung und der bedeutende Anklang zu erklären, den in weiten theologischen Kreisen jene **religionsgeschichtliche Schule** fand, welche Religion und Geschichte Israels auf natürlich geschichtlichem Wege darzustellen versuchte. Ferner, daß auch die **Darwinsche Entwicklungstheorie** aufs Gebiet der Religionsgeschichte übertragen und womöglich zur Aufklärung sonst unerklärlicher Umstände herbeigezogen wurde. So hat man überhaupt mit großem Eifer sich bemüht, alle noch etwaigen Lücken auszufüllen, um ein einheitliches System aufzubauen, in dem, in möglichst restloser Weise, eine mechanische Erklärung für Entstehung und Wachstum eines Gottesreichs auf Erden geliefert werden sollte.

Neuerdings aber verschafft denn doch **eine anders geartete Richtung** auf religiösem Gebiete sich immer stärkere Geltung, die berufen sein sollte, den alten materialistischen Ballast abzutun. Es ist die stetig weiter gehende **religions-psychologische Strömung,** die von manchen bereits freudigst begrüßt wird, als diejenige Methode, welche berufen sei, auf dem Gebiete der Religion **das erlösende Wort** zu sprechen und endlich ein einheitliches System von allgemeiner Geltung zu ermöglichen. Mögen diese optimistischen Erwartungen doch ja nicht betrügen; zumal bedeutende religiöse Kreise unsrer Zeit die bisherigen Wege dogmatischer Religionssysteme weiter mitzugehen nicht gesonnen sind. Dürfen wir nun aber den Anklang, der jenen neuesten Erklärungsversuch des Wesens der Religion begleitet, auch wirklich als willkommenes Zeichen dafür ansehen, daß die religionsgeschichtliche Schule, samt dem evolutionistischen Steckenpferd, die das theologische Gebiet bisher so souverän zu beherrschen schienen, sich schließlich doch erschöpft hätten und man nun endlich allen Ernstes gesonnen sei, bei Erforschung und Beurteilung geistiger und seelischer Erscheinungsformen und Vorgänge des Gemütslebens auch Kräften unsichtbarer und übernatürlicher Art Rechnung zu tragen? Eines leisen Bedenkens können wir uns hier freilich nicht ganz erwehren, da die dabei in Betracht kommenden Prinzipienfragen zwischen Vertretern verschiedener Richtungen zunächst noch recht kontrovers sind. Durchaus neu ist ja allerdings die religionspsychologische Frage nicht. Seitdem Schleiermacher dieselbe in der Einleitung zu seiner Glaubenslehre angeregt hat, ist ja dieselbe vielmehr nie ganz verstummt, sondern immer wieder neu aufgenommen worden. Ansätze dazu zeigt bereits Hegels Religionsphilosophie und solche finden sich auch bei Feuerbach und Strauß — bis endlich in Wundt und James sich namhafte Vertreter dieses Gegenstandes einstellten.

Bekanntlich hat sich die **Psychologie** die Erforschung der Vorgänge des menschlichen Seelenlebens zur Aufgabe gestellt. Ihr ist

es um ein systematisches Erkennen derjenigen Gesetze zu tun, unter welchen Entstehung, Verhalten und Wirkungsweise der Geisteskräfte sich vollziehen. Sie will also Licht hinein bringen in das mehr verborgene Gebiet der Gedanken, Erkenntnisse, Empfindungen und Wünsche. Dabei bemühten sich die ältesten Psychologen hauptsächlich um die Klarstellung des seelischen Verhaltens unter dem Einfluß von Lust und Schmerz, Freude, Ueberraschung, Enttäuschung, Krankheit und dergleichen. Auch versuchte man weiterhin Richtwege zu entwickeln, die in das noch dunklere Gefilde des Traumlebens, des Somnambulismus, der Vision und Ekstase zu führen vermöchten.

Psychologie auf theologischem Felde.

Während so die Psychologie bis zum 19. Jahrhundert nur als ein Zweig der Metaphysik gegolten, hat sie sich seitdem emanzipiert. Sie wurde nicht nur als neue Disziplin den Fächern der Pädagogik eingereicht, sondern hat auch, wie der Name **Religionspsychologie** belehrt, nun bereits ihren Einzug in die Fächer der theologischen Wissenschaft gehalten. Rud. Hermann (vergl. Zur Frage des religionspsychologischen Experimentes, S. 55) stellt dieser Disziplin die Aufgabe, den Begriff des Psychischen an der Religion oder **„das Religons-Psychische" herauszustellen** und den Anteil der psychischen Gesetzlichkeit am religiösen Leben genauer zu erforschen. Sie soll also nicht bloß darstellen, wie die Religion das Psychische ergreift und durchwirkt, sondern auch zwischen dem Glauben, resp. der religiösen Erfahrung und dem Bloß-Psychischen zu unterscheiden haben. — Vor anderm noch abgesehen, könnte eine solche Herausstellung z. B. auch dazu beitragen, religiöse Schwärmerei näher zu kennzeichnen und die Wirklichkeit religiöser Erfahrung den verschiedenen psycho-pathischen Erscheinungen gegenüber klar zu legen. — Welche Bedeutung man heute der Religionspsychologie allgemein beimißt, läßt ja nicht nur der Umstand erkennen, daß dieselbe als neueste Schwester den bekannten theologischen Disziplinen eingereiht erscheint, sondern daß, wie in andern theologischen Zeitschriften, so auch in unserm evang. Magazin schon mehrere psychologisch orientierte Artikel erschienen sind. Ihren Einzug in das erhabenste Gebiet menschlichen Forschens hielt die jüngste Genossin mit dem bescheidenen Vorbehalt, sie sei nicht in der Lage, Kritik an der Wahrheit der Religion zu üben: Die Aufgabe, den ewigen Wahrheitsgehalt derselben herauszustellen, überlasse sie der Religionsphilosophie; während sie selbst sich darauf beschränken wolle, durch **Beschreiben des Zustandekommens der religiösen Lebenserscheinungen** zur Aufklärung über das Wesen der Religion beizutragen.

Nun machen aber doch die Untersuchungen und Ansprüche mehrerer neuerer Vertreter ganz den Eindruck, als wolle die jüngste theologische Disziplin ihre gereifteren Schwestern bereits überflügeln

und gar den **Charakter der theologischen Grundwissenschaft** annehmen.

Was das besagen will, darüber belehrt uns die schlichte Erwägung, daß es dann nicht anders sein oder kommen kann, als daß dann auch nach psychischen Richtlinien bestimmt werden wird, was überhaupt als Religion zu gelten habe. Doch nicht nur das Wesen der Religion, nein, Sein oder Nichtsein derselben wäre damit der alleinigen schiedsrichterlichen Entscheidung einer solchen Grundwissenschaft anheimgestellt. Wenn wir nun zuversichtlich erwarten dürften, jener Entscheid werde auch möglichst unfehlbar und untrüglich ausfallen; allein, angesichts der von manchen ihrer Vertreter angewandten Methoden, könnten uns doch ganz eigene Gedanken kommen. Daß aber die **Religionspsychologie auf bestem Wege** ist, sich **eine diktatorische Stellung zu erobern,** sehen wir schon daraus, daß ihre eifrigsten Vertreter bereits jedes nur einigen Erfolg versprechende Feld rastlos bearbeiten; um nicht nur die Frage nach der Wahrheit religiöser Wesenserscheinungen aus eigener Kraft zu beantworten, sondern auch diejenige nach dem Wesen und der Wahrheit der Religion selbst. Hermann macht, am angegebenen Ort, S. 9, mit Recht darauf aufmerksam, daß es bei jenem, so bescheiden angekündigten, bloßen Beschreiben, vonseiten der Religionspsychologie, schwerlich bleiben konnte; denn „ein **neutrales Beschreiben** von Befunden empirischer Untersuchung gebe es höchstens in der Form des Stoff-Sammelns. Jedes **Erörtern** des Gesammelten aber sei schon ein methodisches Verknüpfen, mithin auch ein **Erklären.** Erhalte demnach in der Diskussion, über das Wesen der Religion, die Psychologie das erste Wort, so gehe es auch sofort an ein Erklären des Wesens der Religion. Solch ein Erklären könne aber — selbst beim besten Willen des betreffenden Religionspsychologen — **die Wahrheitsfrage nicht unangeschnitten** lassen."

Wie auch sonst, so finden wir unter den Religionspsychologen Anhänger verschiedener Schulen und demgemäß Vertreter unterschiedlicher Ansichten. So operiert z. B. die psycho-analytische Methode der schon erwähnten und heute überhaupt viel genannten Freudschen Schule mit sexual-psychologischen Hypothesen und schreibt auch auf dem Gebiete der Religion den sexuellen Momenten die größte Tragweite zu. Doch diese Ansicht hat vonseiten andrer Psychologen die angemessene, sachliche Zurechtstellung erfahren. So sagt z. B. Girgensohn, (vergl. „Der seelische Aufbau des religiösen Erlebens," S. 416;) **von jenen sexuellen Momenten,** sie stellten sich schließlich heraus als **Stoff für andere „geistige, Richtung gebende Tendenzen,** die das eigentliche Geheimnis der komplizierten Vorgänge ausmachten und aus demselben körperlichen Rohmaterial ganz verschiedenes entstehen lassen."

Während vordem die religions-psychologische Methode auf die Beihilfe des Experimentes meist verzichtete, ist das, namentlich seit dem Erscheinen der Aufsätze Külzes über Experimentalpsychologie, anders geworden. Davon zeugt auch das bereits erwähnte Werk Girgensohns. Derselbe ist positiver Theologe und versucht darin in scharfsinniger, doch nicht allseitig stichhaltiger Weise, mit Schleiermachers Religionstheorie im Einklang zu bleiben. Girgensohns Methode ist diejenige des Ausfrage-Experiments. Bei diesem Unternehmen wird er durchaus nicht etwa von einer mechanischen Auffassung des Denkens und religiösen Empfindens geleitet. Vielmehr sucht er hier, so eigenartig das anmuten mag, **die unanschaulichen Funktionen des Ichs als ausschlaggebende Faktoren des psychologischen Lebens** auf experimentalem Wege hervorzuheben. Allein, seine, mit Aufwand unermüdlichen Fleißes und mit ungewöhnlicher geistiger Uebersicht vollendete Arbeit hat schwerlich den von ihm beabsichtigten Erfolg erzielt. Neue Erleuchtung über das Wesen der Religion hat sie kaum gebracht. Somit entspricht also auch das ganze Ergebnis dieser Experimente durchaus nicht ihrer großzügigen Anlage und der peinlichen Genauigkeit ihrer Aktenführung. Einen besseren Erfolg würden wir uns schon dann versprechen, wenn die psychologische Forschung sich tatsächlich etwa darauf beschränken wollte, nur Grundsätze seelischer Beeinflußung auf religiösem Gebiete zu gewinnen.

Der genannte Verfasser geht bei seinen Versuchen in eigenartiger Weise vor. Er macht dieselben an Personen, die ganz offenbar in religiöser Umgebung aufwuchsen. Diese befragt er nach den Eindrücken, die sie beim Anhören von ihm vorgelesener religiöser Gedichte, von mehr unbekannter, seltener Art, empfanden. Dabei will er aber gerade von wirklichen religiösen Erlebnissen, die doch für den Aufbau des innern Lebens von entscheidender Bedeutung sind, absehen; da er nicht will, daß das eigentliche religiöse Erlebnis — auf diese Weise gleichsam — künstlich hervorgerufen werde; (Vergl. ibid. S. 682 ff.) welche Absicht ihm aber schwerlich durchgehends gelungen ist. — Demgemäß beleuchten jedoch seine Resultate, im allgemeinen, bloße **Randerscheinungen auf dem Gebiete religiösen Lebens,** die auch ohne solche weitgehende Experimente wohl beobachtet werden könnten. Zudem hindert doch schon die psychologische Selbstbeobachtung des religiösen Empfindens, mehr oder weniger, dessen lebenserneuernden Krafttrieb. Es ist, als wenn man wachsende Pflanzen mehr oder weniger entwurzeln wollte, um das Geheimnis der Keimkraft zu studieren.

Trotzdem finden sich in genanntem Werke Partien, die für den Pädagogen und Theologen doch auch von recht praktischem Werte sind. Zunächst mag schon ein aufmerksames Studium der von Gir-

gensohn angewandten Methode uns nahe legen, einen möglichst zuverlässigen **Weg zu religiöser Beeinflussung von Personen** unsers Umgangs ausfindig zu machen. Sodann aber können uns manche Teile der peinlich genau geführten Protokolle der angestellten Versuche z. B. auch darüber näher belehren, was eigentlich Vertrauen ist. Wir werden nämlich da näher darüber aufgeklärt, in welcherlei Verhalten und Tätigkeit des Subjekts es besteht; was für Prämissen an Glaubensgehalt es einschließt, und auch darüber endlich, wie sich das Gottvertrauen dazu verhält.

Unzweifelhaft sind doch alle Lichtpunkte, die wir in dieser Beziehung gewinnen, von hohem Werte für unser Amtsleben; selbst, wenn sie nur von mehr peripherischer Art sein sollten. Denn zentralere Einsichten in das Wesen der Religion haben ja jene Experimente Girgensohns nicht erschlossen; vielleicht gerade darum, weil er geflissentlich das ausschlaggebende wirkliche religiöse Erleben davon ausschloß. Freilich, wenn Schleiermacher das Wesen der Religion als **Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit** bezeichnet, und wir Girgensohn und noch andern Theoretikern tatsächlich darin folgen dürfen, die etwa in Anlehnung an erstgenannten, die Religion schlechthin als das allergeistigste und feinste Gefühl auffassen, dessen die Seele fähig ist, — ja, dann steigert sich damit allerdings auch der Wert religions-psychologischer Experimente; zumal in ihnen hauptsächlich das Gefühlsstethoskop angelegt wird. Da bekanntlich Literatur, Poesie und Musik auf das seelische Empfinden jedes gebildeten Menschen in eigenartiger Weise einzuwirken vermögen, werden, analoger Weise, religiöse Literatur und christliche Kunst und Poesie auf die Seele eines religiösen Menschen dem entsprechende Gefühle und Eindrücke hervorrufen. Grundsätze über die Art und Weise derartiger Beeinflussung wären zweifellos von ganz hervorragendem pädagogischen und theologischen Interesse, behufs praktischer Verwertung im Berufsleben. Wenn man doch annimmt, daß sich Gesetze religiösen Erkennens durch psychologische Untersuchung ableiten lassen, so sollten doch gewiß auch Grundsätze religiöser Beeinflußung auf demselben Wege zu eruieren sein.

Will man nun aber die **Psychologie über die Erkenntnistheorie** setzen, so stellt man damit das Postulat, daß alle Erkenntnis an die Grundgesetze der Psychologie anknüpfen und von diesen ihren Ausgangspunkt nehmen sollen. Damit machte man jedoch den Subjektivismus zur Grundposition, unter Auflösung aller primären objektiven Geltung; denn von einer „tabula rasa" aus kann auch die psychologische Forschung nicht ausgehen. Ein religiöser Standpunkt, ein gewisses Gottesbewußtsein, sowie eigene religiöse Erfahrung werden doch mehr oder weniger bereits das Verfahren des

suchenden Methodologen beeinflussen und darum auch auf seine zu erzielenden Schlüsse irgendwie entscheidend einwirken.

Indem z. B. Girgensohn die Methodologie seiner Ergebnisse an den Schluß seines Werkes verlegt, will offenbar auch er die Erkenntnistheorie erst auf dem gelegten Grunde der Psychologie aufbauen. Dadurch aber wird der **Begriff des tätigen Bewußtseins erst in psychologischem Sinne festgestellt,** mit dem Ergebnis einer Religionsphilosophie, deren Prämissen in der Luft schweben mögen. So, wenn z. B. die schöpferischen Funktionen des Ichs ausführlich beschrieben werden, der Verfasser uns aber die Bedeutung des Begriffs „schöpferisch" schuldig bleibt. Doch erklärt er ja „über Anlaß und Wesen der Religion selbst zu belehren, sei auf experimentalem Wege nicht erreichbar." Hermann, vergl. a. a. O. S. 31, erinnert mit Recht daran, daß der experimentellen Methode das rechte Fundament fehlt, bis der Begriff der Wirklichkeit erkenntnis-theoretisch geklärt ist. Könnten aber von letzterer Seite her sich Sätze über die Wirklichkeit Gottes gewinnen lassen, so wären damit einer ganzen Reihe von psychologischen Erklärungshypothesen gleich bestimmte Grenzen gezogen. — Innerhalb dieser könnte dann allerdings die psychologische Forschung der Theologie dankenswerte Helferdienste leisten, zur Aufklärung darüber, wie das jenseits der gewöhnlichen Bewußtseins schwelle Liegende uns dennoch bewußt wird.

Girgensohn geht bei seiner **Struktur des seelischen Organismus von dem Gefühl aus,** dem er durchaus die zentralisierende Stellung anweist. Denn das Gefühl ist, nach ihm, der religiöse Grundbegriff: „Die Gefühlspsychologie stelle die überragende Bedeutung des Ichbewußtseins hell ins Licht und diese Ichsetzung sei das Geistigste und Feinste, was die menschliche Psychologie leistet. Werde demnach **die Religion als Gefühl** bestimmt, so sei sie damit in die Sphäre höchster Betätigung der Seele gerückt."

Nun zeigt uns aber derselbe Gefühlspsychologe, gerade durch seine Experimente, denen er selbst hohe Bedeutung zumißt, daß **in der Religion notwendig auch das Denken** in Funktion tritt, um, die Schranke des Irdischen zurücklassend, sich **zu irgend einer Form des Gottesgedankens** zu erweitern; wobei der Mensch notwendigerweise zu diesem neuen Gedankeninhalt Stellung nimmt. „Denn," so sagt ja Girgensohn selbst — a. a. O. S. 436 ff. — „im religiösen Leben sind weder Lust- noch Unlustgefühle oder allerhand Organempfindungen entscheidend, sondern in der Religion handle es sich um eine höchst verwickelte synthetische Leistung des Geisteslebens, die alle Grundkräfte der Seele in Anspruch nimmt und aus einer Fülle von Erlebnisinhalt und Beziehungen eine Einheit schafft . . . Es handle sich in der Religion um eine Weltanschauung, die zur Gottesanschauung wird und um die bezügliche Stellungnahme des Ichs,

die zum **Sich-selbst-Hingeben** und damit zum rechten **Sich-Finden** wird."

Ginge nun die psychologische Untersuchung von der Wirklichkeitsgeltung des Gottesbegriffs aus, so wären ihr von vornherein so mancherlei Irrwege erspart. Denn sobald man den Ausgangspunkt der Forschung auf das psychologische Gebiet verlegt, wird die ganze religiöse Vorstellungswelt, samt dem Gottesbegriff, verflüchtigt; sie werden zu einer zeitlichen Bewußtseinsleistung. Dominieren nun in der Religion die „produktiven Tendenzen des Geisteslebens" oder findet sich in ihr **der Gegensatz von Selbständigkeit und Empfänglichkeit aufgehoben,** — jedenfalls ist das Experiment die ungeeignetste Methode, in diese „Unio mystica" Licht zu bringen. Mag dabei noch so viel eliminiert und Manches wieder, wie das Sexuelle, sublimiert werden, um eine vergeistigte Wesensumwandlung zu erfahren, — was dann, im Unterschiede von letzterer, als „das Wesen selbst bestimmend" zu gelten habe, bleibt, trotz aller Experimente unerklärt. Selbst wenn, nach Girgensohn, — a. a. O. S. 421, — „durch die Sublimierung die Organempfindung einen neuen Beziehungszusammenhang erhält, in dem das dominierende Moment der religiösen Struktur steckt," — so wissen wir immer noch nichts Näheres; auch nur über die Art und Weise jener vergeistigenden Wesensumwandlung oder gar über jenes dominierende Moment selbst. Und doch sollte es möglich sein, auch darüber Auskunft zu erlangen. Halten wir nur das Ziel aller Forschung fest im Auge, dann werden wir uns schließlich auch darüber klar werden, was als zweckdienlichster Weg zur Erreichung desselben zu gelten hat.

Soll nämlich eine wissenschaftliche Untersuchung wertvoll sein, so muß sie **zu wirklicher Erfahrung führen.** Nach Stange vollendet sich die Erfahrung in der Religion. (Vergl. D. C. Stanges Religionsphilosophie.) Denn erst in der Religion können die wesentlichen Elemente der Wirklichkeit völlig erfahren werden. So muß aber auch jede Methode wissenschaftlicher religiöser Forschung das immer vollere Erleben der Wirklichkeit zum Ziele haben. Damit ist auch der religiös-psychologischen Disziplin das Gewinnen solcher Sätze vorgeschrieben, die sich zu psychischen Gesetzen formulieren lassen; die also das Ich-Bewußtsein zum Gegenstande haben, in den verschiedenen Funktionen seines Unterscheidungs- und Bewertungsvermögens.

Auf dem Wege der Erfahrung käme dann auch die psychologische Forschung, wie Kant das ausführt, endlich zu den physischen oder wesentlichen Grundgesetzen, zur Natur oder dem **wahren Dasein der Dinge.** Denn an diesem Punkte bleibt schließlich die erwiesene Wirklichkeit, auch bei Ausschaltung des erkennenden Ichs, doch

bestehen. Rückschauend erkennen wir dann, von hier aus, daß der Weg der Erkenntnis uns bis zum Vermögen der Loslösung des Ichs geführt hat. Unser Erkennen aber, das uns soweit geleitet, wird uns selbst bewußt als ein geistiger Aufbau des erschauten und von inneren Gesetzen bestimmten Zusammenhangs der Wirklichkeit. Nach Abbruch des Baugerüstes finden wir dann in der objektiven Feststellung oder der gegenständlichen Geltung das vollendete Bauwerk. Durch Beseitigung des Gerüstes gewinnen wir aber nicht nur den Anblick und Einblick in das vollendete Werk, sondern auch den Zugang zu demselben und damit dieses selbst. So wird auch der menschliche Wille, sich selbst zu verlieren, durch die Erkenntnis ermöglicht, dadurch alles zu gewinnen!

Ist nun, nach Hermann — a. a. O. S. 65 — die Psychologie hauptsächlich eine Lehre von der **Gesetzlichkeit des Wertes;** so werden religiöse Wertungen solche sein, die aus dem Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit von unveränderlichen Gesetzen und einer bleibenden Wirklichkeit von ewiger Wahrheit erwachsen. Die Religionspsychologie hätte uns mithin die **schlechthinnige Abhängigkeit alles Wertes** zum Bewußtsein zu bringen; nicht aber kann es ihre Aufgabe sein, den Begriff der Wirklichkeit selbst zu erforschen; da dessen Feststellung aller rechten Religionspsychologie vorausgehen und feststehen muß. Die Ueberzeugung von dieser Wirklichkeit und Wahrheit ist ja bereits selbst das eigentliche psychologische Moment, das alle religiös-psychischen Prozesse durchdringt und nicht erst als Abschluß und Ziel derselben zu erreichen wäre. Sollte dagegen der Psychologie auch die Feststellung des Wahrheitsbegriffs oder der Wirklichkeit überlassen werden, so böten die bekannten psychologischen Methoden uns keine Garantie, daß nicht anstelle Gottes irgend eine Lebenskraft oder ein anfänglicher Lebenstrieb gesetzt würde; damit aber würden wir ja gerade durch dasjenige Fach, auf das noch jüngst so hochgespannte Erwartungen gesetzt wurden, wieder demselben trüben Kanal der Evolutionisten oder auch der voluminösen Masse des toten Meeres einer religionsgeschichtlichen Schule, neu ausgeliefert.

Sollten wir aber nun etwa, infolge der vorausgehenden Ausführungen, uns zu einem nicht sonderlich günstigen Urteil veranlaßt fühlen, betreffs der bisher, zur Erforschung von Phasen religiösen Lebens, angewandten psychologischen Methoden; so dürfen wir doch auch anderseits nicht in Abrede stellen, daß wir durch die psychologische Methode bereits manche interessante Aufschlüsse über gewisse eigenartige religiöse Erscheinungen erhalten haben. So hat z. B. Girgensohn festgestellt, daß da, wo wir uns in einen gedachten Raum versetzen, uns Vorgänge, die jenem angehören, sichtbar vor den Augen schweben können; ohne daß wir dabei das

Bewußtsein unsrer realen Lage zu verlieren brauchen. — Ein analoges Phänomen, das nach optischen Gesetzen gewöhnlicher Art verläuft, ist wohl Jedem von uns bewußt. Unser Auge bewahrt nämlich den empfangenen Eindruck eines geschauten Bildes, dessen Form es, beim Wegblicken auf einen neuen Ort oder Gegenstand, derart scheinbar projektiert, daß das alte Bild uns zeitweilig auch im neuen Geschichtsraume noch immer vorschwebt. Ob nun jenes scheinbare Projektieren tatsächlich ein Abstoßen oder Ausscheiden des alten Bildes bedeutet, um dem neuen Objekt und seinem Eindruck Platz zu machen; oder nicht vielmehr uns an dauernd bleibende Eindrücke des Geschauten mahnen will, Eindrücke, die der photographischen Platte des Auges (s. v. o.!) — als einer Schatzkammer des Gedächtnisses — einverzeichnet bleiben, das kann allerdings hier nicht näher erörtert werden.

Damit aber sind wir durch das psychologische Experiment bereits auf die Grenzlinie des Leiblich-Sichtbaren und des Geistig-Bewußten so scharf versetzt, daß sonst unsichtbare Vorgänge schon über die Grenze des Sichtbaren herüberspielen. Auf diese Weise vermag nun der Psycholog die sonst gebrochen erscheinende Linie unsers Bewußtseins zu einer einheitlichen zu verbinden und den Uebergang, von Randerlebnissen des täglichen Bewußtseins, zu ekstatischen Visionen und Halluzinationen zu ziehen, in denen das jenseits der Bewußtseinsschwelle Liegende in das wache Bewußtsein einbricht. (Vergl. Girgensohn a. a. O. S. 243 ff. und 422 ff.) In Verfolgung desselben Weges wäre also die psychologische Forschung wohl imstande, uns in das, den Theologen besonders interessierende Gebiet des prophetischen Schauens einen klarern Einblick zu gestatten; indem sie nämlich den verschiedenen Phasen religiös inspirierter Vision eingehende Untersuchung widmete. Diese Aufgabe würde dadurch besonders dankenswert gestaltet, wenn dabei die Elemente prophetischer Art und prophetischen Schauens, sowohl in ihrem Verhältnis zueinander, als auch in Bezug auf die Erscheinungen und Kennzeichen andersartiger oder doch anders gerichteter Begeisterung, auf psychologischem Wege näher untersucht und demgemäß auch ausführlicher in ihrer Eigenart dargestellt würden. So berechtigt man ja freilich ist, in gewissem Sinne, überhaupt alle geistigen Erscheinungsformen als Manifestationen göttlichen Wesens zu betrachten, ist eben doch zwischen ihnen jener oben angezeigte, nicht zu übersehende, Unterschied tatsächlich vorhanden; nämlich der, mitunter auch prinzipiell gestaltete, zwischen solchen geistiger und solchen von geistlicher Art; auch ohne den zoroastrischen Grundprinzipien (Ormuzd und Ahriman) damit im geringsten Rechnung zu tragen. Verfährt die psychologische Forschung in den angegebenen Richtlinien, dann sollte es ihr weiterhin wohl auch

möglich sein, mehr Klarheit in jene immer noch vorhandene große Meinungsverschiedenheit hinein zu bringen; welche bei Beurteilung des Wesens der Prophetie sich darin bekundet, daß die einen vermeinen, betreffs derselben, sich mit natürlichen Erklärungsversuchen begnügen zu dürfen, andere wieder die, hierzulande längst übliche, Zuflucht zum sogenannten Unterbewußtsein nehmen; während nur mehr vereinzelt das Postulat direkter Mitteilung vonseiten Gottes, als einzig stichhaltige Erklärung der Prophetie, aufrecht erhalten wird.

Sofern es sich ja beim Prophezeien auch um eine Betätigung menschlicher Geisteskräfte handelt, kann die Art dieser außerordentlichen Betätigung derselben jedenfalls auf psychologischem Wege näher erforscht werden. Wo hingegen jenes Erkenntnisgebiet beginnt, das der Vater der Geister sich, wenigstens zunächst für die Zeit des Stückwerks, allein vorbehalten hat; da sind allerdings die Grenzen aller wissenschaftlichen Forschung erreicht und da wird mithin auch die psychologische Untersuchung Halt zu machen haben. (Vergl. Magazin f. Ev. Th. und Kirche, 1922, S. 432 ff.)

Außer den, im Vorstehenden bereits namhaft gemachten Werken, besonders denjenigen von Karl Girgensohn und R. Hermann, sei hiermit, zum Schluß, noch die namhafte Arbeit von R. Hönigswald erwähnt, betitelt: „Die Grundlagen der Denkpsychologie"; worin einschlägige Prinzipienfragen eine instruktive Erörterung finden.

Die Anthroposophie Rudolf Steiners.

Von Dr. H. Wagner, Pastor in Bethel bei Bielefeld.

Im Jahre 1921 erschien in München bereits in 3. Auflage (9—13. Tausend!), ein über 350 Seiten starkes Werk mit dem Titel: Vom Lebenswerk Rudolf Steiners; Eine Hoffnung neuer Kultur. Namhafte Gelehrte haben zu diesem Werk Beiträge geliefert, in dem sie als Fachleute die Beziehungen der Steinerschen Anthroposophie zu den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und des Lebens aufzeigen. Sie alle sind in gleicher Weise von der Hoffnung erfüllt, die der Titel des Buches ausspricht, daß die Geistesgeschichte Europas, besonders aber diejenige Deutschlands durch den Begründer und Vorkämpfer der Anthroposophie entscheidende Antriebe erhalten wird. Sie sehen in der Person Steiners, den sie z. T. wie einen neuen Messias begrüßen und in seinem in der Tat allumfassendem Werk ein kulturgeschichtliches Ereignis ersten Ranges. Auch wenn man dem positiven Ertrag der Steinerschen Lebensarbeit wesentlich skeptischer gegenübersteht, als die Mitarbeiter des genannten Werkes, kann man doch nicht umhin, in dieser

geistesgeschichtlichen Erscheinung ein bedeutsames Symptom unsrer geistigen Entwicklung zu sehen. Man wird Steiner nur gerecht, wenn man ihn in die große **geistesgeschichtliche Bewegung der Gegenwart** hineinstellt und sein Werk in einem großen geistigen Zusammenhang betrachtet.

Die Hoffnung auf eine neue Kultur, die Hoffnung auf eine große, tief einschneidende geistige Revolution vermag natürlich nur derjenige zu teilen, der mit der bisherigen Kultur sich nicht zufrieden erklären kann. Dieser Glaube an das Ende unsrer heutigen abendländischen Kultur, die amerikanische eingeschlossen, beherrscht nun aber weiteste Kreise. Der Pessimismus unsrer Kultur gegenüber hat in dem jetzt viel gelesenen Buche Oswald Spenglers vom Untergang des Abendlandes seinen klassischen Ausdruck gefunden. Das Buch hat eingeschlagen wie eine Bombe, und es ist mit einem Schlage zum Modebuch in Deutschland geworden. Es stellt uns vor eine Schicksalsfrage, deren Gewicht durch die Weltkatastrophe des Krieges nur noch vermehrt wird. Spengler kommt als Historiker durch eine großzügige Geschichtsbetrachtung zu dem Resultat, daß auch unsre abendländische Kultur die Periode ihrer Jugend und Manneskraft bereits durchlaufen hat und nun in der gleichen Weise wie alle Kulturen vor ihr in den Zustand der Auflösung, der innern Zersetzung eingetreten ist, der ihr nach gewisser Zeit den Untergang bringen wird. Seine skeptische Weltanschauung, in der für die Religion kein Platz ist, läßt ihn den Skeptizismus als die unheilbare Krankheit der modernen Welt erkennen, als die Krankheit zum Tode. Nun unterliegt es allerdings keinem Zweifel, daß, wenn Skeptizismus, Verstandesherrschaft, Materialismus und die Pflege der mit Begeisterung gerühmten Zivilisation unter uns das letzte Wort behalten, die Rolle des abendländischen Kulturkreises bald ausgespielt sein wird. **Die Schicksalsfrage unsrer Zeit** — die von Spengler verneint wird — lautet also dahin: Sind in unsrer Kultur noch so viel Kräfte der Seele, Kräfte aus einer jenseitigen Welt, schöpferische Mächte der Religion lebendig, um dem Abendland noch eine weitere Zukunft zu sichern? Denn nur wo die Menschen ihre Lebenskraft aus einer andern, einer jenseitigen, einer geistigen Welt nehmen, sind sie in der Lage, schöpferische Arbeit auf dieser Erde zu leisten. Das hat kein andrer als Goethe mit dem Satz ausgedrückt, daß nur die religiösen Perioden der Weltgeschichte fruchtbare und kulturell wertvolle Arbeit zu leisten imstande sind.

Das Urteil, daß wir an einem kritischen Punkt unsrer Geistesgeschichte angekommen sind, teilen auch wir. Doch wir können uns dem Glauben an das Prophetentum Steiners nicht anschließen. **Aber wir sehen,** und damit nehmen wir das Urteil über die Anthroposophie Steiners voraus, **in seiner Lebensarbeit eins der vielen**

Anzeichen für den geistigen Aufschwung unsrer Kultur, die auf eine wirkliche, tiefgreifende Wandlung unsers Geisteslebens hindeuten. Es ist das Verdienst des Tübinger Professors **Hauer** (Werden und Wesen der Anthroposophie, Stuttgart, 1922), nachgewiesen zu haben, daß alle großen schöpferischen Kulturperioden, die in ihrem Kern religiös waren, eingeleitet, begleitet und beendet wurden durch das Aufblühen und Emporwuchern von ganz ähnlichen Erscheinungen, wie sie uns die Anthroposophie Steiners zeigt. Sowohl diejenige Geistesperiode, die sich um die Erscheinung Christi schließt, als auch die, in deren Mittelpunkt die Reformation steht, zeigt eine Fülle von okkulten, geheimwissenschaftlichen Strömungen, von Religionsmengerei und illegitimen Versuchen, der jenseitigen Welt mächtig zu werden.

Nun hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Europa und Amerika eine gewaltige **Nachfrage nach okkulter Literatur** eingesetzt. Alte, längst vergessene Bücher sind wieder ausgegraben und in ungezählten, bis in die Millionen gehenden Exemplaren ganz, oder ausgeschrieben, oder umgearbeitet, oder ergänzt, über die abendländische Menschheit verbreitet. Paris ist die Zentrale dieser ganzen Geistesbewegung geworden, dort ist sogar in den achtziger Jahren eine Hochschule für Geheimwissenschaften gegründet worden: Ecole supérieure des sciences hermétiques. Am bekanntesten von all diesen okkultistischen, z. T. höchst verworrenen Bestrebungen ist **die Theosophische Gesellschaft** geworden. Sie wurde im November 1875 von der etwas anrüchigen Tochter eines russischen Generals, Madame Blawatzky gegründet, deren Geist das Sammelbecken für die verschiedensten Geistesströmungen bildete. Die heidnischen Erlösungsreligionen des Altertums, insonderheit der Isiskult, die besonders in den hermetischen Schriften zusammengefaßte mystische Ueberlieferung der ersten christlichen Jahrhunderte, die jüdische Kabbala, die okkulte Literatur der heranziehenden Neuzeit, besonders Paracelsus und Cornelius Agrippa bildeten die wichtigsten Elemente, die sie in ihrem nicht unbedeutenden, phantasiebegabten Hirn zu einem neuen theosophischen System zusammenbraute. Für die Organisation der neu gegründeten Gesellschaft hatte sie in dem amerikanischen Oberst Olcott, mit dem sie auch eine Ehe einging, eine wertvolle Stütze. Als ihres Bleibens in Amerika nicht länger war, siedelte die Gesellschaft nach Indien über. Dort erhielt sie in der geschiedenen Frau eines liberalen englischen Geistlichen, Madam Annie Besant, die sich nach mancherlei geistigen Wandlungen der Theosophie zuwandte, eine hochbegabte, redegewandte und agitationskräftige Mitarbeiterin. In Indien strömten in die Theosophische Gesellschaft eine Fülle indischer, brahmanischer und buddhistischer Elemente ein. Schon früh, als

man in Europa von der ganzen Theosophischen Bewegung noch wenig wußte, hatte sich die evangelische Mission ernstlich mit dieser Geistesströmung, die ihr gefährlich zu werden drohte, auseinanderzusetzen. Ueber diese Kämpfe berichtet ein Kenner der Indischen Mission und der indischen Kultur, der Baseler Missionsdirektor D. L. Joh. **Frohnmeyer** in seinem leicht verständlich geschriebenen Büchlein: „Die theosophische Bewegung," das um seiner ausführlichen geschichtlichen Angaben willen empfehlenswert ist.

Am Ende des vergangenen Jahrhunderts griff die **theosophische Bewegung** auch **nach Deutschland** über, wo seit längerer Zeit, durch Schopenhauer und Richard Wagner besonders angeregt, schon eine Hinneigung zu buddhistischen Gedanken bestand. Die Bücher der Annie Besant, die mit vielen indischen Brocken durchsetzt waren, wurden gelesen. Aber einen rechten Aufschwung nahm die Theosophie erst, als sie in **Rudolf Steiner,** der selber aufs stärkste von der Blawatzky und der Besant abhängig war, einen begabten und rührigen Vorkämpfer erhielt. Er wurde 1902 Generalsekretär der Theosophischen Gesellschaft, und ist es bis zum Jahre 1913 geblieben, bis er sich durch mancherlei Reibungen mit den Führern der Theosophie, besonders aber durch die phantastische Erklärung, in einem indischen Jüngling Krischnamurti hätte sich Christus von neuem verkörpert, gedrängt sah, aus der Gesellschaft auszuscheiden. Er gründete dann mit bewußter Ablehnung des Namens der Theosophie (Gottesweisheit) die anthroposophische Gesellschaft. Als Vertreter dieser Anthroposophie (der Weisheit vom Menschen) trat er in einen allmählich immer schärfer werdenden Gegensatz zu seinen ehemaligen Lehrern. Und obwohl mit wissenschaftlichen Mitteln überzeugend nachgewiesen ist, daß auch in seinem anthroposophischen System die meisten Bestandteile aus den Büchern der Theosophen stammen, lehnte er jede Abhängigkeit von jenen ab und behauptete, durch eigene Erkenntnis zu seinen Ansichten und den Resultaten seiner Geisteswissenschaft, wie er die Anthroposophie auch noch betitelte, gekommen zu sein.

Werfen wir einen Blick auf **Steiners Entwicklungsgang.** 1861 als Sohn eines Eisenbahnbeamten in einem ungarischen Grenzstädtchen geboren, wurde er streng katholisch erzogen. Schon in früher Jugend hat er beim Dienst als Chorknabe, seine ersten hellseherischen Erlebnisse gehabt. Er studierte dann in Wien und promovierte zum Doktor der Philosophie in Rostock. Die nächsten Jahre hindurch beschäftigte er sich in Weimar als Direktor am Goethearchiv eingehend mit dem Mann, dem er für seine künftige Entwicklung viel verdankt, mit **Goethe.** Er schrieb in dieser Zeit sein Buch über Goethes Erkenntnistheorie, das ihn unter die bedeutendsten Goetheforscher einreihte. Obwohl er in diesem Werke

den Gegensatz Goethes zu Kant kräftig herauszustellen suchte, hat man doch nicht den Eindruck, als wäre es ihm gelungen, von innen heraus in die Geisteswelt Goethes einzudringen. Das Buch läßt den Leser von dem eigentümlichen Lebenshauch, der von Goethes Persönlichkeit ausgeht, nur wenig empfinden. Der Uebergang von Kant zu Goethe, der die sich gegenwärtig in Deutschland vollziehende Geisteswandlung charakterisiert, wird von Steiner mehr theoretisch dargestellt als wirklich innerlich durchlebt. Sein Buch trägt noch ganz den Charakter der nüchternen, kalten, ratinonalistischen Geistesart. — Neben Goethe wurde **Nietzsche** für sein Denken maßgebend. Diese beiden Männer, die in der deutschen Geistesgeschichte einen bestimmenden Einfluß haben, sind für seine Philosophie entscheidend geblieben. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß das Zentralheiligtum der Anthroposophie, der von Steiner selbst entworfene Bau in Dornbach, den Namen Goetheanum erhalten hat. Aber nicht nur auf philosophischem Gebiet, wo er sich bedeutende Kenntnisse erwarb und in vielen Schriften originelle Gedanken äußerte, sondern auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet hat Steiner gearbeitet. Durch seine Begeisterung für **Häckel,** dem Vertreter des naturphilosophischen Monismus, bahnte er dem Meister in der Schrift „Häckel und seine Gegner" den Weg in das deutsche Publikum. Tief durchdrungen von der gewaltigen Bedeutung der Naturwissenschaft für das moderne Denken, setzt er es sich später zur Aufgabe, auch die geistigen Welten nach naturwissenschaftlicher Methode zu durchforschen. Er brachte, als er in die Theosophische Gesellschaft eintrat, eine reiche Bildung mit und seine Aufgabe bestand nun darin, diese heterogonen Bildungselemente zu einem eigenen System zu verarbeiten. Daß ein solches Unternehmen nicht zu einem einheitlichen Ganzen führen kann, darf man schon von vornherein annehmen und es ist auch in eindringenden wissenschaftlichen Untersuchungen nachgewiesen, daß die ganze Steinersche Anthroposophie ein buntes Gemenge voneinander widerstrebenden Bildungselementen aus aller Welt geworden ist. Indische, buddhistische, kabbalistische, hermetische, naturwissenschaftlich-monistische und deutsch-idealistische Gedankenwelten sind nun einmal nicht miteinander zu vereinen und daher kommt es denn, daß die Steinersche Anthroposophie eine Neuauflage des verworrensten **Synkretismus** bildet.

Die **Persönlichkeit Steiners** ist lebhaft umstritten. Einer seiner getreusten Anhänger, der ehemalige Nürnberger und Berliner Pfarrer Rittelmeyer, der jetzt sein Pfarramt niedergelegt hat, um sich mit seiner ganzen Kraft der anthroposophischen Sache zu widmen, hat in warmer Begeisterung mit großer Verehrung ein anziehendes Bild in dem zu Anfang genannten Werk gezeichnet. „Mächtigste Geistesüberlegenheit und innerste Selbstentäußerung, Außerordent-

lichkeit der Gaben und herzlichste Menschlichkeit, kosmische Größe des Weltschauens und hingebungsvollster Dienst der Güte" sind die Züge, die ihm an dem als Künder einer neuen Zukunft begrüßten Mann in häufigem persönlichen Umgang entgegengetreten sind. Daneben steht das mit großer Vorsicht und gestützt auf ernsthafte Untersuchungen abgegebene Urteil eines so klaren und vornehmen Geistes wie Hauer. Ihm hat sich mit fast unwiderstehlicher Kraft der Eindruck aufgedrängt, als nähme es Steiner mit der Wahrheit nicht genau, und als befände er sich mit seiner Hellseherei in einer gefährlichen Selbsttäuschung. Seine Vertrautheit mit der ganzen einschlägigen Literatur führt ihn zu dem Urteil, daß ihm alle hellseherischen Resultate Steiners schon anderswo begegnet sind und zwar in Schriften, die Steiner nachweislich gelesen hat. Und während Rittelmeyer von der prophetischen Sendung Steiners durchdrungen ist, hält ihn Hauer trotz seiner umfassenden und oft geradezu erstaunlichen Bildungsmasse für unfähig, der Menschheit den Weg zur Lösung der tiefsten Menschheitsfragen zu zeigen. Die Lösung des Widerspruchs zweier so ernsthafter Männer scheint uns darin zu liegen, daß Rittelmeyer Steiner stark idealisiert hat. Die religiöse Wärme, die in Rittelmeyers Steiner-Charakteristik glüht und das heiße Verlangen, aus der Kulturnot der Gegenwart herauszukommen, verglichen mit den nüchtern und oft langweiligen, ja geradezu abstoßenden Schriften Steiners, könnte uns zu dem Urteil verführen, als stände der Schüler an Echtheit und Tiefe, an Unmittelbarkeit und Kraft der Seele weit über seinem Meister, dem er die besten Kräfte des eigenen Wesens imputiert.

Daß nun freilich Steiner selbst für die geistige Ratlosigkeit unsrer Zeit ein Verständnis besitzt und durch sie den Antrieb für seine Anthroposophie erhalten hat, ist nicht zu bestreiten. Die Geist- und Seelenlosigkeit unsers wirtschaftlichen und politischen Lebens, der die Lebenshaltung des Einzelnen bestimmende Materialismus, die fast unbeschränkte Herrschaft einer rein verstandesmäßig arbeitenden Naturwissenschaft und die Kraftlosigkeit der zur Ethik entleerten und aller großen metaphysischen Hintergründe beraubten Religion geben seiner auf die Betonung des geistigen und seelischen drängenden **Kulturkritik** ihr Recht. Er macht den Versuch, die Menschheit von neuem in die Innerlichkeit und die Regionen des Geistes zu führen. Was er hierüber in seiner mit am meistem gelesenen Schrift: „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?" schreibt, verdient durchaus unsre Beherzigung. Wenn Goethe die Grundlage aller echten Erziehung in der Ehrfurcht findet, so zeigt uns Steiner, daß alle Geisteswissenschaft, alle Besinnung des Menschen auf die Grundlagen und Ursprünge der Kultur mit einer gewissen Grundstimmung anheben müsse, die er den **„Pfad der Ver-**

ehrung" nennt. „Wer Geheimschüler werden will, muß sich daher energisch zur devotionellen Stimmung erziehen." (S. 8.) Und wenn er den Satz aussprechen kann: „Es wird dem Menschen anfangs nicht leicht, zu glauben, daß Gefühle wie Ehrerbietung, Achtung u. s. w. etwas mit seiner Erkenntnis zu tun haben," dann zeigt uns das, wie weit unsre ganz von der Kritik lebende, dem reinen Verstandesdenken huldigende Oberflächenkultur von den lauteren Quellen wahrhafter Erkenntnis und Weltweisheit abgekommen ist. Den elementaren Satz der Bibel, für den die meisten neuzeitlichen Menschen das innerste Verständnis vermissen lassen, bringt er uns auf seine Weise wieder eindringlich zum Bewußtsein: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Daneben empfiehlt er die ernsthafte Erziehung zur **Konzentration,** zur Sammlung des Geistes auf einen einigen Gegenstand und **Meditation**, d. h. intensive Betrachtung und das innere Hin- und Herwenden eines Gedankens. Und als viertes Mittel zur Selbsterziehung gilt ihm die **Lektüre geistesmächtiger Schriften,** unter denen er besonders das Johannesevangelium und die Baghavad Gita nennt. Einem Christen, der ein Gebetsleben führt und regelmäßig innere Ruhe und Erbauung fürs Leben in seiner Bibel sucht, sagt er damit nichts Unbekanntes. Auch sonst ist von andrer Seite und oft viel wuchtiger als von Steiner die seelische Armut unsrer Zeit gegeißelt und der Ruf nach Vertiefung und Verinnerlichung erhoben worden. Trotzdem hätten Steiners Anweisungen ihren praktischen, erzieherischen Wert, wenn sie nicht eben immer nur als Vorstufen für den eigentlichen „Pfad" zur höchsten Wahrheit, für das Hellsehen dargestellt würden. Diesen aber können wir, wie gleich gezeigt werden soll, nicht als einen Weg zur Lösung der Menschheitsrätsel ansehen und kommen deshalb zu dem Resultat: Was an Steiners Erziehungsmethode wertvoll ist, ist nicht neu, was an ihr neu ist, ist nicht wertvoll.

Schöpferisch wirken, ein Ganzes schaffen, kann nur ein Mensch oder eine Kultur, die aus einem Guß ist. Nur wirklich **einheitliche Kulturperioden** haben deshalb eigenartige Werte von großer Bedeutung hervorgebracht. Religion, Weltanschauung, Weltbild und die die Welt gestaltende Arbeit des Menschen müssen ein das ganze Leben durchdringendes Prinzip besitzen, von dem aus das Ganze durchwirkt und durchleuchtet ist. Die tiefste Not unsrer Zeit besteht nun in der Auflösung ihres einheitlichen Kulturcharakters, den das Mittelalter noch besaß. Den deutlichsten Ausdruck findet die Zerfahrenheit unsrer Kultur vielleicht in dem Auseinandertreten der nach geistiger Gesamterfassung des Kosmos strebenden Religion und der die wichtigsten Zweige unsrer Kulturarbeit regelnden Naturwissenschaft. Diese hat den alles durchwaltenden und alles erhal-

tenden Schöpfergeist Gott abgesetzt, aber sie vermochte ihrerseits keine einheitliche Weltanschauung an die Stelle der von ihr bekämpften und für ihre Anhänger abgelehnten Religion zu setzen. Die Natur ist geistlos geworden und die Religion hat die Beziehung zur Natur und zu dem von der Naturwissenschaft geschaffenen Weltbild noch nicht wieder in überzeugender Weise hergestellt. So klafft eine unüberbrückbare Kluft zwischen den religiösen und den naturwissenschaftlich orientierten Gliedern der modernen Menschheit. Diese Not wird ganz allgemein empfunden. Auch das größte den ganzen Kosmos umspannende philosophische System, das im letzten Jahrhundert von Hegel geschaffen wurde, und die Gemüter nicht nur in Deutschland, sondern weit darüber hinaus einige Jahrzehnte gefangen nahm, hat die Lücke des modernen Geisteslebens nicht auszufüllen vermocht. Mir sagte kürzlich jemand, mit dem ich über diese Not der Zeit sprach: „Was wir heute brauchen, ist ein Mann, der für die Gegenwart leistet, was Augustin dem Mittelalter geschenkt hat." Etwas anders ist es von Prof. **Stumpf** in seiner Berliner Rektoratsrede vom Jahre 1907 formuliert: „Die höchste Palme menschlicher Geistesarbeit harrt noch des Siegers, eine die Natur- und Geistesarbeit gleichmäßig durchdringende Ideenwelt zu schaffen, die mit sachlicher Ueberzeugungskraft die weitesten Kreise der Forscher bezwänge und durch sie die gebildete Menschheit überhaupt mit neuem Lebensblut erfüllte; das könnte nur einem königlichen Genius gelingen!"

Daß Steiner um **diese** Palme ringt, bezweifeln wir nicht, daß er sie mit Recht beanspruchen darf, wird ihm von seinem geistvollsten Anhänger zugestanden, von Rittelmeyer, der auf S. 37 f. seines Aufsatzes über Persönlichkeit und Werk Rudolf Steiners, jenes oben angeführte Wort von Stumpf auf den Meister anwendet. Aber wir müssen dies Urteil, bei dem sicher der glühend gehegte Wunsch der Vater des Gedankens war, doch als einen verhängnisvollen Irrtum ansehen, wenn wir auch zugestehen, daß in der Steinerschen Anthroposophie gewisse Ansätze zur Lösung des Preisrätsels der modernen Geistesgeschichte gegeben sind. Steiner kommt, wie wir sahen, selbst von der einen Seite jenes gekennzeichneten Gegensatzes moderner Weltbetrachtung, von der Naturwissenschaft her. Er hat auch in der Schule Goethes die Unhaltbarkeit des modernen naturwissenschaftlichen Betriebes erkannt und kräftig bekämpft. Er will das Werk Goethes, der mit seinen schauenden Augen der Vater einer geistvollen Naturbetrachtung geworden ist, vollenden. Es bedarf nach Steiner eines neuen, höheren Bewußtseins, um die geistige Einheit des gesamten Kosmos zu erkennen, denn das niedere Bewußtsein der Gegenwartsmenschen, die sich besonders durch die Naturwissenschaften gebildet haben, sieht nur die Außenseite der

Dinge. **Das höhere Bewußtsein** findet Steiner in der **Fähigkeit des Hellsehens,** mit dem die geistigen Hintergründe und Ursprünge des uns äußerlich gegebenen Seins und Geschehens angeschaut werden können. Während in früheren Zeiten, die auf einer tieferen Stuf der geistigen Entwicklung standen, vom Glauben, vom Willen und vom Gemüt aus das einheitliche Weltbild geschaffen wurde, muß jetzt nach seiner Meinung die Begründung einer einheitlichen Weltanschauung das Werk der Erkenntnis und zwar einer Erkenntnis nach naturwissenschaftlicher Methode sein. So heißt es in seiner „Philosophie der Freiheit," in einem erst 1918 geschriebenen Anhang: „Wir wollen nicht mehr bloß **glauben,** wir wollen **wissen.** Der Glaube fordert Anerkennung von Wahrheiten, die wir nicht ganz durchschauen. Was wir aber nicht ganz durchschauen, widerstrebt dem Individuellen, das alles mit seinem tiefsten Innern durchleben will. Nur das **Wissen** befriedigt, das keiner äußeren Norm sich unterwirft, sondern aus dem Innenleben der Persönlichkeit entspringt." (S. 279.) Darum nennt er dann auch seine ganze Lehre Geisteswissenschaft nach naturwissenschaftlicher Methode, eine Wissenschaft vom Geist und dem Lande der Geister will er geben, die ebenso exakt ist wie die nach exakten Methoden arbeitende Naturwissenschaft.

So kommt es dann zu einem von dem heute durchschnittlich angenommenen völlig abweichenden **Weltbild,** das auf einen Mann wie Christian Geyer, der Steiners Schriften zunächst nur mit Widerwillen las, jetzt aber seiner Philosophie die Wege bahnen will, den Eindruck der „Geschlossenheit" macht, sodaß er an die „rein phantasiemäßige Entstehung" desselben nicht zu glauben vermag. (Vom Lebenswerk R. St., S. 112.) Es ist unmöglich, in diesem engen Rahmen auf dies Weltbild (Kosmologie) und die damit zusammenhängende Weltentwicklungsgeschichte (Kosmogonie) näher einzugehen. Was uns da von den nach den Planeten benannten Stadien der Weltentwicklung, deren Saturn-, Sonnen- und Mondstadium bereits abgelaufen sei, und von der lemurischen und atlantischen Epoche, des vierten, heute noch laufende **Erd**stadiums und von den künftigen Weltstadien berichtet wird, auf Grund von Studien in der „Akasha-Chronik," das mutet uns alles nicht als Wissenschaft, sondern wie abstruse Phantasterei an, zumal Steiner auch nicht den geringsten Versuch macht, für die angeblich auf geisteswissenschaftlichem Wege gewonnenen Resultate seiner Forschungen irgendwelche durch die Wissenschaft nachprüfbare Beweise anzugeben. Man ist schlechterdings darauf angewiesen, die Behauptungen des Hellsehers „unbefangen," wie das beliebte Wort lautet, hinzunehmen. An die Gutgläubigkeit und die Glaubenskraft werden hier jedenfalls wesentlich höhere Anforderungen gestellt, als in irgend

einer sonstigen geistigen Bewegung der Zeit. Aber wird das Vertrauen zu diesem phantastischen Weltbild schon durch die Vorenthaltung jedes wissenschaftlich stichhaltigen Beweismaterials erschüttert, so empfängt es doch seinen entscheidenden Stoß durch den Nachweis der mangelnden Geschlossenheit. **Leese** hat in seinem Werk über „Moderne Theosophie" (Furche-Verlag, 2. Aufl., 1921) durch umfangreiche Zitate aus Steiners Werken überzeugend festgestellt, daß neben dem von Steiner auf den Thron erhobenen modernen Prinzip der Entwicklung, das nicht nur die sichtbare, sondern auch die unsichtbare Natur durchwalten soll, das in der antiken Philosophie z. B. im Neuplatonismus herrschende, ganz entgegengesetzte Prinzip der Emanation (Ausströmung aus dem ursprünglich vorhandenen vollkommenen Sein) und vor allem das aller künstlich-phantastischen Welterklärung eigene Prinzip der Entstehung (wobei die verschiedenartigen Vorgänge und Erscheinungen nicht mehr auseinander erklärt, sondern einfach miteinander in Parallele gesetzt werden) eine gewichtige Rolle spielen. Unter dem Schein strengster, nach dem Grundsatz der anerkannten Naturwissenschaft (Entwicklungsgedanke) arbeitender Wissenschaft wird hier also ein Weltbild konstruiert, dessen Elemente den allerverschiedensten Strömungen der menschlichen Geistesgeschichte entnommen sind; unter andern kommen auch die in der paulinischen Theologie verwandten Engelkategorien (Throne, Herrschaften und Gewalten u. s. w.) in der siebengliedrig, bezw. neungliedrig aufgebauten Geisteshierarchie wieder zur Geltung, sodaß obendrein noch der Anschein erweckt wird, als handle es sich bei Steiner um eine Neubelebung des geisteswissenschaftlich neu verstandenen biblischen Weltbildes.

Entsprechend den sieben Stadien der Welt soll nun auch **der Mensch** aus sieben, bzw. neun Gliedern bestehen, die sich in den einzelnen Weltaltern zur Vollkommenheit entwickeln. Diese Glieder, die noch ganz verschieden stark ausgeprägt sind, haben folgende Namen:

die unteren vier	1)	a.	Physischer Leib	
	2)	b.	Aetherleib	
	3)	c.	Astralleib	der empfindende Seelenleib
		d.	Empfindungsseele	
	4)	e.	Verstandesseele	„Ich" als Seelenkern
		f.	Bewußtseinsseele	

die oberen drei

5) g. Geistselbst als verwandelter Astralleib („manas")

6) h. Lebensgeist als verwandelter Aetherleib („buddhi")

7) i. Geistmensch als verwandelter physischer Leib („atma")

Ueber die Funktionen dieser 7 Leibesglieder wird man, wenn auch natürlich nicht erschöpfend, denn sie spielen eine große Rolle in der Steinerschen Philosophie — am kürzesten orientiert in der esoterischen Betrachtung über das „Vater unser," die gleichzeitig einen Eindruck von der geradezu ungeheuerlich anmutenden geisteswissenschaftlichen Auslegung christlicher Dokumente gibt. Der physische Leib ist der Träger des geistigen Lebens, der Aetherleib enthält die stationären Eigenschaften, die der einzelne meist mit den Gliedern der natürlichen Gebilde teilt, denen er entstammt, Familie, Stamm, Volk. Im Astralleib hausen die individuellen Leidenschaften und Begierden, durch die sich der einzelne von dem andern unterscheidet, das Ich ist das Mittelglied zwischen den niederen Eigenschaften und den höheren Funktionen des menschlichen Geistes, der Sitz des Denkens, dem zur Erlangung höherer Erkenntnisse entscheidende Bedeutung zukommt. Die drei höheren Teile des Menschen bilden das Göttliche in ihm, sie sind gleichsam aus dem Meer des göttlichen Wesens in die Menschheit herniedergetropft und von den niedern Teilen der einzelnen Menschen aufgesogen, wie Wassertropfen durch kleine Schwämmchen aus dem Ozean aufgesogen werden. Mit ihnen besitzt der Mensch die Fähigkeit, die geistigen Welten zu erkennen und damit das Organ für die geistig-sittliche Höherentwicklung überhaupt. Denn das ist die Eigenart der Steinerschen Philosophie, daß sie mit der Erweiterung der Erkenntnis, die sich in den verschiedensten Stadien vollzieht, stets die sittliche Fortbildung des Menschen Hand in Hand gehen läßt, ja daß es ihm letzten Endes auf die sagen wir, Züchtung des „gesteigerten" Menschen, wie es einer seiner Anhänger ausgedrückt hat, ankommt. Der Kundige merkt die Verbindung zu Nietzsches Uebermenschentum.

Die Bildung, d. h. die **Vollendung des Menschen** und der Menschheit ist das eigentliche Hauptziel der Steinerschen Anthroposophie, wie es schon der Name seiner Geisteswissenschaft sagt: Weisheit vom Menschen oder an anderer Stelle Vitaesophia, Lebensweisheit (Untertitel seines Schriftchens „Weihnacht"). Wir kommen damit zu dem, was man die **Ethik Steiners** nennen kann. Mit großem Nachdruck und in häufigen Wiederholungen betont Steiner, daß die Anthroposophie den Menschen nicht durch die Aufschließung der geistigen Welten für diese Erde unbrauchbar machen will. Geisteswissenschaft hat mit einer weltflüchtigen Mystik nichts zu tun. Sie kann auch mit Menschen, die sich einer unwirklichen, phantastischen Schwärmerei hingeben wollen, nichts anfangen. Nüchternheit ist ein Haupterfordernis für jeden, der in die Reihen der Eingeweihten eintreten will, was nach Steiner jeder kann, wenn er sich nur ernstlich darum bemüht; und die beste Vorbereitung dazu ist nach Steiner die gründliche Durchbildung des moralischen Charakters.

„Des Menschen Aufgabe ist durchaus auf dieser Erde zu suchen." Von dieser Position aus erklärt es sich, daß Steiner den Weg in die Politik gefunden hat. Von der Geisteswissenschaft aus glaubt er für das öffentliche Leben ganz neue Prinzipien aufstellen zu können und gerade seine hierauf bezüglichen Schriften, besonders „Die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft" gehören zu den am meisten gelesenen Büchern, die genannte Schrift ist bereits im 41.—80. Tausend erschienen. Wir können hier auf seine Vorschläge, das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben von einander zu trennen, damit sich jedes nach eigenen Gesetzen entwickeln kann, — auf die ganze umfassende Arbeit, die auf die angestrebte „Dreigliederung des sozialen Organismus" verwendet wird, nicht näher eingehen. Es kommt hier nur darauf an zu erkennen, wie Steiners okkulte Wissenschaft sehr stark ins praktische Leben hinauszugreifen bemüht ist.

Das Ziel des Menschen, wie es besonders die „Philosophie der Freiheit" dargestellt hat, ist **die Freiheit.** Alle Bindungen durch die natürlichen Triebe und Leidenschaften, durch die gesellschaftlichen Vorurteile, durch religiöse Autoritäten, ja, auch die Bindung an ein für alle geltendes Sittengesetz (Kant) sind unterwertig, der Mensch muß dahin kommen, daß er sich durch sich selbst bestimmt. Das Mittel, ihm die Richtschnur seines Handelns zu geben, besitzt er in der „Moralischen Phantasie." Durch sie wird ihm der Blick in die geistigen Welten intuitiv erschlossen, und dort liest er die für sein Leben jeweils notwendigen Forderungen ab. Den Einwand, als handelte es sich bei diesem seinen System, das er „ethischen Individualismus" nennt, um die Begründung einer schrankenlosen Willküreethik, lehnt er mit der Behauptung ab, daß die von der moralischen Phantasie erschauten, normativen geistigen Wesenheiten, einen universellen, einen allgemein gültigen Charakter trügen, aber es ist mir nicht deutlich geworden, worin nun die objektiven Norm des Guten und Bösen besteht, denn die Uebereinstimmung mit „dem intuitiv zu erlebenden Weltzusammenhang" (S. 167) scheint mir doch ein allzu formales Prinzip zu sein. Es zeigt sich eben an dieser Stelle der Mangel, der jeder Ethik anhaftet, die auf einem inhaltlich bestimmten, einheitlichen Lebensgrund und Lebenszweck, auf Gott, glaubt verzichten zu können und den Menschen als die Achse bezeichnet, um die sich letzten Endes alles dreht.

Die Freiheit ist nun aber auf dieser Erde nie **völlig** zu erreichen. Der Mensch als Doppelwesen, als Glied der Erde, und der geistigen Welten bleibt auf dieser Erde stets frei und unfrei zugleich. Der Fortschritt über die frühern Zeitalter hinaus besteht in unserm Erdstadium, dem vierten von allen, darin, daß durch das „Ich," das vierte Glied unter den menschlichen Teilen, der **Anfang** der

Freiheit überhaupt erreicht wird. Es ist aber eine Weiterentwicklung auch im geistigen Leben nötig. Indem sie vom „ethischen Individualismus“ gelehrt wird, ist er „die Krönung des Gebäudes, das Darwin und Häckel für die Naturwissenschaft erstrebt haben. Er ist vergeistigte Entwicklungslehre, auf das sittliche Leben übertragen.“ (Phil. d. Fr., S. 206.) Dadurch, daß der Mensch sich selbst ausbildet und gleichzeitig die Erde umgestaltet, „indem er ihr einpflanzt, was er vom Geisterlande her erkundet,“ (Wie erlangt man E. h. W., S. 173) wird er der Träger der kosmischen und eigenen Weiterentwicklung, die fortgehen wird bis zur „Erreichung der hehren Lichtgestalt, welche wieder die reine geistige Welt bewohnen kann (ebda., S. 198).

Da jedoch dieses letzte Ziel in einem einzigen Erdenleben nicht erreicht werden kann, so verbindet Steiner den in der Geistesgeschichte mehrfach aufgetretenen Gedanken der **Reinkarnation** in geschickter Weise mit dem sein System beherrschenden Entwicklungsgesetz. Der Geist des Menschen flieht nach dem physischen Tod in das Reich der geistigen Wesenheiten zurück, reinigt sich auf dem Wege von allen ihm anhaftenden niederen Begierden und kehrt mit den erlangten Fähigkeiten aufs neue nach einer langen Zeit auf die inzwischen veränderte Welt zurück, um seine Wanderung so lange fortzusetzen, bis das Ziel der Freiheit erreicht ist und er für ewig in das Reich der reinen Geistigkeit eingehen kann. Die Wiederverkörperung vollzieht sich nach dem Gesetz des **Karma**, nach dem die Welt beherrschenden großen Grundgesetz der sittlichen Vergeltung, wonach ein jeder die Folgen seiner frühren Verkörperungen zu tragen hat und durch seine irdischen Schicksale und Leistungen die Anwartschaft auf künftige Neuverkörperungen in höheren Formen erwirkt; denn aufs Ganze gesehen, wird **„die Pilgerfahrt durch die Verkörperungen hindurch eine Aufwärtsentwicklung sein.“** (Reinkarnation und Karma vom Standpunkt der Naturwissenschaft notwendige Vorstellungen,“ S. 25.) Steiner will durch die Theorie von der Reinkarnation und dem Karma die vielfachen, quälenden Rätsel des Menschenlebens, besonders das Rätsel des Leidens und des Todes lösen, aber wir können nicht finden, daß es ihm gelungen ist; denn damit daß ich einen Durchblick durch die Jahrtausende und in die geistigen Welten gewinne, kann mir vielleicht die Ursache meines **jetzigen** Zustandes aufgehellt werden, aber das Problem ist nur zurückgeschoben, denn es erhebt sich doch sofort die Frage aller Fragen, warum **ich** gerade in **diesen** Zusammenhang hineingestellt bin, und woher gerade diese meine Schicksalsreihe kommt.

So wird das verborgene Geheimnis des Lebens nicht aufgehellt. Das Gleiche gilt von dem Geheimnis der Weltentwicklung

überhaupt. Denn wenn uns Steiner auch in einem phantastischen Bau die Weltstadien der Vergangenheit und Zukunft, in die das Menschenleben eingebettet ist, vorzuführen vermag, so daß die Neugierde einzelner Menschen vielleicht befriedigt ist und ihre Sensationslust Nahrung erhält, so vermag er doch den **Grund** dieser ganzen Entwicklung nicht anzugeben. Was soll es denn heißen, wenn er einmal im Zusammenhange mit der Entwicklung des Menschen behauptet: „Er sieht, daß er selbst, **bevor** er zum ersten Mal in diese sinnliche Welt gekommen ist, einer übersinnlichen angehört hat. Aber diese einstige übersinnliche Welt **brauchte** den Durchgang durch die sinnliche. Ihre Weiterentwicklung wäre ohne diesen Durchgang nicht möglich gewesen. (Wie erl. m. E. h. W., S. 196.) ? Wir wollen ja doch gerade wissen, warum eben diese ganze Welt nötig war, und was das Leben auf ihr für einen Grund und Sinn hat. Darauf muß Steiner schweigen, denn das Entwicklungsgesetz versagt an dieser Stelle vollständig. Wir stehen hier vor dem abgründigen Geheimnis des göttlichen Willens, das noch kein Menschenverstand durchleuchtet hat, und das nur dem erträglich wird, der nicht mehr grübeln will, sondern gelernt hat zu glauben, daß der verborgene Gott, ein gnädiger Gott und unser Vater in Christo geworden ist. Wir stehen hier im Gebiet der Religion.

Aber wenn Steiner für alles ein Organ hat, für Naturwissenschaft und Philosophie, für Pädagogik und Kunst, für Politik und soziales Leben, für Religion hat er keins. Ueber dies Urteil, das mit besonderer Schärfe auch Hauer (a. a. O., S. 25 und 148 ff.) ausgesprochen und begründet hat, kann auch Rittelmeyers These, daß von Steiner nun erst „das eigene Reich der Religion wirklich entdeckt" ist, nicht hinweghelfen. Und mögen sich in Steiners Schriften auch noch soviele Beziehungen zum Christentum und Anklänge an christliche Sätze finden, der Herzschlag der Religion bleibt ihm verborgen, die Ehrfurcht vor der Majestät des einzigen Gottes, der eben von aller Welt himmelweit entfernt und „totaliter aliter" ist, als alles kosmische Wesen. Und mag er das Weltbild auch noch so sehr bis in das Reich der „geistigen Wesenheiten" hinein erweitern, auf dieser Stufenleiter, die tausendmal so hoch sein mag, wie der Turmbau zu Babel, ist Gott doch niemals zu erreichen. Denn Gott ist Geist und der Geist gleicht dem Winde („pneuma"), der bläset, wo er will. Du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. (Joh. 4, 24 und 3, 8.) Von dieser Wesensart des Geistes hat Steiner, der in unbezähmbarem Wissensdrang des modernen, aufgeklärten Menschen und in prometheischer Ueberhebung alle „Welträtsel" (Häckel) durchleuchten möchte, keine Vorstellung. So wage ich den kühnen, aber wohl überlegten und leicht weiter zu belegenden Satz, **daß die Geistes-**

wissenschaft Steiners, die auf dem Wege des Hellsehens die geistigen Welten und Wesenheiten erschließen will, **im Grunde vom Geiste nichts wisse.** Seine geistigen Welten sind nichts anders als eine Verlängerung dieser Welt in das Unsichtbare, und auch nach unsrer Meinung besteht der gegen ihn erhobene Vorwurf, er verbreite einen „materialismus spiritualis" zu Recht, denn seine „geistigen Wesenheiten tragen, wenn auch einen noch so feinen, materiellen, sinnlich erkennbaren Charakter."

Wir wollen nicht leugnen, daß für Theologie und religiöse Praxis aus Steiners Schriften hie und da Anregungen genommen werden können, auch mag mancher durch ihn wieder neu zu den letzten Fragestellungen angeregt sein, und an seinem Christentum doch keinen Schaden genommen haben, da Steiner weitgehende Toleranz gegen alle (!) Religionen zu üben bereit ist, aber aufs Ganze gesehen fällt seine Anthroposophie, seine Weisheit vom Menschen, unter das Urteil, Menschenweisheit (Kol. 2, 8.), und als solche ist die Anthroposophie, dieser „klapperdürre Rationalismus in üppiger Phantastik" (Gogarten), zumal wenn sie Ersatz oder gar Uebertrumpfung der Religion sein will, ein gefährlicher Feind alles christlichen Glaubens und Lebens. Denn wir als Christen wollen die letzten Geheimnisse Gottes nicht wissen, sondern an ihn glauben, wir wollen nicht uns, sondern ihm gehorchen, und das will Steiner nicht. Und mag er auch der Vorbote einer künftigen geistigen Welt- und Kulturperiode sein, er selbst bleibt, was er gerade überwinden wollte, ein Glied des materialistischen und intellektualistischen, dem lebendigen Gott abgewandten Zeitalters. Er ist vielleicht der erste, fahle Morgenschein der neuen Zeit, ihre Sonne ist er sicherlich nicht.

ESSENTIALS OF PULPIT POWER

By Prof. Jacob A. Clutz, D. D.

The chief function of the Christian minister is and always will be to preach the Gospel. It becomes a matter of the greatest importance, therefore, to preachers to know how to preach, and to preach effectively. This is especially important today because so many are saying that the pulpit has lost its power and effectivenss, and that the voice of the preacher has become little more than "sounding brass and a clanging cymbal" even in the Church, to say nothing of the world. With some who voice this criticism the wish is no doubt father to the thought. They do not want the pulpit to have any power and therefore they think it has none. They are not in sympathy with its message, and hence they would be glad to believe that it is nothing more than "the voice of one cry-

ing in the wilderness," with few to hear and fewer still to respond to the hearing. Others are only timid and afraid. Frightened by the fierce assaults of the enemies of the truth they are ready to throw up their hands in token of surrender. Among these are not a few ministers themselves.

I would not claim that there is no foundation at all for this pessimistic note. It may be true that the pulpit does not today hold the same place of power, or speak with the same authority which it had a generation or two ago. But in recent years, especially during the World War, we had convincing proof that the preachers have not lost all their influence. Evidently "Uncle Sam" did not think that his ministerial nephews had entirely lost their cunning in speech, or their ability to influence the thought and conduct of the general public, or he would not have spent so much money in printing letters and circulars of information and appeal addressed to them specifically. And in so far as the charges are true, the explanation of such loss of power is no doubt due to many things. But chiefly, I believe, it is due to the lack of the things which I wish to emphasize in this paper and which I have ventured to call The Essentials of Pulpit Power; such as,

I. A Positive and Assured Conviction of the Truth of His Message

No man can speak convincingly on any subject unless he is sure of his ground. If he himself does not believe in his cause with all his heart, how can he hope to make others believe that it is worthy of support. No matter how learned he may be, or how eloquent in speech, there will be a false note and an air of insincerity in all that he says. The people will detect and feel this even though they may not understand it, and all his fine speaking will go for naught. He will have no power to produce conviction, or to persuade to action.

While this will be true of any speaker, on any subject, it will be especially true of the Christian minister. In a preeminent sense he must always be the servant of the truth, and unless he is wholly loyal to it himself he cannot expect to establish or defend its kingship over the hearts and lives of others. Many ministers no longer speak with authority because they have lost the sense of authority themselves. They have become uncertain whether they really have any authority back of them, or any really authoritative message to give to men. The so widely prevalent doubt and scepticism of the day have in many cases settled down on the pulpit as well as over the pew, and have enveloped the preacher himself in the fogs of uncertainty and unbelief. It is not strange that the people should hesitate to accept and follow as their guide a man who has lost his

way himself, and does not know whither he is going. Paul's question is exactly pertinent, "If the trumpet give an uncertain voice, who shall prepare himself for battle?" (1 Cor. 14: 8.) All too frequently the trumpet sounded from the modern pulpit is quite uncertain. It hesitates and quavers because the trumpeter's heart has failed him. He does not know whether to sound an advance or a retreat, a charge or a surrender.

It was never thus with the preachers of Bible times, or with the preachers of real power in later times. The Hebrew prophets never halted or hesitated. They always went to their tasks with a clear and positive "Thus saith the Lord" in their hearts and on their lips. Hence they always stood unafraid before kings and princes and even recreant priests. No wonder men trembled at their word. No wonder kings bowed themselves in the dust before them and confessed their sins, and great cities trembled, and whole nations repented and turned unto God at their call.

When Jesus came and began to preach and to teach, the tone of positive conviction was so pronounced in his utterance that this more than anything else seems to have caught the attention of his hearers and to have impressed them so that they said, "He teaches as one having authority." His forerunner had spoken in the same spirit in the wilderness. The apostles continued it when they took up the work. It was the same with Chrysostom and Augustine, with Savonarola and Luther, with Knox and Wesley, with Whitefield and Jonathan Edwards, and with a host of others who were recognized as the pulpit princes of their day, and under whose preaching men trembled as before the prophets of old.

There are many things today well calculated to weaken the preacher's confidence in his message. There are many things which tend to weaken his faith in the Bible itself from which his message comes. There is the assured and often contemptuous dogmatism of an atheistic science which knows nothing but matter and its forces and laws, and which undertakes to account for all that is or comes to pass, as the result of a purely naturalistic evolution. There is the prevalence of a materialistic philosophy which recognizes no God in nature but the potency which is in things, and no mind or spirit in man except the "flux of our sensations and emotions as they pass." There is the persistent and often most arrogant clamor of a rationalistic and destructive criticism within the Church itself which seeks to discredit all supernaturalism in the Bible, and would reduce the old Book to but little more than a loosely woven tissue of folklore and old wives' fables. All these things, and many others of a similar nature tend, if heeded at all, to make the preacher hesitate and stammer, and to doubt whether

indeed he has any sufficient ground for the hope that is in him, or for the message that he has for men. In just so far as he yields to this doubt or suspicion he will be shorn of all real power. In some way he must resist and conquer these adverse influences or he is lost. Even though it may be at the cost of many days and nights of study and prayer, and a very Gethsemane of tears and bloody sweat, he must work his way back to the assured conviction that the Book from which he preaches is truly a revelation from God, and the "only infallible rule of faith and practice."

II. A Profound Sense of the Importance of His Message

Many things are true which are not vital, or even highly important. No great harm may come to men by reason of their ignorance of them, or even their gross errors of belief concerning them. For thousands of years men believed that the earth was the center of our solar system, and indeed of the entire stellar universe, and that all the heavenly bodies revolved around it. They were misled by the appearance of things, and interpreted what thus seemed to their untaught vision to be true as true in reality. But this mistake did not seriously affect their lives or their destiny in any way. The same thing is true of a multitude of things in science, and in philosophy, and even in history and practical life.

But nothing of this kind can be said of the truths which it is the province of the Christian minister to teach and to preach. These are of supreme importance. These are absolutely vital to every son and daughter of Adam. They are the only truths which God thought it necessary to give to men by a special revelation. The truths of science and of philosophy, the truths of history, except as they were involved in God's revelation of himself and his will to men, the truths relating to hygiene, to sanitation, to medicine, to agriculture, to economics, to government, to commerce, etc., all these, important as they may be in themselves and much as they may have to do with human life and progress and happiness, were left to be discovered by men themselves by long, and slow, and often most laborious processes of investigation, and they are still finding them out not seldom by the most costly and even disastrous mistakes and failures. But the truths of religion, the truth about God and about sin and salvation, about human responsibility and about eternal life and death, all these or at least so much of them as is necessary for salvation, God has revealed to men in the most wonderful ways and at an enormous cost of time, and trouble, and effort continued through many centuries and culminating in the incarnation of his own Son, and in his wonderful human life and ministry. Surely it was not without a reason that he did all this. It can only have been because he knew that beyond anything and ev-

erything else in human life and experience it was important that men should know these things, and because he knew also that if left to themselves men would never by searching find out God or come to a knowledge and understanding of the things of God.

Neither does the importance of the preacher's message dwindle in the least when viewed from the manward side. Here also we find that it is just the message which above all others men require, and which alone of all others can meet their highest and deepest and most vital needs. Of course there is a sense in which men may be said to need all truth, for the fullest development of their personality and the most complete realization of their mission and destiny. The truths of science and philosophy, of sociology and economics, of law and medicine, etc., are all important because they all minister to man's welfare and happiness, and to his highest efficiency. But they are not so important as the truths of religion. These are absolutely essential to man's salvation. These are absolutely vital. Without these men are "dead in trespasses and sin," and cannot live at all in their higher spiritual nature.

Now, all this the preacher should remember every time that he stands in the pulpit before his people so that, to use an old-fashioned phrase, he may be moved to speak "as a dying man to dying men." This sense of the importance of his message will give to his sermon a note of urgency which is absolutely essential to any real power and effectiveness in preaching. It was never lacking in the preaching of the apostles. They always pressed for an immediate decision, for immediate action. All through their preaching there ran the spirit of Paul's appeal to the Corinthians, "Behold now is the accepted time; behold now is the day of salvation." (2 Cor. 6 : 2.) But must it not be confessed that this note of urgency is too often lacking in present-day preaching. It is not felt by the preacher, neither is the congregation made to feel it. Too often the sermon is preached, the service is concluded, the congregation is dismissed, the preacher and the people go home, and no one seems to expect any results, least of all the preacher himself. It is to be feared that many preachers would be so surprised that they would hardly know what to say or to do if the people to whom they have preached were to rise in their places, or remain after the service, to ask "What shall we do?" No wonder their preaching is without power to convict, or to convert, or to move to any serious action. If the preacher himself does not take his message seriously, if he does not realize its importance, how can the people be expected to take it seriously or to be greatly moved by it?

III. A Deep Sense of Mission, or a Clear Consciousness of a Divine Call and Accrediting

The prophets always had this sense of mission. It was largely this that gave them courage, and that made their word to be feared by kings and princes as well as by the common people. The apostles belonged to the same class. The word apostle means one sent. The apostles were so called because Jesus sent them to be his witnesses and to preach the gospel. Because they knew that they had this divine commission they never feared the face of man, and never hesitated to declare the whole counsel of God whether men would hear or whether they would forbear. On the day of Pentecost Peter stood before the assembled multitude and charged them fearlessly with the murder of their Messiah, and called them to repentance, and on the same day three thousand of them were baptized into the name of Jesus. A little later, when Peter and John were haled before the Sanhedrin, and were solemnly charged not to preach or to teach in the Name of the Christ, their unhesitating answer was, "Whether it be right in the sight of God to hearken unto you rather than unto God, judge ye: for we cannot but speak the things which we saw and heard." And they went out from the Council and "spake the word of God with boldness." (Acts 14: 19, 20, 31.) And there is Paul; think of his triumphant ministry. At once driven and sustained by the "Woe is me if I preach not the gospel," that burned in his soul, he passed like a herald of fire from city to city, and from shore to shore, and from continent to continent, until he had covered practically the whole world then known to civilization, and few were able to resist the power of his testimony whether bigoted Jews, or haughty Romans, or quibbling Greeks.

I know well that it has become the fashion today in many quarters for the minister to speak very modestly in the pulpit. It is now supposed to be the mark of the finest culture, and of a scholarly up-to-date-ness, for the minister to suggest rather than to affirm, to pose as being himself a mere searcher after truth with his people rather than a messenger, one to whom the truth has been given, and who has been sent to declare it unto others with positive conviction and with the authority that rests not in the preacher but in the Christ who has sent him to preach the gospel. No wonder such preachers are shorn of their power. No wonder that the people do not care to hear them, and that their churches are deserted, or are filled only with a curious crowd with "itching ears" moved like the Athenians of old only by the desire to hear some new thing or some strange doctrine. When a man is sick and knows that he is sick, he does not care for a physician who merely

guesses and experiments. He wants a doctor who knows his business, who is sure of himself, and who can speak with authority and tell him just exactly what he is to do to get well.

No man can speak with assurance or with power in the pulpit who does not have the sense of mission, who does not feel and feel deeply that he has been sent of God, and that he has a real and vital message from God to men. We have already seen the effect of this sense of mission on the prophets and apostles. It has had the same effect with all the really great and successful preachers of the Church in all ages and in all lands. The men who "have turned the world upside down," the men under whose preaching sinners have trembled and cried "What must we do?" the men at whose rebuke vice and crime and every kind of wickedness in high places and in low places have slunk away to hide in dark and secret places; the men under whose preaching the Church has been edified and enlarged have always been men who believed and were sure that they had been called and sent of God just as really and truly as were Peter and John and Paul. If the pulpit of today were filled with such men we would not so often hear the criticism that the pulpit has lost its power.

IV. The Presence and Help of the Holy Ghost

Though this is named last it is by no means least. Rather has it been put last because it is the greatest, and forms a fitting climax to the list. I doubt if this element of power will ever be found where the others are lacking. I doubt if they are ever found without it. I am sure that without it they would not be sufficient. Of preaching more truly than of any other work that men can do, it may be said that it is "not by might nor by power, but by the Spirit of the Lord of Hosts."

The Holy Spirit is the active and always efficient agent in the application of the truths of the gospel and the plan of salvation. When Jesus was about to close his own personal and visible ministry on the earth, he said to his disciples, "It is expedient for you that I go away, for if I go not away the Comforter will not come unto you; but if I go I will send him unto you." (John 16: 7.) At the time, it must have seemed to the twelve that nothing could ever possibly compensate them for the loss of the beloved Master and Teacher. A little later he gave them some intimations as to why the coming of the Comforter, "the Holy Spirit," would be a greater help to them and to the Church ever afterwards than the continuance of his own bodily presence would have been. The Holy Spirit was to qualify and equip them fully for their future work as it would not have been possible for Jesus himself to have done. He was to bring to their remembrance all that Jesus had taught

them, and to give them a better understanding of it all. He was to give them a clearer and fuller revelation of the truth and to lead them into all truth. He was to endue them with power from on high. He was also to make the truth which they should preach effective and convincing and convicting. He was to convict the world with respect of sin, and of righteousness, and of judgment.

Hence they were to await his coming in Jerusalem before going forth to their work. This they did. On the day of Pentecost the promise of Jesus was fulfilled, the Holy Spirit was given in fullest measure, and the world knows the result. No doubt the apostles, at least some of them, and some of their early successors, were great preachers and great missionaries. They were men of extraordinary natural gifts, and of unsparing devotion and unceasing activity. They went everywhere preaching the gospel of a crucified and risen Christ, the Saviour of the world. They gave themselves up to this work body and soul. They counted not their lives dear unto themselves if only they might finish their course with joy, and the ministry which they had received of the Lord Jesus. It might seem that such men could not have failed under any circumstances. And yet they certainly would have failed, failed completely and miserably, if the Holy Spirit had not been with them to direct them, and to help them, and to make their ministry a ministry of power. No one would have been more ready and even glad to recognize this than these men themselves.

This baptism of the Holy Spirit is just as necessary for real power and success in preaching today as it was then. His coming need not be so spectacular, and it will not be, but it must be just as real. No doubt it may be said that the Spirit's presence and help are needed in every kind of work; that all light and inspiration, all life and development, all real advancement of every kind, come as the result of his quickening now just as at the beginning when the Spirit of God brooded over the formless void of the primeval chaos and brought order, and light, and life, and beauty and gladness to this growing planet. I doubt if any new discovery has ever been made by men, any new invention perfected, or any forward step taken in civilization without his assistance. But men do accomplish such things without realizing their dependence on him, and without any sense of his presence and help. There have been great inventors and discoverers, great scientists and philosophers, great statesmen and rulers, who have done their work without any thought of the Holy Spirit. Some of them have thought of him only to repudiate his help, or even to deny his existence. But, as in the case of Cyrus, he has girded every one of them though they have not known him. But it cannot be so with the

Christian preacher. I am sure that there never has been a great preacher, a preacher of genuine and commanding spiritual power, a preacher who has been really and truly successful in his work in the highest and truest sense of the word, who has not consciously and constantly relied on the presence and help of the Holy Ghost as the source of all his power and success, and who has not gladly given to him all the glory and the praise for whatever he has been able to accomplish for the salvation of souls and the building up of the Kingdom of truth and righteousness.

Theological Seminary,
Gettysburg, Pa.

ZIONISM

Dr. L. Schneller in "Bote aus Zion."
By Rev. J. U. Schneider, Ph. D.

The Jewish question is as old as the Jewish people themselves. Scarcely had the Jews become a nation, or in fact, only become a strong type of a peculiar people, when this question arose. For in every place where the Jewish people came in contact with others, they became troublesome. It is true, the promises given to Abraham always seemed a blessing to his descendants, and it is due to this blessing that we attribute the perpetuity of the Jewish race, and it will, no doubt, remain so until all prophecy has been fulfilled. But the Jewish question also has its purely human side and it is this phase that we shall consider at this time.

The first attempt to solve the Jewish question was made by the Egyptian Pharaoh Rameses I. Israel had then become a formidable contingent in the Land of Goshen, and the Egyptians keenly felt the troublesome situation that had arisen in Egypt in consequence of this peculiar content of its population. No doubt, the Jews even at this early period gave ample evidence of their ability to acquire wealth and to wield a powerful influence upon the economic conditions among the Egytians. It is clear that no people can tolerate the controlling power of a foreign element within the boundaries of its nationality. Hence, we are not surprised that Pharaoh said: "The people of the Children of Israel are more and mightier than we: Come, let us deal wisely with them, lest they multiply, and it come to pass, that, when there falleth out any war, they also join themselves unto our enemies, and fight against us, and get them up out of the land." Consequently Pharaoh endeavored to force Israel to serfdom, but that did not relieve the situation. Pharaoh then determined to apply a radical remedy for the removal of the evil. He commanded that all newborn male babes in Israel be slain. By this measure Pharaoh felt certain that he had solved the Jewish question for all time. But he was in error.

A short time after this event Pharaoh lay drowned on the bottom of the Red Sea while Israel marched on rejoicing through the wilderness to the promised land.

In Canaan the Jews sought to destroy all the former inhabitants of the land and take possession of their cities, their homes, their gardens, their fields, their vineyards and all the treasures of the land. But they succeeded only partially in the accomplishment of this undertaking. The native remnant was subjected by the Jews. There was one tribe, however, that the Jews could not subjugate. The Philistines, living along the shores of the Mediterranean Sea, successfully opposed the Jews in their effort to subjugate them. This brave, warlike people finally succeeded in entirely subjugating the Jews and took from them all their weapons, while the Philistines were abundantly provided with the means of warfare. No forge, no manufacturer of arms, not even a smith was permitted to remain among the Jews. They were all captured and carried away into Philistia as prisoners of war. By these stringent measures the Philistines thought they had forever solved the Jewish question, for how should a people be able to flourish, if they were not permitted to have weapons? But the Philistines were in error. In place of a weak democracy consisting of twelve tribes, the Philistines soon beheld a monarchy confronting them, the two first kings of which subdued the Philistines and utterly destroyed that nation. Aye, the third king of the Jews, Solomon, even extended his power beyond the sea and the Jews became the most powerful of the nations in the Near East.

A few years after the Jews had established a monarchial form of government, the kings unfortunately fell into ways of immorality and irreligion. In the meantime the world powers along the Euphrates and the Nile began to covet the land of Palestine. Though there was no Suez canal at that time, Palestine was the natural bridge between Asia and Africa. In 1722 before Christ, the Northern Kingdom of Israel (the ten tribes) was subdued and the people were carried away into captivity by Assyria. A little over a hundred years later, Jerusalem and the Southern Kingdom of the Jews was overcome by the same fate. The city and the temple were destroyed by Nebuchadnezzar and the Jews were carried away into Babylonian captivity. The Jewish nation as such had ceased to exist. Palestine was purged of Jewish population almost as completely as it was 700 years previously when Moses led the people to the boundaries of the promised land. The Jews were scattered over the territory adjacent to the Euphrates River, and their return to their native home was forbidden. They relinquished their own language and adopted the Aramaeic tongue, which was

the language of their enemies. They, however, immediately adjusted themselves to the new situation; entered into business, traded with the people and, to all appearances, became entirely assimilated with the Babylonians, even as sugar is dissolved in a glass of water. Nebuchadnezzar evidently did not doubt a moment in the assumption that he had solved the Jewish question for all time. But he was mistaken. When he lay mouldering in the grave, the Jewish question arose again in its accustomed form.

About fifty years after the Jews had been carried away into captivity, a comparatively small number of Jews returned to Jerusalem where they rebuilt the temple on the ruins of the old. World dominion had now fallen into the hands of the Persians. It is more than likely that the Jews in Mesopotamia, Babylonia and Persia had become aggressive to such an extent as to awaken the desire on the part of King Cyrus to get rid of them. For the Jews had amassed great wealth and by their aggressive traffic had become capitalists in the Persian Kingdom, so that it seemed a wise political move to get rid of them. At least, it seems clear that Cyrus was more than willing to give the Jews permission to return to Palestine. They, however, had been successful in business, gained great wealth, built fine homes and planted gardens. Under these conditions, their less fertile homeland offered very little inducement for them to return.

A small group, however, evidently members of the poorer classes, returned to Palestine, rebuilt the temple and the city, and surounded them with a wall. They did not establish a new nation. The Jews never again succeeded in doing that. Even the land of Judea was not entirely in their possession. They had only some antiguous territory around the city of Jerusalem. The rest of Palestine and even Jerusalem itself was under the rule of Persia, then Syria, and finally fell into the hands of the Romans, and Judea existed merely as a modest, numerically insignificant religious society, which resembled a small island in the great ocean of the world's population, and it seemed to play a very insignificant part in world affairs. But Judaism was by no means restricted to the boundaries of Palestine. Since the return from Babylonian captivity, the Jews spread out into all parts of the world. Trade and splendid opportunities to gain wealth offered an inducement to the Jews to go forth into all parts of the world. Large Jewish quarters were established in the more populous cities of the Roman Empire, and even in the far distant cities of the provinces of this Empire, Jews were ever present. The Roman Caesar attempted to eradicate the Jewish element from Rome, because no one desired to have them there on account of their peculiar Jewish traits in traffic.

They were hated by the Romans. The Jews were forced to leave, but within a hand's turn they were back again. Again the attempt to solve the Jewish problem failed.

The religion of the Jews became a mere form. The spirit-filled prophetic power of former days was supplanted by pharisaic self-elation. There was a small group of faithful Jews, however, who still kept alive the comfort of Israel and looked forward to the coming of a Saviour of the world. Christ came forth out of this group, the most beautiful fruit of many centuries of Jewish history. The fulness of time had come. Even as the restlessness of the ocean stirs up the hidden treasures of the deep and brings to the surface the most costly pearls, so did the times of tribulation in the history of Israel serve to bring forth the most costly pearl of humanity. But they crucified him, because he claimed to be the Son of God. Thereby they severed themselves at once from their contact with God and failed utterly to adhere faithfully to the God of their father Abraham. From this time on, one can detect a lack of peace, and the presence of bitterness in the history of the Jews. The promised blessing was converted into a curse. Anyone reading the story of these times finds himself confronted by a dark puzzle. It would seem as though the Jewish race had been possessed by an evil spirit, as though they had at that time discovered the first principles of bolshevism in all its horridness, which was finally brought onto the people of the world in all its hideousness 1900 years later. The people became so unreasonable that one revolution followed the other in quick succession. Nothing seemed able to check them, neither leniency nor rigidness. On many occasions hundreds, even thousands were executed in one day in order to bring them to reason, and all in vain. The Jews seemed to have lost all reason. The sect called Zelots went through the land like a band of robbers declaring a holy war. Villages were burnt to the ground. No traveler was safe.

At the gate of every city crosses were erected to which Jews had been nailed. The Jewish Zelots were now called dagger-men, because every one of them carried a deadly weapon under his mantel. They would appear in the temple and conduct themselves as though they were engaged in sacred devotion and then arise from prayer and stab their victims right and left. The conditions kept growing worse, so that the Romans, who were known as experts in the matter of subjugating people and establishing order, were at a loss to know how to master this singular people. When nothing else seemed to suffice as a remedy, the Roman government determined to make an example of these people. In the year 70 A. D., even as Jesus had predicted 34 years previously, Jerusalem was be-

sieged, the temple was destroyed and millions of Jews were slain. The few that were left were sold into slavery, sometimes so cheap that one dollar would pay the price of a Jew. Sixty years later, under the reign of Hadrian, the Jews again arose in rebellion, in consequence of which everything was destroyed and the last Jew taken from the Holy Land and sold. Every possibility for the Jews to assemble again as a nation was removed. The Jews still living were to be found only among the hired servants of the Roman Empire, and scattered like wilting leaves of a dead tree. Now finally, it appeared that the Jewish question had truly been solved for ever and ever. But this was a mistake. The Jewish problem arose again.

Just beyond the outskirts of Jerusalem in the little town of Jamnia a school (synagogue) was opened by Jochanaan. The founder of this school enjoyed the special favor of the Roman government, for all Jewish schools had been closed with the exception of this solitary one. This school was a means of saving Judaism and became the center of Jewish intellectual activity in future years. It assumed the duties of the Sannhedrin in Jerusalem, furnished the festival almanac and published the religious legal requirements for Jews. The Talmud, Mischna and Midraasch here found their origin. They were accepted as new holy scriptures and the Jews gained from these writings the inspiration which gave Judaism direction for 1800 years and unified the Jews in their new world view, and offered to them new comfort and hope. Every Jewish boy was compelled to memorize much of this literature; every synagogue and congregation was instructed in the teachings of it. Thus the Jews in all countries obtained a uniform education and laws in which they in many ways surpassed all other people. The unity of the Jewish people was thus established by Rabbi Johanaan.

Consequently it was possible for the Jewish people to again recover from the misfortunes they had sustained and to maintain a spiritual unity notwithstanding the destruction of their nationality. They spread out through all Christendom and plied their art as traders. They gathered the gold of the people and in return were continually being suppressed and robbed. Notably was this the case in Spain where they were killed in large numbers and plundered and driven from the country, but they continued to recover and grow and obtain wealth nevertheless. In great numbers the Jews populated Poland and certain parts of Russia. Here the attempt was made to keep them in check and to protect the people generally from being subjugated economically by the Jews. Consequently they were often persecuted and shamefully assassinated. In western Europe, however, affairs took an entirely different turn.

The restrictions which had hitherto prevented the Jews from taking public office and participating generally in political affairs were removed in the nineteenth century. Thus the Jews suddenly identified themselves as German, French, British, Italian and American citizens. The Jews then encouraged each other to give up their nationalism and to become thoroughly identified with the people and country where they lived. They distinguished themselves especially in western Europe as reformed Jews and prided themselves in their agnosticism and atheism, completely separating themselves from the faith of their fathers, and looked upon the former expectations of their people as a dream which should be buried for all time. Now the Jewish problem seemed really to have been solved. But, again, this was a mistake. They could not amalgamate themselves with other people as much as they desired to do so.

Thus it became manifest more and more that the Jew will ever remain a Jew. Even in his physical appearance he was easily recognized as a stranger among the western nations, and this was the case in the matter of their mode of life and their attitude toward public affairs in general.

In addition to this a great many of the eastern Jews in Poland, Russia and in the Balkan states did not abandon the religion of their ancestors. On the contrary, they adhered to the Talmud and Judaism with great determination. There among millions of eastern Jews the faith that the day of redemption would come when the Jewish national hopes would be gloriously verified, and they would see the triumphant realization of their hope as a people, was ever kept alive.

Even in western Europe the Jews soon realized that fusion with the western people could not be attained. Theodore Herzl, a German Jew of Hungary, a lawyer and author of various popular books, a man of noble turn of mind, made an attempt in 1890 to interest his people in colonization projects, having in view the establishment of a Jewish government in Palestine. In his book entitled "The Jewish State" he emphasizes the indestructibility of Jewish identity and insisted that the Jewish people could never be amalgamated with other nationalities. On this basis he demanded the establishment of a Jewish state in Palestine where they had once before immigrated and maintained an independent kingdom. That was sufficient to make Herzl the founder of Zionism.

Of course, this plan was received by a portion of the Jews with great enthusiasm, but difficulties that could not be overcome seemed to discourage the undertaking. Palestine was then under the government of the Turks, and even if the Turks would have greeted the inflow of Jewish gold into their territory, they were

not so foolish as to believe that they would escape serious difficulties if they granted privileges to the Jews and permitted them to gain a foothold in Palestine. It was clear that the Jews would also gain possession of the old temple site. By giving up this site on which the Kaaba was located they would abandon a sacred place of Islam, second only to Mecca. By doing this, the Turkish government would lose the confidence of the entire Mohammedan world.

Now, however, a great change suddenly unfolded itself which a Zionist journal declared to be the miracle of the World War, and which brought the Jews to the very doors of the achievement of their keenest hopes. The Allies, who had been united for the purpose of destroying Germany during the World War assured the Jews that they would open to them the possibility of gaining a national home in Palestine. Though many rich Jews in western Europe did not take to this notion, the great mass of Zionists, living in eastern countries and some in America, greeted this announcement with ardent enthusiasm. They believed that the return of the Jews to the Holy Land would be a happy solution of the Jewish problem.

But is that the solution of the Jewish question? If we give evidence to the words of Jesus and his apostles as recorded in the New Testament, it will be found erroneous to believe that a change of location will solve the Jewish question. True, the past and present lords of the world, Wilson and his associates, when they made their promises to Zionism, declared that by opening the way to Palestine for the Jews they were righting an injustice which had been perpetrated upon the Jews by the Romans when they destroyed their nationalism. But according to passages in the New Testament we do not believe that the question of righting certain wrongs, recorded by world history, is involved, for no lesser one than Jesus himself has foretold the judgment of God upon the Jews, because of their stubbornness and stiff-necked opposition to God. Jesus and the Apostle Paul look forward to a day of grace when the Jews may again be received into favor. But Paul emphasizes that this grace is contingent on the conversion of the Jewish people to God and to the Crucified Saviour. The last word that Jesus spoke at the temple just previous to his death is as follows: "Ye shall not see me henceforth, until ye shall say, Blessed is he that cometh in the name of the Lord."

Is anything like that to be noticed in the present movement of Zionism? Not in the least. It has never been permissible to mention the name of God in any Zionist announcements. Zionism is not a religious movement. It is simply an attempt to attain Jewish nationalism. Never has there been heard in the speeches of

Zionists the slightest allusion to penitence or acknowledgment of guilt. On the contrary, they constantly indulge in self-glorification and self-praise, designating themselves as the best and most genial of all people. The two facts that distinguished Judaism when Jesus was abandoned are to-day just as prominent as ever. The first of these is the expectation that the Jewish kingdom was to be purely a terrestrial establishment with the capital at Jerusalem. The very fact that Jesus did not emphasize the worldly aims of the Jews, but declined the kingship of their kingdom, for the simple reason that he did not come to establish a world kingdom, was sufficient to cause the Jews to abandon the Saviour. Christ's declination to accept the crown from the Jews was one of the main reasons why he was led to Calvary. The second fact to be noted is the ardent hatred of Christians by Jews as it is nourished by the Zionists and the Talmud Jews. In no way can a Jew bring upon himself the holy hatred of his own people more effectually than to confess his faith in Jesus and say, "Blessed be he that cometh in the name of the Lord."

And now the Entente powers passed a resolution to correct the greatest injustice, the Divine judgment passed upon the Jews, by returning to them Palestine as their homeland, believing that they are thereby solving the Jewish problem. This is a gross error. As though a change of location could solve the Jewish question. It would be just as reasonable to assume, that, if a sick person were put into another bed, he would recover from his illness. Even though this were a golden bed, it would not be the proper remedy. If the cause of the ailment is not removed, the change of bed will not bring about a cure. Even so it is with the Jews. As long as there is no repentance, no acknowledgment of transgression, as long as they entertain hatred for the name of Jesus, so long there can be no peace, even if millions of them were to emigrate to Palestine. Furthermore, the large majority of Jews do not think of ever emigrating to Palestine. It would be a physical impossibility. The Holy Land could not harbor more than one-fourth of the Jews scattered all over the world at the present time. The total Jewish population is approximately 14,000,000. At the time of David and Solomon Jewish population was much smaller. Even though Palestine should offer an opportunity for all, the larger part would never think of returning to Palestine. They desire to stay where they are, where they are getting along well and doing successful business. The riches they are gathering in the western countries are not to be found in Palestine. Only a fraction of the Jews in the East are eager to settle down in Palestine and there establish their nationality for the sole purpose of giving to the Jews a background for political power, and ambassadors at the courts of world

powers. The Jews, even though the plans of the Zionists should be carried out, would remain substantially just as they are today, scattered in all parts of the world. They will, if we are to place credence in the words of Jesus, remain a people devoid of peace and are unfortunate, notwithstanding their accumulation of gold. They will be without home, merely tolerated by the people with whom they sojourn. One of their greatest prophets said: "Behold, I am against thee, saith Jehovah of hosts, and I will uncover thy skirts upon thy face; and I will show the nations thy nakedness, and the kingdoms thy shame. And I will cast abominable filth upon thee, and make thee vile, and will set thee as a gazing stock."

The Jews still adhere to the same animosity which brought about the sad abandonment of Christ and as long as they do not return to him, the change of location will not bring about a change of their characteristics. Even though Palestine were a Paradise to which they would take a liking, their settlement in that country would not bring about the solution of the Jewish problem. This problem will not be solved until Israel is converted. This promise, however, is held aloft as the only hope.

IF THE CHURCH WANTS PEACE

By Karl M. Chworowsky, Elmhurst, Ill.

Men everywhere are scanning the political horizon with apprehension and growing uneasiness. As I am writing, the black clouds of war are lowering with fearful aspect. Every day new portents of disaster appear, frightful flashes of potential catastrophe flare forth, and ominous rumblings of an impending cataclysm add to the terror in the minds of men who sense the coming of a storm they can neither avert nor escape.

How quickly and treacherously that glorious sense of security has forsaken us in which our consciences were so cosily cradled during the years of the war, when the sweet voices of democracy and patriotism choired about the "war to end war" and the ubiquitous fourteen points played drum-majors to the marching hosts of the "crusaders against Kaiser and Militarism." Today a sickening sense of disillusionment and impotence tells us that these dulcet tones were siren-voices, that the visions of yesterday were Fata Morganas, and that the drumbeats of democracy were nothing more than the crude tom-toms of a primitive superstition.

We have seen the last war stalk ruthlessly over all that was deemed sacred and precious in our lives. The covenants of diplomatic conferences, the conventions of tribunals, and the sanctions of treaties were brushed aside like cobwebs. The machinery of

alliance and agreement, the stipulations and guarantees of law and honor broke down at the initial test imposed by the emergencies of actual conflict, and the safe-guards provided for national sovereignty and integrity were smashed by the first onslaught of the juggernaut of war. This disillusionment of the world-mind at seeing the bulwarks of its economic hopes and the fortresses of its political faith collapse like card houses was insignificant, however, compared with the disappointment that followed when men had to face the appalling revelation that even the moral and religious forces in the world had been powerless to prevent the outbreak of hostilities and were equally helpless to influence in any noticeable degree the methods and the conduct of war.

The organization of international agencies for the prevention of war or for the control and lessening of its horrors and extremeties had not advanced to that point where public opinion and the international conscience were willing to acquiesce in the sufficiency and reliability these instruments seemed to promise. It was commonly granted that these attempts at war-prevention and control were at the best in their initial stages and that time and patience were required to test their efficiency. When, therefore, the provisions and concessions of conference and alliance failed, there was disappointment, to be sure, but the heart of the world was not broken. Man had really known better than to pin his faith to a gamble on the diplomatic roulette or to entrust his national welfare to the grand lottery of international intrigue. On the other hand, it was another thing when at the first trumpet-call to arms those moral influences and spiritual forces refused to function on which civilized mankind had stalked its hope for the preservation of peace and equity.

The great fraternal orders in Christendom had for centuries preached the brotherhod of man and the unreasonableness of war; the hands of organized labor had reached across national boundaries and sworn fidelity to the common interests of the common people everywhere and had declared all war fratricide; the great heart of universal motherhood had found its voice to speak unmistakably against the futilities of glorified slaughter; champions of democracy and political liberty had loudly proclaimed that the new era of equal suffrage would prove a most effective barrier against war; and the prophets of the new knowledge and science had insisted that even though war might not be outlawed at once there would undoubtedly occur an awakening of the popular mind to a finer sense of sportsmanship during war, to a keener realization of the ultimate uselessness of military force, and to the desirability of arbitration.

Neither the much vaunted solidarity of labor, nor the laudable program of fraternalism, neither the efforts of political liberals, the professions of champions of new thought, nor the warning intuitions of womanhood availed in the great crisis. What there was of frantic action, individual and mass, of pathetic appeal and hysterical resolution up to the eleventh hour was entirely nullified in effect by the complete breakdown of all intellectual and moral restraint when the deluge came.

In that terrible hour men turned to the church of Christ. As never before in the history of man did the church grip the imagination of the multitudes, did worshippers wait so feverishly and frantically for the redeeming word and for the sacrament of assurance. The churches were thronged in those days of awful expectation. Men, women, and children prayed with the agony of Getnsemane that this cup might pass from them. And the churches were crowded even after war had been declared. There was still a hope, a strangely persistent hope, that, though unable to check the inundation of war, the church might yet prove the place of refuge and the haven of shelter and solace amid the increasing hysteria and insanity of the reign of terror.

Men looked for the blessed cross to be raised by earnest apostles and saints in exorcism of the ugly demons of violence and murder; they listened for words of restraining counsel and consecrated wisdom, and they looked to the spiritual leaders of the world, to the Christian preachers and teachers, for the inspiring example of a higher loyalty.

These hopes and pathetic expectations were tragically disappointed. The cross was not raised against its ancient foe, no assuring voice spoke the miraculous "peace, be still," and the utter lack of moral vision and the bold pretenses of the hypocritical in the church proved beyond a doubt that even this institution had failed pitifully in the crucial emergency.

The Christian pulpit that had so earnestly prayed for peace a few days ago was now as assiduously intent upon promulgating the gospel of hatred and malevolence. It was suddenly so convenient to recall the words "render unto Caesar" and to forget their supplement "and unto God." Without any apparent pains of adjustment it became quite the natural thing for the theological mind to identify war with obedience to constituted authority and both of these with love for Christ, particularly when political non-obedience carried with it such highly undesirable and embarrassing consequences.

The church had again made a spectacle of itself and a mockery of its God. It was the supreme hour of humiliation. If in the

crusades and in the religious wars of the middle ages, if in the petty divisions and schisms of modern times the church had played the role of the denying Peter, in this hour of ultimate test and unique opportunity it had turned Judas. No more scathing an arraignment and conviction of church-christianity can well be imagined than the complacent impudence with which governments and rulers accepted the proffers of wartime aid and co-operation from clergy and laiety. No greater contempt did ever scribe or pharisee heap upon the sacred head than that which was brought upon the repute of Christendom by the sneers of diplomats and military men who dared boast that no church anywhere would venture to follow the dictates of its conscience and convictions where these might be opposed to the interests of their government and where the temporal powers demanded unqualified obedience.

With but few exceptions there was no creed, no denomination that was not steeped in the blood of fratricide; no voices were raised to protest against this crime of the ages. And how utterly humiliating it must seem to the proud Protestantism of our day when it realizes that finally, when the silence was broken, the only voice raised in the name of Christ for peace and reconciliation, the only one speaking with a measure of authority and with noble fearlessness and directness, came not from the high places of Evangelicalism but from the Vatican.

It has been said that the church could never atone for this apostasy. When peace came and men began to think clearly and to appraise the price paid for their folly, the realization of the ruin and devastation caused by the spiritual vandalism of the war seems well nigh incalculable and almost impossible of repair. But nowhere is the optimism that "hope springs eternal in the human heart" so well founded as in the realm spiritual. Recalling the simple confession that "the church has frequently erred and been corrupted, but that its future perfection is certain according to God's promise," honest Christians everywhere refused to believe that the Christianity of war-days was the Christianity of Christ or that the attitude of church-folks in those days represented the true spirit of the "one holy, universal church." Notwithstanding the tragic fiasco of Christian leadership in war-days, undaunted by the failures of accepted Christian morality, men are again looking to the church for counsel and guidance in the crises of life.

I believe that there is in the world today less interest in the League of Nations, less enthusiasm for the international court at the Hague, less trust in the means and ways of diplomatic negotiation than there is genuine faith in the intrinsic ability of the church of Christ to meet squarely and to solve effectively the vital

issue of war. Surely the signs of a revival in the church are unmistakable. Ever since the days of the armistice, the church has been in the front ranks of those who demand that a new way be found for the prevention and outlawing of war. Nowhere is the cry for action so insistent, nowhere is hope so daring, nowhere faith so aspiring as in the churches. It is assumed with naive disregard of our former failures and transgressions that the church can have peace if it wants it, and just now few would contend that the church does not want it. If there is any doubt in the minds of Christian people today as to the issue of the peace propaganda now going on, this doubt is concerned less with the object of the anti-war movement than with specific phases of method and leadership. The importance of these can not easily be overestimated. The failures of the past were primarily due to faulty methods and to lack of able leadership. That the church carries within itself all the necessary spiritual dynamic and moral energy for the complete overthrow of war and war-forces, no Christian will doubt; that the application of these forces and energies is to a great extent a matter of method and personal initiative is equally indisputable.

Now it appears from the peace-programs of the present hour that nothing is lacking to assure success except a new orientation as to method and leadership. Just this may be not only the one thing needful but the most important thing as well. It is a simple expedient of human nature to discard those instruments and implements that failed to function properly when most needed. The old ways and means of peace-work seem, when judged by their results in recent emergencies, to have disclosed fundamental weaknesses and serious disabilities; similarly the leaders of former days have plainly demonstrated their unfitness and the evident incapacity of their moral and spiritual fiber. Would it not, therefore, seem the simplest expedient in our campaign for peace to make those corrections in method and those changes in leadership that seem to patently necessary?

As one reads the pronouncements and resolutions, the appeals and exhortations of representative organizations in the movement against war like the Federal Council of the Churches of Christ or the World Alliance for International Friendship Through the Churches, it becomes increasingly clearer that their ideas as to procedure and program are still related to the primitive superstitions of man's spiritual infancy, to the ecclesiastical hokus-pokus of the middle ages, and to the strange vagaries of an antiquated sophistry. Likewise the directing intelligences in these organizations represent for the greater part not the quickened conscience of a regenerated church, not the revival of spiritual responsibility, but that old type

of christian militarism, that ancient bias of "national religion" that has been so thoroughly discredited in the world-war. Is it not reasonable to assume that if the church submits to this sort of personal direction and counsel the old tragedy will repeat itself when again war challenges the forces of Christendom?

What is needed first of all in the churches of Christ today to assure even a modicum of success in the warfare against war is a *complete change of heart among* Christian leaders and followers. This change has, to all appearances, not taken place. Neither the guiding spirits of such prominent groups as mentioned above nor the average clergyman and church-member have as yet given evidence of that conversion that is supremely necessary if our labors for peace are to be more than the vain machinations of empty heads and the questionable practices of shallow hearts.

Just at present the moral and spiritual poverty in the church is appalling. Not all the earnest desires for a quickening, nor the anxious prayers for revival can alter the fact that at the bottom of all our pious wishing and pew-mouthing lies that same indifference of spirit, that identical inconsistency of mind that made us willing accomplices in the terrible debauch of the late Bartholomew Night.

The church can have peace if it wants it; we do not doubt that it wants it, but we do doubt whether it is anymore ready today then seven years ago to pay the price.

A recent editorial in a prominent American religious journal takes this pessimistic view: "God has never heard the church's prayers for peace. He cannot hear them, for they are not directed to him—they are directed to the lesser gods of the tribe, gods of prejudice and self-interest, but not to the Father God whom Jesus knew."

An indictment as terrible as it is true, for if one thing seems obvious through all our noise of advertising and publicity in the matter of peace propaganda, it is this that the prayers we offer for peace are still adulterated with the old reservations of national pride and prejudice, that our resolutions and declarations are still qualified by the selfish interests of "my country," and that all our enthusiasm for the great cause of world-peace never rises above the level of cave-man intelligence and tribal loyalty.

The editorial quoted above goes on to say that most of our "peace-talk shows that the church's mind is not in the slightest degree higher than the level upon which all secular and pagan thinking goes on. "This is the inevitable impression gained from the public and private statements of prominent church-men and spiritual leaders. I have yet to hear one of them who feels the slightest inclination to regret our part in the past war or to deplore his own part in that ungodly and murderous business. On the con-

trary, there is the same assumption of the 'righteousness" of our cause and that of our allies, the old illusion that war can aid in the progress of things, the familiar harping on the thread-bare commonplace of "patriotism and duty to humanity," and all that goes with current platitude and flatulent verbosity to show that peace-talk in the churches has degenerated to the level of a theological patois as irritating as it is anachronous.

The spellbinders in the Federal Council and World Alliance, they who today are posing as the apostles of peace and international understanding, are by their own profession and conduct during war-days most decidedly disqualified for the very role they now assume. These men have had no change of heart, at least there is nothing to indicate it. Their gospel of "a hundred percent Americanism" made possible our participation in the war, it prolonged the conflict, and aided in perpetrating that most grotesque crime of the ages, the peace of Versailles. Yet we hear nothing from these men to warrant our believing that they would hesitate to do the same thing under circumstances. Their fervid protestations of peace and goodwill are based on the same fallacies that permitted them seven years ago to "switch" allegiance at a moment's notice from Christ to Mars.

(To be concluded)




Editorielle Aeußerungen.

Die „periodische" Lektüre des Pastors.

Wir haben das Wort „periodisch" in Anführungszeichen gesetzt, weil es ja im Deutschen in dem Sinn, in dem wir es gebrauchen, ungewöhnlich ist. Wir denken an des Pastors Gebrauch der periodisch erscheinenden Zeitschriften, sei es der wöchentlichen oder der monatlichen. Er kann ohne dieselben nicht auskommen, denn die Zeitung, deren editorielle Artikel von Tag zu Tag geschrieben werden müssen, ermangeln der nötigen Zuverlässigkeit und Reife des Urteils. Bei wöchentlichen oder monatlichen Blättern kann man in der Beziehung mehr erwarten.

Die meisten evangelischen Pastoren halten das „Theologische Magazin," und die Zeit mag nicht fern sein, wo sie alle Leser desselben werden. Aber daneben wird man das Bedürfnis haben, auch mit der sonstigen periodischen Literatur einigermaßen bekannt zu sein. Schon um der allgemeinen Zeitverhältnisse willen. In Europa und hier sind Dinge am Werk, die weltgeschichtliche Bedeutung haben. Außerdem sind es Dinge, die uns persönlich, ob wir hier geboren sind oder drü-

ben, außerordentlich nahe angehen. Wer da ein innerlich wenig beteiligter Zuschauer ist, mag sicher sein, daß ein wesentlicher Teil seines geistigen Menschen nicht genügend entwickelt ist. Ueber diese Angelegenheiten sucht der Pastor Licht bei solchen, deren Beruf und Begabung die Augen geschärft hat.

Zu wessen Urteil nun kann er Vertrauen haben? Was die äußere Politik anbelangt, so kann man da ein unfehlbar sicheres Kriterium aufstellen. Die Zeitschrift, die auch nur eine neutrale Stellung der französischen Politik gegenüber einnimmt, sollte von uns durchaus gemieden werden. Frankreich hat sich durch seine militaristische, jeder menschlichen Rücksicht bare Politik moralisch isoliert. Wer den Kurs der französischen Regierung verteidigt, von dem kann man sicher sein, daß er entweder im französischen Sold steht, oder unter das Wort des Herrn fällt: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!

In der inneren Politik ist die Sache nicht so einfach. Natürlich man könnte sagen: Die Presse, die im Dienste des Kapitals steht, ist vom Uebel, und diejenige, die die Interessen der Arbeiterwelt vertritt, sollte von jedem Pastor unterstützt werden. Ohne Zweifel gibt es unter uns solche, die diesen Standpunkt einnehmen. Doch will es uns scheinen, als sollte man nicht so unbedingt auf die eine oder andere Seite sich stellen. Die kapitalistische wie die Arbeiterpresse sind beide der Versuchung ausgesetzt, alles vom einseitigen Gesichtspunkt des Klasseninteresses anzusehen. Wir in Cleveland erhalten hier viel Literatur zugeschickt, die gegen den sog. „Closed Shop“ agitiert. Sie versucht uns, mit einem heilsamen Abscheu gegen alles „Radikale“ zu erfüllen, hat auch u. a. Worte scharfen Tadels gegen das soziale Programm der Kirchen. Natürlich, da merkt man gleich den Pferdefuß und wird solche Pamphlete ohne viel Beachtung in den Papierkorb werfen. Aber auch sozialistische Unternehmungen wenden sich an uns und bitten um Unterstützung für ihren Klassenkampf. Der sel. Rauschenbusch würde wahrscheinlich auf die meisten solcher Blätter abonniert haben; wir aber haben unterdessen mit der materialistischen und kommunistischen Natur der Arbeiterbewegung so viel Bekanntschaft gemacht, daß uns Zurückhaltung angemessen dünkt.

So werden wir uns mehr an die Blätter halten, die beiden Seiten gerecht zu werden suchen. Um Namen zu nennen, so liest der Schreiber dieses lieber die „New Republic“ als die „Nation,“ welch letztere uns etwas zu sehr von Bewunderung der Bolschewisten erfüllt zu sein deucht. Auch die „World Tomorrow“ scheint uns zu radikal und einseitig zu sein, so sehr wir auch ihr Programm der Weltbefriedung und Völkerverbindung begrüßen. In diesem Zusammenhang können wir nicht unterlassen, auf „La Follettes“ hinzuweisen, das unter unsern Pastoren viel Leser hat. In Wisconsin ist das ein Name, auf den

man stolz ist, und man hat Grund dazu. Einen konsequenteren und furchtloseren Vorkämfer für das Gemeinwohl und gegen besondere Klassenvorrechte haben wir vielleicht nie gehabt. Was wir an ihm und seinem Magazin auszusetzen haben, ist, daß es sich ausschließlich auf diesen inneren Kampf beschränkt und die Welt im übrigen in ihrem Fett schmoren läßt, oder vielmehr der Selbstzerfleischung preisgibt. Wir haben dies „La Follettes" mehrfach vorgehalten, aber keine Antwort erhalten! Das schien uns sehr bezeichnend.

Nun gilt es aber noch manche Magazine, deren Stellung uns keine Achtung abgewinnt, die man aber, will mann sich allgemein informieren, doch nicht gut ignorieren kann. In erster Linie kommt da das „Literary Digest." Während des Krieges und nachher war es ein Blatt, das wir nicht geschenkt hätten haben mögen. Es ist aber von solchem Einfluß, es bietet so viel, es hat sich einen solchen Platz bei dem halbwegs gebildeten Amerikaner erworben, daß man doch von Zeit zu Zeit hineinsehen muß. Aehnlich geht es manchen mit der „Review of Reviews." Das „Atlantic Monthly," sehr gut bedient und von oft gediegenem Inhalt, ist bei den „Intellektuellen" hoch angesehen; uns persönlich hatte es stets einen zu literarischen Charakter und griff zu wenig hinein ins volle Menschenleben. Es schwebte zu sehr auf den Höhen und gab sich zu wenig mit den so sehr realen und ins Alltägliche eingreifenden Kämpfen der Menschen ab.

Auch zur Unterhaltung wendet man sich oft zu einer gewissen Klasse von Magazinen. „The American Magazine," mit seiner Spezialität of „men who have done things," hat häufig inspirierenden Charakter und liefert gute Illustrationen für den rednerischen Gebrauch. Nur steht das Dollarzeichen zu deutlich im Leben seiner „erfolgreichen" Männer. Die besten „Short Stories" findet man u. E. in der „Saturday Evening Post," einem Blatt, das wie die andern Publikationen der Curtis Publ. Co. sonst einen ganz kapitalistischen Charakter hat und seine Propaganda sogar in die Geschichten und besonders in seine ebenso gefährlichen wie schlagenden „Cartoons" hineinträgt. Doch der Pastor muß zuweilen etwas Nervenentspannendes oder Humoristisches lesen, und das findet er hier.

Mit den kirchlichen Blättern, resp. theologischen, sind wir mehr oder weniger vertraut. Zuerst wollen wir das „Christian Century" nennen, das manche unsrer Pastoren gern lesen. Es ist politisch liberal, den Arbeitern freundlich (s. die Spezialartikel von Alva Taylor); es verdammt den Frieden von Versailles. Theologisch ist es recht freisinnig, den „Fundamentalists" nicht gewogen. Jungfrauengeburt und Versöhnung durch das Blut Christi sind ihm antiquierte Vorstellungen. Die Evolution im Sinne der Affenabstammung kann nach ihm wohl mit dem christlichen Glauben bestehen. Dennoch ist es ein vielgelesenes Blatt und arbeitet stark für eine Annäherung der

Kirchen. Uns gefällt gut die „Methodist Review," positiv gerichtet, natürlich mehr für Methodisten berechnet. Besonders trefflich sind seine Artikel über deutsche Theologie, gewöhnlich von Van Pelt.

Die „Biblical World" und das „Journal for American Theology," von der Chicago Universität herausgegeben, sind stark kritisch, vertreten etwa den Standpunkt der deutschen liberalen Theologie, obwohl sie während des Krieges nicht die letzten waren (Shailer Mathews, Dean of the Divinity School!), den gottlosen Deutschen etwas am Zeuge zu flicken. Aber die Professoren waren es ja — neben den Finanziers — die uns in den Krieg trieben.

Damit wollen wir unsern Ueberblick schließen. Er ist durchaus nicht vollständig, noch erschöpfend. Es wäre interessant, von andern über andere Blätter zu hören, oder andere Urteile über die von uns genannten. Nicht ohne großen Nutzen wird der Pastor die Lektüre wohl ausgewählter Journale betreiben.

Die Kirchen und die Politik des Landes.

Es galt früher bei uns für eine Selbstverständlichkeit, daß die Politik nicht auf die Kanzel gehöre, daß also auch die Kirche keine Politik treiben solle. Das war — in dieser Allgemeinheit — der uns von den Vätern überkommene Standpunkt. Man erinnert sich, daß wir z. B. hinsichtlich der Temperenz-, resp. Prohibitionsbewegung, diese Stellungnahme stets behauptet haben. Die englisch-amerikanischen Kirchen haben durchaus anders gestanden. Sie haben, wie es in der Natur des Kalvinismus liegt, das öffentliche Leben, auch das politische, nach Möglichkeit zu beeinflussen gesucht. Die Tendenz, das sittliche Leben des Volkes durch Gesetze und Einrichtungen zu schützen oder zu fördern, ist von Anfang an echt kalvinistisch gewesen.

In Zukunft wird es auch bei uns darin anders werden müssen. Seit wir zum „Federal Council" gehören, können wir unsre alte Tradition in dieser Sache nicht mehr festhalten. Ein deutlicher Beweis dafür war die Annahme der sog. „Social Ideals of the Churches" auf der Generalkonferenz zu New Bremen (s. Prot. S. 363). Dieselben verpflichten uns zur Verbreitung des sozialen Programms des „Federal Council." Es heißt da:

"The Church must be the conscience of society in the social problems of our days," und "the principles of the Gospel of Christ must be applied to the wider relationships of life, in order that the spirit of Christ may live in human society as well as in individual souls."

Im Folgenden nehmen wir dann im einzelnen sehr spezifische Ziele des ökonomischen Kampfes als die unsern an. Mit andern Worten, *die Synode hat sich für Sozialpolitik erklärt!*

Es ist bekannt, wie sehr die soziale Arbeit der Kirchen das rote Tuch für den Kapitalismus gewesen ist. Das „Interchurch World Movement“ ging hauptsächlich deshalb in die Brüche, weil es die „United States Steel Co. Investigation“ unternommen und die schmähliche Ausbeutung der Stahlarbeiter bloßgelegt hatte. Das konnten ihm die Trustmagnaten nicht verzeihen und entzogen ihm die erwartete Unterstützung.

Ebenso sind die giftigen Ausfälle und Drohungen nicht vergessen, die von der Geldmacht gegen das „Federal Council“ unternommen wurden, um es zum Aufgeben eben jener „Social Ideals“ zu veranlassen. Diese Angriffe haben glücklicherweise den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Auch bei uns wurde gelegentlich jenes Beschlusses auf der Konferenz eine Laienstimme laut, die uns vor einem Bündnis mit dem Sozialismus warnte!

Was die äußere Politik anbelangt, so stellten sich beim Ausbruch des Krieges die Kirchen des Landes, wenigstens die im „Federal Council“ vertretenen, der Regierung vollständig zur Verfügung, freilich nicht ohne Aufstellung eines herrlichen Programms. Man lese:

"The hour lays upon us special duties: To keep ever before the eyes of ourselves and of our allies the ends for which we fight;
to hold our own nation true to its professed aims of justice, liberty and brotherhood;
to testify to our fellow-Christians in every land, *most of all to those from whom for the time we are estranged,* our *consciousness* of *unbroken unity in Christ;*
to be vigilant against every attempt to arouse the spirit of vengeance and unjust suspicion toward those of foreign birth or sympathies;
to protect the rights of conscience against every attempt to invade them . . . (Report of Special Meeting of F. C., Washington, D. C., May 7—9, 1917, p. 23).

Beim Durchlesen dieses Schriftstücks überläuft es einen heiß und kalt, denn jeder einzelne von diesen so schönen und christlichen Grundsätzen ist von den Kirchen in den Staub getreten worden, und es war wohl an der Zeit, daß die Bischöfe der Methodisten auf ihrer Konferenz zu Baltimore (am 18. Nov. 1922) ihre Kirche zur Buße aufriefen "for whatever share we have taken in the defense and support of un-Christian programs of power" (s. „Rundschau,“ Theol. Mag. März 1923). Bischof Cranston von Cincinnati sagte sogar: "The churches of America endorsed the draft, believing that it was a holy crusade to end wars. It was a *terrible disappointment.*"

Beim Beginn des Krieges wurde vielfach gesagt, die Kirchen hätten in dieser Weltkrisis **versagt**. Unsre Generalkonferenz (1917)

sagte dazu: „Mit unserm ehrw. Präses bekennen wir fröhlich (von uns gesperrt gedruckt. Der Red.): Die Kirche Christi hat nicht versagt in dem gegenwärtigen Völkerringen, denn a. es gibt kein christliches Volk im vollen Sinne des Wortes, b. die Kirche als solche hat überhaupt keine Stimme gehabt bei der Entscheidung.“ Wenn wir jetzt darüber abzustimmen hätten, würden wir auch wohl so fröhlich bekennen? Gerade die Tatsache, daß die Kirche gar nicht gefragt wurde und sich auch gar gar nicht meldete, war ein Zeichen ihres völligen Versagens. Hätte sie entschieden für Frieden Stellung genommen, so wäre es gar nicht zum Krieg gekommen. Wie groß ihr Einfluß ist, wenn er nachdrücklich eingesetzt wird, zeigt die „Washington Disarmament Conference.“ Dieselbe wird als ein großer Triumph der Hardingschen Administration angesehen, aber es war der ungeheure Druck von den Kirchen, der den Präsidenten zum Handeln drängte.

Daß die Kirche, insbesondere das „Federal Council,“ nach dem Kriege völlig versagt hat, weiß jedermann. Sie hat, von jener Baltimore Konferenz abgesehen, nicht öffentlich zur Buße aufgerufen für die grobe Uebertretung ihrer eigenen Prinzipien. Sie hat nie als solche den Schandfrieden von Versailles, der doch das absolute Gegenteil unsrer Ideale war, verurteilt. Sie hat nicht einmütig und öffentlich den französischen Imperialismus ebenso verurteilt wie einst den angeblichen deutschen. Sie hat sich für die Armenier kräftig in die Schanzen geworfen — was wir durchaus nicht tadeln wollen — aber für die Deutschen hat sie nichts getan; als wenn uns die 40 Millionen evangelischer Deutsche, durch tausend Bande des Blutes wie des Glaubens mit uns verbunden, nicht näher ständen als die paar Millionen Armenier.

Hätte die Kirche in allen diesen Dingen ihre Pflicht getan, so ständen nicht französische Sklavenvögte im Ruhrtal, so würde sich Washington nicht in Schweigen hüllen, so wäre die Rekonstruktion der Welt längst im Gange, statt daß sie mehr in Frage stünde als je.

Unser eigner Einfluß im „Federal Council“ ist so gering, daß er gar nicht wiegt. Das einzige, was wir tun können, ist also, daß wir als einzelne Pastoren oder Gemeinden (oder Distrikte) den Präsidenten oder unsern Kongreßvertreter bestimmen, ihren moralischen Einfluß zu gebrauchen, sowie durch Kongreßbewilligung der Not der Völker steuern.

Wollte einer aus unsrer Erörterung den Schluß ziehen, daß wir also am liebsten unsre Hände aus der Politik lassen sollten, weil es am letzten Ende doch nicht hülfe, so würden wir ganz entgegengesetzter Meinung sein. Im Gegenteil, hätte ein jeder Pastor auch nur seine Pflicht getan durch öffentliche Eingaben, unterstützt durch die Unterschriften seiner Gemeinde, so würde der Erfolg ein überraschender gewesen sein.

Ist die Kirche, wie oben grundsätzlich behauptet, das Gewissen des Volkes, so muß sie auf die eine oder andre Weise ihre Stimme erheben, damit eine erleuchtete Erkenntnis das schlafende Verantwortlichkeitsgefühl wecke und starke Appelle es zum Handeln treiben.

Für diejenigen, welche gern wissen möchten, wie ein

Deutsches Doktordiplom

aussieht, sei das dem Redakteur von Gießen zuteil gewordene hier abgedruckt:

Mit Gott

Unter dem Rektorat des ordentlichen Professors der Rechtswissenschaft, Dr. jur. Otto Eger, ernennt die theologische Fakultät der Ludwigsuniversität durch ihren Dekan Professor Dr. theol. Hans Schmidt den Pastor in Cleveland (Ohio),

Hugo Kamphausen,

den verdienten Herausgeber des „Magazins für Evangelische Theologie und Kirche," der die Kenntnis deutscher Theologie den Geistlichen der Deutschen Evangelischen Synode vermittelt, den verständnisvollen Beobachter deutschen kirchlichen Lebens,
den treuen Hirten seiner Gemeinde,
ehrenhalber
zum

Doktor der Theologie.

Zum Zeugnis dessen ist gegenwärtige Urkunde ausgefertigt worden.
Gießen am 1. Januar 1923.

Der Rektor — Der Dekan
Dr. jur. Otto Eger. (Siegel.) D. Hans Schmidt.

Verschiedenes.

Dank. Denen, die so freundlich waren, dem Redakteur zu der ihm verliehenen Doktorwürde zu gratulieren, sei an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen. Der Redakteur.

Sammlung für Gießen. Die Sammlung des „Magazins" für Gießen hat soweit annähernd die Summe von $50 erreicht. Es wird gehofft, daß der in Aussicht genommene Totalertrag recht bald zur Verfügung stehen möge. Das Bedürfnis ist dringend, und das „Magazin" erachtet es als eine Ehrenpflicht, ihr nach Kräften zu steuern.

Reichskanzler Cuno an den Redakteur.

Berlin, den 27. Januar 1923.

An Herrn Dr. H. Kamphausen,
Editor des Theologischen Magazins,
9807 Cudell Ave., Cleveland, Ohio.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Für Ihre in schwerer Stunde des deutschen Volkes an mich gerichteten Worte vom 12. Januar sage ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank.

Mit Ihnen bin ich der Ueberzeugung, daß es notwendig ist, die breite Oeffentlichkeit, insbesondere der Vereinigten Staaten und Englands, über den gegen uns geführten Kampf aufzuklären, der die Vernichtung des deutschen Volkes bezweckt. Was in dieser Richtung von hier aus geschehen kann, geschieht. Die hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten sind jedoch außerordentlich groß, und man kann sich häufig der bitteren Empfindung nicht erwehren, daß weite Kreise des Auslandes noch unter dem Banne der gegnerischen Kriegspropaganda stehen und daher nicht oder nicht voll erkennen, worum es heute für Deutschland geht. Diese Stimmung behindert naturgemäß unsre Versuche, die Erkenntnis in der Welt zu verbreiten, daß wir in unserm ehrlichen Bestreben, unsre wirtschaftlichen Vertragsverpflichtungen zu erfüllen, die Grenze der Leistungsmöglichkeit bereits überschritten haben. Sie hindert die Erkenntnis der wahrhaft verzweifelten wirtschaftlichen Lage Deutschlands und des französischen Vernichtungswillens.

Gebe Gott, daß es Ihnen, sehr verehrter Herr Doktor, gelingen möge, die Wahrheit in Ihren Kreisen zu verbreiten, und daß sich zahlreiche Männer in den Vereinigten Staaten finden möchten, die willens und in der Lage sind, im gleichen Sinne zu wirken. Dann hege ich die Hoffnung, daß das augenblickliche Ringen, von dessen Schwere ein Fernstehender sich nur schwer eine Vorstellung machen kann, zu einem glücklichen Ende für das deutsche Volk führt.

In ausgezeichneter Hochachtung Cuno.




Kirchliche Rundschau.

† Ernst Troeltsch. †

Ernst Troeltsch, geboren 1865 in Augsburg als Sohn eines Arztes, 1891 Privatdozent in Göttingen, 1892 Professor in Bonn, 1894 in Heidelberg, 1908 war er vom Kultusministerium zum Nachfolger Pfleiderers an der theologischen Fakultät in Berlin ausersehen. Die Berufung scheiterte an dem Einspruch der Fakultät. 1915 wurde er dann an die philosophische Fakultät in Berlin als Professor für Philosophie berufen. Er war Doktor aller Fakultäten.

Troeltsch war ein Mann von ungeheurem Wissen, von sprühender Lebhaftigkeit und von unerschöpflich reichen Gedanken. Sein Interesse galt gleichmäßig der systematischen Theologie, der Geschichte und der Philosophie. Und alle drei Gebiete verdanken ihm eine Fülle von Anregungen, obwohl er das von ihm erwartete große religionsphilosophische Hauptwerk nie geschrieben hat. Was wir von ihm haben, sind, außer einer Fülle von inhaltreichen Abhandlungen und kleineren Schriften, zwei Bände „Gesammelte Schriften," von denen der erste, „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen," besonderes Aufsehen erregt hat.

Daß Troeltsch schließlich als Mitglied der philosophischen Fakultät seine Laufbahn beschlossen hat, war kein Zufall. Theologe im strengen Sinne des Worts ist er nie gewesen. Dazu fehlte ihm allzu sehr die positive, religiöse Einstellung. Wo er sich theologischen Fragen aus der Geschichte und Gegenwart zuwandte, war es immer die ethisch-soziale Seite und daneben die philosophisch-verstandesmäßige, die ihn fesselte. Namentlich der Calvinismus und die englischen Sekten hatten es ihm angetan. Was er über deren Art geschrieben hat, die eigentlich religiösen Dinge durch den Prädestinationsgedanken zu erledigen und sich dann mit voller Kraft der Bewältigung sozialer und sittlicher Lebensfragen zuzuwenden — das gehört zu seinen besten Leistungen. Troeltsch besaß eine außerordentliche Gabe, das Fortwirken großer Lebenskräfte, z. B. der stoischen Philosophie, der Ethik Augustins, des alten Naturrechts u. dergl., in der Geschichte der Kirchen und der Völker aufzuzeigen. Aber darin lag die Gefahr, daß sich unter seinen Händen alles in geschichtliche Relativitäten auflöste. Die Absolutheit des Christentums konnte vor solchen Betrachtungen nicht mehr bestehen. Das hat sein Verhältnis zu Theologie und Kirche schwierig gemacht. Man bewunderte ihn, man lernte dankbar von seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten — aber ein inneres Verhältnis zu ihm hatte doch nur ein kleiner Kreis von liberalen Theologen, der sich um die „Christliche Welt" gruppierte.

Nach der Revolution war Troeltsch demokratischer Abgeordneter und parlamentarischer Staatssekretär im Kultusministerium. In dieser Eigenschaft trieb er eine Kirchenpolitik, die darauf hinauslief, die Evangelische Kirche, bevor die Trennung vom Staat in Kraft träte, noch einmal nachdrücklich von seiten des Staates zu beeinflussen und mit staatlicher Hilfe der liberalen Theologie einen möglichst starken Anteil an der Kirchenleitung zu

verschaffen. Das hat ihn in einen scharfen Gegensatz zu seiner Kirche geführt. Die entschlossene Bekämpfung seiner Kirchenpolitik, die damals durch eine Artikelreihe in der Deutschen Tageszeitung geführt wurde, hat ihn schließlich genötigt, diese seine Betätigung aufzugeben und sich bei den kirchenpolitischen Entscheidungen der letzten Vergangenheit im Hintergrund zu halten. Dib.

Was Dr. Bucher

(Editor des „Apologeten") von unserm „Magazin" sagt:

Theologische Zeitschrift für deutsch-amerikanische Prediger. Wir möchten die Aufmerksamkeit unsrer Prediger lenken auf das **„Magazin für Evangelische Theologie und Kirche,"** herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika, redigiert von Pastor H. Kamphausen zu Cleveland, O.

Diese ausgezeichnet redigierte zweimonatliche Zeitschrift feiert im kommenden Jahr ihr goldenes Jubiläum und wird ab Neujahr in vergrößerter Form zum Preise von $2 erscheinen, zur Hälfte deutsch und zur Hälfte englisch. Inhaltlich bietet sie Ausgezeichnetes aus den verschiedenen Gebieten der theologischen Wissenschaft. Theologen von hervorragendem Ruf von beiden Seiten des Ozeans reden in jeder Nummer zu den Lesern. Die kirchliche Rundschau und die Bücherschau sind in jeder Nummer sehr wertvoll.

Als unsre eigne, zuletzt von Bischof Nuelsen geführte theologische Vierteljahrsschrift ihr Erscheinen einstellte, haben, wie wir befürchten, viele unsrer Prediger die Lücke in ihrem Lesematerial nicht wieder gefüllt. Besonders solchen möchten wir das „Magazin für Evangelische Theologie und Kirche" angelegentlich empfehlen als ein treffliches Mittel, einigermaßen mit dem theologischen Geschehen und Schaffen der Gegenwart in Berührung zu bleiben. Das „Magazin" ist nicht auf eine enge denominationelle Parole eingeschworen. Sein Standpunkt ist derjenige des Evangeliums vom johanneischen Christus und der Evangelischen Allianz. Dogmatisch scheidet uns Methodisten nichts von den Brüdern der Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Zwischen dem „Magazin" und dem „Apologeten" bestehen die besten Beziehungen. Unsre Prediger werden sich im „Magazin" zu Hause fühlen.

Die Januar-Nummer wird nach Inhalt und Form als Jubelnummer besonders reich ausgestattet sein. Wir gratulieren Pastor Kamphausen und der Evangelischen Synode zu dem bevorstehenden literarischen Jubiläum und wünschen dem „Magazin" eine Zukunft, die besser ist als die Vergangenheit. Um Probenummern adressiere man: Eden Publishing House, 1716 Chouteau-Ave., St. Louis, Mo. A. J. B.

Finding Tutankhamen

Digging eight years in the valley of the kings, following this clue and that, hardly hoping to find any tomb of major importance like that of a king, much less the untouched tomb of a king, but expecting possibly to find a tomb of some vizier or great person of that ancient period—this is the background of the astounding and thrilling discovery which Lord Carnarvon and Mr. Howard Carter have just given

to the world. They had in mind a very celebrated vizier who lived in the reign of Thothmes III., whose chapel was in a part of the Theban necropolis, some distance away. None of his funeral furniture had ever been found. So these excavators were expectant of happening upon his tomb at any stroke of the pick. Moreover, all the kings of that period had been discovered or accounted for save Tutankhamen, Smenkhara, and Thothmes II. Little is known about Smenkhara, and the chance of finding the tomb of either of the others was, therefore, too remote even to occur to the excavators. Lord Carnarvon's story of the first stages of the discovery, given in an address in London in early January, makes interesting reading in connection with the wealth of detail with which our brilliant journalists are giving to the public the story of the climacteric stages.

"Mr. Carter," he said, "had been digging in a large triangular space, and must have moved 50,000 or 70,000 tons of rubbish without coming on anything, and they went on until they were between five and ten yards of the tomb of Rameses VI. It was getting rather late in the season, and there were a great many tourists about. This was a favorite tomb for tourists, and their operations would have prevented the tourists from seeing one of the most popular tombs. They therefore left off, meaning to dig on in the off season. They had to defer it, however, but in October last they both decided that this would be the first place to dig and clear up any doubts they might have. I suppose Mr. Carter had been digging three days when he came upon the first steps of this tomb. He sent me a cable telling me he had discovered a tomb, and that as far as he could make out it was untouched because all the sealings were intact. . . . We started digging down the stairway, and came at last to a door or a sealed-up wall, and, when we cleared the whole thing away, we saw it was all covered with seals which were not at all distinct. Previous to this we found a scarab of Thothmes III. in the staircase, and we thought that this might be his vizier's tomb. When we got to the sealed wall, however, we deciphered after a good deal of trouble the cartouche of Tutankhamen. Curiously enough, on the right-hand corner the cartouche of Tutankhamen was missing, and we noticed that a large hole had evidently been made there and resealed, and instead of having the seal of Tutankhamen, we had the seal of the royal necropolis.

"When we got into the passage it was perfectly easy to see where the plunderers had gone in. They had made a hole at the right-hand corner big enough for a small man to crawl through. It took us one or two days to clear the twenty-seven foot long passage, and when we got to the end we came to another sealed wall. Again we saw where a hole had been made in the wall and resealed, and we were very doubtful as to what we should find behind.

"I can assure you it was a very exciting moment. I said to Mr. Carter, 'We must have a look in.' With great precautions, we took out a bit of the seal. I fully expected to find another staircase or passage blocked up with stone. Mr. Carter, holding a candle before him, put his head in. He did not say anything for two or three min-

utes, but kept me in rather painful suspense. I thought I had been disappointed again, and I said, 'Can you see anything?' 'Yes, yes,' he replied, 'it is wonderful.'

"We started to work, and eventually went in, and I must say the sight that met us was beyond anything I have ever conceived possible. There were three very large slate beds, large enough for two people to lie on at once, with extraordinary heads, and altogether fantastic-looking things. They are not perhaps of great beauty, but I do not think anything like them has ever been found before. I think they were perhaps ceremonial couches, where it is possible the king and queen received their courtiers lying down. We went around and with the aid of a candle we kept on finding new things.

"I kept on wondering where the mummies were, because I do not think we have any record of Egyptian kings hiding only their furniture. Looking around, underneath one of the beds, we found a small aperture in the wall. Only one could go at a time, and Mr. Carter said, 'I cannot see any mummy case, but it is one mass of furniture.' This room, which is about twenty feet square, was piled with furniture, in places to a height of five feet or six feet.

"There were beds, couches, tables, chairs, alabasters, and every sort of thing. We then found another entrance carefully sealed over, and in the middle of this sealing was a small opening just big enough to allow a small man to get in. We at once said this is where the body must be, behind this wall, and no doubt thieves have entered by means of this very small hole. There is absolutely no doubt that the tomb was robbed, and I think I may say without a shadow of doubt that the silver and gold, and probably the bronze vessels were taken. . . . Behind these two statutes, which are most wonderfully carved, I have no doubt that we shall find the body of the king, and I do not think that he will have been very excessively robbed. I think probably most of the gold and massive silver has been taken, but I do not think the funerary furniture has been touched.

"It will be impossible for some time for people really to understand the extraordinary beauty and workmanship of some of the things in this tomb. Naturally these things are very difficult to preserve, but with the aid of Mr. Carter and the great kindness of the Metropolitan museum of New York, who lent me a great many of their best people, I have a very great hope of being able to preserve most of these things. I need hardly say that when I started out for Egypt I had anticipated finding something, but I never dreamt that I should find such a tomb as this. There are a great many unsolved problems about that period, and I trust that what we find in the tomb will help us to elucidate many questions which are at the present moment a great mystery to us all."

The result of the further investigation now being reported in the daily press bear out Lord Carnarvon's sanguine predictions, and it now seems probable that great light will be shed upon an ancient civilization whose manners and achievements are forever fascinating to all mankind.—*Christian Century.*

More Christian War

There is one aspect of the way in which certain serious and well-informed people in other countries have received the French invasion of the Ruhr which is almost as disquieting as the invasion itself. Both in America and in Great Britain the official spokesmen of Christianity who have come to occupy in their own opinion a peculiarly responsible relationship to matters of this kind have replied to the French act of war with silence. None of the organizations connected with the Christian churches which of late years have insisted on the opposition between Christianity and war has considered the military measures taken by the French government against Germany as a sufficiently clear violation of Christian ethics to call for repudiation.

Only a few weeks ago some one hundred and sixty prominent Americans uttered an "appeal" to Christians in which they asserted "that unless the Church of Christ takes a clear and consistent stand on the matter of life and death to our civilization she will merit the contempt of men and the judgment of God." "Another war," they declared, would "bring down upon the Church of Christ the charge of moral cowardice and fatal inefficiency." Yet when a few weeks later a war broke out and there loomed up a new opportunity to convert "every Christian church into the centre of a frank and courageous antagonism to war and all that makes for war" not a single Christian church uttered a word. What's the matter? Is it fatal inefficiency or moral cowardice?

Of course, the answer will be that the new war is different, that it is not really a war at all. The French army which has invaded Germany is merely a sheriff's posse which is taking the necessary measures to collect an unpaid debt. There is no forcible opposition on Germany's part, no fighting, no bloodshed and no destruction of property and life. France is acting in strictly legal manner, to which the Germans gave their consent when they signed the Treaty of Versailles; and if the French invasion inflicts losses, suffering and humiliation on them, that is only the natural and proper result of their guilt, their defeat and their default. Such is no doubt the official camouflage for this new explosion of military violence, but there is no sufficient excuse for intelligent and sincere English and American Christians to be deceived by it. This new war, as we pointed out last week, is not any the less war because it is sanctioned by a supposed Treaty of Peace. If it continues it will be quite as destructive of poperty and human life and quite as provocative of fear, hatred and revenge as the Great War itself. War is the expression of a conflict between two nations so irreconcilable that it is supposed to justify one of them in partly or wholly exterminating the other. A conflict of this kind is taking place on the Rhine today. It is one of the most unmistakable, unnecessary, destructive and dangerous wars in modern history.

The fact that one of the belligerents in this new war has to fight arms with words, and ultimatums with supplications should cause more rather than less perturbation among the Christian crusaders for

peace. The latter are conniving at the failure of a great experiment which, if it were to succeed, would have vindicated the truth of the pacifist principle that a nation does not need a great army in order to be prosperous, respected, self-respecting and secure. And by conniving at the failure of this experiment they are teaching by a lurid example to the European peoples the truth of the militarist principle—the principle that the possession of armed force is an indispensable equipment for political success and that without it no nation has a chance of enjoying life, liberty and the pursuit of happiness.

The great experiment was the disarmament of Germany. For the first time in the history of modern Europe a rich and well-populated country, surrounded by actual or possible enemies, was deprived by law of all means of self-defence and placed at the mercy of other countries which themselves remained armed to the teeth. The decision to disarm Germany was under the circumstances inevitable and in our opinion justifiable. Considering the threat which the German army had for a generation flourished against the peace of Europe and tne independence and security of the neighbors of Germany, there was every excuse for cutting the claws of the German eagle. But if the experiment was to be successful, it clearly called for unprecedented moderation and wisdom on the part of the neighbors of Germany. The fact that they had disarmed their opponent and had thereby prevented him from protecting himself enormously increased their obligation to do him exact and sufficient justice and scrupulously to consult him about decisions which affected the future welfare of the German people. It forbade them to take away from the Germans those boons of security, freedom, dignity and consideration which Christian peoples have valued more than life. It implied the formulation of rules of international conduct which would bind both victors and vanquished and which the former would impartially administer. Thus they would guarantee to Germany the kind of security and peace which she was supposed to derive fom her former magnificent and terrible army.

They have not recognized any such obligation. On the contrary they have never for one moment since Germany was disarmed allowed her to enjoy security, consideration or prosperity or the remote prospect of consideration, security and prosperity. They have visited on her the fate which militarists have always claimed would overtake a rich but defenceless people. They have treated her as if she had no rights which other nations were bound to respect. The most powerful of her conquerors is now starting on the execution of a policy which, if continued, will ruin her economically and compel millions of Germans to starve or to emigrate. Good Christians exhibit no evidence of being surprised and shocked at this performance. They certainly have no reason for surprise. France has never disguised her intention of treating Germany as an outcast and of denying to the German people the opportunity to prosper and to recover. Her statesmen have never pretended to believe in disarmament, pacification and the substitution of some formulation of right for military forçe as the sovereign of Europe and the world. In waging a new war on Germany she is only

carrying out threats to which her politicians have given frank and repeated utterance. But if Christian agitators for peace have no reason to be surprised, they have every reason to be shocked and perturbed. A war has broken out which is prompted by and is breeding the most vindictive hatreds which the human mind can conceive, and in spite of their brave words before the event, they allow the explosion to take place without the slightest expression of opposition or even disquietude.

This dumbness and impotence, this "fatal inefficiency," is the natural result of the attitude which they have adopted towards the Treaty of Versailles. Ever since June 1919 the Christian agitators for peace as well as the great majority of liberals throughout the world have ignored the manifest tendency of the Treaty to breed future wars. They have attributed to a League of Nations or "international cooperation" some logic which would provide an antidote for the poisonous and destructive process which the Treaty itself authorized and specified—the process of ruining a great nation economically and subjugating it politically. They were justified in hoping much from international cooperation and a League of Nations, but there can be no genuine cooperation among nations which are authorizing or conniving at the extinction of an existing nation. In order to give reality to conference or cooperation or a League of Nations, the proposed associates need to assume a body of principle upon which they all agree to act and which assures to all of them rights of self-government and self-possession analogous to those which the American Constitution is supposed to guarantee both to its states and citizens. The terms of the Treaty of Versailles prohibited the formulation of such a body of international right. They converted any international conference which dealt with the public affairs of Europe into a more or less frank and successful conspiracy to keep Germany submerged. This malevolent purpose of the Treaty, binding to a greater or smaller extent on all of its signatories including the German government itself, provides a partial explanation of the "fatal inefficiency" of the Christian and liberal agitators for peace. The Treaty denatured the only method of bringing peace to Europe which enjoyed a chance of success.

Sincere Christians will not make headway towards the realization of peace on earth and goodwill to men without a candid recognition of what is at present the chief obstacle to European appeasement. That obstacle is the existing policy of the French government. Corroborated as it is by a public treaty, that policy is incompatible with the existence of order, goodwill and good faith among nations. France is actually ruining Germany. Such being the case, it makes no difference how excusable or admirable French motives are in ruining Germany, or what legal sanction she has for doing it. A supposedly admirable motive provides no sufficient excuse for deliberately bringing about a deplorable result. Indeed, a motive, so psychologists say, is only an activity considered in relation to a forward-looking reference

to results—especially results of *approbation* and condemnation. If it is the French army that has the power chiefly to effect or prevent results, and if it is the results that count, the chief business of all Christian agitators for peace is surely that of inventing some means of changing the French state of mind. That is a difficult enough job, heaven knows, but when so many of the sincere friends of peace throughout the world condone or do not oppose the French policy it is difficult up to the point of being impossible. The French policy is not objectionable, as most Americans believe, chiefly because it will fail in extorting reparations. It is objectionable because, although it will obviously fail in extorting reparations, it will succeed in ruining Germany. The French politicians realize the inevitable tendency of their own policy as well as any disinterested foreigner. That is why they pursue it. Their ability to ruin Germany while only pretending to collect reparations, and to obtain the support or connivance of good Christian in other countries in bringing about the first result on the pretext of seeking the second, is one of the major circumstances which counts in favor of their success.

If the war is not to increase by contagion until it blights and overwhelms Europe, Christian agitations for peace will have to recognize first that it now exists and secondly that it exists by their connivance. Instead of compromising with or placating a France whose policy so clearly violates the Golden Rule, they should refuse to countenance any negotiations with M. Poincaré until he evacuates the Ruhr and renounces the right to repeat the offence. The only effective answer which sincerely peace-loving people can offer to the French declaration of war is morally to isolate the French government just as they formerly morally isolated Germany. If pacifists cannot prevent war, the next best thing they can do is to prevent, if possible, its perpetrators from profiting by it. In order to be serviceable as a warning against future war the present French militarist eruption needs, like the German violation of Belgium, to be carried on in an atmosphere of emphatic and unmitigated disapproval. At the present time it is being carried on in an atmosphere of benevolent neutrality or at best mild disapproval. An intelligent man like Irving Thomas Bush calls the French march into Germany a "noble military gesture." It is nothing like that. It is one of the most inglorious military exploits ever attempted by a gallant army against a defenceless people. It is a sordid and barbarous attack on international order and the welfare of Europe. It is a manifest defiance of Christian truth. The French would not have dared to undertake it, if they had expected to incur as sharp and as much disapproval as their conduct demands. They will have finally to abandon it if that disapproval becomes as loud and as ominous as the terrible occasion warrants.—*New Republic.*

Clemenceau and Nitti

Editor The Christian Century:

Sir: In two or three issues *The Christian Century* expressed some rather uncomplimentary opinions about M. Clemenceau and his utterances before the American public. Our government did not receive him officially, doubtless knowing that he came to beguile our people with half truths, while not a few private individuals were equally wise. The fact is that no other foreigner ever visited this country with an equally deliberate purpose to mislead public opinion; for Clemenceau can hardly be excused on the ground of ignorance . Signor Nitti, who for some time was prime minister of Italy, recently published a book which he calls "The Decadence of Europe" that sheds a glaring light on the unhappy conditions in nearly all the overseas lands. Here is, in part, what he has to say about reparations. After setting forth the immense power of the reparations committee, Signor Nitti continues: "With the idea of making the vanquished pay, the commission began by paying its members enormous salaries. Salaries of two, three, and even four hundred thousand francs were paid to men of no ability, and who, in their own countries, used to get only a small part, sometimes an eighth or a tenth, of the salaries which they now vote themselves. Officials and magistrates of no ability are paid five, six, and even ten times more than the prime ministers of their own countries. The worst example is provided by the Rhine commission, which was to have consisted of four members, but has had a membership of as many as thirteen hundred persons, including seventy-five delegates claiming the accommodations and allowances of brigadier generals. The devastated territories of France could already have been reconstructed with the money spent on the armise of occupation, whereas, steps toward reparation are hindered by increasing and keeping high the expenditure of occupation. This has the result of suffocating Germany, with the hope of dismembering her and keeping her for a long time under control, in a state of subjection. At the present time when Germany is powerless to make war and has laid down her arms in occupied territory, twenty-four new camps have been formed, thus withdrawing from agriculture a number of square miles of agricultural land of the best quality. During the period of German militarism there were seven camps for shooting practice and maneuvers. Seventeen new camps have been formed, covering twelve square miles of land of the best quality. The municipalities are compelled to supply German women, to maintain brothels, and to bear the expenses pertaining to them. We have been able to verify the fact that up to the end of October, 1921, the state had granted eight hundred thousand marks for this object, in addition to the even greater expense of local bodies."

Who does not remember the weeping and wailing and lamentation of the French over the "lost provinces," continued for more than forty years? Even in those provinces conditions are worse than they were at any time during the German occupation. Verily, "in these last times" many an upright man must have had in mind the thought, if

not the words, reported by Herodotus to have been uttered by a Persian to his Greek friend after the defeat of Mardonius: "Surely, it is the sorest of all ills to abound in knowledge and to have no power over action."—CHARLES W. SUPER, *Athens, Ohio, Christian Century.*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

A History of Religious Education in Recent Times, by A. A. Brown, President of Chattanooga University. The Abingdon Press. 1923. 282 pages. $1.25.

In this new volume of "Religious Education Texts" the author attempts to show what religious education has done to mold conduct in the Protestant churches of America, especially since the rise of the Sunday school movement. He describes the means it has used, and points out how these have been modified by the social movements of their day. It is not *the* history, but, rather, a functional history of religious education in modern times. His aim has been to stimulate action rather than simply to impart information.

After introducing the forerunners of modern religious education in the Christian church before and after the Reformation, the development of the Sunday school in curriculum, methods and organization is traced. We see how the crude beginnings of the early days give place to graded instruction. 1872 the International Lesson Committee was created which inaugurated the International Uniform Lessons. While these were a great improvement on the older lesson systems, they paid too little or no attention to the different ages represented in the school. Graded-lesson courses were in many places substituted for them, and, since 1910, have been growing in popularity. Opinions are still divided whether they should be graded according to years ("closely") or according to departments.

The Teacher-Training Movement is given the fullest attention. Here lies the true solution of the teaching problems. The history of the world's Sunday School Association is briefly presented and brought up to date by the recounting of Sunday school developments down to the creation of the Sunday School Council of Evangelical Denominations and the reorganization of the International Lesson Committee in 1920.

The religious education in the higher institutions of learning is discussed and hopeful signs noted for the realization of the object of the Religious Education Association, which is, "to inspire the educational forces of the country with the religious ideal, to inspire the religious forces of our country with the educational ideal, and to keep

before the public mind the ideal of religious education, and the sense of its need and value."

Sunday school workers will find in this book a guide to a better understanding of the functions and importance of the Sunday school and a challenge to greater effort and more efficient service.

From Authority to Freedom. The Spiritual Pilgrimage of Charles Hargrove by L. P. Jacks, Principal of Manchester College, Oxford; Editor of "the Hibbert Journal." London, Williams and Norgate. 1920. 384 pages, Price (estimated) $3.00.

Very few of us may have heard of Charles Hargrove while he was living, but this book, his biography, they ought to read. It is to a very great extent autobiographical and Hargrove was a good writer; and what is added by Mr. Jacks is also very good.

The chief reason, however, why it ought to be read by us is that Hargrove, as a young man, left the Church of England and became a convert to Catholicism. His life, therefore, furnishes an object lesson that enables us to understand how an intelligent Protestant in England can become a Catholic. To us conversion to Catholicism is so inconceivable that we almost lack the psychological qualification to enter into the mentality of the thing.

The Church of England never made a complete break with Romanism and has, to this day, maintained the hope of an ultimate reunion with the Roman Catholic Church. She has also retained many Catholic features in her worship and life, so that in many places her services have a distinctly Roman flavor. Nevertheless her liturgy or High Church practices were not the bridge over which H. passed back into the "mother church."

He was the son of a minister of the Plymouth Brethren, born 1840. His parents were consecrated members of that sect, which aims to reproduce the life of the first Christians; to them conversion is the one great thing in the world. Only those who have it live, and those who have it not are on the road to hell. Charles strove earnestly for it but never attained it. Yet he was deeply religious. He looked to the church for authority in spiritual matters, and when at the university of Cambridge his spiritual advisers could not satisfy him fully as to the divine authority of the Anglican church, the break came. It was the influence of the fathers of the London Oratory which drew his soul to the bosom of the Catholic church. His conversion was not a result of intellectual argument though; the pious, devout life of the fathers was too much for his emotional nature. He hesitated a while because he knew the step would nearly kill his father and mother, but finally he decided that even father and mother should not stand in the way of his soul's salvation. He joined the Church and later became a member of the Dominican order.

When we compare H.'s development with Luther's we see the difference at once. L. sought a "gracious" God, the assurance of personal salvation; and when the church and its observances could not give

him that, he turned to Christ direct and his word. There he found the grace of God and liberty of conscience, a position so sovereign in its security that he dared to differ from the church even and its councils. Hargrove turns to the church as the voice of authority. He needs a visible institution to assure him that he is on the right path; and henceforth he stifles all doubts and arguments with a monkish obedience to his spiritual superiors. For ten years he leads the life of a preaching friar, and the vigils, the mortifications, the stated prayers, the strictly ordered routine of convert life are not irksome to him: "he never had a happier life before or after." Here again a Protestant of other lands will find it hard to believe him but H. is evidently sincere.

Yet, when in 1869 he was sent to Trinidad as a missionary, he was placed in an environment which undermined his spiritual peace. An enervating climate, the filth and immorality of the natives, and the absence of the congenial society he had been accustomed to, began to tell on him. There was plenty of time for lonely brooding; doubts raised their head again and several years later, in 1872, he broke with Rome just as suddenly and completely as 10 years before with the Church of England. The doctrine of eternal punishment of the condemned was the main stumbling block. He could not believe in it. That teaching was false, and if the church was wrong in one thing only, it could not speak with authority on anything.

But he did not return to the Anglican Church, who believed in the same, to him impossible doctrines. In fact he says that he believed that the Roman Church is of all Christian Churches the most venerable, logical, effective. After 3 years of drifting he becomes a Unitarian minister, settling in Leeds, 1876, and remained in office there until 1916.

In matters of doctrine peculiar to the Christian Church, says Mr. Jacks, his position was at the left wing of the critical school. His Christology recognizes only the "world's obligations to Jesus of Nazareth." He taught us to love and trust God as our father in heaven, to forgive as we would be forgiven and to do to others as we would that they should do to us. A personal God had no place in his philosophy. He was unconvinced as to the existence of a future life. This lack of conviction distressed him in so far as it made it impossible for him to offer to the wounded and bereaved souls who sought comfort from him those assurnaces for which they craved. He died on June 19, 1918. He was cremated. The funeral preacher in his address quoted the words of Catull (the old Roman): "Hail, brother, and farewell! thank God for you!" No word of Christian hope was spoken.

His 30 years at Leeds were years of incessant labor and loving service. He spoke evil of none, served the course of truth according to his light. As a father he was incomparable for his sympathetic understanding of childhood and youth.

To us, of course, a life which ends in the negations of Unitarianism cannot be satisfactory. We grant Hargrove absolute sincerity and winsomeness of nature, but to refuse to believe what reason can't

grasp is either presumption or a misunderstanding of the nature of religion. The Church was built on the very doctrines which H. rejected. The Unitarian church which is based on rationalism has made no convincing appeal to mankind. Only the Gospel of Christ can create a church and keep in it the breath and power of victorious life.

Besides, the claim of the title of the book that Hargrove's spiritual pilgrimage was one from authority to freedom, has hardly been vindicated. He did indeed cut loose from the authority of the church, but the freedom he won was only that of the intellect to accept what appeared reasonable to him. It was not the far higher "freedom (liberty) of the Christian man" which Luther obtained by the spiritual experience of "saving" faith. By such faith L. entered into the liberty of the children of God and became free from the authority of man, even the authority of the official church. By no means, however, did it allow him to put reason in the place of highest authority. As the scripture had been his guide to salvation in Christ, so he continued to depend on it as the source of religious truth. At the same time he found a better relation to the historic church and a safer judgment as to its Christian character. Hargrove's position of extreme subjectivism would be the end of all organized Christianity, and yet he admires the Catholic church, the most rigidly organized, as the best of all. Luther had come to see more clearly its anti-Christian nature, and has broken its spiritual supremacy for millions. Hargrove's individualism ends in skepticism; Luther keeps in touch with the record of divine self-revelation and with historic Christianity. L. speaks with the tone of absolute certainty; H. "holds his views tentatively." The one becomes a leader and a reformer, the other has no religious truth left whatever! A pilgrimage that leaves a man stranded on the sands of rationalistic morality, will tempt few mariners to pursue the same course. Hargrove may have been a fine character, a good father, a useful citizen, but he lacks the very fundamentals to be a Christian leader.

The Shaping Forces of Modern Religious Thought. A History of Theological Development by Archibald B. D. Alexander. Glasgow. 1920. 445 pages. Price (estimated) $3.00.

In this book the writer seeks to trace the evolution of the spiritual ideas which have shaped the conceptions of modern Europe. The object is to show "how the cardinal principles of Protestantism, born of the epoch of Renascence have been developed and elaborated at the hand of many thinkers; and how under the action and reaction of a variety of complementary and conflicting forces there has ultimately emerged the resultant of ideas which constitute the religious "Anschauung" as well as the theological challenge of our age."

It will be seen from this that we are not only to get a condensed account of the development of Protestant theology but, rather, that theology will be set in its historical connection, and the influence pointed out which the movement of thought in other fields of life has had on the views of the theologian. Thus the aim set is high

indeed, and the task of presenting the progress of religious thinking during the modern age, in a single volume, is stupendous.

The book is divided into three parts. In the first, entitled "Foundational Types," the author really describes the development of the Protestant theology from the Reformers down to the rise of Pietism. He characterizes Lutheranism and Calvinism, Puritanism, Rationalism, and Pietism. These no doubt are the foundational types of religious thought he has in mind, but no regular attempt is made in succeeding chapters to show the recurrence of these types in later developments.

In the 2nd part, "Contributory Factors," the influence of Idealistic Philosophy, Biblical Criticism, Science, and Literature is described. The 3rd part "Theological Tendencies," contains a discussion of the theologies of Schleiermacher and Ritschl, the Tractarian movement in England, and recent theological or religious development, especially in Great Britain.

It would be impossible for us to enter upon an analysis of this book in detail. We have read a great part of it, with ever increasing interest. The acquaintance of the writer with general history, philosophy, and science as well as with theology in particular, is extraordinary.

Take *philosophy*, for instance. While Kant, the father of modern philosophy, receives only a somewhat superficial treatment, the "idealistic" philosophers, Fichte, Schelling and, especially, Hegel are discussed with considerable ability and effect. The author says, Hegel probably represents, not even excepting Schleiermacher, the greatest formative force in modern theology. "The breadth and balance of his richly articulated system, his lofty idealism, his historical grasp on the evolution and continuity of thought, and, above all, the profound suggestiveness of his ideas, have made an immense impression on the minds of men." He then goes on to evolve the fundamental idea of H.'s system, that the unity to which all things must be referred is a *spiritual* or *self-conscious* principle. Hegel's pantheism and his inadequate appreciation of the historic person of Jesus Christ are clearly stated, along with other shortcomings of his extreme intellectualism. The writer's pronounced admiration for Hegel indicates unmistakably the modern trend towards idealism, which has even resulted in the founding of a Neo-Hegelian school (Royce, Harris and McTaggart in America).

No less at home is our author in the field of modern *science*. The progress of this all-important branch of human activities is sketched interestingly, and particular attention given to the theory of evolution. He is on the whole friendly to the idea; on the moral and religious side, however, important modifications have to be made. Not only is the origin of life, of consciousness and moral responsibility unexplained by evolution; but "the survival of the fittest" in the battle for existence has also to be supplemented by the principle of cooperation and mutual help, in the moral sphere. Besides, evolution can only be accepted if the idea of *design* towards which all development is directed is admitted.

The discussion of the influence of literature on theology is a very attractive chapter in the book. The great German and English poets find in Alexander an able and sympathetic interpreter. Herder, Lessing, Goethe in German and a great many lesser minds in English modern literature yield us important light on the religious strivings of the race.

The conflict, he says in conclusion, can be no longer about the minutiae of religion, but concerning the very meaning and reality of life as a whole. "The forces emerging from the past which are of vital interest for the present, concentrate upon three main realities—God, Man and Christ. A more adequate conception of God must be found combining his transcendence with his immanence. On the subject of man the question of sin requires fresh investigation. The soul's affinity with God has to be emphasized and the capacity for the divine postulated. Around the person of the Christ, however, the battle of religion is likely to be waged. Christ the revealer of God as well as the Saviour of man, the one who teaches the love of God to man, his spirit the regenerating force of individual and of society—these are the subjects on which the church must seek new and certain light. The book is a masterpiece. To set aside five mornings of a week for its study would make that week full of intellectual delight. To give to it five weeks would bring to the student still greater profit and solid enjoyment.

The Church in America. A Study of the Present Condition and Future Prospects of American Protestantism by William Adams Brown. The Macmillan Company. 1922. 378 pages. $3.00.

This book owes its existence to the experiences which came to the author as secretary of the General War-Time Commission of the churches and chairman of the Committee on the war and the Religious Outlook. He is a Persbyterian and was for many years chairman of the Home Missions Committee of the Presbytery of New York. He is furthermore a professor in Union Seminary and chairman of the Federal Council's Commission on Christian Education. By reason of office and position, therefore, he was well qualified to subject the achievements of the church, in the last five years particularly, to an intelligent appraisal. He comes to the conclusion that it is "vital to the future success of American Protestantism that we re-think our theory of the Church. By that he means that the Church must follow the individual through his varying experiences in the world of today. It must face the social issues of our time, and in order to meet these there must be a greater unity of spirit and a coordination of practical effort. The local church and its work for itself and its own members is not discussed at all, except in its relation to the community of which it is a part.

Otherwise it is always the church in its larger relation, to economic questions, questions of public morality; or the church at large with its common problems, as of the education of the ministry and the training of the laymembers; or its common tasks such as the so-

cial gospel suggests, from the reconciliation of the classes and masses to that of the nations to each other: in a word it is American Protestantism that is the subject of discussion.

. The War and the Church's part in it and after it occupies a large part of the book. The War taught the Church the need of cooperation; it gave her a wider vision and more consecration in the reaching after her ideals. He admits that "in the heart of the struggle the judgment of many a minister did not conspicuously rise above that of the average citizen," in other words, that there was a great deal more of unreasoning hatred in the pulpit than of Christian idealism. He seems, however, entirely unaware of the fact that the Church in the main things, that is, in the professed moral aims of the war and their defense, failed ignominiously and completely. These moral aims and ideals are recounted, such as these: "to keep ever before the eyes of ourselves and our allies the ends for which we fight"; "to hold our nation true to its professed aims of justice, liberty, and brotherhood," and many more.

That the Church did not do a thing to be loyal to these principles when the Treaty of Versaillse made of them a cruel mockery, does not seem to have dawned upon the mind of the learned professor! And that in these years after the war the Church and, more especially, the Federal Council have never even tried to retrieve themselves, passes entirely without notice. The fact of such incredible moral and spiritual blindness in the mind of the author does much to mar the general impression of the book. Nevertheless, the writer was so closely identified with all the great developments at the Church's headquarters, he has had such unusual opportunities to study the denominational spirit at close range, he has so much intellectual acumen and such long contact with the Church's organization, its varied activities, its ever increasing tasks, that we find in the rest of the book invaluable material for information on nearly every great tendency or movement in the present-day Church.

His characterization of the spirit and genius of the different denominations of the country is one of the most interesting features of the book. In the delineation of denominational peculiarities he shows keen observation and great fairness of judgment.

His chief object is to show the need of correlating to work of the Church to the life of the nation. To do this there is needed a greater unity of the Church. Individualism, Provincialism and Denominationalism must give room to the Kingdom idea. The Church needs light and leading on its policy and work from men who are spiritually and scientifically qualified to give it. The position of the theological seminary, especially of such seminaries as are in the forefront of scholarly achievement and expect leadership, is of the highest importance. A kind of "spiritual general staff" composed of professors, secretaries of mission boards, of the Y. M. C. Associations, and from other fields, would organize the collective thinking of the Church.

The author, although conscious of the difficulties and shortcomings in the work of the Church, is optimistic in outlook. He has "won

from yesterday's experience the hope of a better tomorrow." To have the book is not only to become acquainted with the totality of the work of the Church today, but also to catch some of the vision of this trained observor and some of his enthusiasm for larger possibilities.

Belief in Christ, by Chas. Gore, New York, Charles Scribner's Sons. 1922. 329 pages. $1.25.

Canon Gore has been putting out a number of books with the avowed purpose of reconstructing Christian belief. The first one is on the conception of God. In it he contends that Jesus adopted fully the idea of God held in the Old Testament. Only he added fresh features to it, notably this that in his eyes each individual has identical and absolute value, and that he has a fatherly love for every repentant sinner; but "the Father and God of whom he constantly spoke was the Jehovah of the Jewish prophets and the Psalmists."

In this second book he reconstructs the belief in Jesus Christ. The views which he advocates are the traditional ones. With John Paul and the writer of Hebrews he maintains—without any abatement—that the Jesus born of Mary was, before his incarnation, aye, before ever the world was, the proper Son of God, a Son with his Father, through whom all things were made and in whom all things have their consistency. Over against Harnack and Bousset and their non-miraculous Christ, over against the heathenish idea of a deification of a human person, however elevated and sublime, he stands for the incarnation of the logos. The traditional faith of Christ is alone able to account for the facts of the Gospel story and the convictions of the first disciples, by which alone the origin of the Christian Church can be explained.

The meaning of original (or racial) sin is examined and found justified or rather required by the essentially corporate and racial basis of human personality.

On the doctrine of the atonement he also defends the accepted doctrine that in Christ a redemption was made of the race by the self-sacrifice of the second Adam. He shows that this was the unanimous teaching of all the apostles and as such became the central tenet of the creeds. Vicarious punishment he rejects; what came to Christ in the way of suffering, came to him under the normal action of the world's moral laws, in which God did not interfere. There was no kind of punishment devised by God for Christ except what was involved in his doing right—in his obedience and his sympathy. Even when he cried out on the cross, "My God, . . . forsaken me?" the author can find no reason for believing that He experienced in His spirit the sense of the Father's alienation from the sinner.

Here we feel we must differ from the writer. We are indeed of the opinion that Christ bore the punishment of our sins, and that on the cross he experienced the temporary withdrawal of the consciousness of God's favor as the result of his being the representative of sinful humanity. (cf. Isaiah 53, "the chastisement of our peace was

upon Him"; Gal. 3: 13, "he became a curse for us.") Besides, since he, according to the plain teaching of all apostles, bore our sins on the cross, it is hard to see what that means if the punishment for the sins is not included. The author is very emphatic in maintaining that Christ died for our sins, yet he refuses to believe that anything was inflicted on Christ instead of us. His idea is that Christ's act of "reparation" consists in this that he bore witness unto God's sovereignty by his obedience unto death; and his death guards the revelation of divine mercy from all associations of easy-going indulgence or indifference to sin. His death was therefore needed largely on account of man, not on account of God; it has subjective value, not objective. This is a position which does not do justice to scriptural truth.

With this one exception—as far as we see—we think the author has given an excellent presentation of the biblical faith in Christ. His book is written in simple and very readable style. It acquaints the reader with modern objections to the traditional faith, and is, on the positive side a splendid interpretation of the Bible's teaching of the person and work of Christ.

Books received from the *Abingdon Press:*

Shadows on the Wall, by F. W. Boreham, 1922. 238 pages. $1.75.

The Message of Stewardship. A Book for Daily Devotions and Stewardship, by Ralph S. Cushman, 1922. 240 pages. $1.00 net.

The Pot of Gold, by George Clarke Peck, 1922. 216 pages. $1.25 net.

Living at our Best, by Grace Hastings Sharp and Mabel Hill, 1922. 207 pages. $1.25 net. Short popular talks on country life and life in general, for children and young people.

A Handbook of Games and Programs for Church, School and Home, by W. R. LaPorte, 1922. 125 pages $1.00 net.

Books received from the *Methodist Book Concern:*

Christian Citizenship, by Francis J. McConnell, bishop of the Methodist Episcopal Church, 1922. 93 pages. 75 cents net.

Recreational Leadership for Church and Community, by Warren T. Powell, 1923. 163 pages. 80 cents.

That ye may believe. The Argument of St. John's Gospel, by David Keppel. 1922. 86 pages. 60 cents.

Harnacks „Augustin." **Adolf von Harnack,** der bekannte Theologe, übergibt an seinem Lebensabend der Oeffentlichkeit ein Buch, das aus einer fünfzigjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstand hervorgegangen ist: **„Augustin, Reflexionen und Maximen."** (Tübingen, J. C. B. Mohr, XXIII und 231 S.) Dieses Buch will der Gegenwart den Kirchenlehrer Augustinus näher bringen, der am Beginn des Mittelalters steht und über ein Jahrtausend die Ideen des gesamten Abendlandes beherrscht hat. Man liest wohl seine „Konfessionen," aber alle seine andern Schriften, die mehrere Folianten füllen, kann nur der Gelehrte würdigen, „und doch enthalten sie eine Fülle

von Geist, inneren und äußeren Anschauungen und wirklichem Leben, die jedes Leben auch heute noch zu bereichern vermag." Darum hat Harnack Stellen aus den gesamten Werken gesammelt und übersetzt, derart, daß er ein Bild Augustins in Umrißlinien gibt. Wer darin liest, wird bestätigt finden, daß sehr vieles **heute** geschrieben sein könnte, und die Worte bedenken, mit denen Harnack in dem ihm eignen guten Deutsch seine Einführung schließt:

„Vor anderthalb Jahrtausenden sind die nachfolgenden Reflexionen und Maximen niedergeschrieben worden. Wer sie heute liest, wird sich unwillkürlich die Frage stellen, welche Fortschritte wir seitdem gemacht haben gegenüber den Tugenden, die hier leuchten — dem Sinn für das Wirkliche, dem tiefen Drang nach Wahrheit, der Liebe zum Nächsten, der Energie in der Gestaltung des gemeinschaftlichen Lebens, der Zartheit des Gewissens, der Wärme des Herzens und der Feinheit der Sprache, sowie der Formen des geistigen Verkehrs. **In dem allen haben wir keine Fortschritte gemacht**: eine brauchbarere Naturerkenntnis haben wir gewonnen und bessere Techniker sind wir geworden! Dennoch ist ein gewaltiger Fortschritt zu verzeichnen — die Brutalitäten des Weltkrieges und des Weltfriedens dürfen uns hier nicht beirren. — Ein „Mittleres" in allen jenen Tugenden ist als Zivilisation in einem Umfang Gemeingut der Menschheit geworden, dem gegenüber die Zeiten Augustins als Zeiten der Barbarei, der Sklaverei und der Tyrannei erscheinen. Von Rechts wegen aber verachten und hassen die, welche mehr als jenes „Mittlere" besitzen und ersehnen, den erreichten Zustand; denn diese Verachtung ist die notwendigste Voraussetzung dafür, daß es bei diesem Zustand nicht bleibe. Anders werden aber kann es nur, wenn in demselben Umfang, in welchem heute die Zivilisation herrscht, ein neuer Augustinismus zur Herrschaft gelangt, in welchem die Ehrfurcht vor Gott als der Quelle aller hohen Güter die Erkenntnis und die Gesinnungen der Menschen durchdringt, die wahre Freiheit begründet und einen Bund der Gerechtigkeit und des Friedens schafft. Dieser Bund wird christlich-augustinisch sein oder er wird überhaupt nicht sein; aber frei wird er dastehen ohne das veraltete Gerüst, an dessen Beseitigung sich die letzten Jahrhunderte erschöpft haben."

Gleichzeitig ist auch die sechste, verbesserte Auflage der **„Dogmengeschichte" Harnacks** erschienen (ebenfalls bei Mohr in Tübingen, XV und 486 S.) Dieses weithin bekannte Werk weist alle Vorzüge der Darstellungskunst des Verfassers auf. Es ist kein trockener Grundriß, sondern ein Buch, das wirklich im Zusammenhang gelesen werden kann; es ist nicht nur für Theologen berechnet, sondern dient auch andern, die sich über den Gang einer der kompliziertesten geschichtlichen Entwicklungen belehren wollen.

(„Ffk. Ztg.")

Gottesreich und Bund im älteren Protestantismus, vornehmlich bei Johannes Coccejus. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus und der heilsgeschichtlichen Theologie von **Gottlob Schrenk,** Dozent an der theol. Schule zu Bethel bei Bielefeld. C. Bertelsmann-Gütersloh. 1923. 366 Seiten. $1.20, geb. $1.50.

Dieser 5. Band der „Sammlung wissenschaftlicher Monographien" (zweite Reihe der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie," heraus-

gegeben von A. Schlatter und W. Lütgert) beschäftigt sich mit dem bekannten reformierten Theologen Joh. Coccejus (latinisiert von Koch). 1603 in Bremen geboren, verdankt er dem bedeutendsten Theologen daselbst, M. Martini, seine Hauptfortschritte in seiner theologischen Entwicklung. Martini folgt er in seiner Prädestinationslehre darin, daß nicht ein starres göttliches Dekret, sondern Christi Verdienst die Ursache der Erwählung der Gläubigen, sowie daß auch eine universale Gnade für alle Menschen festzustellen sei. Auch war dieser Schulmann von europäischem Ruf sein Hauptlehrer in den Sprachen. Schon als Knabe lernt C. hebräisch, chaldäisch, syrisch und arabisch. 1650 wird er an die erste Universität der Niederlande, Leiden, berufen und lehrte dort bis zu seinem Tode (1669). Es war für ihn ein schwerer Schritt, sein Vaterland zu verlassen und sich in die dogmatische Enge und gesetzliche Präzisität der Holländer einzuleben. Die fremde Sprache freilich bot kein Hindernis, denn in der theologischen Arbeit bediente man sich des Lateins. Coccejus Verdienst besteht darin, daß er die dogmatische Konstruktion in engste Beziehung zur Schrift brachte. In jener Zeit der starren Orthodoxie lehrte er den Weg wiederfinden zu den lebendigen Quellen des Wortes Gottes. Mit unermüdlichem Fleiß und nie rastender Energie versenkte er sich immer wieder in den Reichtum der geschichtlichen Offenbarung. Die Schrift war ihm ein lebensvoller Organismus, in welchem jeder Teil seine bestimmte Stelle habe und daselbst nicht entbehrt werden könne. Er würde es also mit nichten zugegeben haben, daß manches Buch der Schrift ohne Schaden für die Kirche gestrichen werden könne.

Den Reformatoren folgend, ist seine Auffassung der Schrift eine heilsgeschichtliche. Statt eine Fundgrube zu sein für Beweisstellen für ein dogmatisches System — wie sie von den Zeitgenossen gebraucht wurde — ist sie vielmehr die Urkunde für die durch die Zeiten dahingehende Selbstoffenbarung Gottes zum Heil seines Volkes. Diesen Gedanken stellt er an der Hand biblischer Grundbegriffe dar. Der erste solcher Begriffe ist der des **Bundes.** Gott ist in einen Bund getreten mit dem Menschen, ganz besonders mit dem Volke Israel. Diese Bundesidee findet ihre volle Ausgestaltung in Christo, dem Mittler des neuen Testaments. Es liegt auf der Hand, wie dieser Begriff geschichtliche Bewegung in die theologische Arbeit bringt. Freilich fehlt dem Coccejus noch viel an der Erkenntnis der Stufenmäßigkeit der Gottesoffenbarung, wie wir sie haben. Er trägt die Ideen des neuen Bundes fortwährend in den alten hinein; er „evangelisiert" den alten, wenn er auch hervorhebt, daß das Evangelium im alten Bund bloß in der Verheißung enthalten sei, nicht in der Erfüllung, wie im Neuen Testament. Alles im Alten Testament weissagt auf das neue. Seine Vorliebe, im Alten Testament „Typen" für das neue zu finden, geht ins Maßlose.

Der zweite große Hauptbegriff ist der des **Reiches Gottes.** „Das Reich Gottes ist ihm kein Bereich, keine Institution, kein konstituiertes Reich, sondern das Herrschen Gottes, die Herrschaft Gottes als lebendige, machtvolle, sich geschichtlich kund machende Tat." Diese Herrschaft Gottes kommt in der Kirche zur Geltung und schafft sich durch sie Bahn. Das Reich ist jedoch der Kirche übergeordnet, aber in ihr und durch sie wirksam. Sie ist Organ des Reiches Gottes und muß es immer mehr werden. In dieser Anschauung

liegt, wie A. Ritschl festgestellt hat, ein epochemachender Fortschritt über die Reformatoren hinaus. C. habe im Gottesreichbegriff einen Gesamttitel für die Ethik gefunden, indem er unter diesem Thema das Ganze des gemeinsamen wie des individuellen christlichen Lebens zusammenfaßte. Der Christ sieht innerhalb des Reiches Gottes sein ganzes Leben als einen Dienst gegen Gott an. „Keiner der Reformatoren hat im Reich Gottes dermaßen das Leitmotiv für den gesamten „Dienst" gesehen und diesen Gedanken so ausführlich und konsequent durchgeführt wie C."

Wie sehr die soziale Richtung der Theologie unsrer Zeit sich von dieser Seite der coccejanischen Denkweise angesprochen fühlen wird, daran brauchen wir nur zu erinnern. Freilich Coccejus, trotzdem er guter Kalvinist ist, zeigt doch eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die staatlich-kirchlichen Formen. Das Geistliche ist ihm Hauptaugenmerk. Von allmählicher Durchdringung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens weiß er nichts. Dazu ist er zu sehr auf das Ende gerichtet: Es werden dann alle Reiche seines Herrn und Christus werden, sie werden der Kirche dienen. Das geschieht durch göttliche Machtbetätigung.

In einer Schlußbetrachtung wird vom Verfasser gezeigt, wie die Coccejanische Bibeltheologie auf den Pietismus stark eingewirkt habe, sowie auch die Einflüsse seiner heilsgeschichtlichen Anschauung deutlich bei den Führern der „Erlanger Schule" nachzuweisen seien (Christ. Krafft, von Hofmann).

Der Verfasser erwähnt merkwürdigerweise — soweit wir sehen — die grundlegende Stellung, die die Bundesidee bei den schottischen „Covenanters" hat, gar nicht. Zwar ist hier selbstverständlich nicht von einem Einfluß des — späteren — Coccejus zu reden, aber als ein Beispiel von der Wichtigkeit der Idee für die reformierte Kirche hätte es nicht fehlen dürfen.

Schrenk hat ein sehr bemerkenswertes Buch geliefert. Er hat die gewichtigen lateinischen Folianten der Werke des Coccejus, so weitläufig und abstrus sie auch oft waren, mit einer Gründlichkeit durchforscht, deren nur deutsche Gewissenhaftigkeit fähig ist. Er hat ihre Hauptideen klar ans Licht gestellt und sich das Recht zu selbständigem Urteil gegenüber seinen Vorgängern — besonders Ritschl — erworben. Die Weise, wie er die Verbindungslinien zieht zwischen C. und dem Pietismus, ja selbst den Erlangern, ist höchst interessant. Seine Sprache ist allezeit klar, flüssig und anziehend.

Eins hätte er noch hinzufügen können, nämlich den Nachweis, warum C. doch nicht ein dogmatisches Lehrbuch hat schreiben können, das für die Reformierten ähnlich maßgebend gewesen wäre, wie die Lehrbücher seiner lutherischen Zeitgenossen, Hutter, Joh. Gerhard, Quenstedt, Baur u. a., für die Lutheraner. C. fand eben sein Lieblingsfeld in der biblischen Theologie. Biblische Theologie und Dogmatik reinlich zu scheiden und ein haltbares und umfassendes System der christlichen Lehre zu erbauen, ging über seine Kräfte.

Der Preis des dicken, schönen Buches ist nur $1.20 (geb. $1.50). Da sollte doch mancher mit ihm einen Versuch machen.

Theocentrische Theologie. Eine Untersuchung zur dogmatischen Prinzipienlehre von D. **Erich Schaeder** (damals Professor der Theologie in Kiel, jetzt in Breslau.) Erster, geschichtlicher, Teil. Zweite Auflage. 1916. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 211 Seiten. $1.00.

Schaeders Theocentrische Theologie hat in Deutschland seit Jahren im zustimmenden wie ablehnenden Sinn viel Beachtung erfahren. Daß wir es erst jetzt besprechen, hat — wie schon bei andern Erscheinungen mehrfach hervorgehoben — die durch den Krieg hervorgerufene Unterbrechung des geistigen Zusammenhangs zum Grunde. Lange haben wir gewünscht, das Buch kennen zu lernen. Das Lesen des ersten, geschichtlichen, Teils der Arbeit hat die günstigen Erwartungen, die wir bezüglich des Ganzen hegten, jetzt vollauf bestätigt.

Schaeder beleuchtet in demselben gewisse hervorragende Richtungen der neuen Theologie von einem bestimmten Gesichtspunkt aus. Er findet an ihnen allen mehr oder weniger anthropocentrische Tendenz. Anstatt daß, wie es sich in der Theologie gehörte, Gott in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt werde, stehe vielmehr daselbst der Mensch und seine religiösen Bedürfnisse und Erfahrungen. Diese Entwicklung setzt schon mit Schleiermacher ein. Schl. wird mit Recht der Erneuerer der protestantischen Theologie genannt, insofern er, von Kant beeinflußt, dem Intellektualismus in der Religion ein Ende macht und ihren Sitz in das Gefühl legt; bei ihm wird die Theologie wieder **Glaubens**lehre. Aber die Quelle, aus der er den Inhalt seiner Glaubenslehre schöpft, ist nicht das geoffenbarte Wort, sondern das christliche Gemeindebewußtsein. Es liegt auf der Hand, daß dies keine durchaus zuverlässige noch vollständige Instanz sein kann. Ueberhaupt leidet Schl.s Gottesbegriff an pandtheistischer Trübung. Es wird Gott Ueberpersönlichkeit, nicht aber Persönlichkeit zugeschrieben. Also kann das theologische Interesse, das Interesse an Gott, bei ihm nicht zu seinem Recht kommen.

Die sog. Erlanger Schule (Hofmann, Frank, später Ihmels, Seeberg, Grützmacher) wandelt mit ihrer **Erfahrungstheologie** in Schl.s Bahnen. Frank, ihr Hauptdogmatiker, gründet in dem prinzipiellen Teil seiner Dogmatik, woselbst es sich um den Grund der christlichen Gewißheit handelt, dieselbe auf die Erfahrung der Wiedergeburt. Aus dem christlichen Bewußtsein des Wiedergebornen will er die ganze Heilsoffenbarung Gottes ablesen; er findet dort den Niederschlag der lutherischen Glaubenslehre und getraut sich, ihn von daher herauszuheben. Schaeder zeigt die Unmöglichkeit dieses Unternehmens, weil ja doch die Kenntnis des göttlichen Worts aller unsrer Glaubenserfahrung vorausgehe, demnach das Wort Gottes der Fundort unsrer Lehre sein müsse und nicht sowohl das durch das Wort in Geistes Kraft erzeugte christliche Heilsbewußtsein. Auch könne der aus den Heilsquellen geschöpfte Glaubensinhalt notwendigerweise nur ein einseitiger sein. Er möge auf den Gott des Heils schließen lassen, aber nicht voll und befriedigend auf Gott, der ein Herr der Natur und der Welt ist.

Auch die „Biblizisten," nämlich Cremer und Kaehler, haben eine anthropocentrisch verkürzte Theologie. Bei Cremer ist das Interesse nach persönlicher Heilsgewißheit alles. Vergebung der Sünden ist fast das gesamte Ergebnis des christlichen Glaubens. Andere große, entscheidende Seiten an der Wirklichkeit Gottes und seines Verhältnisses zur Welt werden im Schatten gelassen. Kaehlers Theologie stellt den Gedanken der Rechtfertigung in den Mittelpunkt. Sie ist wesentlich Gnadentheologie, bestimmt durch das Heilsinteresse. Er hat mit viel Nachdruck an der Aufgabe gearbeitet, dem

Wort Gottes, als dem Buch, in dem uns der Glaube der **Urgemeinde** glaubenzeugend entgegentritt, seinen rechten Platz zu verschaffen. Doch auch bei ihm dominiert das „Gott für uns"; das „Wir für Gott" kommt zu kurz. Der Reichsgottesgedanke und die ethischen Ziele erfahren nicht die ihnen zukommende Würdigung.

Ritschl und seine Schule werden eingehens besprochen und bei ihnen natürlich noch vielmehr eine anthropocentrische Verbogenheit festgestellt. Nach Ritschl sind alle Erkenntnisse, die der Glaube aus der Schrift für das religiöse Leben gewinnt, Werturteile, d. i. sie sind von Wert für unser religiöses und sittliches Leben. Ob ihnen auch theoretisch und abgesehen von unsrer Erfahrung Wirklichkeit zu Grunde liegt, das sind metephysische Interessen, nach denen wir nicht zu fragen haben. Man sieht, wie energisch hier der Gesichtspunkt des praktischen Wertes geltend gemacht wird, wie sehr anthropocentrisch diese Theologie ist.

Außerdem kommt der Glaube aber auch bei R. und seinen Anhängern nicht so zustande, daß er zu einer unanfechtbaren Größe wird. R. leugnet ja die Möglichkeit eines direkten Verkehrs des Christen mit Gott. Er ist an den geschichtlichen Christus der Bibel gebunden, den der Christ sich psychologisch vergegenwärtigt. Selbst Hermann in seinem „Verkehr des Christen mit Gott" kann uns hier nicht zum Ziel führen. Nach ihm muß der Christ mit dem hinter den Worten und Taten des Herrn verborgenen inneren Leben Jesu in Beziehung treten. So soll er der „überwältigenden Macht des Guten" in ihm inne werden. Doch wie kann man so die Worte und das innere Leben des Herrn voneinander trennen?

Der wirklich zuverlässige Glaube kommt nach Sch. so zustande, daß der Heilige Geist dem Menschen den in der Schrift gepredigten Christus, oder Gott in Christus, zu einer lebendigen Gegenwartsmacht macht. Die Lehre vom Heiligen Geist, welche so viel vernachlässigt worden ist, ist die Kernlehre der christlichen Theologie. Der Reichtum des christlichen Glaubens ist aber nicht mit der persönlichen Heilserfahrung allein gegeben, sondern er wird uns durch die Schrift erschlossen. Sie, d. i. die Schrift, bringt uns in Berührung, nicht zunächst, noch allein, mit dem Gott des Heils, sondern mit Gott, der **der Herr ist,** der die **Majestät eignet.** Die Macht- und Wesensfülle Gottes wird stark betont; sie geht nicht in seiner Gnade oder in der Heilsbeschaffung auf. Ihr muß sich der Mensch im **Dienste** des neuen Lebensgehorsams völlig zur Verfügung stellen.

Daß Sch. in dem Buch — wie schon andere vor ihm — richtig hervorhebt, daß Heilsgewißheit durch den Glauben an das Wort, den es selbst erzeugt, und nicht aus dem Bewußtsein der Wiedergeburt kommt, scheint uns unzweifelhaft. Daß der persönliche Heilsglaube aus sich die Fülle christlicher Wahrheit nicht erschöpfen kann, ist ebenso klar. Ob an den kritisierten theologischen Systemen der anthropocentrische Standpunkt das Mangelhafte ist, mag zweifelhaft scheinen. Ferner ob Sch. selbst mit seinem theocentrischen Prinzip in dem zweiten, konstruktiven Teil besser fahren wird, bleibt abzuwarten. Inzwischen scheint es uns möglich, daß eine Theologie, die nicht die individuelle Heilsbeschaffung, sondern die Idee **des Reiches Gottes** zum **Zentralgedanken** machte, die gerügten Fehler vermeiden und im rechten Sinn theocentrisch werden dürfte. Denn es kann sich bei dem Theo-

centrischen nicht um eine abstrakte Erkenntnis Gottes handeln, sondern um das, worauf es Gott in seiner Selbstoffenbarung an die Menschen ankommt. Dafür dürfte es keinen besseren Ausdruck geben als die Herstellung **des Reiches Gottes.**

Das prächtige, klare, flüssig geschriebene Buch — mit seinem in der nächsten Nummer zu besprechenden aufbauenden Teil — sei aufs allerbeste empfohlen.

Zum Feierabend. Gedichte von **Friedrich Balter**, Farina, Illinois. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses Halle a. d. Saale. 1922. 129 Seiten.

Der wohlbekannte Verfasser überreicht uns hier ein neues Erzeugnis seiner poetischen Muse. Die Gedichte sind gruppiert unter den Titeln: Vermischte Gedichte, Lieder der Liebe, Religiöse Gedichte, Sonettenkranz. Wir sind mit den besonderen Vorzügen dieses Dichters bekannt, nämlich seinem trauten Verständnis der Natur, der Innigkeit seiner Empfindung, seiner geschickten Behandlung der poetischen Formen und dem idealen Zug seiner Seele. Dieselben zeigen sich auch hier in ungeminderter Frische. Es wird vielen ein Genuß sein, ihm zu lauschen, wie er mit den lieblichen Tönen seiner Laute des Lebens wechselvolles Spiel begleitet und es uns so dichterisch deutet und verklärt.

Sprechsaal.

What Can Be Done

Relative Brother Schlinkmann's article in the "Sprechsaal" of last issue on the "Innere Aufbau der Synode," may I suggest *what should and can be done.*

First, relative pastor's pay. Let every District pass a resolution fixing the minimum pay of pastors. We propose $1,200 with parsonage, $1,800 without. If cost of living conditions in some districts warrant more, let the sum be according. Such a resolution of a minimum sum would make for uniformity, something most desirable.

This resolution must provide for enforcement by the District President; he being required to refuse candidates for less than the minimum.

This resolution must also provide for penalty of suspension of such brethren that offer themselves for less. A disgrace, but true that this underbidding—"cutrating"—(nearly wrote "cut-throating") now occurs.

This resolution must further provide for exceptions, small churches that cannot pay the minimum. This should be actually determined by the District officers and difference paid from the district treasury. The District Budget must provide for such cases.

All this should and can be done.

Secondly, the following resolution *should and can be passed* by all the Districts: "The call of a pastor must always include payment of his moving expenses."

This resolution must also provide for enforcement and penalty.

Some time ago the "Texas Gemeindebote" reported a committee appointed by the District to "investigate why brethren coming from other Districts received moving expenses and those within the District did not." In a following issue the reply was made, "Because the first demanded it and the latter were 'zu bescheiden.'" A laconic answer. No further investigation needed. Why not apply it throuout the Synod?

It ought and can be done.

Other denominations have long done it. Why not we?

Thirdly, to have the guilty congregation realize the paltry pay offered their pastor, we propose that the salary be paid weekly. Even $600 a year looks large to these thoughtless congregations. Whereas the weekly installment of $11.54 a week would surely shame them. It would give them a familiar comparison with the weekly wage of their hired help or grocery boy.

It would also teach people to contribute weekly to pay the pastor.

This "weekly wage" plan needs no resolution of the District, but merely requirement by the underpaid pastor. Let him demand it. Some do.

He *should and can do so too.*

Fourth, regarding "free congregations," the General Conference *should and can pass* this resolution; "Congregations not members of the Synod requesting the service of Synodical pastors must affiliate with the Synod within five years of such service. Failing to affiliate at the expiration of such period they should be deprived of Synodical services. Pastors who in such cases refuse to withdraw from such unaffiliated churches shall be suspended from the Synod. This five year rule shall begin with the close of the next General Conference."

No other denomination serves "free churches." Why should we? If these congregations do not wish to join us, let them go elsewhere. Brother Schlinkman is correct in his complaint about unaffiliated churches.

This too *should and can be done.*

But, we add in closing, the pastors themselves will be the very ones to oppose, and the very first to fight—some bitterly—everoyne of the above proposals *that should and can be done.*

We have advocated and fought *for* these greatly needed rules for years and have always and everywhere found the pastors, not the people, the most obstinate objectors.

So what are you going to do about it? These conditions call for action, not complaint.—*H. L. Streich.*

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $2.00; Ausland $2.20. Editor: Rev. H. Kamphausen, Dr. theol., 9807 Cudell Ave., Cleveland, Ohio, an welchen alle die Redaktion betreffenden Sachen zu senden sind. Dagegen alles Geschäftliche zu adressieren an: Eden Publishing House, 1716 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. Juli 1923

Die typische Eigenart der Erlanger lutherischen Theologie und ihr Verhältnis zu theologischen Erscheinungen der Gegenwart.

Von Professor D. R. H. Grützmacher-Erlangen.

Die christliche Theologie ist die Wissenschaft von der christlichen Religion, wie sie in der sozialen Form einer bestimmten Kirche lebt. Infolgedessen ist jeder theologische Typus durch drei Faktoren bestimmt:

1. durch die religiöse Frömmigkeit, aus der er erwächst,
2. durch die kirchliche Gemeinschaft, welcher er dient,
3. durch die besondere wissenschaftliche Form, in welcher er die religiösen und kirchlichen Tatbestände zum Ausdruck bringt.

Diese Behauptung gilt auch für die lutherische Theologie, wie sie sich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts gestaltet hat. Innerhalb ihrer kann man zwei Hauptrichtungen unterscheiden, von denen die erstere möglichst auch die wissenschaftliche Lehrform der älteren lutherischen Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts wieder zu beleben suchte. Man hat sie **Repristinationstheologie** genannt; sie wurde in Deutschland besonders durch Männer wie Hengstenberg, Philippi, Kliefoth, Vilmar, vertreten. Die andere Richtung erstrebte eine „neue Weise, alte Wahrheit zu lehren." Sie hat ihren Namen nach dem Hauptsitz ihrer meisten Vertreter an der **Erlanger Universität** in Bayern erhalten. Von ihrer typischen Eigenart soll in den folgenden Zeilen die Rede sein, und zwar so, daß diese in positive und negative Beziehungen zu hervorragenden theologischen Erscheinungen der Gegenwart gesetzt wird.

Die Erlanger Theologie wurzelt wie die gesamte neuere lutherische, ja überhaupt positive Theologie in der religiösen Erweckungsbewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Diese legte das entscheidende Gewicht auf das Erlebnis von Sünde und Gnade; man fürchtete sich vor dem heiligen Gott und tröstete sich durch den gnädigen Gott. Die Gnade wurde nur durch Christus, den Heiland, vermittelt. Damit aber waren die entscheidenden religiösen Grundlagen der urchristlichen und reformatorischen Erlösungsreligion von neuem belebt. Die theologischen Formeln von Rechtfertigung und Wiedergeburt, von Christus dem Erlöser, vom heiligen und gnädigen Gott hatten ihre tatsächlichen Unterlagen wieder im religiösem Erleben gefunden. Sie wurden darum auch das Zentrum einer sie wiedergebenden Theologie, die naturgemäß lutherischen Charakter gewann. Auf diesem religiösem Fundament ruht gerade auch die Erlanger Theologie. Thomasius' Dogmatik sagt das schon im Titel aus: „Christi Person und Werk," in dem sie den ganzen theologischen Stoff um das Erlösungswerk Christi gruppiert. Für Hofmann ist die Rechtfertigung das religiöse Grunderlebnis, aus dem er auch die christliche Sittlichkeit ableitet. Frank läßt die ganze religiöse Gewißheit im Erlebnis der Wiedergeburt und Bekehrung wurzeln. Infolgedessen ergibt sich: **Auch die Erlanger lutherische Theologie wurzelt in der am Anfang des 19. Jahrhunderts neu belebten urchristlich reformatorischen Erlösungsreligion.**

In der Erweckungsbewegung trug diese Religiosität zunächst individuellen Charakter, aber die, welche Gleiches erlebt hatten, schlossen sich im Bewußtsein ihrer Gemeinschaft in engerem Kreise der Erweckten zusammen. Diese gewannen aber immer mehr überindividuelle kirchliche Ziele. Man erkannte, daß man nur das erlebte, was die lutherische Kirche schon in ihren Bekenntnissen ausgedrückt hatte. Ein Erlanger Lutheraner, Harleß, erklärte: Wir waren längst Lutheraner, ehe wir es wußten und fanden nachträglich in den Bekenntnisschriften nur dasjenige wieder, wessen wir schon im eigenen persönlichen Erleben gewiß geworden waren. So wurde diese Frömmigkeit immer kirchlicher. Man richtete sein Augenmerk infolgedessen auf den Wiederaufbau der lutherischen Kirche in ihrem Kultus und ihren Ordnungen und zwar im Unterschied zum Katholizismus, zu den Sekten, zum Staate. Die Erlanger brachten diese Absicht deutlich schon dadurch zum Ausdruck, daß sie ihrer ältesten Zeitschrift den Titel gaben: „Für Protestantismus und Kirche" und erklärten, sie wollten keine Kirche ohne Protestantismus, aber auch keinen Protestantismus ohne Kirche. In der Auffassung des Wesens der Kirche begann sich aber ein Unterschied zwischen der lutherischen Repristinationstheologie und der Erlanger Theologie herauszubilden. Die erstere vollzog eine gewisse

Annäherung an die katholisch-reformierte Auffassung, welche bestimmte äußere Ordnungen und Formen zum Wesen der Kirche rechnete und teilweise auch ein engeres Bündnis mit dem politisch reaktionär gerichteten „christlichen Staat“ einging. Die Erlanger Theologie dagegen vertrat die streng reformatorische Auffassung, nach welcher die Kirche nichts anders ist als die durch die Gnadenmittel hervorgerufene religiöse Gemeinschaft der Gläubigen. In dieser Richtung sprach sich zunächst besonders Höfling aus, dem die andern Theologen folgten. Alle äußeren rechtlichen Formen und Ordnungen der Kirche und auch ihre Beziehung zum Staate sind gleichgültig und können sich jederzeit ändern. Infolgedessen sieht der Biograph Hofmanns, Wapler, mit Recht: **„Ein Hauptstück der Leistung der Erlanger Theologie in der Entwicklung des echt evangelischen und echt lutherischen Kirchenbegriffes.“**

Die bisher gekennzeichnete religiöse und kirchliche Grundlage behauptet die Erlanger Theologie auch heute noch und läßt dadurch ihr Verhältnis zu andern religiösen und kirchlichen Richtungen bestimmen. Soweit Sünde und Gnade und die Erlösung durch Christus in einer theologischen Richtung zurücktreten und man in der Rechtfertigung ein für den modernen Menschen nicht mehr mögliches und nötiges religiöses Erlebnis bezeichnet, wie es in der religionsgeschichtlichen Theologie zum guten Teil geschieht, weiß sich die Erlanger Theologie zu jenen in einem grundlegenden nicht nur theologischen, sondern auch religiösen Gegensatz. Sie hält Sünde und Gnade für zeitlose Tatsachen und Erlebnisse, die im 20. Jahrhundert noch ebenso möglich und nötig sind, wie in früheren Zeiten. Ihr genügt es darum nicht, in Christus wesentlich nur den Lehrer, das Vorbild, den Träger bestimmter Ideen oder den soziologischen Einigungspunkt für den christlichen Kultus zu sehen, wie das in der Christusauffassung der religionsgeschichtlichen Schule und in einer gewissen Annäherung auch schon bei Ritschl der Fall ist. Wo sie dagegen in der neueren biblischen Theologie, wie z. B. bei Cremer, Kähler und Schlatter die erlösende Kraft Christi in den Mittelpunkt gestellt findet, stellt sie religiöse Gemeinsamkeit fest. Sie freut sich in der unmittelbaren Gegenwart zu beobachten, wie in diesen grundlegenden religiösen Fragen ein Theologe wie Heim auf die gleichen reformatorischen Grunderlebnisse hinauskommt und wie — bei allen fragwürdigen Einzelausführungen — der vielgenannte Kommentar von Barth zum Römerbrief unter dem Eindruck der Paulinischen Gedankengänge in diese Bahnen einbiegt. Nicht minder sieht die Erlanger Theologie einen erfreulichen Fortschritt, wenn mit Ritschl zusammenhängende Theologen wie besonders Häring die Heiligkeit Gottes und die Notwendigkeit einer Versöhnung wieder stärker betonen, und wenn in neuerer Zeit Otto (Marburg) in seinem Buche:

„Das Heilige," das Merkmal der Heiligkeit in Gott und die entsprechenden seelischen Vorgänge der Furcht und Ehrfurcht in der echten Religion wieder stark hervorgehoben hat. Für die Erlanger Theologie ist diese Erkenntnis zwar keine neue — für Luther hat sie Th. Harnack schon im 2. Bande seiner „Theologie Luthers" dargelegt, und alle ihre systematischen Theologen haben die Heiligkeit Gottes und darum die Notwendigkeit der Versöhnung energisch in den Vordergrund gestellt. Die Erlanger Theologie aber ist zufrieden, wenn diese urchristlich reformatorische Position im Unterschiede zu allem moralistischen Idealismus sich auch in andern Erscheinungen der gegenwärtigen Theologie energisch durchsetzt.

Die Stellung zur Kirche bleibt ein zweiter Richtpunkt auch für die heutige Erlanger Theologie in der Bewertung religiöser und theologischer Erscheinungen der Gegenwart. In dieser wirkt auf der einen Seite im Neuprotestantismus eine Tendenz, die Kirche als besondere gottgestiftete religiöse Gemeinschaft zurückzudrängen und entweder in die allgemeine sittlich-soziale Gemeinschaft des Staates mit einer religiösen Färbung überzuführen oder in eine Sekte umzuwandeln, d. h. in eine selbst geschaffene, lose Verbindung religiöser Individualisten, in der jeder seine Anschauungen und Stimmungen für gleichberechtigt erklärt. Demgegenüber betont die Erlanger Theologie bestimmt den Unterschied der Kirche mit ihren rein religiösen Aufgaben und ihrem transzendenten Ziel im Unterschiede zum Staat mit seinen innerweltlich rechtlich sozialen Aufgaben. Der Sekte gegenüber stellt sie fest, daß nicht Menschen die religiöse Gemeinschaft schaffen, sondern der geschichtliche und lebendige Christus sie durch Wort und Geist hervorruft, und darum seine Gedanken und Kräfte die allen Gliedern der Kirche übergeordneten und bestimmenden bleiben. Auf der andern Seite macht sich auch innerhalb des Protestantismus der Gegenwart wieder eine sogenannte „hochkirchliche Bewegung" geltend. Sofern diese nur eine Bereicherung des Kultus und eine Vertiefung des gottesdienstlichen Lebens erstrebt, erhebt die Erlanger Theologie keine prinzipiellen Bedenken. Soweit aber in jener wieder äußere Form und Ordnung wie etwa das bischöfliche Amt zum Wesen der Kirche gerechnet wird, erinnert sie mit aller Energie an die lutherischen Bekenntnisschriften, nach denen nur die Gnadenmittel für das Wesen der wahren Kirche konstitutiv sind. **So hat die Erlanger Theologie ihre typische religiöse und kirchliche Eigenart in der Behauptung der urchristlich reformatorisch Erlösungsreligion und des echt lutherischen Kirchenbegriffes, die sie als feste Maßstäbe auch für ihre Verhältnisbestimmung zu theologischen Erscheinungen der Gegenwart verwendet.**

In der wissenschaftlichen Form und Einstellung — dem dritten charakteristischen Merkmal jedes theologischen Typus — hat die

Erlanger Theologie bei aller Anknüpfung an die ältere lutherische Theologie einen entschiedenen dem neueren geistigen Leben entsprechenden Fortschritt erstrebt. Diese Grundeigentümlichkeit kommt in dem schon einmal zitierten Worte Hofmanns von der „neuen Weise, alte Wahrheit zu lehren," zum Ausdruck; aber auch Thomasius hat einmal erklärt: „Vorwärts haben auch wir gewollt auf allen Gebieten der Theologie, nur keinen solchen Fortschritt, der die alten Grundfesten abbricht, sondern einen Fortschritt auf dem alten guten Grunde, einen organischen Fortschritt." Dementsprechend hat auch die Erlanger Theologie tatsächlich gehandelt, indem sie auf die **verschiedensten bedeutsamen Tendenzen im neueren Geistesleben eingegangen ist und zwar im psychologisch-erkenntnis-theoretischer, in geschichtlicher und metaphysischer Richtung.**

Die psychologische Einstellung der Erlanger Theologie hängt fraglos mit Schleiermacher zusammen, für den die ganze Glaubenslehre streng genommen nur die wissenschaftliche Darstellung frommer Gemütszustände sein sollte. Aber auch Hofmann sprach das Wort: „Ich der Christ bin mir dem Theologen eigenster Gegenstand meiner Wissenschaft." Der persönliche Christenstand, das eigne fromme Erleben bekam dadurch die Aufgabe, Grundlage und Gegenstand für die theologische Arbeit zu werden. Damit schloß sie sich einem Grundzug modernen Geisteslebens, dem subjektiv-psychologischen an. Das hat Frank mit aller Deutlichkeit erkannt und weiter durchgeführt. Denn wenn er in seinem „System der christlichen Gewißheit" von dem religiösen Erleben des Christen in Wiedergeburt und Bekehrung ausgeht, so bietet er zunächst nichts anders als eine spezifisch christliche Psychologie. **Eine typische Eigenart der Erlanger Theologie besteht mithin in der grundlegenden Bewertung der christlich-religiösen Erfahrung, deren psychologische Analyse eine Hauptaufgabe der Theologie ist.** Von dieser Position aus bestimmt sich das Verhältnis der Erlanger Theologie zu der **religionspsychologischen** Arbeit der Gegenwart, die sich immer bedeutsamer ausgestaltet und mit den verschiedensten modernpsychologischen Methoden auch das seelische Wesen der Religion zu erfassen sucht. Von deutschen Theologen hat vor kurzem Girgensohn in Leipzig ein umfassendes Werk über: „Der seelische Aufbau des religiösen Erlebens," 1921, auf experimenteller Grundlage, d. h. mit Benutzung des Frageverfahrens verfaßt. Die Erlanger Theologie steht einer solchen Bemühung prinzipiell entgegenkommend gegenüber und ist darum in der Lage, der modernen Religionspsychologie Raum in ihrem religiösen Typus zu gewähren. Nur wird sie immer wieder entscheidendes Gewicht auf das spezifisch christlich-religiöse Erleben legen und die Meinung vertreten, daß über dieses nur der in der christlichen Erfahrung stehende Christ wirklich zuverlässige Auskunft geben kann.

Dieser subjektive Ausgangspunkt ist auch für die **Erkenntnistheorie** von entscheidender Bedeutung, die auch bei der religiösen und theologischen Erkenntnis vom Subjekte ausgehen muß, um zu seinen geschichtlichen und metaphysischen Objekten empor zu steigen. Denn der Erlanger Theologie liegt nichts ferner, als mit Schleiermacher und manchen modernen Religionspsychologen im Subjektivismus stecken zu bleiben, sie will vielmehr energisch zur Erkenntnis der objektiven Heilstaten Gottes in der Geschichte — wie besonders Hofmann — und zum ewigen Wesen des transzendenten Gottes — wie besonders Frank — emporsteigen. Durch diese prinzipielle Stellungnahme bestimmt sich das Verhältnis der Erlanger Theologie zu erkenntnistheoretischen Bemühungen in Philosophie und Theologie der Gegenwart. Wenn etwa die **Vaihingersche Philosophie des „Als—Ob"** religiöse Vorstellungen festhalten will, trotzdem man in ihnen nur subjektive Einbildungen erkennt, so muß die Erlanger Theologie gegen diese Beseitigung der objektiven Wahrheit entschieden Front machen, denn religiöse Vorstellungen verlieren nicht nur ihre Wahrheit, sondern auch ihren Wert, wenn sie sich nicht auf objektive geschichtliche oder überweltliche Tatsachen beziehen. Auf der andern Seite aber muß die Erlanger Theologie auch eine **theocentrische Theologie** in dem Sinne ablehnen, daß unsre Erkenntnis bei Gott selbst einsetzt. In diesem Sinne konnte man zunächst Schäders Programm in seiner theocentrischen Theologie (1909—1914) verstehen. Allein spätere Erklärungen ergaben doch, daß auch Schäder die Gotteserkenntnis nur aus dem gläubigen, d. h. aber subjektiven Erleben Gottes, wenn auch auf Grund der Wirkungen des göttlichen Geistes im Menschen, erheben wollte. Erklärt er doch in erkenntnis-theoretisch-methodischer Hinsicht „unbedingt und notwendig dem Subjektivismus, welcher die neuzeitliche Theologie charakterisiert" sich anzuschließen. Infolgedessen besteht zwischen Schäders erkenntnis-theoretischem Verfahren und dem der Erlanger kein prinzipieller Gegensatz. Aber auch seine inhaltliche Betonung, daß im Mittelpunkte der Religion Gott und zwar nicht nur als der liebende Vater-Gott, sondern auch als heilige Majestät zu stehen habe, ist der Erlanger Theologie nicht freudartig und besonders deutlich in Franks „System der christlichen Wahrheit" zum Ausdruck gekommen.

Den Versuchen, die ganze erkenntnis-theoretische Problemstellung, nach welcher das Subjekt die Erkenntnis eines Objektes zu gewinnen sucht, dadurch zu beseitigen, daß man die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt ablehnt, vermag die Erlanger Theologie nicht beizupflichten. Dieser Versuch ist in letzter Zeit einmal von **Heim** in seiner „Glaubensgewißheit" (2. Auflage 1920) und von **Brunstäd** „Das Wesen der Religion" (1922) gemacht worden. Die

Gedankengänge der beiden Werke sind zunächst rein philosophischer Art und knüpfen an Kant, beziehungsweise Hegel, an. Sie stellen damit die Religion und Glaubensgewißheit in eine weitgehende Abhängigkeit von rein philosophisch-erkenntnistheoretischen Erwägungen. Damit aber ist wieder eine Position eingenommen, welche die Selbständigkeit der christlichen Theologie gefährdet. **Ihr widerspricht auch jetzt die Erlanger Theologie, welche das Christentum unabhängig von der Philosophie zu fundamentieren sucht.** Gerade aber die Religion und das Christentum gibt bestimmten Anlaß zwischen dem menschlich Subjektiven und dem göttlich Objektiven, zwischen unsrer Seele und dem Wesen Gottes zu unterscheiden. Infolgedessen erscheinen rein religiöse Tatbestände und Werte gefährdet, wenn durch eine philosophische Erkenntnistheorie die Unterschiede zwischen Subjekt und Objekt beseitigt werden, und die Religion unwillkürlich dadurch einen pantheistischen Zug gewinnt. Die Erlanger Theologie vermag erst recht nicht die christliche Gewißheit von erkenntnistheoretischen Erwägungen abhängig zu machen, wie das bei Heim doch im letztem Grunde der Fall ist.

Die Erlanger Theologie hat durch Hofmann einen typisch-eigenartigen Zug durch die Betonung der **Heilsgeschichte** gewonnen. Im Unterschiede zu dem ungeschichtlichen Charakter der ältern luthelutherischen Theologie und zum Rationalismus hat jener im Anschluß an die Wiederbelebung der Geschichte im 19. Jahrhundert vor allen Dingen durch Ranke in der Geschichte das Grundmerkmal der alt- und neutestamentlichen Offenbarung gesehen. Die Heilige Schrift war ihm vor allem ein Geschichtsdenkmal. Die weitere geschichtliche Entwicklung in der Lehrentwicklung der Kirche verfolgte besonders Thomasius in seiner Dogmengeschichte. Von dieser heilsgeschichtlichen Grundposition aus ist die Erlanger Theologie wie einst so auch heute noch genötigt, gegen die kritische Zersetzung der biblischen Geschichte Front zu machen. Das geschieht gegenwärtig besonders in dem großen Erlanger Kommentarwerk Zahns, welches die wesentliche Glaubwürdigkeit der biblischen Geschichte feststellt. Infolgedessen steht die Erlanger Theologie ablehnend all den neuen Versuchen gegenüber, die biblische Geschichte in **religionsgeschichtliche Mythen** aufzulösen. Sie vermag auch nicht mit Männern wie Bousset die christliche Religion wieder auf zeitlose Vernunftswahrheiten statt auf heilsgeschichtliche Tatsachen zu begründen. Die göttliche Offenbarung ist in dem geschichtlichen Christus erfolgt.

Freilich ein bloßer geschichtlicher Mensch Jesus und ein rein innerweltlicher Geschichtsverlauf kann nicht religiös mit Gott verbinden. Infolgedessen hat es von Anfang an zur typischen Eigenart der Erlanger Theologie gehört, daß sie mit der irdischen Geschichte eine höhere Geschichte verband und im Geschichtlichen den

Durchbruch des Ewigen sah. Demgemäß haben alle Erlanger Theologen — mit besonderer Energie Frank — den Aufstieg von der Geschichte in die **Metaphysik** vollzogen. Der ewige Dreieinige Gott, der präexistente Christus, der vorweltliche Erlösungsratschluß, der transzendente Abschluß der Geschichte sind für sie wesentliche Bestandteile christlich-theologischer Erkenntnis. Infolgedessen hat die Erlanger Theologie die Ausscheidung oder Zurückdrängung dieser metaphysischen Elemente in der Ritschlschen Theologie abgelehnt. Umgekehrt kann sie sich eines gewissen Zusammenklanges mit der gegenwärtig in Theologie und Philosophie wieder zunehmenden Neigung zur Metaphysik erfreuen. Freilich erstrebt die Erlanger Theologie nicht eine allgemeine, sondern eine spezifisch christliche Metaphysik, die der spezifisch christlichen Erfahrung und der Offenbarungsgeschichte entspricht.

So besitzt die Erlanger Theologie ihre typische Eigenart in der selbständigen Vertretung und Ausgestaltung einer spezifisch christlichen Theologie, in heilsgeschichtlicher Betrachtung und Offenbarungsmetaphysik. Sie ist darum auch im 20. Jahrhundert noch in der Lage, die lutherische Religion und Kirche theologisch wirksam zu vertreten und von ihren gesicherten Prinzipien aus zu allen neuen Erscheinungen der Theologie kritisch abwägend wie positiv anerkennend Stellung zu nehmen.

Anmerkung: Alle Texte zur neueren theologiegeschichtlichen Entwicklung, besonders auch der Erlanger Theologie, bis zur unmittelbaren Gegenwart, sind zusammengestellt bei Grützmacher: „Textbuch zur systematischen Theologie und ihrer Geschichte im 16., 17., 19., 20. Jahrhundert.“ (2. Auflage 1923, Deichertscher Verlag-Leipzig.)

Die deutsche evangelische Predigt der Gegenwart.

Ein Nachtrag.

Mein Aufsatz im Märzheft des Magazins konnte nur in großen Linien die Entwicklung zeichnen und die hervorragendsten Prediger kurz charakterisieren. Es wird den Lesern vielleicht willkommen sein, wenn ich ihnen die wichtigsten Predigtsammlungen, wenigstens von einigen dieser Prediger, nenne und über den Inhalt unterrichte.

Des Lutheraners Ludwig **Ihmels** Predigten sind sämtlich im Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig erschienen. Den Anfang machten 20 Predigten mit dem Titel **„Eins ist not“** (239 Seiten, 3. Auflage, 1911; 1.85 Schweizerfranken). Teils sind Stücke aus den kirchlichen Perikopenreihen behandelt, teils freie Texte; alle Texte bis auf einen stammen aus dem Neuen Testament. 1913 folgte ein vollständiger Jahrgang: **„Siehe, ich mache alles

nen" (705 S.). Er vereinigt 69 Predigten aus verschiedenen Jahrgängen zwischen 1907 und 1913 über mannigfaltige Texte, von denen 6 dem Alten Testament entstammen. Der im Titel zum Ausdruck kommende Gedanke hat die Auswahl der Predigten bestimmt. Sie zeigen Spuren davon, daß sie in einer bestimmten Situation gehalten sind; aber nur wenige gelten besondern Anlässen. Nun folgten die Kriegsjahre. Die in dieser Zeit gehaltenen Predigten sollten doch auch im Ausland beachtet werden; liefern sie doch den schlagenden Beweis, daß die Rede von der kriegshetzerischen deutschen Predigt Verleumdung ist. Ihmels stellte zunächst 7 Predigten aus 1914 zusammen: **„Darum auch wir"** (104 S., 3. Aufl., 1.20 Fr.). Das sind höchst beachtenswerte Zeugnisse für die christliche Ruhe und Abgeklärtheit der deutschen Predigt in den Wochen der allgemeinen deutschen Kriegsbegeisterung. Es folgten 19 Predigten aus dem Kirchenjahr 1914/15: **Das Evangelium von Jesus Christus** (2. Aufl., 1916, 201 S.). Im Vorwort heißt es: „Ich hoffe, auch in diesen Predigten zittert etwas von der inneren Spannung nach, in die der Krieg die Jünger Jesu — zumal unter dem Kreuz — versetzt. Gleichwohl habe ich niemals so stark wie heute empfunden, daß wir ohne Christum — verloren sind." Gleichfalls den Kriegsjahren gehört die Sammlung **„Aufwärts die Herzen"** (227 S., 1917, 2.50 Fr.) mit 21 Predigten aus 1915/16 an. Sie bestimmt die Aufgabe der Predigt dahin: Sie „muß immer wieder zu einem Durchleben alles dessen, was geschieht, anleiten und muß doch zugleich von dem, was uns belasten, verwirren und in die Tiefe ziehen möchte, den Blick nach oben richten." 1922 hat Ihmels noch einen vollen Jahrgang zusammengestellt: **„Aus der Zeit für die Zeit und Ewigkeit."** Er enthält vorwiegend Predigten aus der Zeit nach 1918 und zeigt, wie diese für Deutschland furchtbar schwere Zeit durch Gottes Wort wirksam beleuchtet werden kann. Uebrigens spielt das Zeitliche auch in diesem Band keine größere Rolle als das Ewige. (In 3 Teilen, 1922, zusammengeheftet 9 Franken.) Daß fast alle Predigten dieses letzten Jahrgangs genau datiert sind, ist sehr dankenswert. — Nicht weniger als 21 der in diesen Bänden enthaltenen Predigten sind auch in Sonderdrucken erschienen.

Die Predigtsammlungen Ernst **Dryanders** liegen schon weiter zurück. Als er 1882 Bonn verließ, gab er 16 **„Evangelische Predigten"** heraus (9. Aufl., wie die späteren Verlag Richard Mühlmann in Halle). Unter dem gleichen Titel folgte später ein zweites Bändchen; es trägt den Nebeltitel: „Predigten über das christliche Leben." Als R. Kögel seine große Sammlung von Predigten über die Evangelien herausgab, übertrug er Dryander **„Das Evangelium Markus"**; in 2 Bänden Predigten und Homilien ist es behandelt. Die Schwierigkeit der Aufgabe forderte große Kunst. Dryander

zeigt sich hier als Meister. Gleichfalls einer Anregung Kögels verdankt seine Entstehung **„Der erste Brief Johannis"** in Predigten ausgelegt. Es enthält Predigten aus 1893—1896 (2. Aufl., 1903). Auch hier bot die Textgrundlage manche Schwierigkeit; doch ist gerade in diesen Predigten Dryander recht eigentlich er selbst. Ueberaus anregend ist seine Behandlung des **„Lebens des Apostels Paulus"** (2. Aufl., 1906). Hier wird Paulus nach Texten der Apostelgeschichte als Missionar, als Märtyrer, als Mann des Gewissens, als Zeuge der Wahrheit u. s. w. behandelt. Derartige Predigtreihen sollten öfters gehalten werden. 1911 erschienen die überaus feinsinnigen und warmherzigen Predigten über **„Das Vaterunser"** (3. Aufl., 1913), Kleinodien der Predigtkunst. Aus der Kriegszeit stammen die **„Evangelischen Reden in schwerer Zeit,"** die in andrem Verlag als die sämtlichen bisher genannten Sammlungen erschienen. Sie kamen in einzelnen Heften heraus und zeigen eine erstaunliche Beweglichkeit des bereits Hochbetagten. Ich möchte, nachdem Dryander gestorben ist, mit besonderm Nachdruck auf diese Predigten hinweisen; sie verdienen es, daß sie nicht vergessen werden!

Von Predigern andrer Richtung habe ich besonders Doerries und Rittelmeyer hervorgehoben. Bernhard **Doerries** begann schon Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Druck von Predigten. 1896 erschien **„Das Evangelium der Armen"** (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 518 S.); 1903 erschien **„Die Botschaft der Freude"** (538 S.). Jener Band behandelt verschiedene Texte, dieser die altkirchlichen Evangelien. Später kam der Jahrgang: **„Die Welt Gottes"**; er enthält 64 Predigten über freie Texte (3. Aufl., 1922, Grundpreis geb. 6 Mark). Diese Sammlung bietet Predigten, wie sie in Deutschland nicht allzu oft gehört werden: nämlich solche über Vorgänge der Natur: Verlorener Frühling, Mensch und Natur, die Schöpfung, Mensch und Meer, Sonnenschein, Regenwetter. Andre behandelte Themata wie: Unsre Schule, die landwirtschaftliche Ausstellung, die Fabrik, der Kampf im Baugewerbe. Das scheint zum Rationalismus zurückzulenken. Aber nur in der Formgestaltung! Doerries fordert gerade in diesem Band: „Zu Jesus müssen wir zurück!" Die eigenartige, in knappe Sätze gegossene, klare und warme Gedankenwelt dieser Predigten macht ihr Studium besonders reizvoll.

Friedrich **Rittelmeyer** gab zuerst mit Christian Geyer, seinem Nürnberger Kollegen, die Sammlung **„Gott und die Seele"** heraus (1896, jetzt 1922 im 9.—11. Tausend, 614 S.), die wohl von allen neuern Sammlungen die weiteste Verbreitung gefunden hat. Sie hat recht eigentlich die freie Form der Textbehandlung in Deutschland eingeführt. Im Vorwort heißt es: „Auch die freieste Form der Mottopredigt schien uns mitunter geeignet und notwendig,

wenn nur die Predigt in tiefinnerlichem Zusammenhang mit dem Evangelium stand. Oft war es uns mehr um ein Predigtziel zu tun als um ein Predigtthema, oft mehr um psychologische Erlebnisfolge als um logische Gedankenentwicklung." 1910 folgte, gleichfalls gemeinsam mit Geyer verfaßt, **„Leben in Gott."** Auch dieser Band erlebte mehrere Auflagen. Von da an hört diese enge Arbeitsgemeinschaft auf, die folgende Bände haben Rittelmeyer allein zum Herausgeber. Während der Kriegszeit stellte Rittelmeyer, angesichts seines bevorstehenden Wegzuges von Nürnberg, nach Stenogrammen hilfreicher Freunde den Band **„Christ und Krieg"** zusammen (286 S., Grundpreis geheftet 50 Pfennig). Die Fragen, die ihn bei diesen Predigten bewegten, waren: Was gibt mir mein Christentum für diese Kriegszeit? Und was gibt mir die Kriegszeit für mein Christentum? Es ist also nicht das grundsätzliche Verhältnis von Christentum und Krieg, das hier behandelt wird; aber ernste Gedanken auch zu diesem Thema werden reichlich geboten. Die Predigt „Krieg!" am 7. August 1914 bleibt ein wertvolles Dokument. Sie sucht vor allem den Weg zu weisen zu der tiefen Ruhe, die aus dem großen Gottvertrauen kommt. Freilich, auch diese Predigt enthält Vieles, was längst überholt ist! Aus seinem neuen Berliner Amt folgte 1917 zuerst die kleine Sammlung **„Das Hohe Lied der Liebe,"** deren drei Predigten 1. Kor. 13 zur Grundlage haben. „Wer **jetzt** nicht sieht, daß das Heil der Menschheit in der Liebe liegt, der hat die größte Lehre der Zeit nicht verstanden." In der letzten Kriegszeit, im Winter 1917/18, sind zehn Kanzelreden über **„Das Vaterunser"** gehalten (1918, 128 S., geh. 1.50 Mark), die gleichfalls durchaus keine Kriegspredigten darstellen. Dem Verfasser „hatte sich die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es in der gegenwärtigen Stunde des Weltkrieges am wohltätigsten wirken könnte, wenn nicht so sehr die Einzelereignisse und Einzelfragen des Krieges zur Sprache kommen, als daß aus dem Reichtum der Bibel das Höchste hervorgeholt und für eine kraftvolle Erneuerung, die der großen Zeit und der großen Zukunft würdig ist, dargeboten wird." Wir besitzen nicht wenige Predigtsammlungen über das Vaterunser; aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Rittelmeyerschen sich den besten an die Seite stellen. In ihnen lebt, obschon der Prediger die größten und tiefsten Fragen der Weltanschauung hineinzieht, wirkliche Gebetsstimmung. Was für eine tief ergreifende Predigt, die über die fünfte Bitte! Rittelmeyer geht dabei auf die modernsten Thesen, die alle Schuld leugnen, ein, und er bleibt doch wundervoll durchsichtig und klar. Aber es gibt Beurteiler, die die nächste Sammlung noch höher stellen: **„Die deutsche Not im Licht Jesu."** Acht Kanzelreden über die Seligpreisung (1919, 96 S., geb. 2 Mark). Rittelmeyer unternahm das

Wagnis, am 26. Januar 1919, als die Zuckungen der Revolution noch stark bemerkbar waren, in Berlin eine Predigtreihe über die Seligpreisungen anzufangen! Zwei Zitate nur, um die Art dieser Predigten zu beleuchten. In der Predigt über die erste Seligpreisung: „Der Materialismus der Arbeiter ist ein Geschenk aus bürgerlichen Kreisen, aus jener Zeit, als es den Bürgern gut ging. Nur eine Sühne gibt es für dieses verhängnisvolle Geschenk . . . daß wir ihnen jetzt, wo es uns übel ergeht, das entgegengesetzte Geschenk machen, so gut wie können — sagen wir es klar: Das Himmelreich!" Und in der Predigt über Matth. 5, 6: „Es ist wirklich ein schweres, schweres Schicksal, daß Gott unser Vaterland in die Hände solcher Männer gegeben hat. Aber ein noch viel schwereres Schicksal wäre es, wenn wir dadurch schlecht würden!" In der Zeit nach Erscheinen dieser Sammlung trat bei Rittelmeyer die merkwürdige Wandlung ein, die ihn zur Anthroposophie hinüberführte. Diese Wandlung ist in den unter dem Titel **„Tatchristentum"** vereinigten 7 Kanzelreden über die Wunder Jesu deutlich zu spüren (1921, 71 S., geh. 1.20 Mark). Man vergleiche nur, was er über die Auferweckung des Jünglings von Nain sagt. Er glaube, daß diese Geschichte wirklich geschehen sei, nicht weil sie in der Bibel stehe, sondern weil sie ihm gar nicht so unglaublich vorkomme; er vergleicht sie mit sogenannten Wiederbelebungsversuchen, die noch nach Stunden Erfolg haben. Die letzten 3 Predigten aus seinem Pfarramt sind in dem Heft **„Christus für uns"** (1922, 60 Pfennig) abgedruckt; die letzte ist die Abschiedspredigt. Auch in diesen Reden wirkt die anthroposophische Denkart mit. Im übrigen zeigen auch diese Sammlungen, was für ein Prediger höchster Begabung und Kraft Rittelmeyer ist; es ist tief schmerzlich, daß er Wege gegangen ist, die ihn der kirchlichen Arbeit entführt haben. Dem Christus will er weiter dienen; aber in den Vordergrund wird doch nun die anthroposophische Einstellung treten; und dem Pfarramt ist er verloren. Schade! Schade!

Als für die neuere Entwicklung besonders charakteristisch nenne ich endlich das **„Predigtbuch der Dorfkirche,"** herausgegeben von dem nun bereits verstorbenen niederhessischen Dorfpfarrer Johannes **Fenner** (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung). Es erschien während des Krieges, zeigt aber nicht allzuviel Spuren der Kriegszeit. Es ist das Werk des ganzen Kreises der sogenannten Dorfkirchenbewegung und für dessen Art bezeichnend. Die Dorfpredigt kommt ja bei den Schilderungen, die vor allem die großen und berühmten Prediger herausheben, meist viel zu kurz; und sie ist doch von allergrößter Wichtigkeit. Es wäre sehr zu wünschen, daß weitere Predigtbuchpläne des Dorfkirchenkreises nicht etwa an den unheilvollen Wirkungen der wirtschaftlichen Not scheiterten!

Zu allerletzt möchte ich eines Schweizer Predigers gedenken, der auch nach Deutschland herüberwirkt: Gustav **Benz** in Basel. Er ist der kirchlichen Rechten zuzuzählen, aber nicht ihrem rechten Flügel; vielmehr beweist er großes Verständnis für moderne Gedankengänge. Ihn machte die Sammlung **„In der Gewalt Jesu"** (1905) weithin bekannt. Seine nächste Gabe war der Jahrgang **„Vom Leben erfaßt"**; er bringt Predigten aus 1905—1908. Es folgte der Band **„Unser Vater, unsre Brüder."** Sie alle waren schon in mehrern Auflagen erschienen, „In der Gewalt Jesu" sogar in neunter, als der Krieg neue Aufgaben stellte. Benz' Predigten aus den Jahren 1914—1916, **„Dennoch bei Gott"** (erschienen 1916), zeigten, wie die Predigt in einem neutralen Land zu den Kriegsgeschehnissen Stellung nahm. Endlich brachte der Band **„Jesus, der Weg"** (2. Aufl., 1922) 50 Predigten aus 1917—1921. Wachsende Sicherheit und Reife ist diesen Predigten nachzurühmen; man spürt überall den „festen Standort" (so ist eine Predigt betitelt) des Predigers, aber auch seine verständnisvolle Weite ließ das Interesse für ihn noch wachsen. Kurze Themata, knappe Sätze, Abwesenheit alles Schematismus der Form, schlichte, kräftige Innerlichkeit, praktische, aber recht eigentlich religiöse Haltung zeichnen Benz aus. Er hat nichts Schwerfälliges, nichts Dogmatisches; in seinen Predigten regiert das Leben, aber so, daß es nur den Heerschaftsbereich für Christus abgibt. Der denkende Gebildete kommt so gut wie der schlichte Mensch auf seine Rechnung. Verlegt sind die Bände bei Friedrich Reinhardt in Basel. Der Preis jedes Bandes ist 7.50 Frank für das geheftete, 10 Frank für das gebundene Stück.

Gießen (Hessen). Prof. D. Martin Schian.

Evangelische Kirche der altpreußischen Union.

Von P. Bunke-Spandau.

1. Name und Bekenntnis.

Die evangelische Landeskirche der neun älteren Provinzen des Königreichs Preußen hat ihren Namen verändern müssen, seitdem durch die Revolution von 1918 das landesherrliche Kirchenregiment ein Ende gefunden und der Friede von Versailles im Osten wertvolle Gebiete von ihrem Körper abgeschnitten hat. Die Provinzen Posen und Westpreußen sind zum größten Teil verloren. Es sind also nicht mehr 9 Provinzen, welche den Kirchenkörper bilden, sondern nur noch 7. Dazu ist ein kleinerer Bezirk gebildet unter dem Namen Grenzmark Westpreußen-Posen. Die abgeschnittenen Gebiete, nämlich der Freistaat Danzig, das Memelland und die polnischen Teile der ehemaligen Provinzen Posen und Westpreußen wollen und sollen mit ihrer bisherigen Kirche verbunden bleiben. Da sie nun aber

außerhalb des preußischen Staatsgebietes liegen, so konnte die Kirche nicht mehr Landeskirche heißen, auch nicht schlechthin „preußisch." Denn der polnische Staat würde eine Zugehörigkeit der in seinem Bereich liegenden Gemeinden zu der „preußischen" Kirche nicht gestatten. Deshalb ist der oben angeführte Name gewählt worden: Evangelische Kirche der altpreußischen Union. In dem Namen ist nun keine Gebietsbezeichnung mehr enthalten. **Die altpreußische Union ist eine kirchengeschichtliche Tatsache der Vergangenheit,** die der nunmehr das Staatsgebiet überschreitenden Kirche ihr besonderes kirchliches — nicht politisches — Gepräge verleiht. Die altpreußische Union bedeutet nicht, daß die lutherische Kirche einerseits und die reformierte anderseits in ihrem Bestande und Wesen verändert sei. Die lutherischen Gemeinden bleiben lutherisch, und die reformierten bleiben reformiert. Sie haben auch das Recht, sich so zu nennen. Daneben freilich gibt es auch andere Gemeinden, die den Unterschied zwischen lutherisch und reformiert nicht machen, sondern sich evangelisch-uniert oder schlechtweg evangelisch nennen. Sie stehen auf dem Grunde des gemeinsamen Glaubensinhalts und Glaubenszeugnisses der beiden Kirchen. Die evangelischen Ansiedlergemeinden in Posen und Westpreußen, die jetzt unter dem Druck des polnischen Staates schwere Zeiten durchleben, sind durch Zuwanderung aus den verschiedensten Kirchengebieten entstanden und heißen schlechtweg „evangelisch." Im übrigen will die altpreußische Union nur den Geist der Mäßigung und Milde behaupten und pflegen, der auch den Gemeinden und Gliedern der andern evangelischen Konfessionen die Kirchengemeinschaft in Verwaltung, Gottesdienstordnung und Abendmahlsfeier nicht versagt. Es gibt aber auch innerhalb der Union solche Gemeinden, die den Gliedern der andern Konfessionen nur eine gastweise Beteiligung an der Abendmahlsfeier gestatten, wie dies auch in lutherischen oder reformierten Kirchengebieten außerhalb der Union üblich ist. **Die Evangelische Kirche der altpreußischen Union ist also weitherzig, aber nicht gegen das Bekenntnis gleichgültig.** Das zeigt der **Bekenntnisvorspruch,** den sie sich in ihrer neuen Verfassung gegeben hat. Er lautet:

„Getreu dem Erbe der Väter steht die evangelische Landeskirche der älteren Provinzen Preußens auf dem in der Heiligen Schrift gegebenen Evangelium von Jesus Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes, dem für uns Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Herrn der Kirche und erkennt die fortdauernde Geltung ihrer Bekenntnisse an: des Apostolischen und der andern altkirchlichen, ferner der Augsburgischen Konfession, der Apologie, der Schmalkaldischen Artikel, und des Kleinen und Großen Katechismus Luthers in den lutherischen Gemeinden, des Heidelberger Katechismus in den reformierten, sowie der sonstigen Bekenntnisse, wo solche in Kraft stehen.

Das, in diesen Bekenntnissen bezeugte Evangelium ist die unantastbare Grundlage für die Bezeichnung **Evangelische Kirche der altpreußischen Union.**"

Man ersieht aus diesem Bekenntnisvorspruch deutlich, daß sich der Verfassungsbau der Kirche in Zukunft fest auf dem alten Bekenntnisgrunde der evangelischen Christenheit erheben wird. Das ist die beste Bürgschaft für die künftige Entwicklung.

2. Wendung in der Kirchenleitung.

Es war ein eigenartiges Zusammentreffen, daß während der Tagung der verfassunggebenden Kirchenversammlung im September 1922 der ehrwürdige, hochbetagte Oberhofprediger D. **von Dryander** die Augen schloß zum letzten Schlummer. Mit innerer Bewegung empfingen die Abgeordneten der Kirchenversammlung die Nachricht und ehrten den Entschlafenen. Der Gedanke lag nahe, daß nunmehr die alte Zeit in der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union zu Grabe getragen sei, und die neue Zeit anbreche. Es ist in der Tat so. Eine Wendung in der Kirchenleitung ist eingetreten. Die Kirche hatte zwar schon bisher eine geordnete Vertretung ihrer Gemeinden in Kreissynode, Provinzialsynode und Generalsynode. Den Synoden waren bestimmte Rechte der Mitwirkung verfassungsmäßig eingeräumt. Aber die Kirchenleitung lag doch ganz und gar bei dem landesherrlichen Kirchenregiment, d. h. bei den Kirchenbehörden, die der Landsherr eingesetzt hatte. Es war natürlich, daß die Kirchenleitung in seinem Sinne geschah. Die Generalsynode konnte an der Richtung der Kirchenpolitik wenig oder nichts ändern. Auch der Generalsynodalvorstand in der Gesamtkirche und der Provinzialsynodalvorstand in der Kirchenprovinz waren wenig mehr, als Schmuckstücke für die Kirchenbehörde. Die Vertreter der Synode erschienen nach außen hin als mitverantwortlich für den Gang der Ereignisse. In Wirklichkeit konnten sie daran nichts ändern. Die Generalsynode befand sich in ihrer Mehrheit, soweit es sich um das Bekenntnis der Kirche handelte; seit einem Menschenalter in einer gewissen Spannung gegenüber dem Kirchenregiment; denn, während unter dem alten Kaiser im Oberkirchenrat die bekenntnistreue Richtung die Oberhand gehabt hatte, wurde **unter Kaiser Wilhelm II. die Mittelpartei mit ihrer Nachgiebigkeit gegen die Linke ausschlaggebend.** Es gelang dem Kirchenregiment im Bunde mit der Mittelpartei, auf den Generalsynoden in der Hauptsache seinen Willen durchzusetzen. Die Mehrheit der Generalsynode sorgte durch ihr Schwergewicht immerhin dafür, daß der Kirchenwagen die Straße nach links nicht mit scharfem Ruck, sondern allmählich einschlug. Dies Bild aus der Vergangenheit hat sich nunmehr geändert. Bei der Kirchenversammlung ist es zum ersten Male deut-

lich an den Tag gekommen. Der Evangelische Oberkirchenrat hat nicht mehr bei den Verhandlungen den Ausschlag gegeben. Er hatte eben nicht mehr den Einfluß des Landesherrn hinter sich. Die Unterstützung durch die Mittelpartei und die Linke reichte nicht aus, um seine Bestrebungen zum Ziele zu führen. Vielmehr hat diesmal die Kirchenversammlung mit der großen Mehrheit der Vereinigten Rechten — der „Bekenntnistreuen Vereinigung" — der Kirchenpolitik den Weg gewiesen. Es liegt das in der Natur der Sache, daß nach Aufhören des landesherrlichen Kirchenregiments **nicht mehr die Verwaltungsbehörden** in der Kirche **maßgebend** sind, **sondern die Vertretung der Gemeinden.** Der neue Zustand der Dinge wird sich allerdings erst im Laufe der Jahre auswirken. Die Vertreter der Gemeinden müssen erst voll zum Bewußtsein ihrer Verantwortung der Kirchenleitung kommen. Auch das will gelernt sein. Es müssen auch die richtigen Männer für diese Aufgabe gewählt werden.

Dem Druck des Staates ist es zuzuschreiben, daß die neue Verfassung nicht von der Generalsynode ausgearbeitet wurde, sondern von einer außerordentlichen Kirchenversammlung. Diese ist aus den Wahlen der Gemeindekörperschaften hervorgegangen. Eigentlich hatte man von sozialistischer und demokratischer Seite Urwahlen zu der Kirchenversammlung gefordert. Aber der Widerstand der kirchlichen Kreise war stark genug, um diese Forderung abzulehnen und den gewählten Vertretern der Gemeinden die Wahl zu der verfassungsgebenden Kirchenversammlung anzuvertrauen. Immerhin änderte sich das Bild der Wahlen dadurch, daß die Frauen in den Gemeinden das Stimmrecht erhielten und die Verhältniswahl eingeführt wurde. Das Ergebnis war jedoch ganz anders, als man erwartet hatte. **Die kirchlichen Wahlen in den Gemeinden und für die Kirchenversammlung ergaben eine überraschend große Mehrheit der bekenntnistreuen Richtung.** In der Kirchenversammlung gab die Vereinigte Rechte unbestreitbar den Ausschlag, und sie hat in den Hauptfragen den Mut der Verantwortung bewiesen.

3. Die maßgebenden Gesichtspunkte.

Eine Kirche, die auf sich selbst gestellt ist, muß **Selbstregierung** üben. Sie tut es durch ihre gewählten Vertreter in den Gemeinden, Kirchenkreisen, Kirchenprovinzen und der Gesamtkirche. Der **Generalsynode,** als der gewählten Vertretung der Gesamtkirche, kommt die kirchliche Gesetzgebung und die Einsetzung der dauernden Kirchenleitung und Verwaltung zu. Sie muß bei allem eingedenk sein, daß der erhöhte Herr der Kirche Jesus Christus der eigentliche Leiter ist und seine Leitung ausübt durch sein Wort. Daher kommt dem **geistlichen Amt,** welches das Wort Gottes zu verkündigen hat, innerhalb der Kirche die vornehmste Stelle zu. Die

Verwaltung dagegen ist lediglich ein Hilfsdienst, der darauf zu sehen hat, daß in den äußeren Dingen alles ordentlich und ehrbar zugeht. Bis dahin hatten die Verwaltungsbehörden zugleich die Kirchenleitung ausgeübt. Diese war daher zurückgetreten, sodaß weitschauende Kirchenmänner, wie Hofprediger Stöcker, den Satz aufstellten, die Kirche habe tatsächlich gar keine Leitung, sondern nur eine Verwaltung. Daher erging immer wieder der Ruf nach **geistlicher Leitung** der Kirche. In der Gemeinde war sie da, allenfalls auch im Kirchenkreise. In der Kirchenprovinz überwog schon die Verwaltung, vollends in der Gesamtkirche. Diesem Mangel soll künftig in der Kirche abgeholfen werden. Man hat zwar in der Kirchenprovinz die Verwaltungsbehörde, das **Konsistorium**, beibehalten, aber den **Generalsuperintendenten** zum Vorsitzenden dieser Behörde gemacht, damit er nicht wieder auf die zweite Stelle zurückgedrängt werde, wie das bisher der Fall war. Damit er anderseits von Verwaltungsgeschäften nicht erdrückt würde, ist ihm ein juristischer Konsistorialpräsident beigegeben, der die laufenden Geschäfte zu erledigen hat. Wo mehrere Generalsuperintendenten in einer Kirchenprovinz vorhanden sind, wie in Brandenburg, Sachsen usw. wechseln sie alle zwei Jahre im Vorsitz. Es soll nicht Generalsuperintendenten erster und zweiter Klasse geben und die menschliche Eifersucht nicht aufkommen. Es hätte nahe gelegen, den Titel Bischof einzuführen, da eine bischöfliche Stellung geschaffen war. Aber der Widerstand dagegen und das Mißtrauen gegen vermeintliche hierarchische Bestrebungen war noch zu groß. Es soll der Zukunft überlassen werden. Ueber dem Generalsuperintendenten und dem Konsistorium steht der **Provinzialkirchenrat**, dem die Vertreter der Behörde auch angehören, in dem aber die Vertreter der Synode die Mehrheit bilden und der Präses der Provinzialsynode den Vorsitz hat.

Aehnlich ist es in der Gesamtkirche eingerichtet. Ueber der Verwaltungsbehörde, dem **Evangelischen Oberkirchenrat**, steht die Kirchenleitung, der **Kirchensenat** genannt. In ihm sind die Vertreter der Behörden in der Minderzahl gegenüber den Vertretern der Generalsynode, und der Vorsitzende der Generalsynode hat auch den Vorsitz im Kirchensenat. Darüber war ein heißer Kampf entbrannt. Der Evangelische Oberkirchenrat wollte es mit Hilfe der Mittelpartei und der Linken durchsetzen, daß sein Präsident auch Präsident im Kirchensenat würde. Aber das ist ihm nicht gelungen. Das Uebergewicht der Generalsynode wurde durchgesetzt. Anders ging es mit der geistlichen Leitung. In der zweiten Lesung der Kirchenverfassung war beschlossen worden, daß die Generalsynode einen Geistlichen im Hauptamt zum Vorsitzenden des Kirchensenats wählen sollte. Dann hätte auch in der Gesamtkirche, wie in der

Kirchenprovinz, im Kirchenkreis und in der Gemeinde die **geistliche** Leitung sich durchgesetzt. Aber in der endgültigen, dritten Lesung hatte sich der Widerstand dagegen verfestigt, und es blieb bei der oben bezeichneten Ordnung, daß der Präsident der Generalsynode den Vorsitz im Kirchensenat hat. Es ist aber die Möglichkeit offen gelassen und ausdrücklich vorgesehen, daß ohne Verfassungsänderung, also durch einfaches Kirchengesetz ein Vorsitzender des Kirchensenats im Hauptamt gewählt werden kann und die Gesamtkirche ihre geistliche Spitze erhält mit oder ohne den Titel Bischof. Es wird sich zeigen müssen, ob in den einzelnen Kirchenprovinzen und der Gesamtkirche das Verlangen nach der geistlichen Leitung an Stärke zunehmen wird. Auch so ist der ernsthafte Versuch gemacht, einen gesunden Ausgleich zwischen den verschiedenen Kräften und Aufgaben der Kirchenleitung zu finden.

4. Die allgemeine Dienstpflicht.

Die Zukunft einer Kirche, die sich selbst unterhalten, regieren und ausbreiten muß, hängt davon ab, daß ihre Glieder in den Gemeinden zur Selbsttätigkeit und Mitarbeit erzogen und herangezogen werden. Die gesamte Kirchenverfassung hat auf allen Stufen der kirchlichen Organisationen diesen Gesichtspunkt verfolgt.

Zunächst wird das darin offenbar, daß die **Frauenwelt** im vollen Umfange herangezogen wird. Sie hat auch bisher schon der Kirche die wichtigsten Dienste geleistet, die Kinder erzogen, die Kranken und Schwachen gepflegt, allerlei Liebesdienste geübt, bei den Gottesdiensten am meisten Besucher gestellt, ihre Gaben dargereicht, aber sie hatte noch nicht das **Wahlrecht**. Das ist ihr jetzt von selber zugefallen, nachdem es im Staate eingeführt war. Den Frauen ist es sicherlich nicht zum geringsten Teile zu danken, daß in die Kirchenversammlung eine so große Mehrheit der Bekenntnistreuen eingezogen ist. Die Frauen aber sollen nicht nur wählen, sondern auch wählbar sein. Sie sollen in allen Körperschaften über das Wohl der Kirche mitberaten, sie sollen bei allen Ausschüssen zugezogen werden, in denen die Stimme der Frau von Bedeutung ist.

Diese Ausschüsse sind ein besonders Kennzeichen der neuen Verfassung. Sie sollen dazu dienen, die eigentlichen Selbstverwaltungskörper in den Gemeinden, Kirchenkreisen, Kirchenprovinzen und der Gesamtkirche zu entlasten. Denn diese sind in der Regel mit äußeren Geschäften so stark in Anspruch genommen, daß andere Aufgaben, besonders auf geistlichem, sittlichem, sozialem Gebiet nicht genügend Berücksichtigung finden. Für Kindererziehung, Jugendpflege, Kirchenmusik, öffentliche Mission und andere Zwecke sind also Ausschüsse, in denen die Verwaltungskörper vertreten sind, aber auch andere Gemeindeglieder ihre Erfahrungen, ihre Tatkraft und ihren Missionstrieb betätigen können. Auch jugendliche Gemeindeglieder,

männlichen und weiblichen Geschlechts, die das kirchliche Wahlalter von 24 Jahren noch nicht erreicht haben, können in diese Ausschüsse berufen werden und so sich für die künftige verantwortliche Teilnahme am Gemeindeleben vorbereiten. Möglichkeiten sind also gegeben. Das **allgemeine Priestertum der Gläubigen,** das in der Verfassung ausdrücklich hervorgehoben wird, kann sich in der neuen Kirche voll auswirken. Den **freien Kräften der Inneren Mission** ist auch Anerkennung geworden und freier Spielraum gewährt. Auf den Synoden werden sie vertreten sein, ihre Verbindung mit der Kirche wird befestigt, ihre Aufgaben werden durch besondere Ausschüsse gefördert.

Für das Evangelium wird freie Bahn gemacht. **Minderheiten** in der Gemeinde, die durch ihren Pastor geistlich nicht befriedigt werden, können sich von auswärts einen Geistlichen kommen lassen oder auch eine andere von der Kirche anerkannte Persönlichkeit, etwa einen Evangelisten, Missionar, Diakonen oder eine führende Persönlichkeit auf dem Gebiete des christlichen Gemeinschaftslebens, um sich einen Gottesdienst halten und das Abendmahl reichen zu lassen. Solche Feier soll nicht als unkirchlich gelten, auch nicht von dem Willen des Gemeindepfarrers abhängig sein. Es bedarf nur einer Anzeige. Nur, wenn das Kirchengebäude für solche außerordentlichen Versammlungen in Anspruch genommen wird, muß der Gemeindekirchenrat (Kirchenvorstand), die Erlaubnis erteilen. Man hat gegen diese Ordnung eingewandt, daß auch die Gegner des biblischen und reformatorischen Evangeliums davon Gebrauch machen würden. Selbstverständlich können sie das auch, wenn sie einen Geistlichen finden, der ihre Anschauungen teilt oder eine andere kirchlich anerkannte Persönlichkeit. Aber die Bekenntnistreuen waren der Ueberzeugung, daß von links her das Bedürfnis nach solchen Sondergottesdiensten sehr gering sein würde. Die Opfer, die für solche Veranstaltungen gebracht werden müssen, lassen den Eifer bald abflauen, wenn nicht ein ernstliches Verlangen nach dem Worte des Lebens vorhanden ist. Wo also es am Evangelium mangelt, gibt die Kirche den Gemeindegliedern die Freiheit, es zu bringen und zu hören. Durch das Evangelium werden die Kräfte des Glaubens und der Liebe geweckt. So darf man hoffen, daß die Kirche sich kraftvoll entfalten und behaupten und ihren Segensdienst am deutschen Volke ausüben wird.

Wissenschaft und Gottesglaube.

Was will der Keplerbund?

Von Dr. M. Mueller.

Wer ständig über die Fortschritte der naturwissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten (Astronomie, Physik, Chemie, Biologie

usw.) unterrichtet bleiben will, dem sei der Bezug der illustrierten Monatsschrift **„Unsre Welt" bestens empfohlen.** Diese Zeitschrift ist das Organ des Keplerbundes, der in Deutschland seit 1906 erfolgreich gegen den Häckelschen atheistischen Materialismus kämpft. Wie Kepler ein großer Naturforscher und gleichzeitig ein tief religiöser Mann war, so stehen auch die Mitglieder des Keplerbundes auf dem Standpunkt, daß Religion und Naturwissenschaft wohl miteinander vereinbar sind. Die Arbeit des Keplerbundes ist gerade für Deutschland so unendlich wichtig, da eine Genesung der Seele des Volkes nur möglich ist durch Rückkehr zu einer Weltanschauung mit sittlich-religiöser Grundrichtung. Aber nicht nur Deutschland, sondern mehr und mehr die ganze Welt ist gegenwärtig von materialistischer Lebensanschauung durchseucht, und so handelt es sich um Ueberwindung einer allgemeinen geistigen Not. Nicht, daß der Keplerbund die Arbeit der Kirche ersetzen will, die gewiß den Hort sittlicher Lebensanschauung bildet. Aber die Millionen, denen durch den Materialismus der Glaube aus dem Herzen gerissen ist, werden nicht mehr durch die Kirche erreicht. Daher müssen erst die Steine weggeräumt werden, daß eine neue Grundlage gelegt werden kann; diese Steine aber, das ist jene Lüge des Materialismus, als führe die Naturerkenntnis zur Leugnung Gottes. Der Keplerbund zeigt, daß die Naturwissenschaft von sich aus die religiösen Fragen nach den letzten Gründen und Zielen der Welt und des Menschenlebens nicht entscheiden kann, daß diese Entscheidung vielmehr für jeden einzelnen Sache der freien, sittlich bestimmten Persönlichkeit ist, daß der so gewonnene Glaube an eine höhere Weltordnung also durch keine Naturkenntnis widerlegt werden kann. Da nun der Keplerbund seine Tätigkeit infolge der furchtbaren Markentwertung nur mit Mühe fortsetzen kann, ergeht die herzliche Bitte an alle idealistisch Gesinnten, durch ein Abonnement auf die Bundeszeitschrift die Arbeit des Bundes zu stärken. Die Zeitschrift, die eine Reihe anerkannter Forscher als Mitarbeiter zählt, wird jedem Bezieher gefallen. Sie zeigt den Verkehr und die Beschäftigung mit der Natur, der Stätte der Wirksamkeit Gottes, auf als Quelle reinster Freude, wie sie alle Menschen so sehr nötig haben, die sich in den Mußestunden ihres sonst vielleicht unruhevollen Lebens nach einer edlen Beschäftigung sehnen. Die Abonnementsbeitrag von 2 Dollar pro Jahr oder Spenden für den Bund wolle man einsenden an Dr. Max Mueller c. o. Rev. Dr. Seibert, 2653 Liddell Street, Cincinnati (Ohio). Dr. Mueller weilt zur Zeit in Amerika als Abgesandter des Keplerbundes.

SOUND EXEGESIS THE SECRET OF EFFECTIVE PREACHING

PHILIP VOLLMER, PH. D., D. D.

A good proportion of the preaching in American pulpits is most excellent and truly effective. But the amount of pulpit work which by its inanity offends all sensible people and especially the educated classes is far too great in this age of light and knowledge. Various reasons may be assigned for this phenomenon. Many men enter the ministry with an inadequate cultural and theological preparation. Other preachers never do any real study after leaving the Seminary; they read popular literature, but never any "heavy stuff" in theology or science. But the most fatal mistake of many ministers is their neglect of continuous, systematic and scientific Bible study. The last reason I wish to discuss in this article, laying down the proposition that *sound exegesis is the secret of effective preaching.*

DEFINITION OF TERMS

Exegesis is the art of ascertaining and unfolding the true meaning of the inspired writers, according to established hermeneutical principles, without adding to it, subtracting from it or changing it in any way; in other words, without forcing upon the authors a meaning in harmony with preconceived opinions. The process is to be *ex*egesis, (from the Greek ἐξηγέομαι, to lead out), not *eis*egesis (to put in); *ex*position (from the Latin expono), not *im*position; *aus*legen, not *hinein*legen.

The exegetical process deserves to be called *sound* when the Bible student (1) assumes a correct attitude towards the Bible, and (2) employs the scientific method in its exposition, carefully distinguishing the interpretation of the text in its original and historical sense from the application of the principles contained in the text to present conditions.

THE CORRECT ATTITUDE TOWARD THE BIBLE

You cannot understand a book or a person if you occupy a wrong standpoint towards them. The views that men have had on the nature of the Holy Scriptures have therefore at all times exercised an essential influence on their interpretation of the Book.

He who would be successful in correctly interpreting the Bible must *love it and sympathize with its teachings.* Neither to its enemies nor to indifferent persons will the Bible disclose her beauty and truth. But a genuine affinity and congeniality between the students' spirit and that of Christ will open the Scriptures to him by a kind of intuition.—The principle of sacred hermeneutics is emphasized in the Bible itself. Christ says,

"Blessed are the pure in heart for they shall see God" (also in His Word): "If any man will do the will of Him that sent me, he shall know whether my doctrine is of God." And Paul, in 1 Cor. 2: 14, declares, "The natural man receiveth not the things of the Spirit of God, for it must be spiritually judged." No amount of learning can compensate for the want of spiritual affinity, nor for the experience of sin and personal salvation.

This principle is recognized in all other spheres of life. He who has no poetical sense will not understand Homer, or Shakespeare, or Goethe; he who has no philosophical spirit is unable to comprehend Plato's or Kant's systems; Demosthenes, or Cicero, or Webster will not be understood by one who has no conception of political affairs. One blind cannot have a true appreciation of the great painters, nor the deaf of Beethoven. These great men may receive conventional praises from prosaic natures, but they will never be truly appreciated by them, for, in the words of Goethe:

"Willst du den Dichter recht verstehn,
Musst du in Dichter's Lande gehn."

All the great servants of God (Paul, Luther, Wesley, Spurgeon) confirm these truths by their testimony and their work. Calvin says: "As God alone is a sufficient witness of Himself in His own Word, so also the Word will never gain credit in the hearts of men till it be confirmed by the internal testimony of the Spirit. It is necessary, therefore, that the same Spirit who spake by the mouths of the prophets should penetrate into our hearts to convince us that the prophets faithfully delivered the oracles which were divinely entrusted to them." St. Augustine declares: "God must be loved in order to be known," while Dr. Briggs writes: "The Scriptures can not be understood from the outside by grammar, logic, rhetoric and history alone. The Bible is to be understood from its center, its heart, its Christ." And to the same effect Bishop Maggee says in "The Gospel and the Age": "There is no demonstration of the Gospel possible for the natural man. We can demonstrate it for you neither by the authority of an infallible church nor by the reasoning of an infallible philosophy. Wisdom is justified of her children. And of them alone. Believe it and you will know its truth. Try the remedies we offer and you shall experience their efficacy.'" The same idea is eloquently discussed in the famous sermon by F. W. Robertson, on the topic, "Obedience, the organ of spiritual knowledge."

It is, therefore, not remarkable that unspiritual men cannot penetrate into the deep things of God's revelation; on the contrary, it would be the most remarkable phenomenon if men without the life of God pulsating in their heart could be for us trustworthy

guides in intrepretation. Prayer and the love of God are just as important to the successful exegete, as grammar and lexicon. "For, when the heart is dead, the eye can not see," said Carlyle. And the opening of the eyes comes not from acuteness of intellect and capability of scientific investigation, but from purity of heart, from righteousness of life, from a reverent, loving and obedient disposition toward God. To know God's truth is something more and vastly greater than to know things about the Bible which contains the truth.

2. *A definite belief in the Divine inspiration of the Bible is* the second condition for an adequate understanding of it. To regard the Bible merely as a collection of ancient Jewish and primitive Christian literature of the same nature as other national literatures is a wrong attitude. Whatever one's definition of divine inspiration may be (and it is indeed difficult to define, though easy to experience the true nature of the Divine afflatus in the sacred Scriptures), a Bible student should be ready to subscribe to what Prof. Beyschlag says in his "New Testament Theology": "As Christians we believe that the Biblical and especially the New Testament religion as distinguished from any other, rests on a divine revelation, and as Protestant Christians we believe that this revelation has found such complete and final expression in the Scriptures, especially those of the New Testament, that their doctrinal contents remain for all time the standard of Christian faith and practice. We therefore regard the New Testament religion as not merely a chapter of the general history of religions in which we may take a human and purely scientific interest, but as an essential means of learning scientifically from the sources, the contents of our Christian faith."

3. *Supreme regard for the truth* is the third attitude towards the Bible. Theologians are in constant danger of approaching the Bible with the expressed or implied aim of finding in it either a confirmation of the statements of their adopted creed or of the principles of their philosophical system. But God will not hold guiltless any one who tampers with the truth in the interest of preconceived opinions. When rationally understood, the demand to do Bible work without preconceptions is entirely correct. The ideal interpreter should earnestly endeavor to empty his mind of everything which is merely of a theological or philosophical nature, and to approach the Bible simply as a living member of that same mystical body of Christ, the founders of which partly accepted and partly wrote themselves the history of God's revelation.

We must be governed by a willingness to hear the author himself and nothing but the author. Every presupposition which

would in any way anticipate the exegetical result is inadmissable. The condition for arriving at sound exegetical results is that a man may be able to extract himself from his own opinion and fancies and throw himself into the views and thoughts of his author.

4. The requirement of freedom from prepossessions must, however, not be overstressed, for the following reasons: (a) The claim of doing Bible work in a purely scientific way, witth an absolute absence of all "prejudgments" or "principles" from which to start and which are accepted for no other reasons than logic and syllogisms, is a dream and a vision and an impossibility. What the Germans call *"absolute Voraussetzungslosigkeit"* cannot and does not exist in any scientific records, and all the less in religious spheres where the appeal is more to the heart and the feelings than to the head and its reasoning processes. There is no science that does not start from some accepted "principle" (*principium*—beginning). Even mathematics does not first attempt to demonstrate the realities of space and its three dimensions. These are accepted. Moreover, the personal equation plays a most important part in everything that man does. No man's mind is *tabula rasa,* least of all that of the preacher. He can not entirely divert himself from his nationality, early training, theological education, mental habits and moral character, and approach the Bible as a newborn babe. "That a purely achromatic mental eye is as a matter of fact impossible, is a truth illustrated in the whole history of literature." (Prof. H. W. Watkins). It is therefore an utter impossibility to keep the mind absolutely free from religious bias. Every man necessarily assumes a religious attitude of some kind. He either believes in a living God who can and did reveal himself, or in an unconscious evolution. It is therefore a superstition on the part of the negative critics to pretend that faith only exerts a decisive influence on the study of the Bible, and not unbelief also. "A believer in a given fact is surely not to be counted an incompetent witness, simply because he believed it from having a personal knowledge of the fact, or from an assurance given him by competent and trustworthy witnesses. Nor should a fact be thought less likely to be true because it was believed by a person ready to die for it, or to change his whole life for it. There is no greater error or absurdity in our age than the one suggested by a few negative critics, that an unbeliever or an indifferent person, is a more competent witness to the gospel than a sincere friend and follower of Chirst; one who has forsaken his wickedness, worldliness and unbelief to embrace the Christian faith. Such a view is contrary to all sound laws of evidence; for an enemy has a strong motive to diminish, if not to falsify the evidence." (E. W. Rice.)—

(b) As discussed before, a state of perfect indifference towards one's object of study would not be the right attitude at all, even if it were possible to assume it. Or is it really possible for the interpreter of Plato to understand fully the meaning and enjoy the beauty of his author if he studies the dialogues without any loving interest and sympathy with the viewpoint of his author? I think not. A general interest in his author and sympathy with him are not only admissable, but an indispensable condition for an adequate understanding of his thoughts. "Freedom from party prejudice may be a condition for discovering truth; but this is not the same as antagonism, or indifference to a view that may prove on examination to be true. If it were, then the untrained savage would be more to be trusted than the greatest scholar." (E. W. Rice). Consequently, without religious interests in the doctrines of Christianity no scientific explanation thereof that deserves the name is thinkable. There may be indeed grammatical, historical, and antiquarian occupation with the New Testament books but this will not penetrate to the heart of the books.—(c) Far from narrowing one's view, a proper religious interest will tend rather to give freedom to the mind because, as we have shown, only to the man who has an experimental knowledge of sin and salvation are these great questions clear; to an unconverted man they will be sure to present themselves in a distorted form, for the natural man conceiveth not the things of the spirit of God; they must be spiritually judged. —(d) Whenever, even before entering upon a critical investigation, there is an intuitive religious certainty of the divine character of the contents of the books, born of experience of their power, there will be all the greater calmness and impartiality in the course of scientific investigation, since the religious certainty upheld by Christian experience, is stronger than any certainty established by means of critical investigations.

But as every falsehood is kept alive by the grain of truth it contains, so in this case. It is a deplorable fact that believing and unbelieving students of the Word have, in all ages, brought discredit on the Bible by allowing subjective opinions and desires, not only to influence, but to dominate their exegetical interest, and determine the result. This is wrong and has no doubt led to the foregoing exaggerated demands on the part of the negative crtical schools. Exegesis must not be made subservient to a preconceived doctrinal system, whether evangelical or rationalistic. Dr. Schaff is right when he says, "We cannot absolutely emancipate ourselves from educational influences and personal experiences; but we certainly should aim, first and last, at the truth, the whole truth, and nothing but the truth." If, therefore, the demand that the search

after the truth should be purchased without preconceived opinions is to have a meaning, it is this—but this it must mean—that the Bible should be approached with candor, fairness and love for the truth; without stupid dogmatism and narrow-minded bigotry; with a mind free from self-inflated rationalism and fanatical naturalism. In other words, the preacher should cultivate a disposition such as Cowper describes in his familiar lines:

> A critic on the sacred book should be,
> Candid and learn'd, dispassionate and free,
> Free from the wayward bias bigots feel,
> From fancy's influence and intemperate zeal.
> For of all arts sagacious dupes invent,
> To cheat themselves and gain the world's assent,
> The worst is—Scriptures warped from its intent.

II

The Scientific Method of Bible Study

But the right general attitude towards the Bible is not sufficient for the scientific study of God's Word. It is further essential to follow *a correct method* in order to arrive at legitimate results. Modern Christian scholarship has relegated to the rear wrong and one-sided methods, which for ages had dominated the study of the Bible, such as the allegorical, the dogmatic, and rationalistic methods, and has adopted, we are safe in saying, universally, what is known as the *grammatical-historical method*. This method has its roots in the ancient school at Antioch; its general principles were applied already by Calvin, and in its present perfected form it fully recommends itself to the judgment and conscience of Christian scholarship of whatever type. As to which is the right exegetical method, there is today no difference of opinion among men who have a right to express an opinion on this question. Radical, liberal, and evangelical scholars; those that busy themselves more with the technical, literary and linguistic features of the Bible as well as the more practical expositor; the professor in his lecture room, as well as the up-to-date pastor in his study, they all follow the grammatical-historical method, at least in its fundamental features. It is only in the spirit, the general attitude, the presuppositions, and the consequent results where the great differences between evangelistic and rationalistic expositors show themselves—not in the method.

The grammatical-historical method rests unconditionally on the correct supposition that the Bible in its totality as well as in its component parts is a *product of history;* and although divine as to its ultimate source and essential religious contents, was written by men, in human language and under human conditions, and

that therefore it is to be interpreted with similar helps and according to the same principles as other books of antiquity. Its fundamental principle is to gather from the Scriptures themselves the precise meaning which the writer intended to convey. Evangelical scholarship fully endorses these principles, making perhaps only the one reservation that the unique character of the Bible should be fully recognized in its interpretation, and that its claims, confirmed by the experience of millions of men, be admitted without adverse prepossessions and with no ambition to prove them false.

By means of this method the Bible student aims to arrive at correct answers to three questions:—What does a given text (1) *say,* (2) *mean,* (3) *teach,* in other words, he tries to analyze, interpret and apply the text.—Let us go into some details.

1. What does a given text *say?* To ascertain this he must proceed as in the case of other writings, seeking by the aid of grammar, lexicons and commentaries to explain its terms, phrases, clauses, sentences, paragraphs, sections and chapters. This is called grammatical exegesis, the first stage of which is the etymological examination of the principal words. Great aid may be derived from a sober and skilful tracing of words back to their roots. Luther says somewhere that he had long been in doubt as to a real meaning of that fundamental New Test. term: repentance, μετάνοια, Roman Catholic exegesis having sùceeded in completely obscuring it even in the minds of theologians. Melanchthon one day explained to him that the preposition μετά in compound words often expressed the idea of transposition. This at once opened Luther's eyes as to the primary meaning of the term and from that time on he invariably defined it as expressing a complete change of mind followed by a corresponding change in conduct. These word studies are especially important in the case of synonyms. For example, in James 1: 17, there are two terms for the same general conception. One is δόσις, gift, which expresses the idea in general; the second is δώρημα, which implies the idea of fullness and liberality. The British Revised Version, therefore, correctly translates, "Every good gift and every perfect boon is from above." Or take the familiar phrase "in Christ," and "in God." A careful distinction will show that it may express a fourfold union. God is in man as He was in Christ, by a personal union, or as He was in the prophets, by a special illumination and power, or as He is in the children of God, by a renewal of their whole man, or as He is in all men, by His general providence.

But etymology is slippery ground because words continually change their meaning. For this reason Biblical terms must also be *studied historically.* In the New Testament this is the more important because Christianity has greatly changed the Greek by

removing it from its sphere and obliging it to give expression to a life to which it was originally foreign. The world of new thought which Christianity called into being formed new terms to express them, or emptied old terms of their former meaning, filling them with a new one. In proportion as men were converted, they converted the language. Plato certainly could not have understood the Greek of the New Testament except by becoming a Christian. For this reason, all the dictionaries of the world, based on classical Greek alone, would never help the student to interpret the New Testament. For example, the term Logos means in Plato word or reason; in Philo, the eternal reason, Jehovah; But in St. John, the Son of God, and in Hebrew IV: 12, the Word of God. Moreover, the peculiarities of the New Testament writers themselves must also be considered. For inspiration expresses simply the idea of Divine assistance and guidance, and does not mean the destruction of the personality of the Biblical authors. For example, the word πίστις (faith) is used by all New Testament writers in the sense of *trust,* while Paul and John express by it their idea of a *mystical union* of the believer with Christ; Hebrews 11: 1 understands by it, an unshaken *conviction* and James 2: 14-26 uses the term in the sense of mere *orthodox belief.* From these considerations it follows that there are few things which we should have more at heart than to awaken in us an enthusiasm for the grammar and the lexicon. They will prove instruments of training the mind into close and accurate habits of thought and will increase our intellectual wealth. By it we become aware of delicate variations in an author's meaning. We can not make any secure advance in sound exegesis without a patient investigation of the forces of words and their precise value. Disappointment awaits him who thinks to possess the whole without first possessing the part of which that whole is composed. At this stage of our work, interwoven with the word studies, we make use of the science known as *textual or lower criticism,* which deals with the text or form. The aim of this discipline is to ascertain and restore, as far as possible, the original text of the Bible. It is a sifting process. Its object is not to philosophize what the sacred writers might or ought to have written, but to find out by comparing the various readings what they actually did write. It requires patient attention, microscopic accuracy and judicial impartiality to find the correct text. In our seminaries, the ordinary student has little time to busy himself with this feature of exegesis, except incidentally, or in a *Fourth Year Graduate Course,* leading to the degree of Bachelor of Divinity.

Translations of the Bible are insufficient for this purpose, be-

cause, first, no translation can give all shades of meaning contained in the original; secondly, the best translation can not be thoroughly understood after the generation in which it was made without resort to the original, and thirdly, even the best translations which the people have, do not allow the holy writers to speak in modern English or German to the people. The recently revised translations in both languages teem with obsolete idioms. When, therefore, the question is asked, sometimes even by educated ministers, what advantage will an imperfect knowledge of the original languages give us, since we really cannot master them, I answer, in Paul's phraseology, much every way; first of all, it will enable us to understand the best commentaries which are all based on the original text. We may not be able to write English like Shakespeare, or German like Schiller, but we can understand them and admire the thoughts which they so beautifully express and which lose much of their power even in the best translations. Dr. Briggs, therefore, is right when he says: "Only the philologist can be an interpreter. Others than philologists may become interpreters of the Scripture by depending upon the labors of the philogist in the translations and expositions which they produce."

2. Having ascertained what a text says, one asks the second question, what does the text *mean*—what is its logical sense? Here we leave the text itself and consider the age in which it was written, the civil, social, political and religious conditions of its time; its chronological, ethnological and geographical relations. There is no chapter but requires a knowledge of the manners and customs of the East. The person who speaks or writes is also to be considered. Out of his life, its conditions, and view-points we must gain his meaning. We must look at the text as he looked at it. And it is here where the antiquated methods of exegesis have made their greatest mistakes, and where the grammatical-historical method reaped its finest harvest. Says Henry G. Nash, "The old exegesis took the Bible out of its historical setting, and removed it from its relations to definite times and concrete situations, causing the men of the Bible to speak altogether in the language of the men of a far later time. The aim of our (the modern) exegesis is to find the Bible at home within its history, and having found it there to listen patiently and reverently while it tells its story in its own tongue." The literary form also is to be considered, whether the text is prose or poetry, parable or prophecy. A brief survey of New Testament Hermeneutics is exceedingly helpful in this connection.

Closely connected with this process is the so-called *psychological method,* that is the endeavor to ascertain not only what the author said, but why, under the influence of any given circum-

stances, he said it just so. Horne says: "The scope is the soul of the book, and that being once ascertained, every argument and every word appears in its right place and is perfectly intelligible. But if the scope be not duly considered, everything becomes obscure, however clear and obvious its meaning may really be." Luther would not have called the epistle of James an epistle of straw if he had understood that its design is not to combat justification by a living faith, but to combat reliance upon dead orthodoxy for salvation. Sometimes the book itself states the scope, but generally we have to find it out by a careful study of the context. Therefore, to interpret without regard to the context, is to interpret at random; but to interpret contrary to the context is to teach error. For example, in 1 Cor. 7: 1, Paul says: "It is not good for man to marry." A little startled by this remarkable statement, we read on to verse 26, in which he says: "It is not good for the present distress." Taking the text and context together, the true interpretation appears, which is, that marriage is an excellent thing, but may be very inexpedient in times of severe persecution.

The method employed in this investigation is known as higher or literary or historical criticism. The term in this connection must never be understood in its colloquial sense, as fault-finding, but always in its technical meaning, as a sifting and examining process. This discipline follows the inductive method, like every true science. It ascertains, collects, and classifies the facts and phenomena and then draws such general conclusions as the facts justify. It has no apologetic, or polemic, or dogmatic purpose, but aims simply to establish the truth concerning the origin, history and structure of the biblical writings. It may result in the overthrow or in the confirmation or modification of traditional theories. "It proves all things, and holds fast that which is good." (1 Thess. 5: 21). The higher criticism as a branch of study, is perfectly legitimate and is so regarded by all evangelical scholars; but the wild vagaries and speculations and the false attitude towards the Bible, the denial of the inspiration of the Scriptures by some of the most distinguished critics have created widespread distrust of the critics themselves and to some extent, though less reasonably, of their method of study. This is unfortunate as the method has no necessary connection with negative results. Higher criticism rightly understood, is simply the careful scrutiny of the actual facts of the Bible on the principles which it is customary to apply to all literature, with the view to deduce from these facts such conclusions as may be warranted regarding the different books. Every one who studies the Bible in the light of modern knowledge is therefore a higher critic. The method is right, but the results depend to a

large extent on the man using it; his personal faith, moral training, surroundings, teachers, temperament, etc. Hence the difference in the results with men of equal talent, and using the same method; Zahn and Harnack; Green and Briggs; Westcott and Cheney. As Schaff correctly remarks, there are two classes of critics, positive or conservative, and negative or radical; and between these two extremes, there are moderate, discriminating critics who favor every genuine progress but without breaking with the faith of the past. There is a crticism of doubt which destroys and a critcism of faith which builds up. The mission of evangelical criticism is to reconstruct and to adjust the theory of the Bible to ascertained facts. From this follows that it is the duty of those who prize the Bible most highly, and who have most certainly found it an inexhaustible source of faith, to guide the critical study of it, and to accept with open minds the results of such study. It is neither right nor safe that such study be relegated to those who prize the Bible least, nor that only those should be free to accept the truth who seek it merely to satisfy their curiosity.

In many German universities and some American seminaries the criticism of the Bible is made so much the chief thing that what is properly the chief thing, the sense and spirit of the author, and the practical and theological teaching of the passage, is altogether neglected. The seminaries should teach to a very large extent *preachable* exposition of the Bible. There is as much difference between reading the Bible and reading about it, as there is between eating a dinner and reading a bill of fare. It tends to spiritual pride and conceit for professors and students to read disproportionately books about and against the Bible before giving the Bible itself a fair and patient hearing. "A theological seminary is not a university department for specialists in certain branches of study, but a training school to prepare men for the actual work of the ministry. It aims to give the student a general view of theological science in its various branches; to furnish him thoroughly in knowledge and discipline in the points that are more directly connected with his duties in the pastorate; to prepare him with a sound foundation for any special studies which he may have a call to pursue; and to afford him such facilities for special studies as may be consistent with these other aims."

3. The culmination of the exegetical process is reached in the answer to the third question, what does the passage *teach?* For a correct answer to this question, we apply the third, or doctrinal law. We compare text with text, and book with book, and one author with another author, for the purpose of ascertaining the teaching of each book or of a group of books, or of one Testa-

ment or of the entire Bible. This exceeding helpful study has gradually given rise to a new theological discipline, known as Biblical Theology, subdivided into Old Testament and New Testament Theology. Its aim is to systematize the result of exegesis and to present the teaching of the New Testament in its genetic historical formation within the canonical writings. One highly interesting subject of study in this connection is to bring out the diversity of types of teaching in the New Testament and the growth of thought in its orderly development. Unscientific methods of study have hindered for a long time the perception of any differences among the ideas of the New Testament teachers or any development of doctrine in the New Testament. While there is essential harmony of teaching among all the writers of the New Testament, three main types of apostolic doctrine may be easily distinguished, namely, the primitive, the Pauline and the Johannine types. It adds to the beauty of the Christian truth that it is not mechanical, but becomes individualistic; that it is not stagnant, but develops itself, true to the promise of the Lord, "I have yet many things to tell you, but you cannot bear them now. When the spirit of truth shall come, he shall lead you into all truth." It is the most interesting occupation for a Bible student to follow these successive steps of New Testament teaching in their orderly development, beginning with the primitive literature, advancing to Paul and Paulinism, marking even in Paul the difference between his earlier and later writings, and ascending at last the grand summit of divine truth in the Gospel of John, the eagle-eyed.

As an *illustration of the three stages* of the whole exegetical process as heretofore explained, take *e. g.*, the parable of the Laborers in the Vineyard. What it *says*, the words, clauses and allusions, are easily explained. More important is it to find out what the parable *means*, *i. e.*, to ascertain what was in the Lord's mind when He uttered it on the Tuesday of the Passion Week. But the most important question is: What does the parable *teach?* A careful consideration will make it plain to the student that the lesson contained in it for his people as well as for all times, is that of *stewardship and rigid accountability according to each individual's endowment and ability.* Or take James V. 14: "Is any among you sick, let him call for the elders, etc." What the passage says is easily understood. What James means, is, that in the absence of the medical profession in those times, the elders should care for the bodies as well as for the souls of the members. What it teaches for our own times is, that if a church member is sick he should call for the minister for spiritual consolation, because sickness depresses the spirit, and he should also call in a reputable physician and

give all faith-curists, Dowieists, quacks and Christian Scientists a wide berth. Of course, these three steps need not to be followed independently, one by one. They will often intermingle. While engaged in word studies, practical applications will come to the preacher's mind, and vice versa. But all the three steps should be regarded as the component parts of a thorough exegetical process.

To many of you this may seem a weary and unnecessary process, the more so as sometimes a sudden flash of light upon a difficult point, illuminates everything without much difficulty. Such a flash of genius may indeed, at times, solve a difficulty which all our endeavors could not otherwise have solved. But the correctness of the results from such a flash must be confirmed through careful investigation carried on by a scientific exegetical process. And if the pre-conceived view is not confirmed, the Bible student must possess enough love for the truth and self-denial to be able to part with a darling opinion. The attempt to sustain such an opinion at all hazards is not exposition but imposition.

III
The Secret of Effective Preaching

The study of the Bible pursued in the spirit and according to the method outlined will certainly prove effective and fruitful, in the following particulars.

1. It will lead to a clearer intellectual apprehension and a firmer grasp of the truth as it is in Jesus,—of the real fundamentals as He himself preached them. Thereby the preacher's Christian convictions will be greatly strengthened and, as convictions are contagious, his preaching will also convince his hearers, in other words, it will prove effective and truly fruitful. For, in the words of the famous Court Preacher Theremin, "In proportion as the sacred orator loses the conviction of the Divine authority of the Bible, his eloquence must also lose its power." And Longfellow adds, "The sermon is no sermon to me in which I cannot hear the heart beat." Reverent Biblical criticism is a sacred obligation. It can never hurt, for living faith rests on foundations which lie far beyond the reach of any critical conclusions. True as we know all this to be, yet experience has taught many a preacher that even reverent criticism often has a tendency to impair the robustness of our spiritual life, for the simple reason that the critical atmosphere is in itself chilly, often malarial and not altogether healthy. Professional critics of secular literature even have been heard to complain that they had almost lost the faculty of really *enjoying* a piece of literature. In the case of a preacher, a similar experience would seal his fate as an effective preacher. He must stand by the essential doctrines of the Apostle's Creed.

They are common to the Church Universal, embodied in all her official creeds, defended by her deepest thinkers, proclaimed by her soul-stirring preachers, embedded in all her liturgies, sung in her immortal hymns—the dynamic of all great awakenings, from the Protestant reformation to the latest revival. "Its the old-time religion, and 'tis good enough for us." Evangelical preachers should never be ashamed to preach this Gospel. The Christ of the Gospels has regenerated the world, while the Christ of the rationalists has ever proved to be the grave of true piety, of robust church life, of sound ethics and higher culture. In the words of Goethe, "The times of faith have been the times of great achievements in history."

2. Sound exegesis will, in the second place, make our preaching effective, because it will make our sermons instructive. Didactic preaching of the right kind is very popular. Men thirst for information. The preacher makes a mistake who thinks that only men with college education can think. And yet Spurgeon's criticism, I think, is only too true, that "many sermons are deficient in solid instruction, biblical exposition and sound argument; they are flashy rather than fleshy; clever rather than solid; entertaining rather than impressive, reflective discourse in which doctrine is barely discernible, brilliant harangues from which no food for the soul could ever be extracted." There are preachers who, *e. g.*, during the whole season of Lent, entertain their people with sentimental gush, criticisms of the disciples, railing against Judas, praising the women at the cross; but for a well-reasoned-out sermon on the relations of Christ's sufferings and death to our salvation they find no time. Only thorough Bible study will supply this deficiency. It will enable the preacher to dissipate ignorance, awaken thought, sow the seeds of truth in the minds of men and make them children of light who grow in knowledge. A preacher who excels in the faculty of lucid, logical and forceful statement will be listened to with profit, for we all know that it is a great gift to make the profound truths of the Bible clear to all classes of our people. They have a right to the very best we can give them. The principal truths of the Bible, as Parker says, answer more questions, satisfy more aspirations, respond to more necessities, and supply better motives for service than any other system that invites the confidence of men.

3. By deriving most of our material directly from the fauntain of living water, our sermons will show a degree of *freshness* not otherwise attainable. There is a difference between a drink from the mountain springs directly and one from the spigot in our house after the water has passed through the reservoirs and the

water pipes, carrying along quantities of mud and dangerous microbes. There is also a difference betwen the taste of an apple plucked directly from the tree and one preserved in a jar or dried by the process of evaporation. There is a difference between the beauty of flowers in the garden and those preserved for the use of lectures on botany. I am very far from undervaluing the systematizing of the teaching of the Word of God in catechisms, or dogmatical and ethical treatises. The educated mind naturally craves for it, and will not be satisfied with anything less. A preacher who wants to teach with any degree of self-consistency must have some theological system. To merely know the facts is to be no higher than an animal. An educated man must know the relation of facts to each other and to mankind. But what I insist upon is that getting the truth principally through catechisms and treatises on dogmatics is getting it at second-hand, at a discount, in an artificial, abstract form, by which it inevitably loses much of the power and beauty, the plainness and perspicuity of its natural setting. Encyclopedias of quotations from Shakespeare, alphabetically arranged, are certainly useful books. One can see at a glance what the poet has ever written on subjects like "God," faith, conscience, liberty, etc. But if any one supposes that he will, through such books, receive an adequate idea of the grace, beauty and power of the works of the myriad-minded poet, he is sadly mistaken. In order to get that he must study Shakespeare's plays in their natural form, as penned by him. Just so with the Bible. "God is a spirit," is a grand dictum even in its disconnected form, quoted as a proof text in the catechism; but how much more powerful and fresh does it appear when read in its living, natural, organic connection in the story of the Samaritan woman! When, therefore, on the Lord's Day, the preacher succeeds in plucking such a sweet fruit, full of its natural juice directly from the tree of life, and without first pressing the juice out of it, presents it to his people in all its freshness, they will gladly accept of it, and, figuratively speaking, take a big bite of it, and while the sweet juice is running down their cheeks, they will go home, feeling, thinking and sometimes saying, "Indeed the statutes of the Lord are sweeter than honey and the honeycomb" (Ps. 19: 11). The charge of dullness in the pulpit has become proverbial, and only the immediate approach to the Bible will successfully do away with it. The old German mythology speaks of a river called Ygdrasil. Old men who bathed therein became young again. Sound exegesis is that river for the preacher. It will give us freshness unpolluted by the muddy river of cheap sensationalism. Contact with those masterpieces of Biblical literature will brace up the preacher's own intellect.

4. Sound exegesis will, in the fourth place, make our preaching effective because it will saturate us with the beautiful language, the forcible style, the clear and simple logic and the picturesque, plastic and concrete diction of the Bible. It will wean us from preaching in theological terms and Latinized language, as well as from the abstract presentations of the Christian truths.

I presume very few will dissent from what has been said concerning the way to become effective preachers. But in order really to profit from a discussion like this the following or similar rules should be observed. (1) Make it a rule, allowing few exceptions, to read at some part of every day two chapters in the Old and one in the New Testament during your whole life, beginning in Genesis and Matthew; (2) at convenient periods, about once every month, read a brief book, or a section of a larger book through at one sitting, as you would read a play or a sermon, in order to get a total impression of its contents; (3) study every week one chapter exegetically according to the method indicated in this paper; (4) make yourself thoroughly familiar with every detail of the life of Christ by studying a harmony of the four Gospels, and when preaching from a text in the Gospels always consult this harmony in order to become familiar with all surrounding incidents. I would also recommend a careful perusal of the Apocryphical books of the Old and New Testaments, of the works of Josephus, of books on travel in the Holy Land, of historical novels, like "Ben Hur," "Quo Vadis," and Ebert's novels on Egypt, of Rawlinson's "Egypt and Babylon," and Brown's "Assyriology, its Use and Abuse." These and similar books are pleasant, and some of them light reading. They are at the same time very instructive, throwing strong flashlights on the correct interpretation of the Bible. Some ministers plead lack of time for such thorough Bible study. But must not a man find time for the essentials of his calling? Moreover, what is in most cases wanting is not so much time, as self-discipline and the cultivation of habits of order. Others attempt to clothe their laziness in a pious-looking garb by pretending to rely on the promise that the Holy Spirit would teach them. But is it not presumptuous to suppose that the Holy Spirit will reveal the sacred mysteries of salvation to the indolent? I would say, from my limited experience, for the encouragement of all of us, that the gift of preaching is susceptible of great improvement. But the development of that gift depends, to a great extent, on our heeding of St. Paul's advice to Timothy: "Give thyself to reading, neglect not the gift that is in thee; meditate on these things" (1 Tim. 4, 5).

Coupled with every vocation is some indispensable *special* fit-

ness. A lawyer is helped in his profession by many accomplishments, such as a good general education, insight into human nature and a cheerful disposition; but woe unto him if he is deficient in the knowledge of the law of the land! So a preacher derives help in his work from a great many sources, from a good general education, wide reading, command of language, the gift of imagination, a good voice, a commanding presence, a retentive memory; but he will signally fail as a really effective preacher if he neglects thorough, sound, continued Bible study. In the life of a minister, some things are unnecessary; many things are desirable, but one thing is needful, and that is the searching of the Scriptures.

IF THE CHURCH WANTS PEACE

By Karl M. Chworowsky, Elmhurst, Illinois

(Concluded from May number)

But the man who appeals to our love of peace today without condemning our lust for war yesterday is either a hypocrite or an idiot; the pronunciamentos of our Speers and Eddys on the horrors of war in general and the justness of our last war in particular, their frantic efforts to prove that war represents the very antithesis of Christian ethics, but that any war in which our country happens to be involved must appear as the very apotheosis of justice and blessing, reveal nothing short of mental imbecility and moral perversity.

If the church wants peace, wants it with a whole heart and consecrated mind, it need not hesitate as to the course of action. The royal road lies open before us and there is nothing to obstruct our view, neither as to the immediate difficulties nor as to the future glories. That the way we must go is not the broad road of ease, self gratification, and temporary success, but rather the narrow road of renunciation and self-immolation should be clear to any follower of the Christ who understands the import of these words, "if any man would come after me, let him deny himself, and take up his cross daily, and follow me."

If the church wants peace, let it denounce war definitely and distinctly, let its anathema upon this form of mass-murder and collective homicide be absolute and final. There is no room for half-measures, for luke-warm protestations, for ambiguous declarations in this business. Let the teachers in our colleges and seminaries define Christian ethics on this point and let them proclaim the authoritative "thus saith the Lord" in this matter. Let there be an end to quibbling and hair-splitting over the nice distinctions between theoretical and practical non-resistance. Let our pulpits

with equal candor and clearness pronounce the verdict upon war. Let our preachers arise like men and confess: "War is wrong. It was wrong yesterday, it is wrong today, it will be wrong tomorrow. It is wrong under all conditions, at all times, and in all places. We do not have to know the causes, the issues, the participants, of the next war. Whenever it comes, however it is occasioned, whoever takes part in it, the whole thing is a crime before God and man alike, and must be condemned at any price. This is what we *know* if we be honest, and this is what we must *say* if we be true. The duty of the church is plain as a pike-staff. It is to seek peace and to pursue it *at any price.*"

If the church wants peace, let it remember that its task at this moment is not only that of seeking measures for the prevention of further wars, but also that of creating instruments and agencies with which to combat war itself when in spite of all precautions it is precipitated upon us. So far the equipment of the armies of peace has been tragically inadequate and consequently hopelessly ineffective. We seem to have learned little from the practical analogies of our common life that might be applied to good account in our anti-war activities.

We have our "safety first" campaigns to prevent fires, but we do not neglect to provide fire departments, extinguishers, and escapes. We wage steady campaigns for the prevention of tuberculosis and other contagious diseases, acting on the trite maxim that an ounce of prevention is worth a pound of cure; but we do not abolish hospitals, medicine, and doctors for all that. Our efforts to reduce the number of industrial and other accidents do not overlook the necessity of first aid and of surgical and kindred skill. In fact, our ideas concerning progress along the lines of social health, safety, and well-being are wisely adapted to create on the one hand the measures of needful precaution and prevention and on the other hand to supply the positive means for efficacious control of and victorious battle against social evils when they appear in virulent form. We are quite willing to allow that under the prevailing conditions of our economic and social life conflagrations, contagious diseases, and accidents will for some time be unavoidable. This recognition does not diminish our enthusiasm for caution and prevention, but it does arouse our determination to prepare to fight fire, disease, and accident whenever they confront us as a fait accompli. Any other reaction to these problems of civilized life would correctly strike us as silly.

It is right here where our peace activities so far have most signally failed, and judging from present indications and unless there is an early moral awakening, the peace-programs of the fu-

ture are destined to suffer from that same anemia of spirit and purpose that made their prototypes so pathetically worthless.

The most striking feature of current peace-propaganda is its pitiful helplessness and frank bewilderment. The old arguments of the Christian militarist are being decked out in new garments of brilliant oratory, all the resources of ecclesiastical rhetoric are exhausted to make a sentimental appeal to the tear-ducts and lacrimose agilities of the public, and the old platitudes are impressively arrayed for another of the good old-fashioned "emotional house-parties." But no intelligent hearer or reader can be misled for a moment. It is all the "same old stuff, the same line of bunk," the familiar pompous bluff of the peace-agitator who blinks one eye at the high-places of orthodoxy to keep his "proof-texts" straight, and with the other watches the department of justice for the warning signals of political distrust and resentment.

Our sermons on national holidays and our peace-bulletins still sing the old refrain. The best paid brains and tongues in Christendom still preach the rank fallacy that it is all right to be a pacifist when things are pacific and when it costs nothing, but that it is not only patriotic but even Christian to fight when national interests declare war and "Christ himself girds on the sword to defend democracy."

What the earnest Christian folk of today want and need to hear with regard to the crusade for peace is not the old sob-stuff about the horrors of war and what we might do with conferences, alliances, leagues of nations etc. to prevent it, but what the proper attitude of the Christian man and woman must be in war-days. Nothing is more self-evident than the assumption that wars will not cease upon earth for some time, and certainly not so long as our efforts are directed solely towards prevention. Anxious men and women everywhere are groping for something definite by way of counsel and advice to support them in those days when the darkness falls. They are straining to catch the voice that will speak with assurance now and with equal firmness and clearness above the clamor of conflict and violence. This counsel the church must give, this voice the church must transmit.

If the church wants peace, it must stop mincing terms or qualifying principles with weasel-words that drain significance of strength and purpose. When the Federal Council and World Alliance condemn war, do they mean *all* and *any war,* or only *other* wars except ours? If they decry the use of force in the settling of international disputes, do they say what they mean, or are they reserving the real meaning of their declarations? When they ask Christian peoples to pray and act in concert for the preservation of

peace, do they mean to stop here, have they no program to suggest, no course of conduct to offer as guiding rule and directing precept for days of war?

If the church wants peace, it will say so without hemming and hawing, without reservation and ambiguity. It will preach the cause of peace in season and out of season, in days of quiet and in days of danger. It will fight all the influences deigned to bring on armed conflict and will fight them not only until war has been declared but even after that, and then with redoubled vigor and with firmer opposition and determination.

If the church wants peace, it will utilize the old slogan of the militarist "in days of peace prepare for war" in an exalted sense indeed. Christians will recognize that to spread the gospel of peace in seasons of prosperity and normalcy demands little courage compared with the fortitude required when Mammon decrees war and Mars leads forth his battalions to hate and murder.

Why has the church always failed so dismally in the great hours of universal need? Why did the Fosdicks, the Hillises, the Jeffersons, the Jowetts, the Newtons, and others, men of alleged wisdom and understanding in things spiritual, why did the outstanding teachers and preachers in all Christian lands so readily forsake the Master in the hour of peril and flee? Is it because they were hirelings, cowards, and hypocrites, is it because they feared the wrath of demagogues and democracies, is it because they preferred the worship of the golden calf to that of the Crucified One? Not all their alibis of specious reasoning, of "liberal" bible interpretation, and of "practical wisdom" will exonerate them from blood-guiltiness, nor will all their present unrepentant high-writing and speaking expunge the treachery of their war-record and mislead men into believing that their participation in the peace-work of today has any worth or significance.

If the church wants peace, teaching and preaching must impress this truth simply but emphatically, that to be a true pacifist, a lover of peace, is to be a Christian indeed. It must be made clear that to be sneered at as a "theoretical pacifist," as a "peace-at-any-price" advocate, may be as complimentary as it was to be called a Christian in the days of Celsus. Unmindful of the clever witticisms of the war-minded and militant, unconcerned about their dialectics and philosophizings, the church must go the way of super-resistance, which is the way of physical non-resistance, the spiritual way of resisting evil with good, the way of Calvary. This is the royal road of martyrdom indeed, and how the church seems to dislike being reminded of the fact that "the blood of martyrs is the seed of the church."

What this means for the church in terms plain and practical must be apparent. The church that wants peace must throw down the gauntlet of opposition and battle to its government.

"As the Saviour refused to save his own precious life with the sword, so shall we refuse to take the sword or to aid those who take it in defense of any temporal good or possession," this must become the earnest challenge of church-leaders everywhere, followed by the old profession of saints and martyrs that "we must obey God rather than men." Our allegiance to sovereigns and powers ceases when these transgress the bounds of their authority, and no ruler or ruling body has the right before God to ask of anyone that he hate and kill for the ends of economic security and political expediency.

The specific form of such opposition to political authority will remain a matter of individual adjustment and reaction. There will be those who will not be afraid to beard the lion in his den and to take the stump for anti-war propaganda. Others will think it more becoming the dignity of their position simply to state the principles that prohibit their support of war-measures and will refrain from public propaganda except where the office of preacher and teacher may demand this. Whatever form the resistance to war may assume, so much is clear, that non-cooperation, in the sense of positive opposition to and personal defiance of the war-spirit, is the very least that can be expected of honest Christians in times of war.

The result of such Christian practices in war-time must be obvious. And because it is so obvious, our leaders and preachers carefully refrain from advocating what is bound to cause grief and embarrassment. Such loyal obedience to Christ might lead men to jail where so far few others but Socialists, I. W. W.'s, and conscientious objectors dared to test their convictions and courage. Imagine the prisons of this land filled with preachers and theologians who refused to support the war-measures of their government! Can you? The imagination balks at the suggestion; it has become accustomed to envisaging only men like Gene Debs and Victor Berger in the role of martyrs, men who showed more mettle in defense of their faith in mankind than the whole church has recently demonstrated in vindication of its faith in God.

There is nothing radical in these propositions, nothing more radical than the eternal principles of life and conduct set forth by Jesus Christ himself, and the whole argument of this writing aims solely to make for a better understanding of the ethical and spiritual program the church confesses as its own and to insist that in the adaptation of this program to our social order the laws of spir-

itual consistency and ethical harmony be given precedence over those of economic necessity and political expediency.

The church wants peace. By origin, by nature, by mission it is destined to preach and broadcast the divine faith and living hope of him who died that men might possess that peace which passeth all understanding. To say that this peace is a matter of individual conscience, that it is a state of mind primarily, a condition of consciousness, is admitting all that has been said. Only the mind at peace with its God can understand the practical and social involvements of that peace, only a heart flaming with "the peace that passeth all understanding" can exultingly visualize the crown of the martyr and the glory of persistence and loyalty in times of general apostasy and infidelity.

That the world is facing a crisis today as great as that seven years ago is hardly questioned. There is little illusion as to the early success of those peace-movements that seek nothing more than to ward off the declaration of another war. No one expects the church to do the miraculous, but all expect her to do the self-evident and natural. That means in this instance, that the church be guided in her main efforts at inspiration and organization of anti-war forces not by the old dogmas of prevention but by the new ideals and convictions of *active resistance* and *non-cooperation in days of actual conflict*. It must seek to equip men's minds with fortitude and firmness, it must keep clear the moral distinction between the lesser obedience to governments and the higher loyalty to God and unchanging principle, it must determine once for all whether the old heroism of saints and martyrs shall still animate that "mighty army" or whether the craven in high places and low shall determine the policies of Christ's church.

If the church wants peace, it can do more now and during the days of the next war than has been done for centuries by a state-ridden hierarchy and a patria-maniacal ecclesiasticism. Let us begin now! Let us marshall the forces of intelligent Christian thought and idealism to prevent, if possible, another night-mare of vandalism and horror. Knowing, however, the powers of darkness, the insidious influences of selfishness, hypocrisy, perversity, and bigotry that are working to defeat our purposes, let us be prepared to meet the next war with an organization and efficiency of spirit and Christian morale that shall astonish the world.

First of all let us depose the old leadership of those who equivocate where they should decide and hesitate where they should act. Peoples of all lands are casting aside the old leadership in diplomacy and policy. The moss-back politicians of pulpit and rostrum, the discredited preachers of a half-way allegiance to the cross must

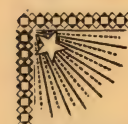
follow the Wilsons, the Clemenceaus, and the Lloyd Georges to the scrap-heap of oblivion. We want men with the fire of a Paul, the faith of a Peter, and the courage of a Stephen to lead us in the battle for peace.

The new leadership will provide the new peace-program, which shall envision the goal with clearness and conviction. There will be no doubt as to ways and means. Christ shall be the end, and Christian knowledge and faith shall show the way.

The new program, starting from the ancient premise of Tertullian that "the military oath and the baptismal vow are inconsistent with each other, the one being the sign of Christ, the other of the devil," will not fail to inspire the church with new resolve and enthusiasm for peace even to the point of declaring with one voice: "if nations persist in giong to war, then let the state send the church to crucifixion as the state sent Jesus to Calvary." This would at least prove to the world that the witnesses of Jesus have not perished from the earth.

The way to peace lies before us. It is not a matter of time but of sacrifice; not of miracle but of drudgery; not of notoriety but of humility; not of spectacular thrills but of simple martyrdom.

Peace *can* be achieved, it *can* be made the ruling passion, it *can* become the sanction of relations between men and nations, and it *can* be made this through the honest endeavor of Christian men everywhere, if the church wants peace.





„Geboren von Maria, der Jungfrau."

Eine Versöhnung von Wissenschaft und Theologie, oder von Wissen und Glauben, zu suchen, ist von jeher das Streben des denkenden Menschen gewesen. Die Wahrheit kann nur eine sein; demnach ob man sie mit dem Verstande oder mit dem religiösen Gemüte zu erfassen strebt, die Ergebnisse können sich nicht widersprechen. Auch im Zeitalter der spekulativen Philosophie, die den Verstand zur Alleinherrschaft erhob, suchte man doch für Religion und Theologie einen Platz zu finden. Allerdings das reine und absolute Wissen gehörte allein dem Philosophen, doch dem Christ und Theologen wurde Wahrheitsbesitz in der Form sinnbildlicher Vorstellung zugestanden.

Heute hat die Naturwissenschaft den Platz der Philosophie eingenommen, und die Frage ist: Wie kann man die Sätze des Glau-

bens mit den Resultaten der Naturforschung vereinigen? Es ist bekannt, wie sich auch in unserm Lande eine Anzahl führender Geister mit diesem Probleme beschäftigen. In manchen Kirchen gibt es „liberale" Theologen, die dem Geist der Zeit starke Konzessionen machen. Kürzlich ist Harry Emerson Fosdick als Befürworter einer solchen vermittelnden Stellung aufgetreten. Es sind seine Aeußerungen besonders beachtet worden, weil er durch seine Bücher, besonders in dem über das Gebet, sich den Ruf eines geistlich gerichteten Mannes erworben hatte. In einer Predigt: "The New Knowledge and the Christian Faith," die er am 21. Mai 1922 in New York gehalten und später als Pamphlet herausgegeben hat, hat er seinen Standpunkt in aller Freimütigkeit kundgegeben. Er plädiert in dieser Predigt für größtmögliche Toleranz. Er sagt, man kann heute niemand zwingen, Dogmen als glaubensnotwendig anzunehmen, die gegen eines Mannes wissenschaftliche Ueberzeugung sprechen. Man solle demnach in solchen Dingen Freiheit gewähren und daher sich damit begnügen, wenn einer in seinem persönlichen Leben und seinem Verhältnis zu andern sich als Jünger Jesu bewährt.

Selbstverständlich liegt in dieser Forderung ein gut Teil von Berechtigung. Man kann niemand zwingen — ja man kann von niemand erwarten — daß er glaube, was ihm widersinnig scheint. Aber es ist doch eine große Frage, ob das, was ihm nach den Gesetzen des Naturerkennens oder der historischen Forschung widersinnig erscheint, auch wirklich so ist. Noch viel weniger wird man einen Glaubenssatz der Kirche deshalb fallen lassen, weil die Naturwissenschaft oder irgend eine andere Wissenschaft ihn für eine abgetane Sache hält. Was würde dann von den Tatsachen unsers Glaubens wohl übrigbleiben! Die Gottheit Christi im Sinne der Schrift hat die Wissenschaft noch nie zugegeben. Sollen wir sie deshalb zum alten Eisen werfen? Hier muß man doch in aller Entschiedenheit darauf aufmerksam machen, daß es Dinge gibt, zu deren Erfassung der Wissenschaft jegliche Mittel fehlen; sie kann also über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit derselben auch gar nichts aussagen. Woher die Materie kommt, woher das Leben, das menschliche Selbstbewußtsein, das sittliche Verantwortungsgefühl: auf diese Fragen kann die Wissenschaft nur antworten: ignoramus! und wahrscheinlich auch: ignorabimus! Dasselbe gilt von den Tatsachen des christlichen Heilsglaubens. Man kann keinen wissenschaftlichen Erweis derselben erbringen, aber ebenso auch keinen Gegenbeweis. Demnach gibt Fosdick manche wesentliche Dinge ohne Grund preis. Freilich die Verbalinspiration, die eine von denselben ist, wollen wir nicht verfechten, auch nicht das tausendjährige Reich. Aber sollen wir auch die Wiederkunft Christi aufgeben und uns mit Fosdick mit der Hoffnung begnügen, daß die Welt immer mehr christlich

werde? Oder die stellvertretende Genugtuung Christi, die er freilich so auffaßt, als dürfte Gott der Vater nach Blut und könne nur durch den Tod des Sohnes besänftigt werden?

Oder die Jungfrauengeburt, die wir an die Spitze dieses Artikels gestellt haben, und wo Fosdick's Argumentation ganz besonders dürftig erscheint? Er sagt, nach dem heutigen Stand der Biologie sei diese Lehre für wissenschaftlich gebildete Menschen eine Unmöglichkeit. Als wenn die Biologie alles erklären könnte, als wenn sie nicht bei den obengenannten Dingen völlig versagte, als wenn man irgend ein Wunder biologisch oder auf irgend eine andere Weise erklären könnte!

Nach Fosdick ist die übernatürliche Geburt Jesu so einzuschätzen wie ähnliche Traditionen der Vorzeit. Besonders Religionsstiftern habe man wunderbare Geburt zugeschrieben, so dem Buddha, Zoroaster, Laotse u. a. Selbst Pythagoras und Plato hätten „Virginborn" geheißen — eine poetische Lizenz, die dem Schreiber dieses neu war. Auch würde die Jungfrauengeburt nur in den Anfangskapiteln von Matthäus und Lukas erwähnt, sonst nirgends; Johannes und Paulus nähmen auf sie nicht den geringsten Bezug.

Allerdings nicht, aber sie lehren die Präexistenz Christi, und wie wird es mit der, wenn Jesus der natürliche Sohn des Joseph und der Maria war? Fosdick redet von der Präexistenz gar nicht, aber sie läßt sich bei seinen Prämissen gar nicht halten. Sie wird jedenfalls auch in das Reich alter Mythologien verwiesen werden müssen.

Demnach werden wir zu dem Resultate kommen, daß Fosdick uns in diesen Dingen kein zuverlässiger Führer sein kann. Die Jungfrauengeburt mag vor der modernen Biologie nicht bestehen; aber wenn es wahr ist, daß in Christo das Wort Fleisch geworden ist, dann ist die Erklärung dieser Tatsache, wie sie in Matthäus und Lukas vorliegt, noch das Natürlichste und Plausibelste, das darüber gesagt werden kann; jedenfalls leichter zu glauben, als daß der leibliche Sohn des Joseph und der Maria sich durch geistliche Einflüsse allmählich zu der göttlichen Höhe erhoben hätte, die er für sich selbst beansprucht, und die ihm der Glaube der Kirche zuerkennt.

Wir werden also Fosdick nicht wegen seiner Stellung den christlichen Glauben absprechen, aber wir werden sagen: Die Kirche kann dir auf dem Weg, den du ihr vorschlägst, mit nichten folgen.

Die Logenfrage.

Wenn wir die Logenfrage aufwerfen, so wollen wir dabei nicht von dem Charakter und der Berechtigung — oder Nichtberechtigung — der Loge im allgemeinen reden, sondern den Gegenstand nur insofern in Betracht ziehen, als er den evangelischen Pastor berührt. Dann gewinnt die Frage diese Fassung: Ist es wünschens-

wert, daß der „Logenparagraph," der dem Pastor der Evangelischen Synode Mitgliedschaft in der Loge verbietet, aufgehoben werde? Es ist bekannt, daß einige Distriktskonferenzen sich wiederholt für Abschaffung dieses Paragraphen ausgesprochen haben. Es sind das — wenn wir nicht irren — die Konferenzen des Indiana-, Ohio-, New York- und Pennsylvania-Distrikts. Auf der Generalkonferenz von New Bremen lag ein Antrag auf Aufhebung der Paragraphen vor; er wurde mit großer Majorität niedergestimmt.

Natürlich wird das die Stellung jener Distrikte nicht geändert haben. Es hat die Zuständigkeit des Paragraphen erhärtet, aber Meinungsunterschiede werden durch einen Beschluß nicht aus der Welt geschafft. Sie können nur durch Diskussion beeinflußt und eventuell modifiziert werden.

Es sei dem Redakteur gestattet, zu solcher Diskussion einen persönlichen Beitrag zu liefern.

Schreiber dieses ist der Abschaffung des Paragraphen abgeneigt. Erstens aus **praktischen** Gründen. Es sind der Logen viele, und es schießen immer neue aus dem amerikanischen Volksboden empor. Würde dem Pastor der Beitritt erlaubt, so würde er sich bald von Mitgliedern der verschiedensten Logen umworben sehen, und er würde es schwer finden, ihren Bemühungen Widerstand zu leisten; denn man würde nicht verstehen wollen, warum er sich gerade diese Loge anschließen wolle und nicht jener. Warum er gerade ein Freimaurer sein sollte und nicht ein Knight of Pythias, oder ein Odd Fellow, oder ein Elk u. s. w.

Zweitens aus **prinzipiellen** Gründen. Wären die Logen bloß gesellige oder Unterstützungsvereinigungen, so ließe sich gegen den Beitritt nichts sagen. Aber sie haben fast alle religiöse Elemente, Ritualien etc. Die Religion in der Loge ist in den meisten Fällen eine Allerweltsreligion, an der Christ, Jude und Mohammedaner teil haben können. Wie kann ein evangelischer Pastor, der weiß, daß niemand zum Vater kommt als durch den Sohn, durch seine Teilnahme an dem Ritual den Glauben erwecken wollen, als wäre diese „natürliche" Religion für ihn von irgendwelchem Wert?

Wir haben englische Pastoren gekannt, welche sich nicht scheuten, öffentlich auszusagen, die Loge habe sie zu besseren Menschen gemacht. Damit gaben sie doch zu, daß das Evangelium und die Kirche, die Verwalterin seiner Kräfte, allein nicht im Stande waren, sie so hoch zu heben wie die Loge. Und doch predigten sie von der Kanzel, daß wir in Christo allein ewiges Leben haben. Welch unerträglicher Widerspruch und welche Herabsetzung der von Christo gestifteten Heilsanstalt!

Die Logen halten viel von sinnbildlicher Darstellung ihrer Lehren. In einer gewissen Loge wird der Aufzunehmende einge-

führt mit den Worten: „Herr — ist lange in Finsternis gewesen, jetzt aber möchte er zum Licht geführt werden.“ Er wird gefragt: „Was begehren Sie in Ihrem jetzigen blinden Zustand am meisten?“ Er antwortet: „Licht!“ Dann folgt die Verlesung des Rituals, welches ihm eben dies Licht geben soll (s. „Evil of Lodgery,“ S. 16). Welcher evangelische Pastor will sich dieser sinnbildlichen Handlung unterziehen, wenn er doch weiß, daß Christus das Licht der Welt ist?

Natürlich man kann all diesen Einwendungen gegenüber sagen, daß sie dem Laienchristen ebenso gelten wie dem Pastor. Es gebe nicht zwei Heilswege, einen für den Geistlichen und einen für das Gemeindeglied. Die Synode handle demnach inkonsequent, wenn sie den Laien die Mitgliedschaft in der Loge gestatte und den Pastoren nicht. Besonders die Lutheraner haben uns diesen Mangel an Konsequenz, diese Gebrochenheit unsrer Haltung oft vorgehalten.

Es ist auch durchaus zuzugeben, daß hier eine Inkonsequenz vorliegt. Genau genommen müßten wir allen unsern Mitgliedern den Rat geben, der Loge fern zu bleiben. In früheren Jahren ist das von vielen unsern Pastoren getan worden. Noch jetzt haben vielleicht die meisten von uns ein Gefühl des Unbehagens, wenn sie am Grabe eines Logenbruders den mehr oder weniger unbefriedigenden Ritualien des Ordens beiwohnen müssen.

Wenn wir unsern Gliedern die Mitgliedschaft in der Loge nicht verbieten, so geschieht das einfach deshalb, weil wir nicht die Macht dazu haben; auch lutherische Kirchen sehen sich gezwungen, dieselbe Konzession zu machen. Was es uns einigermaßen leichter macht, uns in diese Lage zu finden, ist der Umstand, daß die meisten unsrer Glieder sich des Mangelhaften der Logenreligion gar nicht bewußt werden und deshalb nicht in Gewissensnöte kommen, also nicht wider besseres Wissen und Gewissen in die Loge eintreten.

Der Pastor sollte sich eines so unkritischen Verhaltens nicht schuldig machen. Tritt er ein, so bestätigt er die Glieder der Loge in deren Glauben, daß die Logenreligion grad so gut ist wie die christliche. Bleibt er fern und sagt den Leuten, was seine Gründe sind, so mag er andern die Augen öffnen und mit der Zeit der Augenblick kommen, wo die Logen ihr religiöses Mäntelchen abnehmen und der Kirche die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses ihrer Glieder überlassen.

Redefreiheit auf der Kanzel.

Am 4. März dieses Jahres feierte Charles E. Jefferson vom Broadway Tabernacle (New York) das Fest seiner 25jährigen Amtstätigkeit an dieser Gemeinde. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine sehr bemerkenswerte Rede. Aus derselben heben wir für unsre Zwecke folgende Aeußerungen hervor:

"I have aimed first of all to keep the old torch of *liberty* burning. We have enjoyed great freedom in the Tabernacle. I have taken it for myself and have claimed it also for you. It is often asserted that a minister is not free; that he is a mouthpiece of his congregation; that he can only repeat what his people expect him to say. There are many mean-spirited persons who take delight in disparaging clergymen by intimating that they dare not do their own thinking, and stand in dread of some man or some men in the pews. That is a baseless calumny. Ministers can be as free as anybody . . . I have always done my own thinking and always shall. I have been free all my ministerial life. I have never trimmed a sentence to please anybody. I have never believed one thing and said another. I have never had mental reservations . . . It is a joy to me to be able to say at the end of 25 years, that throughout my entire pastorate I have been allowed to express myself with unshackled freedom, and that no man or any group of men have ever tried to intimidate me or induce me to say anything else than what I wanted to say . . . That is the greatest thing a church can do for its minister—give him freedom. A preacher who is gagged is no preacher at all."

Das sind stolze Worte, aber jeder, der Jefferson persönlich kennt oder mit seinen Predigten oder seiner Tätigkeit bekannt ist, weiß, daß sie auf Wahrheit beruhen. Es sind auch Worte, die uns persönlich ins Gewissen greifen und uns vor die Frage stellen: Wie steht es mit uns in dieser Sache? Jefferson denkt sicherlich bei seinem Anspruch auf ungehinderte Freiheit des Predigers zunächst an seine Stellung zum Dogma. Zwar ist er kein „liberaler" Theologe im negativen Sinn. Aber er meint, daß kein Prediger reden soll gegen seine wissenschaftliche Ueberzeugung. Wenn er ein Anhänger der Evolutionstheorie ist, so soll er damit nicht hinter dem Berge halten. Wenn er, sagen wir, den Wundern des Alten Testaments skeptisch gegenüber steht, so soll er sich nicht scheuen, das auszusprechen. Bei uns dürften solche Fälle zu den Seltenheiten gehören, obwohl wir wissen, daß manche unsrer Geistlichen bezüglich der Evolution sich nicht im Klaren sind, daß andern die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen ein schwerer Anstoß ist, daß wieder andre von dem Pragmatismus eines W. James sich angesprochen fühlen u. s. w. Doch im allgemeinen herrscht bei uns die Geistesrichtung der ungebrochenen Orthodoxie. Unsre Geistlichen sind in der überwältigenden Mehrheit praktisch eingestellt, sie haben wenig Geschmack an kritischen oder spekulativen Studien und leiden daher nicht unter den Anfechtungen einer negativen Theologie. Auch folgen sie instinktiv der richtigen Anschauung, daß Gemeinden durch Zweifel und

Probleme nicht erbaut werden, sondern durch Verkündigung positiver Glaubensinhalte.

Sollten einzelne auf der Kanzel eine moderne Richtung vertreten, so würden ihre Gemeinden das kaum merken und jedenfalls fast nie dagegen protestieren. Die Synode selbst würde nur eintreten, wenn ein öffentliches Aergernis damit angerichtet würde. Bisher ist das nie geschehen; die ganze Betrachtung bewegt sich also im Hypothetischen. Der einzige Fall, der uns bekannt ist, ist der einer Gemeinde, bei der ein sozialistisches Programm an Stelle des Glaubensbekenntnisses gesetzt wurde, und die dadurch beinahe in die Brüche gegangen wäre.

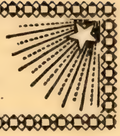
Die Sache nimmt aber ein ganz anders Gesicht an, wenn wir an die Pflicht des Predigers denken, in das **sittliche Leben der Gemeinde das Licht der Wahrheit leuchten zu lassen.** Wie steht es da mit seiner Freiheit und mit seinem Freimut? Es wird ihm nicht verdacht werden, in armen Gemeinden die Sünden der Reichen zu strafen, oder in reichen die der Armen; aber wie wenn er offen über die Fehler derer redet, die vor ihm sitzen? In kleinen Gemeinden könnte oft ein einziges deutliches Wort das einflußreichste Glied der Gemeinde ihm zum Feinde machen und dadurch seine Stellung gefährden. Wie wiele könnten da mit Jefferson sagen:

"Every man connected with this Church has always known that I would not turn my hand over to retain my position here. It has never made the slightest difference to me whether I remained the pastor of the Tabernacle or not. The world is big and there are many fields where an honest man can do fine things for God."

Wie viele, besonders alte, Pastoren können so sprechen, wenn sie doch wissen, daß die Welt der Gelegenheiten gar nicht so besonders groß ist für den Pastor, der fünfzig auf dem Rücken und graue Haare auf dem Kopfe hat?

Und doch sind wir wahrlich nicht der Meinung, daß unsre Geistlichen der Mehrzahl nach Feiglinge und Menschendiener sind — und ganz besonders die alten nicht. Sie versuchen die Wahrheit mit Liebe zu sagen und sich des unumgänglich notwendigen Taktes zu befleißigen. Aber sie buhlen nicht um Menschengunst, sondern bemühen sich, an den Aposteln und Propheten zu lernen, im Namen Gottes und der Wahrheit zu reden. Und wo lebendiger Glaube ist, da ist freie Rede; und wo ein gutes Gewissen ist, da lehnt man sich auf Gottes Hand. Es mag wenige geben, von denen man wie von John Knox sagen kann: „He never feared the face of man," aber viele, die auf der Kanzel vom Geist der Wahrheit sich leiten lassen, der uns in Freiheit hält.





Current Theological Thought in Germany

By Professor J. L. Neve, D.D.

The Germans have made a very large contribution to civilization as well as to theology. It is, therefore, a matter of interest to recall the present strength of the German population throughout the world, for wherever they are and go they naturally retain the distinguishing marks and genius of the Fatherland. In the present confusion in the world, the strong trend toward Luther and the evangelical faith on the part of the German people is a hopeful sign of better things to come. So large a mass of highly developed people must make a deep impression on the course of events. The present population of Germany is sixty-one millions, the Germans in other parts of Europe number twenty millions; in the United States nine millions; and in other parts of the world about two millions, making a total of ninety-two millions, or one-seventeenth of the human race. It is true that Roman Catholicism, worldliness and unbelief claim a considerable part of this great population; yet it is equally true that deep in the German nature is the consciousness of the need of the true faith.

Liberalism a Failure in Germany

Before the world war much was said of growing liberalism in Germany; more recently its influence has been waning. (See L. Q. Jan. No. 1922, p. 122). Now we are particularly interested to know whether in the present effort of reconstruction of the German Church liberalism can maintain its influence. In their desire to save in the wreck of the state church the Church as a "people's church," comprising in one organization all that do not outrightly refuse its services, it was the policy of the leading churchmen everywhere to include also the liberalistic constituencies. The question is whether concessions have been made to their principles and if so to what extent. As far as we have been able to follow the developments, in several states (Wurtemberg and Thuringia for instance) one concession has been made to churchmen of more or less liberalistic position. The confessional basis was expressed in very general terms so that by some kind of interpretation a liberalist could justify the preaching of his peculiar conception of "the Gospel of Jesus Christ, our Lord." Not many churches, however, settled upon such a basis, and in Wurtemberg, the pietists and "fellowship people" who contributed the balance in the decision intended the phrase as a safeguard for a positive faith. So, then, that concession was rather negative in character. In positive respects no concessions have been made to the positions of the liberalistic theologians. This leads us to the following quotation which shows the deep disappointment of one of their leading men. It is Prof. Dr. Baumgarten in the Kiel university, who as teacher in practical theo-

logy has been busy for decades to popularize the "results" of modern theology, even in preparing catechetical material of a liberalistic nature for the young. In the "*Christ. Welt*" of No. 16 (1922) he offers his observation on developments as they were then beginning to take shape in Prussia (see the result of that development in "The Lutheran," Dec. 7, 1922, p. 2). Professor Baumgarten writes as follows: "Consider the extraordinary energies of mind and will spent in a propaganda of many years for mobilizing a free Protestantism. I refer to the work of the '*Christl. Welt*,' to the many publications on 'The Old and the New Testament Interpreted for our Age,' to the large edition of the 'Encyclopedia for Religion in History and in the Present Day' (now almost exhausted), to the many volumes of the Religionsgeschichtliche Volksbuecher,' to the meetings for mutual discussion held in the evenings in many places, to the convention of the Friends of the Christl. Welt' or to those of the 'Friends of Evangelical Liberty.' Compare with these efforts the pitiable results in our work for a 'peoples' church.' In addition to that observe the perfect indifference with which our modern Protestant society with its press accepts that result (namely the conservative position prevailing in the deliberations on the confessional basis for the church of Prussia). The one that observes all this can only draw the conclusion that New-Protestantism has met with complete failure. It may also be expressed in this way: New-Protestantism, as a movement that has grown out of an insistent application of the principle of individualism and of tolerance, but an attitude of relativism and respect for individual development, is not in harmony with the church principle; it agrees only with the type of the sect and the free association. It is aristocratic, it has to depend upon the assent of a limited number of souls with an individual experience. It does not touch the great mass of the church people who are established in their attitude of confidence in an inherited tradition." We would say that the conservative Church is established upon the Christian experience of the ages in so far as this has its roots and its constant support in the Holy Scriptures while theological and practical liberalism is throughout a perversion of the analogy of faith (Romans 12:6) and its preaching does not meet the soul's deepest need. It is interesting to hear a leading liberalistic professor of practical theology admit the fruitlessness of the efforts of this "New Protestantism."

The True Theology

In "Theologisches Literaturblatt" (Leipzig, No. 24, 1922), edited by Dr. Ihmels, we read the following. It agrees with what Dr. Steinmetz, the great German scientist in our own country, said recently: "There are many to whom it appears that science with its adherence to objectivity, its exact methods and its brilliant results should be for us the best guide in the study of the Christian revelation. But as soon as we follow that guide we find that the absolute law of causality in science eliminates God as a factor and that in its laws of development there is no place for the working of God as a living personal Being. For this reason science approaches the object of Christian revelation with inadequate conceptions to begin with, and, instead of being guided

by the real object, as true science should, it is guided by these inadequate assumptions. In contrast with this method we must insist that positive theology has proved itself to be truly scientific in that above all and everywhere it deals with the really proposed object. This object demands a personal attitude to the God of salvation and to his will. God reveals himself to the believer only; and only to that faith which does not seek to master God but confides in His Word does He disclose himself. The purely intellectual processes are rational and for this reason cannot lead to a right comprehension of the Christian religion which to man's reason is irrational. Positive theology is the science of faith, which seeks to mediate religious truth in accordance with its own peculiar character. (cf. 1 Cor. 15: 1 ff.). Through faith God's illuminating grace is communicated, which opens the mind and confers strength for the finest obedience to the truth. In this way we have a science which, it is true, does not yield results generally acknowledged by unbelievers, but which, in accordance with the nature of the subject yields conceptions true to fact as science should aim to do.—*Lutheran Quarterly.*

America's International Obligation

"The Administrative Committee of the Federal Council of the Churches of Christ in America believes that it is voicing the moral judgment of the overwhelming majority of thoughtful Christian people in making the following declaration:

The Call to America for Full Cooperation

"First: We believe that the United States should accept its full share of responsibility for bringing about an effective settlement of international problems. There are those who think the government has a mandate from the people to pursue a policy of aloofness. We do not thus understand the situation. The churches have declared, and must declare again, their convictions that generous cooperation among the nations is absolutely necessary to cope with the present hunger, strife, uncertainty, and despair of the world. The participation of the United States is indispensable to successful cooperative action. An attitude of aloofness exposes our foreign policy to the charge of timidity and ineffectiveness. The present crisis in Europe summons us not to pass judgment on other people but in a spirit of humility and self-examination to review our own attitude as a nation and to ask ourselves how we may, by cooperation with other nations, help to meet the overwhelming responsibility which rests upon the entire world.

Another International Conference

"Second: We believe that the United States should take the initiative in calling an international conference to consider the whole economic and political situation in Europe, including reparations, debts, and armaments, in the endeavor to accomplish in Europe a result comparable to that which was achieved by the Four-Power Pact in the Far East. We welcome the suggestion of President Harding in his message to Congress on December 8, when, in referring to that agreement he

said, 'It might be made a model for like assurances wherever in the world any common interests are concerned. . . . We believe . . . . in the value of conference and consultation, in the effectiveness of leaders of nations looking each other in the face.'

The Need for Unselfishness in America

"In calling such a conference we believe that the United States should make it known, as it did at the opening session of the Conference on the Limitation of Armament, that we are ready to make, in common with other nations, whatever concessions, financial or otherwise, may be necessary to bring about an ordered international life. We are convinced that a sacrificial spirit on our part would evoke a willingness in other nations also to make the adjustments that may be needed. Our plans for reconstruction should include not only our allies but our former enemies. Bankers, economists, and business men are telling us that only the re-establishment of normal economic conditions in Europe can bring prosperity to American agriculture and industry. What they declare necessary on the basis of enlightened self-interest we declare necessary also from the standpoint of the Christian ideal of brotherhood. The well-being of our own country is inseparably bound up with an unselfish consideration of the well-being of the other nations of the world.

Justice in the Near East

"Third: We believe that our government will not be true to its ideals unless it records a definite protest against any settlement of the Near Eastern question on a basis of expediency or commercial advantage, and without some amends for tragic wrongs which have resulted in the persecution and practical destruction of the Armenian people, and the confiscation of their property. For the good of all nations wrong must be righted. We would urge that in any further conference on Near East problems our government should give full power to its delegates in all matters in which the rights of humanity are at stake and share with the allied powers the responsibility for reaching conclusions based upon righteousness and justice. If the Lausanne Conference is not renewed, we believe that our government should cooperate and, if necessary, take the initiative in the appointment of an international commission which would deal with the whole subject of the refugee and orphan problem in the Near East, and that it should offer to bear its share in providing whatever may be necessary financially to establish these people in some place of safety and opportunity.

The Duty of the Churches

"We call upon the membership of the churches throughout the country to make a united appeal in behalf of this program of international cooperation to make known their attitude to the president and their representatives in Congress, and to assure the administration of their aid in developing a strong public opinion in its support. We especially urge Christian people everywhere to approach these momentous issues on their merits, irrespective of all partizan considerations. We make this plea on the highest moral and religious ground, believing that beneath all these problems lies the need of a great spir-

itual awakening and a deeper conviction that Christian principles are as binding on national as on personal conduct."

What Ministers Can Do

1. In the regular services of public worship, preach upon the Christian ideal for international life and the responsibility of America in the present crisis to play its full part in cooperation with other nations in securing a better international life. The sanctions of religious faith and of moral idealism must be brought strongly to the support of the policy of American cooperation.

2. Organize special public meetings or open forums for a discussion of America's international policy and the necessity for her bearing her share of the present burden of the world.

3. Secure from the congregation or groups within the congregation, such as men's clubs and Bible classes, vigorous resolutions urging a program of cooperation on the part of the United States with other nations of the world. Send such resolutions to the president of the United States, the secretary of State, and your repsentatives in Congress. In this way the impression that the people of the United States are not yet ready for America to enter into the councils of the nations can be effectively dissipated.

4. Circulate literature upon Christian international ideals, the necessity of getting rid of war, and the duty of America to join in world cooperation. Copies of this pamphlet and of other literature for general distribution can be had at cost upon request.

5. Organize special classes for the study and discussion of the meaning of Christianity for our present international problems, using either "The Christian Crusade for a Warless World," published by the Federal Council's Commission on International Justice and Good-will, or other literature.

The Church Speaks—and is Silent

The administrative committee of the Federal Council of Churches has just published a "Declaration Concerning America's International Obligations" which is the result of a special meeting of the council's commission on international justice and good will, called on account of the critical state of international affairs in Europe. The declaration which is made with the assertion that it "voices the moral judgment of an overwhelming majority of Christian people" contains three points. It condemns the present American policy of isolation. It suggests another international conference in which America is to take the initiative, as in the Washington conference, by volunteering whatever concessions, financial and otherwise, may be necessary to restore an ordered international life. It demands that the government protest against any settlement of the near eastern problem which places commercial advantages above human rights, particularly the rights of the Armenian people.

This declaration has the merit of dealing with specific problems and issues, a merit which most similar church documents have lacked, and it therefore represents a distinct forward step in the church's ef-

fort to fulfill its obligations of moral guidance in the complexities of modern international life. Nor could any objections be raised against any one of the three points of the declaration from the standpoint of Christian morality. Yet there are characteristics of the statement which reveal the weakness of the church when it essays the difficult role of moral guide in the complexities of international politics. For one thing, the situation in Europe which gave the immediate occasion for the conference from which the declaration issued is not mentioned or even hinted at. Even secular newspapers are almost unanimous in their condemnation of the French occupation of the Ruhr, but the church conference is silent upon this problem which is engaging the conscience of all lovers of peace. Such a silence may be expedient, but is it prophetic? The church reaffirms its loyalty to the principle of international cooperation but has nothing to say on a situation which jeopardizes the whole principle of cooperation for years to come. Here is an opportunity of rendering a definite service to the cause of peace; for the only hope of stopping this resort to violence and force without appeal to additional force is by creating an overwhelming public opinion against the policy of violence. If the hope that French statesmen would heed such a verdict of international opinion may seem illusory, one need only remember that France could hardly have ventured her present policy in the first place had she not counted on utilizing the romantic affection for her which the war had developed. The sooner an overwhelming condemnation of her violence helps her to realize that affection does not impair moral judgment the greater is the hope of making her amenable to international conscience. In the task of developing such conscience and applying its force to specific situations the church not only fails to anticipate the common mind but actually lags behind it.

The church has fallen into the habit of assuming that its stubborn loyalty to the league of nations exhausts its duty to the cause of peace. Does it not realize that, however desirable the league may be, situations arise in which a nation must support the principle of international cooperation and goodwill not as it is incarnated in an institution but as it is imperiled in a specific situation. League or no league, America has foregone a dozen opportunities of supporting England's pacific intentions upon the continent. She is evading the issue in Europe now and the church is not helping her to overcome the spirit of equivocation and throw the weight of her influence on the side of international goodwill.

The force of this criticism may seem to be vitiated by the second point in the council declaration in which a new international conference is called for. Here is a constructive proposal which the church is not the first to make, but which it does well to support. Several such conferences have proved abortive because of America's failure to participate in them, and America failed to participate largely because she did not want to be approached upon the subject of cancellation of debts. As long as we continue our unwillingness to entertain this problem Europe is justified in regarding our passion for peace as pharisaic.

The American public is so tender upon this subject that American statesmen are afraid to venture upon it. The church statement only hints at it and one wonders why the suggestion that international order is dependent upon American generosity in the matter of war debts is not made with more unmistakable clearness. The council declaration leaves the impression that the church is not ready to make a heroic appeal to the spirit of sacrifice, without supporting it, and incidentally vitiating it, by a concomitant appeal to national selfishness. "Bankers, economists and business men are telling us," the statement declares, "that only the establishment of normal economic conditions can bring prosperity to American agriculture and commerce. What they declare to be necessary on the basis of enlightened self interest we declare necssary also from the standpoint of the Christian ideal of international brotherhood."

That is a revealing statement. One rather hopes that it will not fall under the discerning eye of Bertrand Russell lest it support him in his disconcerting conviction that the besetting sin of the Anglo-Saxon world is hypocrisy, that Protestant Christianity has supported this vice and that it is manifested in our efforts to hide the natural and universal instincts of selfishness which generally actuate the policy of nations under the cloak of beautiful sentiment. Human motives are always complex, it must be admitted, and good deeds may spring out of mixed motives. Yet ultimately one or another set of motives gains dominance. "Ye can not serve God and mammon."

The prospect of peace is dismal because greed and hatred still dominate the policy of nations. The Lausanne conference reeked with oil; central Europe is perishing in hate. If the church is to fulfill her divine mission she must bear witness against these national sins with prophetic ardor and she must have the insight to detect them in her own nation as well as in others. The world does not believe in forgiveness and it does not believe in the redemptive power of love. If the church believes in them, let her say so with the force of definite conviction and let her suggest the application of her ideals to the specific circumstances of international life. To weaken her gospel by suggesting that considerations of expediency may prompt nations to adopt policies to which motives of service will not move them is the worst of all apostasies. It shows a lack of faith in both the gospel and in men. The church has a disconcerting habit of assuming an intransigent role in questions of personal morality but making the most surprising concessions when it confronts the formidable foes of industrial and international greed. The usual concession is to emphasize that the ideal to which the church is trying to incline the faithful is ultimately rewarding. Thus Henry Ford, who pays big wages and is nevertheless reaping huge profits, becomes our national idol and Roger Babson, who thinks that religion pays, is a sort of national prophet. We believe very sincerely that honesty is the best policy, but do we insist on honesty beyond its ability to return dividends? We believe that it is good business to treat labor decently, but do we believe in fairness to labor up to the point where such a policy will diminish and not increase divi-

dends? We believe in concessions to foreign nations in the interest of world peace, but do we believe in such a policy beyond its promise to return dividends to American agriculture and commerce?

These questions are important particularly from the viewpoint of international relations; for the actions of modern nations are almost without exception instinctively predatory. Whatever progress has been made toward a society of nations has not gone much beyond the stage of establishing machinery for the mutual accommodation of their several greeds. And so wars continue. Someone will have to break the news to the nations that the peace which all the world so sincerely desires is the fruit not of balanced self interest but of love and the passion for service. Since that message is a very essential portion of the gospel the church ought to undertake to deliver it. If the church undertakes this task sincerely let us hope that she learns to deliver the message with the force that will impress the conscience of the nations. Most of her past messages have been characterised by circumspection rather than by courage. The usual Christian document on world peace could be passed by a convention of Rotary clubs as easily as by a solemn assembly of Christian leaders. It lacks courage and Christian uniqueness, and it compromises with the national sins which are the very curse of our modern civilization. This latest document is an improvement on previous declarations, but it is not altogether free from these weaknesses.—*Christian Century.*

Nord-Amerika und die Ruhrfrage.

Von unserm Korrespondenten Lynkeus („Berl. Tageblatt").

New York, im April.

Ein englischer Publizist hat gesagt: „Das Schlimme mit den Menschen ist nicht, daß sie so vieles nicht wissen, sondern daß sie so vieles zu wissen glauben, was nicht so ist." Man muß diesen trefflichen Satz zitieren, wenn man gefragt wird, was das amerikanische Volk von der Ruhrfrage hält.

Für den gebildeten Durchschnittsamerikaner, der seine Kenntnis europäischer Dinge, wenn er in New York lebt, aus den „New York Times" oder der „Tribune," und, wenn er irgendwo sonst im Lande wohnt, aus einer nach der Richtung dieser großen Blätter orientierten Zeitung holt, gibt es für die Beurteilung alles dessen, was sich drüben über dem großen Wasser ereignet, ein paar grundlegende Axiome, an denen er nicht rütteln läßt. Zu diesem eisernen Bestand aber gehören die folgenden Leitsätze: daß Frankreich das kultivierteste und fortgeschrittenste Land der Erde, der Ursprung aller Lebensverfeinerung und aller schönen Geistigkeit, der Hort männlicher Ritterlichkeit und weiblicher Grazie ist; daß dieses Juwel von Land — "how French, how adorably French," las ich gestern in einem Inserat als Anpreisung höchster Qualität, für die kein anderes Attribut mehr auszureichen schien — daß dieses Juwel von Land einen üblen Kerl von Nachbar hat, der ihm alle paar Jahrzehnte den Frieden stören muß und es ebenso grundlos wie gewaltsam und hinterlistig in blutige Kriege zerrt, dadurch Unheil über ganz Europa bringend; daß aber französische Ausdauer und Tapferkeit diesmal dem rohen Gesellen gründlich heimgeleuchtet, ihm früheren

Raub abgejagt hat und jetzt mit Fug und Recht dabei ist, ihn so in Fesseln zu legen und zu schwächen, daß ihm die Lust zu neuen Attentaten auf den Frieden Frankreichs und der Welt gründlichst vergeht. So der Standpunkt jener „gebildeten Amerikaner" zu dem französisch-deutschen Problem; diejenigen aber, die es besser wissen, halten es mit der Vorsicht und schweigen.

Ein Wall von Vorurteilen ist so, dank der Tätigkeit der allmächtigen deutschfeindlichen Presse, gegen Deutschland aufgerichtet, gegen den nur an drei Stellen Bohrmaschinen angesetzt sind: einige tapfere Parlamentarier, die Senatoren Borah, LaFollette, Reed, Brockhart an der Spitze, suchen in Wort und Schrift der Wahrheit eine Bresche zu schaffen, doch ihre Arbeit zeitigt wenig Erfolg, da sie von der herrschenden Kaste als Sonderlinge, Unruhstifter, Sozialisten, Bolschewisten oder mit einem ähnlichen Stempel gebrandmarkt sind, der sie dem guten Staatsbürger verdächtig macht und in das Licht von nicht ernstzunehmenden Phantasten setzt; einige kluge Diplomaten — einer davon in Berlin — berichten über Europa, wie es wirklich ist, aber was sie schreiben, bleibt in den Washingtoner Amtsstuben; und in einigen Redaktionen endlich, ganz besonders bei der demokratischen „World," ist es hell geworden, hat man das wahre Gesicht der Dinge erkannt und sucht Kenntnis darüber zu verbreiten. Von diesen drei Einbruchsstellen abgesehen, steht der Wall der Vorurteile unerschüttert und breitet seinen Schatten weit über das Land. Der „gebildete," der eigentlich wichtige und maßgebende Teil des amerikanischen Volkes, lebt ganz in seinem Dunkel.

Besser sieht es bei der großen Masse der kleinen Leute aus: auf Grund ihrer Durchsetzung mit eingewanderten Elementen ist sie mehr über den wahren Stand der Dinge unterrichtet, und den Blättern des großen Hearst-Konzerns, die die tägliche Lektüre der untern Klassen bilden, muß, so wenig man auch an ihrer sensationellen Art Gefallen haben mag, das große Verdienst zugestanden werden, daß sie durch die ausgezeichneten Leitartikel Brisbanes und anderer Mitarbeiter ihrer Leserschaft ein sehr viel wahrheitsgetreueres Bild von Europa malen als die meisten Zeitungen der herrschenden Klassen. Aber das Volk liest, denkt sich sein Teil, geht seiner Arbeit nach und schweigt. Es hat anderes zu tun, als sich um außeramerikanische Politik zu kümmern. Die Folge ist, daß in der Gesamthaltung der führenden Kreise dieses Landes die oben skizzierte Stimmung durchaus vorherrscht, eine Stimmung, mit der noch auf Jahre, vielleicht auf Jahrzehnte hinaus, gerechnet werden muß. Und Frankreich ist seinerseits mit Erfolg bemüht, die schon vergiftete Atmosphäre immer wieder mit neuem Gift zu laden: es hat seit der Ruhroffensive in New York ein neues Propagandabureau eingerichtet, dessen Tätigkeit sich im ganzen Lande bemerkbar macht.

Wie denkt, bei solcher grundsätzlichen Einstellung, das amerikanische Volk im besonderen über die Ruhrfrage? Hat das brutale Vorgehen Frankreichs gegen ein entwaffnetes, wehrloses Volk, so wird man fragen, nicht manchem Harmlosen die Augen geöffnet für ein besseres Erkennen der Lage? Heywood Broun, ein ausgezeichneter Mitarbeiter der „World," gibt darauf die ernüchternde Antwort: "Mostly, Americans don't think about it at all." — Im allgemeinen machen sich die Amerikaner darüber überhaupt keine Gedanken. Lassen wir, für einen Augenblick, ihn das Wort ergreifen, der als langjährige scharfer Beobachter besonders berufen ist, über seine

Landsleute und für sie zu sprechen: „Nach meiner Schätzung haben vielleicht vier Prozent der Bürger dieses Landes eine begründete Ansicht für oder gegen die französische Politik am Rhein und an der Ruhr. 30 Prozent haben ein Vorurteil, das das Urteil ersetzt; sie sagen: „Die Besetzung des Ruhrgebiets ist berechtigt, denn ich habe immer die Deutschen gehaßt.“ Eine höchst seltsame, aber überaus verbreitete Art von Logik. Bleiben 66 Prozent, denen die Ruhr ein bloßer Name ist. Aehnlich steht es mit den amerikanischen Kenntnissen über die Völkerliga, wenn auch vielleicht ein paar Leute mehr über sie Bescheid wissen mögen als über die Ruhr. Sie hat immerhin einmal einige Beachtung sogar hierzulande gefunden, aber im allgemeinen hat man sie längst wieder vergessen. Es ist nicht Geistesfaulheit, die diesen Zustand der Unwissenheit verschuldet. Es liegt eine unbewußte, primitive Philosophie in der amerikanischen Neigung, gewisse Dinge zu vergessen. Das Umstürzen eines Baumes im Urwald ruft kein Getöse hervor. Man scheint irgendwie in der Vorstellung zu leben, daß gewisse Dinge einfach beseitigt werden, wenn man aufhört, an sie zu denken. Weil es ein Europa gibt, kam Amerika in einen großen Krieg, der Leben und Geld kostete und eine ganze Nation zwang, ein wenig nachzudenken. Nach wenigen Monaten waren die Amerikaner das satt. Das Heilmittel gegen eine Wiederholung dieses Vorgangs ist ein sehr einfaches: Europa brachte uns Verlegenheit und Sorge — gut, vergessen wir Europa, und wir werden nie wieder in diese Art Verlegenheit kommen.“ So Heywood Broun, der es wissen muß.

Natürlich gibt es dem Heer der Unwissenden und Vergeßlichen gegenüber einige kleine Zirkel von Wissenden, die nicht vergessen haben, nicht Europa und nicht den Krieg, nicht die Völkerliga und nicht das Ruhrproblem. Der wichtigste Zirkel von Eingeweihten sitzt in Wallstreet, dem großen Geldherz der Welt, der nächstwichtigste in Washington, im „State Department.“ Aber Wallstreet hat, ganz abgesehen von seiner alten Vorliebe für Frankreich, nur wenig Interesse für Mittel-Europa, das zurzeit ein gar zu schlechtes Geschäft darstellt. Ja, wenn es dort große Oelfelder gäbe, dann gewännen die Dinge ein anderes Ansehen! Oel ist für Wallstreet das Blut der Erde und der treibende Faktor aller finanzpolitischen Zukunftspläne. Demgegenüber spielen die schlimmen Bedrängnisse Mittel-Europas eine kaum beachtete Nebenrolle. In Washington aber sieht man ganz und gar durch die englische Brille. Der leitende Mann im „State Department“ schielt, was die Außenpolitik angeht, mit dem einen Auge nach der inneren Partei, der Parteipolitik seines Landes, mit dem andern nach London. „Unsre Meinung über die Ruhr? Bitte, Herr Bonar Law hat das Wort!“

Zur Orientierung über die Synoden der Lutherischen Kirche Amerikas.

(Verfasser dieses Artikels ist Professor Neve, D. D., am Wittenberg College in Springfield, Ohio, wo er Symbolik und Kirchengeschichte lehrt. Seine „Kurzgefaßte Geschichte der Lutherischen Kirche Amerikas“ (1. Aufl. 200 S.; 2. Aufl. 400 S.; die dritte steht bevor) ist Lehrbuch in fast allen theologischen Seminaren der lutherischen Kirche Amerikas. Die englische Ausgabe (469 S.) wird gleichfalls in fast allen englischen Seminaren gebraucht; auch hier ist die 3. Auflage geplant. Prof. Neve ist mit sieben an-

dern gewählt, um auf dem Lutherischen Weltkonvent in Eisenach die „Vereinigte Lutherische Kirche Amerikas" zu vertreten. D. Schriftl.)

Oft habe ich aus Deutschland Fragen erhalten, aus denen hervorging, daß das Verhältnis der lutherischen Kirchenkörper Amerikas zueinander nicht verstanden wird. Im kommenden Sommer, vom 20. bis 30. August, soll in Eisenach ein Weltkonvent von Lutheranern tagen, bei welchem auch Vertreter der lutherischen Synoden Amerikas erwartet werden. Da dürfte es vielleicht angebracht sein, zur leichteren Orientierung und zur Aufklärung von Mißverständnissen diese Synoden aufzuzählen und sie zu gruppieren.

Das Wort „Konzil" („Council") scheint oft die Ursache von Unklarheiten gegeben zu haben. Bis zum Herbst des Jahres 1918 gab es ja ein Generalkonzil, das sich im Jahre 1867 im Konflikt mit der 1820 gegründeten Generalsynode gebildet hatte. Aber dieses Konzil hat sich 1918 wieder mit seiner einstigen Gegnerin, der Generalsynode, und mit der Vereinigten Synode des Südens zu der „Vereinigten Lutherischen Kirche in Amerika" verbunden. — Alle wissen von dem „National Lutheran Council," welchem Dr. Morehead vorsteht. Dieses ist, so wie es sich jetzt selbst auffaßt, eine Agentur zum Zweck der Liebestätigkeit unter den notleidenden Lutheranern in Europa, und es gehören zu demselben alle lutherischen Synoden Amerikas mit Ausnahme der Missourier (verbunden in der Synodalkonferenz) und der Iowa-Synode. — Endlich gibt es auch ein „Federal Council of the Churches of Christ in America," dessen Nennung wohl kaum noch Anlaß zu Verwechslungen gibt; es ist nicht eine Verbindung von Lutheranern, sondern eine Konföderation der reformierten Kirchengruppen Nord-Amerikas.

Indem wir nun an eine Aufzählung der Synoden gehen, wollen wir das in der Weise tun, daß wir zugleich nach Sprache, ursprünglicher Nationalität und konfessioneller Richtung charakterisieren.

I. **Die Vereinigte Lutherische in Amerika** umschließt also seit Herbst 1918 die frühere Generalsynode, das Generalkonzil und die Vereinigte Synode des Südens — Verbindungen, die alle in diesem allgemeinen Kirchenkörper aufgegangen sind. Nur die Schwedische Augustana-Synode (siehe unten), früher ein Teil des Generalkonzils, ging aus sprachlich-praktischen Gründen nicht mit hinein. Die Vereinigte Lutherische Kirche ist überwiegend englisch; doch bedient sich nahezu ein Sechstel (rund 500 Pastoren) ganz oder zum Teil der deutschen Sprache. Mit der alten General-Synode, d. h. als Teile derselben, traten zwei deutsche Synodaldistrikte (Wartburg-Synode und Deutsche Nebraska-Synode) und eine deutsche Konferenz (New York) diesem neugegründeten Kirchenkörper bei. Das Generalkonzil brachte folgende deutsche Synoden in den Verband: New York-Ministerium, deutsche Canada-Synode, Manitoba, Texas (klein, nicht zu verwechseln mit der größeren Synode von Texas, die zur Iowa-Synode gehört) und zwei Konferenzen (Philadelphia und Pittsburgh). Im Ganzen herrscht in diesem Verband, konfessionell und praktisch, die mildere Richtung. Doch will sie von dem historischen Luthertum nichts preisgeben. Mit ihrer offiziellen kirchlichen Literatur, in der Verpflichtung ihrer theologischen Schulen u. s. w. steht sie auf den Prinzipien der Augustana invariata. Die Vereinigte Lutherische Kirche hat 1,147,007 Getaufte, 801,250 Konfirmierte, die in 3803 Gemeinden von 2887 Pastoren bedient werden.

II. **Die Synodalkonferenz** ist nicht eine Synode, sondern eine Föderation von selbständig arbeitenden Kirchenkörpern, in welcher die große Missouri-Synode (1,006,065 Getaufte, 673,321 Konfirmierte, 4179 Gemeinden, 3107 Pastoren), die ziemlich große Synode von Wisconsin u. s. w. (259,705 Getaufte, 139,605 Konfirmierte, 625 Gemeinden, 566 Pastoren), die kleine Slovaken-Synode (16,889 Getaufte, 7959 Konfirmierte, 46 Gemeinden, 34 Pastoren), die ebenfalls kleine Norwegische Synode (6737 Getaufte, 4583 Konfirmierte, 48 Gemeinden, 32 Pastoren) und noch eine Negermission (3453 Getaufte, 1979 Konfirmierte, 56 Gemeinden, 36 Pastoren) sich gegenseitig als rechtgläubig anerkennen. Man bezeichnet auch wohl alle zusammen einfach als „Missouri.“ Die streng lutherische Richtung dieser Kirchenverbindung ist bekannt. Ihr Geist in dem überwiegend deutschen Teil ist deutsch im Sinne der früheren Einwanderung. Die deutsche Sprache wird weithin gebraucht, besonders in den Landgemeinden; in den Städten gehen meist das Englische und das Deutsche nebeneinander her; viele Gemeinden sind ganz englisch geworden.

III. **Eine Gruppe unabhängiger Synoden deutschen Ursprungs** haben wir in den folgenden Körpern: 1. Ohio-Synode (Getaufte 240,694, Konfirmierte 151,948, Gemeinden 954, Pastoren 746). Im Osten überwiegend englisch, im mittleren Westen und Nordwesten mehr deutsch. 2. Iowa-Synode (214,312 Getaufte, 132,269 Konfirmierte, 999 Gemeinden, 603 Pastoren). Auf dem Lande meist noch deutsch, in den Städten beider Sprachen sich bedienend. 3. Buffalo-Synode (9025 Getaufte, 6640 Konfirmierte, 48 Gemeinden, 32 Pastoren). Diese drei Synoden haben sich in Lehrfragen miteinander verständigt. Sie stehen konfessionell und praktisch etwa wie in Deutschland der Lutherische Bund. Von Missouri waren sie durch Lehrfragen getrennt (Gnadenwahl, „Offene Fragen,“ Lehre von Kirche und Amt, Eschatologie), die aber nun beigelegt werden, ohne daß dadurch freilich eine gewisse Fundamentaldifferenz in der praktisch-kirchlichen Art sich beseitigen läßt.

IV. **Die Schwedische Augustana-Synode** (siehe oben, einleitend) muß besonders aufgeführt werden. Als früherer Teil des Generalkonzils nahm sie aus Rücksicht auf die praktische Eigenart ihrer einheimischen Missionsprobleme an der Gründung der Vereinigten Lutherischen Kirche in Amerika nicht teil. Sie redet aber der Bildung einer Konföderation aller lutherischen Kirchenkörper Amerikas das Wort. (Getaufte 291,572, Konfirmierte 204,081, Gemeinden 1254, Pastoren 756).

V. **Die Norweger.** Die Norwegische Lutherische Kirche Amerikas zählt 422,935 Getaufte, 204,081 Konfirmierte, 2637 Gemeinden und 1024 Pastoren. Diese Synode bildete sich durch die 1917 vollzogene Verbindung der Vereinigten „Norwegischen Lutherischen Synode“ und der pietistisch gerichteten „Hauge-Synode.“ Ein kleiner Teil der missourisch Gesinnten in dem zweitgenannten Körper trat unter Beibehaltung des alten Namens zurück und ist, wie wir oben sahen, nun ein Teil der Synodalkonferenz. Ganz außerhalb der Vereinigungsbewegung blieben die „Norwegisch Lutherische Freikirche“ (Getaufte 45,000, Konfirmierte 30,000, Gemeinden 420, Pastoren 220), die „Eielsen-Synode“ (Getaufte 1600, Konfirmierte 1550, Gemeinden 37, Pastoren 7) und die „Lutherischen Brüder“ (Getaufte 2000, Konfirmierte 1250, Gemeinden 40, Pastoren 26). Die zuletzt genannten

Verbindungen haben ausgeprägt pietistischen und kongregationalistischen Charakter.

VI. **Die Dänen.** 1. Die Vereinigte Dänische Evangelisch-Lutherische Kirche in Amerika (Getaufte 41,319, Konfirmierte 29,132, Gemeinden 209, Pastoren 164). 2. Die (Grundtwigianische) Dänische Evangelisch-Lutherische Kirche in Amerika (Getaufte 21,020, Konfirmierte 21,020, Gemeinden 103, Pastoren 65).

VII. **Die Finnen.** 1. Die Suomi-Synode (Getaufte 39,230, Konfirmierte 23,538, Gemeinden 163, Pastoren 47). 2. Die Finnische Nationale Kirche (Getaufte 8108, Konfirmierte 4395, Gemeinden 61, Pastoren 47). 3. Die Finnische Apostolische Kirche (Getaufte 30,000, Gemeinden 47, Pastoren 36).

Mit diesem kleinen Führer wird es den Glaubensbrüdern Europas und anderer Weltgegenden nicht schwer werden, sich durch die Synoden der lutherischen Kirche Nord-Amerikas hindurchzufinden.

Springfield, Ohio, U. St. A., Wittenberg-Seminar, J. L. Nebe.

(„Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung.")

„Nur" ein Rechtsanwalt.

(Mr. Manro-New York.)

D. **Ludwig Schneller** hat seinen liebenswerten Erinnerungen ein neues Bändchen angefügt: **„Meereserinnerungen."** Auf die Konfirmandenerinnerungen, die Schulerinnerungen, die Weihnachtserinnerugen haben wir seinerzeit aufmerksam gemacht. In den jetzt herausgegebenen Meereserinnerungen führt er uns ans Tote Meer, ans Marmarameer, ans Rote Meer, durchs Mittelmeer und über den Atlantischen Ozean. Die den Horizont mannigfach erweiternden Schilderungen eignen sich vorzüglich zum Vorlesen im Familienkreis. Wir teilen hier ein Erlebnis Schnellers auf der von ihm als Fahrgast der „Finland" von Antwerpen aus unternommenen Fahrt nach New York mit, weil es uns ein erfreuliches Beispiel von Laienbetätigung im Dienst der Kirche darbietet.

„Der Gong rief zum Gottesdienst. Fast alle gingen hinunter, um daran teilzunehmen. Auch die Männer gingen mit; denn nur selten fand ich solche, die wie so viele unter den deutschen Männern es geradezu für ein Zeichen höherer Bildung und Aufklärung betrachten, wenn sie so tun, als ob alles Religiöse, Gott, Bibel, Kirche, Ewigkeit für sie ein überwundener Standpunkt wäre.

Drunten im großen Speisesaal setzte ich mich in die Reihen der stillversammelten Gemeinde. Auf jedem Platz lag ein englisches Gesangbuch mit dem Eigentumsstempel der „Finland," ein Zeichen, daß man auf dem Schiff auch sonst für regelmäßige Gottesdienste eingerichtet war. Auf deutschen Dampfern hatte ich eine ähnliche Vorsorge immer vermißt. Vor einem kleinen Tischchen mit einer Bibel stand der Prediger, glatt rasiert, in schwarzem Anzug. Das von ihm angegebene Lied wurde von der ganzen Gemeinde kräftig gesungen. Gebet und Schriftverlesung folgten. Dann sang eine am Klavier stehende junge Dame, wie ich nachher hörte, die Tochter des Predigers, mit glockenreicher Stimme und bewundernswerter Kunst ein Lied, das mich in dieser buntgemischten Gesellschaft besonders ergriff. Es schloß mit

den Worten (in Uebersetzung aus dem Englischen): „Solang die Sünde noch da und dort die Welt beherrscht, kann die Geschichte von Jesus nimmer veralten.“

Nun verlas der Prediger seinen Text Römer 1, 1—7. Diese Textwahl überraschte mich nicht wenig. Gerade diesen Abschnitt habe ich immer als ein Meisterstück der Schriftstellerei des Apostels Paulus bewundert. Es ist das kunstvoll gefügte Portal zum Römerbrief, dieser erhabenen Kathedrale des christlichen Glaubens. Wie man an den Portalen unsrer gotischen Dome im Kleinen schon den ganzen Inbegriff der gotischen Baukunst vor sich sieht, so faßt dieser Abschnitt in weltumfassender Gedankenfülle den ganzen Inhalt des christlichen Glaubens in erstaunlicher Kürze zusammen: die Vorgeschichte im Alten Testament, die Gottessohnschaft Jesu, seine Auferstehung als Eckstein unsers Glaubens, die Predigt unter allen Völkern und nebenbei Pauli eigne göttliche Berufung zum Apostelamt. Wie in einer Nußschale liegt die ganze Theologie des Paulus in dieser Einleitung, in der jedes Wort, ja jede Silbe ihre besondere Bedeutung hat. Aber eben deshalb hielt ich es für keine leichte Aufgabe, darüber zu predigen. Indessen der Mann wußte uns so einfach und schön den gewaltigen Inhalt dieser Worte auszulegen und sie auf unsre eigenen Verhältnisse anzuwenden, daß wir gewiß alle einen Segen davon hatten und ich eine nicht geringe Meinung von seiner Theologie bekam.

Nachher, als wir auf Deck auf- und abgingen, machte ich mich mit ihm bekannt, dankte ihm und fragte, an welcher Kirche er Pastor sei.

„Ich bin gar kein Theologe,“ erwiderte er.

„Kein Theologe?“ fragte ich erstaun. „Was denn?“

„Ein einfacher lawyer (Rechtsanwalt).“

„Dann nimmt mich aber Ihre Rede doppelt wunder. Denn darin steckt ja ein ganz theologisches Studium.“

„Warum nicht?“ erwiderte er lächelnd. „Ist denn die Bibel nur für die Theologen da? Ich kann Sie versichern, ich widme den besten Teil meiner Zeit, die mir mein Beruf übrig läßt, dem Studium der Bibel. Wie die Sonne und die Sterne nicht nur für die Astronomen da sind, sondern für jeden Menschen, der auf Erden atmet, so ist die Bibel für uns Laien genau ebenso da, wie für die Theologen. Es ist unser höchstes Vorrecht, uns darein zu vertiefen. Und wenn bei uns der Pastor an einem Sonntag verhindert ist, treten wir Laien im Gottesdienst für ihn ein.“

Der Mann hieß „Mauro.“ Seine Eltern waren aus Deutschland eingewandert, wo der Name noch „Maurer“ gelautet hatte. Schneller erfuhr später, daß dieser Mauro oder Maurer ein hervorragender Jurist der Vereinigten Staaten sei, der auch durch Herausgabe religiöser Schriften weithin Anerkennung gefunden hat.

Wir freuen uns, sagen zu können, daß sich auch in Deutschland die Zahl der Männer mehrt, die die Leitung des Gottesdienstes mit Glück und Segen übernehmen können. („Licht und Leben.“)

Luthardts 100. Geburtstag,

der auf den 22. März fiel, hat in der Presse nicht die Beachtung gefunden, die man bei der Bedeutung dieses Theologen und Kirchenmannes hätte er-

warten sollen. Zweierlei mag u. a. der Grund hierfür gewesen sein: einmal die allgemeine Verkürzung der kirchlichen und theologischen Presse, die kaum noch Raum für die akuten Tagesfragen hat und daher die sonst geliebten Erinnerungsbilder mehr zurückstellen muß. Der andere, vornehmere Grund liegt vielleicht in dem kraftvoll weitergeführten Werk Luthardts, so daß sein Name nicht eine entschwundene, untergegangene Zeit bedeutet, die man jetzt pietätvoll noch einmal hervorziehen müßte. Sein Name gehörte einer Sache, der lutherischen Kirche und Theologie; diese Sache sank nicht mit ihm ins Grab, sein Katheder blieb nicht verwaist. Mit starker Hand nahm Ihmels den niedergelegten Stab Luthardts auf und hat bis vor kurzem, als ihn das Vertrauen der sächsischen Landeskirche in das Bischofsamt berief, an Luthardts Werk weiter gebaut zum Segen der ganzen sächsischen Kirche, ja weit darüber hinaus. Weil Luthardt nicht um seine Person sammelte, sondern um ein bleibendes Werk, darum blieb wohl der Kultus aus, den die Welt ihren versunkenen Größen zu widmen pflegt.

Das schließt nicht aus, sondern ein, daß Luthardt zu den Großen in der Kirche gezählt werden muß. Er war wirklicher Theologe, ein Lehrer Gottes, dazu mit seltenen Gaben einer eindrucksvollen Persönlichkeit ausgerüstet, eine Herrschernatur, deren Einfluß sich weder Studenten, noch Synoden, noch sonst Menschen leicht entziehen konnten. Er hatte etwas von dem: Sic volo, sic jubeo. Sein Wissen war umfassend, seine Schlagfertigkeit gefürchtet und zugleich umjubelt. Wenn er in Versammlungen für etwas eintrat, war schon halb gesiegt; wenn er dagegen sprach, war es schon halbe Niederlage.

Die Studenten schätzten an ihm den mannhaften, unbeugsamen Vertreter der erkannten Wahrheit; von ihm lernten sie, wie man ein theologischer Charakter wird. Er imponierte mit der Wucht seiner Sätze, mit der Gewißheit seines Zeugnisses. Dabei stand ihm eine wunderbar klare Sprache zu Gebote, die in flüssigem Stil das ganze Gebäude der Glaubenslehre vorzuführen verstand. Ein Niederschlag davon sind die noch heute viel gebrauchten Kompendien seiner Dogmatik und Ethik. Ein besonderes Charisma hatte er für die Apologetik; es kam nicht bloß den Hörern der Universität, sondern allen Gebildeten zugute. Unvergeßlich blieben vielen die Tage und Wochen, in denen er zum erstenmal seine bekannten apologetischen Vorträge vor der großen Oeffentlichkeit hielt. In Karossen kamen die Vornehmen angefahren, die Eisenbahn brachte die Zuhörer von allen Seiten, Minister und Geheimräte, Bürger und Studenten, alles eilte herbei, um Luthardt zu hören. Die Vorträge sind nachher gedruckt worden, und vielleicht nichts hat Luthardts Namen so weltberühmt gemacht, wie diese Reden über die Wahrheit des Christentums. Seitdem ist viel andere Apologetik erschienen, aber nie wieder wurde Luthardts glänzende, siegreiche Sprache erreicht. Gewiß, seine Vorträge tragen in manchem die Spuren ihrer Zeit, die Wissenschaft ist weiter geschritten; gleichwohl müßte man sie noch heute lesen, und jenes Urteil eines Pfarrers aus der neuen Zeit mag Recht behalten: es sei das Beste, was seit 100 Jahren über Apologetik geschrieben ist. Nicht minder nachhaltig wirkte Luthardt als Prediger; auch diese Predigten sind nicht veraltet und haben noch viel zu sagen.

Damit ist die Hauptbedeutung Luthardts schon angedeutet, er war durch und durch kirchlicher Theologe; für die Kirche wollte er wirken, die Kirche

wollte er bauen, der Kirche die reine Lehre erhalten. Der Kirche galt sein Lehren auf dem Katheder, sein Predigen auf der Kanzel, seine Reisen, seine Vorträge, sein Eintritt in das Leipziger Missionskollegium, sein Wirken in der Synode, seine Schriften, seine ganze Arbeit. Er hat sich müde, er hat sich zu Tode gearbeitet für seine Kirche. „Nun kann ich nicht mehr," war der Schmerz seiner letzten Tage, als die Kräfte abnahmen. Und die Kirche, die lutherische Kirche hat seine Arbeit nicht verleugnet, hat ihn als Führer begrüßt. In ganz Deutschland galt der Name Luthardts, bis nach Amerika hinüber wurde vielleicht kein deutscher Theologe so viel genannt wie er. Er hat seinen Tag wirklich ausgekauft und „nach dem Willen Gottes gedient zu seinen Zeiten."

Zwei Werke hat er hinterlassen, die bleibende Denkmale seiner Arbeit geworden sind. Das eine ist die Gründung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz, die ursprünglich nur als Stärkung gegen die Einflüsse der Union gemeint war, später zu einem Sammelpunkt des Luthertums ausgewachsen ist. War sie zuerst auf Deutschland allein berechnet, so hat sie mit der Zeit Weltbedeutung erlangt, indem sie die Brüder in Skandinavien, Holland, Rußland, Oesterreich, Frankreich, Amerika u. s. w. zur Sammlung rief. Heute ist sie mit die vornehmste Grundlage für den großen lutherischen Weltkonvent, der für Eisenach geplant ist. Wenn Luthardt das noch erlebt hätte! Denn das war immer sein weltweites Ziel: Einigung aller, die sich zu dem von Luther wieder ans Licht gebrachten Evangelium bekennen, Einigung der wahren Kirche der Reformation. Was wir heute am lutherischen Einigungswerk bauen, ruht auf Luthardts Schultern.

Das andre bleibende Denkmal ist die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung," von ihm in kühnem Wagemut im Gründungsjahr der Lutherischen Konferenz unternommen. Hatte er bei der Konferenz andre Mitgründer neben sich, die „Kirchenzeitung" ist sein Werk allein, und er trug die Verantwortung allein, wie er oft bekannte: Es hat mir niemand geholfen. Durch mancherlei Prüfungen führte er das Schifflein durch, durch Tage der Abnahme, dann wieder Tage des Aufstiegs. Er ließ nicht nach, und das Werk gelang. Die lutherische Kirche hat nun eine Kirchenzeitung, einen Mund, durch den sie sprechen kann, einen Sammelort ihrer Theologen, Führer und Bekenner. Das Werk breitete sich aus, und heute ist sie die erste Kirchenzeitung Deutschlands, mit ausgedehntem Leserkreis und damit ausgedehntem Einfluß. „Luthardtsche" Kirchenzeitung nannte man sie zu Anfang, nannte man sie später, nennt sie so oft noch heute, ein Zeugnis wie von Gott selbst, daß er das Werk seines Knechts anerkannt hat. Auch die Kirchenzeitung hat nur fortgeführt, was Luthardt anfing; auch von ihr gilt: Auf Luthardts Schultern.

Es sind nicht allzu viele Theologen, die nach arbeitsreichem Leben noch Werke hinterlassen können, die nach ihrem Tode noch blühen. Dadurch ist Luthardts Dienst „für seine Zeit" erweitert zu einem Dienst für die Gegenwart. Anders geredet: Luthardt hat das Zeugnis von Gott, daß sein Dienst Gott gefallen habe. Indem wir seine Arbeit aufgenommen haben, haben wir eine Arbeit Gottes aufgenommen. Darum haben wir alle Ursache, dankbar seines hundertjährigen Geburtstags zu gedenken.

(W. L. in „Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung.")

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Psychology of Prayer, by Karl R. Stolz (Professor of Religious Education, Wesley College, North Dakota). The Abingdon Press. 1923. 247 pages. $1.25 net.

The object of the writer of this book, though dealing with materials which may look to the ordinary layman subtle and illusive, is entirely practical. By discussing the psychological traits of prayer he aims to show that prayer is an elemental instinct of man's nature, that its intelligent and reverent use offers a distinct method of mental and moral control. The book does not propose to give a history of religion or of prayer which traces both to their dim beginnings in the life of primitive man. Nor is it concerned with the philosophy of prayer, so that such questions as the reality of God and man's way to become sure of it would have to be taken up. The author has rather in mind the religious interests and needs of the intelligent people of today. He seeks to "assist in the discovery of those prayer values which will further adjustment to the expanding universe of our time." Petitionary prayer has been given a large amount of space because it predominates in the prayer life and the difficulties confronting it in this scientific age are the greatest.

Points of contact of prayer with suggestion; the place of attention in prayer; faith and prayer; answers to personal petitional prayer; answers to cooperative prayers; ungranted petitions; prayers of confessions; devotional prayers: these are some of the subjects treated.

The language is non-technical; the book abounds in illustrations. It is bound to be helpful to the intelligent reader. The laws that regulate the mental and psychic life are better understood after perusing the discussions of this able and sympathetic psychologist. The science of psychology is coming in for a larger share of attention in the curriculum of the theological student year after year, and this book is a creditable elucidation of many of the subjects which the psychology of prayer suggests.

The Healing Shadow, by Bishop William A. Quayle. The Abingdon Press. 1923. 300 pages. $2.00 net.

It is not an easy thing to review a book of the late Bishop Quayle's sermons, for it is impossible to classify him. You could not call him a prince of exegetes like Campbell Morgan or Maclaren, who have an amazing ability to unfold the teaching values of a brief text, to set it in its connection and to point out its applications. Nor is he a

preacher of the social gospel, which of late years has taken possession of so many a pulpit. Quayle had ripened into his fulness before that gospel had made its challenge; besides, his individuality was cast in different molds. No more is Quayle a theologian in his sermons as—let us say—Horace Bushnell was in his day; or even an intellectual preacher of the type of Charles E. Jefferson of the Broadway Tabernacle, who likes to emphasize the duty to love God with the *mind*, i. e., the necessity of intellectual penetration.

Quayle is a poet and a lover of literature. A long list of books of his on poets and literary characters bear witness of the ruling passion of his life. But he was no less eloquent with the word than with the pen. And his poetical imagination served him as well in the pulpit as in his literary works. He moved with entire freedom; his humor played on the saints of scripture as though they were ordinary men; and his ease of diction and flow of thought are marvelous. Quayle's sermons are as far from the conventional as possible. In our own churches his way and style might have been criticized, but Methodism throughout the length and breadth of the land heard him gladly.

To give a taste of his manner we quote from the first sermon of the book, "The Healing Shadow," which gives title to the volume. It is on Acts 5, 15: "That at least the shadow of Peter passing by might overshadow some of them."

"Where a shadow falls there must be sunshine. It is a sunny day in Jerusalem because the crowd is attent to catch the shadow of Peter passing by. So say once more, preacher, with a sunrise in your voice, "It was bright sunlight in Jerusalem and not a cloud flecked the sky." We mark Peter's shadow moving on the ground and know the sun is moving majestic in the sky." Now this Brother Peter, the Reverend Peter Jonas, sometime minister in Jerusalem and in the circuit round about, is a peculiarly useful brother: not so much by what he was as by what he was not." "He is frankly humorous, not by possessing humor but by its absence. He was impertinent, not meaning it but not knowing it. "He began to rebuke Jesus," contradicting him to his face. He was thick skinned which is one of the hardest known diseases to cure. "This minister will hardly stay long on any circuit, so lacking is he in tact, and with his fisherman's manners on him like the fish scales on his coat. Besides, he is much given to backsliding." Then Quayle goes on to say beautifuly what Christ made out of this material. "What a man was is of slight concern to Christ. He is the master of the art of making men over." "Peter is the living instance. It is possible to have enough religion to overflow one's character. Enough of Christ to overflow into one's shadow. Can that be? it is. This is not theory: this is theory actualized. Watch Peter's shadow—bringing healing."

There are 18 sermons in the book, on such subjects as these: "Mystery a Credential of Christianity;" "The Hushed Prophets;" "God's Fulness;" "The Friend of the Bruised Reed;" etc. We do not agree with all he says; we could never think of imitating him, but without

a question his winning, optimistic personality, his graceful speech, his Christian faith, his rich imagination have cheered tens of thousands while he lived and can still to a large extent be enjoyed in the books he left behind him.

The Kingdom of Heaven by Elbert L. Todd. The Abingdon Press. 1923. 154 pages. $1.00 net.

Contains 18 brief chapters on the idea of the Kingdom of heaven. It is not a sociological treatise on modern lines, but an unfolding of what the Kingdom meant to Christ. The emphasis is on the spiritual aspects of the Kingdom, its freedom, altruism, its miraculous development, its citizens (children, believers, converts), methods, and future.

The Servant of Jehovah. The sufferings of the Messiah and the glory that should follow. An exposition of Isiah 53 by David Baron Geo. H. Doran Co. 1922. 158 pages. $2.00 net.

Mr. Baron is a converted Christian Jew and has given his life and labor to missionary work among his fellow-Israelites for many years. He is convinced that there is no scripture passage in the Old Testament which is so clearly a prediction of the suffering and conquering Messiah as the 53rd chapter of Isaiah, and none better fitted to prove to the Jew that the Christ of the New Testament is the Messiah of his prophets.

In the first part of this book he shows that the ancient Jewish interpretation of this text applied it to the Messiah, and that the modern one which substitutes for the Messiah the Jewish nation or even a pious remnant, is untenable since the sufferings of Israel were neither innocent nor voluntary*. In the second part he presents a detailed exposition of the text: chp. 52: 13-15, Jehovah's introduction of his servant; ch. 53, Israel's penitential confession: the story of the servant of Jehovah unfolded from his early years to his vicarious suffering and death; the resurrection and future glory of the servant; Jehovah's final word concerning him.

The author has an intimate knowledge of Jewish prejudice against the Nazarene, but his exposition makes it hard for even an enemy to escape from the conviction that the coincidences between Isaiah 53 and the life of Jesus are uncontrovertible.

The Return of Christ, by Charles R. Erdman (professor of Practical Theology, Princeton). Geo. H. Doran Co. 1922. 108 pages. $1.00 net.

Christ's second coming is not to be confounded with his coming in the Holy Spirit, nor with the destruction of Jerusalem nor with the individual believer's death. It means his visible return to this

* The author is, however, acquainted with the fact that the idea of the "servant of the Lord," so prominent in II Isaiah admits of different application. He quotes Delitzsch's illustration of the pyramid according to which the title is used in three ways: the base of the pyramid was Israel as a whole; the central section, the faithful remnant; the apex, the person of the Mediator of salvation.

earth (parousia is the word used to denote it). The events preceding it are the universal preaching of the gospel and the appearance of the "Man of Sin." The events to follow Christ's return are the resurrection of the body and the transformation of the living (the "rapture": "they will be caught up in the clouds"). Then follows the millennium and Christ's universal rule. In the end Satan will be loosed for a time, until he is hurled to the pit to eternal impotence. The last picture is that of a new heaven and a new earth.

It will be seen the writer considers the millennium an established doctrine of the Christian faith (it is mentioned 5—he says, 6—times in Rev. 20). Christ will come before the millennium. Will he stay here in the body for that space of time, and leave again when Satan is loosed, to return once more to usher in the new heaven and earth? These questions are not answered. A literal understanding of the millennial conception will always lead to insurmountable difficulties.

It is also seen that Erdman does not believe in the success of social reconstruction by the "Christianizing of the social order"; he expects it only from the miraculous interposition of the returning Christ.

The Religion of the Psalms, by J. M. Powis Smith, professor of Old Testament language and literature in the University of Chicago. University of Chicago Press. 1922. 170 pages. Price (estimated) $1.50.

The aim of this book is not to find in the psalms spiritual nourishment for the life of today, but rather to bring out their significance as indicative of the religious and moral standards of later Judaism. The viewpoint taken, therefore, is that of the scholar and not of the preacher; the interest is historical, not devotional.

The psalter was the hymn book of the Second Temple at the time after the return from the exile. In its present form it is a collection of earlier and smaller psalters (the groups assigned to David, Korah, Asaph, the "Songs of Ascents," etc.). The superscriptions were added later and are not correct. The psalms reflect the thought and aspiration of the average religious Israelite. Their merit lies not so much in their power of sheer thought as in the success with which they express sentiments and attitudes of soul fundamental in worship.

As a rule the psalms express the feelings of the community, but a great many are also intensely individualistic. Many were written by pious individuals and if the nation was the prime interest of the loyal Israelite, the experiences, aspirations, sufferings, hopes of the individual find ample statement, and in such classic form that all succeeding generations have been able to join hearts and voices in the chorus of prayer and praise composed of the best of the Jews of Israel's heroic age.

The question of the Davidic authorship of the psalms is taken up. 73 psalms are ascribed to David in the superscriptions. The author comes to the conclusion that on internal and external evidence we can-

not certainly determine the Davidic origin of any psalms. According to David's moral and religious character he cannot have written many of the psalms that go under his name. On the other hand, it is very likely that he wrote some psalms.

In the 3rd chapter, "Suffering and Song," the writer says: "Suffering is the central theme of the psalms; of the 150 about 90 concern themselves more or less directly with some aspect of this problem. The psalter as the hymnbook of post-exilic Judaism reflects the sufferings and disappointments of generations of war-oppressed people. We might almost call it a manual for mourners." A solution of the problem of suffering is not found in the psalter. A righteous man ought really to be a prosperous man and an unrighteous man receive punishment. It is often not so, but just wait: in the end the rich oppressor shall be uprooted and the humble shall be exalted. This is the orthodox opinion, scarcely ever questioned in the psalter. Only occasionally, as in Ps. 73, the poet rises to the idea that even if all other things fail, the presence of God cannot be taken from him, and his fellowship will make him triumph even in apparent defeat. The messianic hope, so characteristic of postexlic thought, rises up frequently on the horizon. The Messiah will raise Irrael from bondage and ruin, and punish its enemies.

When, however, the realization of this hope was deferred again and again, the thought of the singer becomes more spiritual. Failing of outer glory, Israel shone supreme in the glory of the spirit, and, suffering at the hands of the world, she poured into the world's treasury the rich products of her increasingly spiritual experience.

The doctrine of immortality was to the Israelites of less importance than to the Greek, yet in no book of pious meditation and lofty aspiration is the sense of the actual presence of God in human experience more vividly present than in the psalms. The lack of a vigorous and vital hope of a life after death did not paralyze the ethical or religious interest of Israel. Its poets walked and talked with God. They found him a source of refuge when beaten back by the advance of sorrow and disaster. Fellowship with God was for the Hebrew the supreme good.

The position of the writer is the usual one of the Old Testament historical criticism. One may differ from him in this or that detail, but on the whole he has the consensus of scholarship on his side. Besides, this attitude will not depreciate the revelation value of the book nor take away a particle from it in its power to lighten the heart or comfort the soul.

What Is There in Religion? by Henry Sloane Coffin (Minister in the Madison Ave. Presb. Church, and Associate Professor in Union Theol. Seminary). The Macmillan Co. 1922. 178 pages. Price (estimated) $1.50.

Most of the chapters of this book were delivered upon the Merrick Lectureship on "practical and experimental religion," at Ohio Wesleyan University, in 1922. The question the writer seeks to answer is, what

is there in the Christian religion which appeals to people of our day? No attempt is made to solve the problems of religion from the intellectual or philosophical side. The outlook and argument are entirely practical, in keeping with the purposes of the lectureship which prompted the preparation of the course.

The unique feature of the book is the fact that the writer uses the Hudson River as an illustration to bring out the beneficent, helpful, uplifting, regenerating powers of religion. This idea runs through the whole book and suggests the subjects of the chapters. The effects of religion are viewed under the aspects of refreshment; cleansing; power; illumination; fertility; buoyancy; serenity and adventure; beauty; division and unity; change and permanence.

It is a pleasure to follow the author as he points out the ceaseless flow of the river of God into the human activities and relations; one is impressed with the naturalism and spontaneity as well as the many-sidedness of the application. The writer is well read in literature and brings from sources new and old a wonderful wealth of felicitous illustration. His quotations from the old fathers are especially interesting. The preacher will here find abundant and authentic material for the purposes of the apologist as of the interpreter of practical Christianity in general.

Books Received from the Lutheran Book Concern, Columbus

Pen Pictures of Prophets, by Gerh. E. Lenski. 1923. 113 pages. $1.00.

The prophets discussed by this well known theologian are Hosea, Isaiah, Jeremiah, Ezekiel, Daniel. The lectures were delivered before the Lutheran Chautauqua at Lakeside, O., July 9—16, 1922.

The Lie of the Age, by Wm. Schoeller. 1922. 260 pages. 75 cents, in dozen lots 60 cents. In story form we have here a severe arraignment of godless science, especially the theory of evolution. A strong plea is made for church schools and colleges.

Pulpit and Battlefield, by Arthur H. Kuhlman. 1922. 128 pages. 40 cents, in dozen lots 32 cents. In popular style.

Kuhlman tells the story of Peter Muhlenberg and the American Revolution.

The Evil of Lodgery, by Roy D. Linkhart, pastor of Faith Lutheran Church, Detroit, Mich. 26 pages. 15 cents; dozen, $1.50.

The author takes a strong stand against secret societies and their Christless religion. To join them means, according to him, for a Christian to deny his faith and even commit idolatry since the God of the lodge is not the God revealed in the Old and New Testament.

From the Methodist Book Concern

Skylines, by Halford E. Luccock. 1923. 190 pages $1.25 net. Sprightly essays on themes more or less connected with religion.

Our Protestant Heritage. Three Sermons by W. Wofford. T. Duncan. 1922. 130 pages. $1.00 net.

The intellectual, moral and spiritual heritage of Protestantism is considered, and Roman Catholic views of Christianity and the Church are refuted.

A Study of Genesis and Exodus, by the Questionnaire Method, by Rollin H. Walker. 1923. 217 pages. $1.00 net. In this "handbook for Bible classes and for private study" the author seeks to give to the Christian layman a reasonable interpretation of the origin and character of Genesis and Exodus and to solve some of the central problems that confront the readers in their contents. The miraculousness of most of the story material is a puzzle, if not a stumbling-block, to the mind of this age of science. The attempt is made, while admitting that the Bible is not a book of science, to preserve the spiritual significance of the record. The symbolical character of the Bible account is recognized in many instances, and a mechanical accuracy of the narrative is not insisted upon; yet, in every case, the interpreter evolves a spiritual lesson from the pictorial representations. To many he will have conceded too much to the claims of modern criticism, but his faith in the revelation character of the books cannot be doubted. The questionnaire in the second part of the book helps the pupil, by skilfully formulated questions, to find his own way to a modern view of the Bible.

From the Abingdon Press

The Chronology of the Bible, by Philip Mauro. 1922. 120 pages. $1.00 net.

Mauro, formerly a lawyer, always a close student of science and especially of evolution, has since his conversion, in 1903, been a writer of books on Bible themes, in the interest of the Evangelical faith. In the present volume he attempts to present a chronology of Bible events entirely from biblical sources. He holds that the life time of the race has been something like 6000 years; that the Bible is absolutely the only source of information in the world concerning the chronology of mankind prior to the 7th century before Christ, when the first vague records of existing nations such as Greece, Rome, China, etc., begin; that therefore for about three fifths of the entire period of human history there is no chronological information whatever except in the Bible.

In view of the excavations and discoveries of the archaelogists this is certainly an astounding position to take.

We find it hard to believe that the chronology of the Bible is as important a subject as Mauro makes it out to be.

Home Lessons in Religion. A Manual for Mothers. Vol I. The Three-Year-Old, by Samuel Wells Stagy and Mary Boyd Stagy. 1923. 201 pages. $1.00 net.

This manual was worked out in the laboratory of the Christian home. It combines lessons, easy and practical, with the most approved educational methods.

Correction! In our review notice (May issue, p. 225) of a publication of the Abingdon Press, *A History of Religious Education in Recent Times*, by Arlo Ayres Brown, the price of the volume was given as $1.25, whereas it ought to have been $1.50; by mail $1.65.

Note: *The Life of Christ by Papini*, a book which has aroused considerable attention in religious circles, will be discussed by us in the September number.

Books Received from the George H. Doran Company

The Victory Over Victory, by John A. Hutton. 1923. 261 pages. $1.75.

The British Weekly says of the sermons contained in this book: "There is a freshness, a vividness, an actuality, a "modernity" about them which makes them absorbingly interesting. Dr. Hutton is an acknowledged prince among preachers. He has steadily grown in power . . . until today he must be reckoned among the first dozen preachers in Britain. There isn't a dull page in this book. It is searching, powerful, inspiring."

Critical Hours in the Preacher's Life, by E. C. Wareing, Editor of the Western Christian Advocate. 1923. 174 pages. $1.25 net.

The responsibilities and struggles, tragedies and temptations of the minister's life are revealed, with the definite purpose of creating a wider public understanding of and sympathy with the Christian ministry as well as the arousing of the ministry itself to a deeper appreciation of its opportunities and perils.

Theocentrische Theologie, Eine Untersuchung zur dogmatischen Prinzipienlehre von D. **Erich Schaeder** (Professor der Theologie [jetzt] in Breslau). Zweiter systematischer Teil. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung-Leipzig. 324 Seiten. $1.25.

In diesem zweiten, systematischen (oder konstruktiven) Teil schildert der Verfasser, wie eine dogmatische Prinzipienlehre nach seiner Auffassung darzustellen sei. Es handelt sich bei dieser Untersuchung um den Weg, wie man zur Gewißheit der Wirklichkeit Gottes komme. Die von ihm im 1. Band (s. Märzheft. „Review Dep.") kritisierten theologischen Systeme waren meist von der Heilsgewißheit ausgegangen, so insonderheit die Erlanger Schule. Frank nimmt bekanntlich seinen Standort in dem Heilsbewußtsein des wiedergeborenen Menschen. Die Erfahrung der Wiedergeburt ist ihm eine absolut gewisse Tatsache. In der Analyse solcher Erfahrung glaubt er imstande zu sein, die ganze christliche Heilslehre, den Glauben an den Drei-

einigen Gott und nicht minder alle Hauptpunkte der lutherischen Dogmatik rekonstruieren zu können. Und dieser ganze Komplex von Glaubenslehren ist mit der Grundtatsache der Heilserfahrung oder Wiedergeburt als absolut zuverlässig verbürgt.

Schaeder hatte gezeigt, daß das Fundament dies auf ihm errichtende Obergebäude nicht tragen könne; das Bewußtsein der Wiedergeburt ist keine konstante noch immer deutliche Größe. Ihmels hat daher Recht, wenn er hier an Stelle des Bewußtseins der Wiedergeburt den Glauben, der an dem Worte Gottes hängt, gesetzt hat. Aber auch er teilt mit den Erlangern den Mangel, daß auf Grund der Heilserfahrung man höchstens zum Glauben an den Gott, der ein Heiland der Seele ist, kommt, aber nicht zu dem, der der Herr der Welt und Geschichte ist. Aehnlich war es bei den Biblizisten Cremer und Kaehler, die vom Gewissen ausgehen, und deren Theologie wesentlich Buß- oder Gnadentheologie ist. Noch weniger führt Ritschl zum Ziel, denn nach ihm sind die Aussagen des christlichen Glaubens nur Werturteile. Sie besagen, was er für uns bedeutet; zu der Vergewisserung über die tatsächliche, metaphysische Wirklichkeit Gottes reichen sie nicht aus.

Dem gegenüber will nun Sch. einen Weg finden, der nicht nur Gewißheit der Erkenntnis bringt, sondern auch dem vollen Begriff der Gottheit Genüge leistet. Seine Methode soll nicht nur zu Gott hinleiten, sondern auch von ihm ausgehen. Gott soll Inhalt und Methode seiner Theologie bestimmen. Sie soll durchaus theocentrisch, nicht, wie alle jene anderen, anthropocentrisch orientiert sein.

Der Schlüssel, der nach ihm die Tür zur Gewißheit Gottes aufschließt, ist das **Erleben** Gottes. Unter diesen Begriff stellt er seine gesamte Ausführung. Und zwar ist dies Erleben nicht in erster Linie Heilserfahrung, sondern das Innewerden der Majestät Gottes. Mit einem Nachdruck, der an Calvin erinnert, stellt er die souveräne Macht Gottes, die über den Menschen absolut verfügt, wieder und wieder in den Vordergrund. Es kommt ihm eben an auf eine volle Gotteserkenntnis und nicht eine durch das Heilsinteresse verkürzte. Es ist seine Meinung, daß in den von ihm beurteilten Systemen das „Gott für uns" zu einseitig betont worden sei, und dem gegenüber will er das „wir für Gott," die Verpflichtung des Menschen zum Dienste Gottes, um so stärker herausheben.

Das Erleben Gottes geschieht unter der Vermittlung des göttlichen Wortes, wie es von der Gemeinde verkündigt wird. Der Geist Gottes benutzt dies Wort, um dadurch den Glauben zu wecken. Nicht das Wort an und für sich, nicht die darin niedergelegten Offenbarungen, sondern der uns kräftig überführende Gottesgeist ist der Wirker unsers Glaubens. Eine andere Form des **Gottesbeweises** als die wir im Glauben haben, gibt es nicht. Hier wird Kant, der die Unmöglichkeit eines solchen, aus bloßen Vernunftgründen hergeleiteten, dargetan, kräftig beigestimmt. Wohl aber findet der Glaube, wenn er durch Geistesmacht entstanden, an Natur- und Geschichtserfahrung willkommene Stützen, d. i. sie klingen mit ihm zusammen; sie sind aber sekundären Charakters.

Die zweite Erkenntnis, die wir an Gott machen, ist seine Heiligkeit. Hier tritt die menschliche Sünde ins Bewußtsein. Die Erörterung über das Gewissen gehört mit zu dem Besten in dem ganzen Buch.

Endlich führt uns der Weg inneren Erlebens zur Erkenntnis der Liebe Gottes, die den Sünder durch Selbsthingabe gnädig erlöst.

Alle diese Ausführungen sind höchst interessant und zeichnen sich durch logische Schärfe wie eine überaus klare Darstellung aus. Man kann kühnlich sagen, daß in beiden Büchern sich nicht ein unklarer Satz befindet.

Doch, fragen wir, wer **erlebt** Gott in dieser Weise? Man mag den Begriff der Gottesidee in solcher Art logisch auseinanderlegen, oder, vom alten zum neuen Testament aufsteigend, diese Reihenfolge festsetzen, aber so **erlebt** Gott unter Zehntausenden nicht einer — und aufs Erleben kommt es doch an. Der Verfasser sagt selbst, daß sich der Glaube an der Hand der Verkündigung des Wortes, wie sie von der Gemeinde geübt wird, unter Mitwirkung des Geistes einstellt. Die Gemeinde verkündigt aber Evangelium, d. i. das Heil in Christo: also die vergebende Liebe Gottes ist das Zentrale und Erste. Unter solchem Zeugnis stellt sich der Glaube ein: sein erstes wird also Heilserfahrung sein. Auch die Apostel, obwohl sie als Juden Gott schon als den Herrn und den Heiligen kannten, gewinnen für uns erst Bedeutung, nachdem sie an Christo Heilserfahrung gemacht haben. In der Erfahrung des heilschaffenden Gottes liegt neben der Liebe Gottes seine Heiligkeit, seine Reaktion gegen die Sünde, eingeschlossen. Die Stimme des Gewissens ist hier das Echo des Schriftzeugnisses, und der Gebrauch des Gewissens in der Cremerschen und Kaehlerschen Theologie scheint uns hier trotz Schaeders Einspruch zurecht zu bestehen. Durch Schlußfolgerung und Einfluß des biblischen Gotteszeugnisses steigt man dann weiterhin zu dem vollen Gottesbilde auf, dem wir eben als einem für uns Gegebenen gegenüberstehen (Heim bezeichnet es als unser religiöses „Schicksal," mit dem wir uns abfinden müssen). Aber man kann nicht die gesamte Fülle des göttlichen Wesens „erleben." Unsre Theologie wird so, von der Christuserfahrung ausgehend, eine christocentrische sein, aber es ist nicht abzusehen, wie eine christliche Theologie dem sollte entgehen können. Da uns doch Christus die volle und wahre Gotteserkenntnis vermittelt oder verbürgt, so muß es gewiß möglich sein, Einseitigkeiten, die der christocentrischen Theologie in der Vergangenheit angehaftet haben, zu überwinden.

Aber dieser Einseitigkeiten kann man auf andere Weise ledig werden, als auf dem Weg, den Sch. vorschlägt.

Nach ihm soll Theologie wesentlich und einzig nur Lehre von Gott sein. In dem Entwurf, den er abschließend in seinem Buch für die Dogmatik vorschlägt, soll dies der leitende Gedanke sein. In drei Teilen soll die Dogmatik handeln: 1. Von Gottes Majestät, 2. von Gottes Heiligkeit, 3. von Gottes Liebe. Das eigentliche Thema ist also Gotteserkenntnis. Nach unsrer Ansicht sollte vielmehr der **Zweck**, den Gott bei seiner Selbstoffenbarung im Auge gehabt, das beherrschende Prinzip sein. Dieser Zweck war, alttestamentlich geredet, die Herstellung eines Volkes Gottes, neutestamentlich des Reiches Gottes. Wenn dies zum Hauptgesichtspunkt gemacht wird, so läßt sich die volle Darstellung des göttlichen Wesens sehr wohl durchführen. Man wird aber nicht in den Fehler einer Verkürzung des christologischen Teiles verfallen, der uns bei dem Verfasser vorzuliegen scheint: der erste Artikel wird bei ihm so sehr die Hauptsache, daß drei Viertel des Buches ihm gewidmet sind.

Ein besonderes Anliegen ist es Sch., die Lehre vom Geist in ihrer Wichtigkeit für den Glauben darzutun. Die Geistfrage ist ihm die Kernfrage. Doch ist es ihm dabei nicht etwa um die Feststellung der Persönlichkeit des Geistes zu tun. Er redet vom Geist wesentlich als von der Macht Gottes, mit der er uns durch das Wort überzeugt, und durch den, wie er sagt, die Tatsachen der Heils- und Offenbarungsgeschichte für uns Gegenwartscharakter annehmen: gewiß ein Moment, das nicht zu hoch angeschlagen werden kann.

Aufs ganze gesehen, müssen wir sagen, daß wir lange nicht ein Buch gelesen haben, das, durch Klarheit und eindringende Schärfe ausgezeichnet, uns so in die Tiefen der theologischen Arbeit geführt hat wie dieses. Es leistet auch in der Beschreibung andrer theologischen Systeme, die noch in die unmittelbare Gegenwart hineinreichen, wesentliche Dienste.

Beide Bücher seien unsern Lesern aufs wärmste empfohlen.

Los von Wellhausen, von **M. Kegel.** C. Bertelsmann-Gueterslohe. 1923. 70. Seiten. 25 Cts.

Die Grundposition Wellhausens war, daß die im Alten Testament vorliegende Folge von Gesetz und Propheten umgekehrt werden müsse, daß die Propheten an erster Stelle kämen und nachher das Gesetz. Insonderheit die im Priesterkodex vorliegende Gesetzgebung (in erster Linie der Leviticus) sei erst ein Produkt des exilischen und nachexilischen Priestertums gewesen. Es ist bekannt, daß die Wellhausensche Schule Jahrzehnte hindurch die alttestamentliche Forschung beherrscht hat. Jetzt bahnt sich nach Kegel ein Umschwung an.

Wellhausen glaubte, die Kulturstufe Israels in der Zeit Moses sei eine sehr niedrige gewesen. Jetzt weiß man, daß Aegypten zu jener Zeit eine hoch entwickelte Zivilisation besaß, an der Israel doch in seinem Maße teilhaben mußte. Auch könnte Moses (bei W. „der große Unbekannte") sehr wohl der Urheber einer ausgedehnten Gesetzesarbeit gewesen sein. Das W.sche Schema von Israels Entwicklung: Nomaden-, Bauern-, Propheten-, Gesetzesreligion, passe nicht mehr. Ueberhaupt der ganze Hegelsche Entwicklungsgedanke, von dem er eingenommen gewesen sei, sei überholt.

Ein Rationalist wie W. habe dem alttestamentlichen Schrifttum mit seinem Offenbarungscharakter nicht gerecht werden können.

Die Verdienste W.s, auf manche Schwierigkeiten der traditionellen Auffassung hingewiesen zu haben, sollten nicht verkannt werden, doch seine Lösung derselben ist durchaus mißglückt. Führende Männer der alttestamentlichen Wissenschaft sind von ihm abgerückt, und ein Neues wird gepflügt werden.

Das frisch geschriebene Büchlein wird von vielen mit Freuden geprüft und mit Nutzen gelesen werden.

Glauben und Wissen. Antworten auf Weltanschauungsfragen von Professor Dr. Edmund Hoppe. C. Bertelsmann-Gütersloh. 2. Auflage. 1922. 387 Seiten. 80 Cts., geb. $1.00.

In einer Reihe von Aufsätzen tritt der in der Naturwissenschaft besonders bewanderte Verfasser der materialistischen und monistischen Weltanschauung schroff entgegen. Er erkennt die Berechtigung des Entwicklungsgedankens in Bezug auf die Geschichte der Welt wie des Menschen innerhalb gewisser Grenzen an; jedoch löst derselbe nicht die Fragen nach dem Ursprung der Materie, der Entstehung des Lebens, dem Wesen des Geistes. Für alles dieses können wir den Glauben an eine göttliche Schöpfung nicht entbehren. Der Schöpfungsbericht, Gen. 1, steht nach ihm unangefochten zurecht und stimmt in allen wesentlichen Dingen mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft überein. Keine Anthropologie erklärt die Entstehung des Gottesbegriffs, des Begriffs der Pflicht oder der Sünde. Dazu ist nach H. eine Uroffenbarung nötig, die sich durch Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht erhalten hat.

Die Abstammung des Menschen vom Affen wird von ihm überzeugend und nachdrücklich bekämpft. Keine aufgefundenen Menschenschädel zeigen etwas Affenmäßiges. Wo etwas derartiges vorzuliegen scheint, kann dasselbe auch noch an jetzt vorhandenen Menschenrassen nachgewiesen werden. Auch die Abstammung aller Arten aus einer Urform (oder aus der Urzelle) ist in das Reich der Fabel zu verweisen. (Mr. Fosdick hätte also nach H. nicht vor der Deszendenztheorie zu kapitulieren brauchen, und Mr. Bryan ist mehr im Recht als F., wenn auch selbstverständlich die freie Fortsetzung nicht durch Staatsgesetze gehemmt werden soll). Diese Abschnitte des Buches sind das Beste des Ganzen und werden mit hohem Interesse und großem Nutzen gelesen werden.

Ein besonders zeitgemäßes Kapitel ist das 10.: „Gibt es Wunder?“ Hier werden die Auslegungen Harnacks („die Wunder seien bloß von den Jüngern irrtümlich so aufgefaßt worden“), Herrmanns („dem Gläubigen sind sie Wunder; für das wissenschaftliche Erkennen gibt es keine“), Jeremias („sie sind der Anfang der in Jesu beginnenden Weltverklärung“) abgewiesen und gesagt: Die Wunder sind Taten von Gottes Schöpfermacht, die geschehen zur Begründung seines Reiches der Gnade. Wenn sie heute nicht mehr vorkommen, so liegt das daran, daß der Weg zur Erlösung durch Christum gegeben ist, also die deutende und bezeugende Kraft der Wunder nicht länger benötigt wird.

Das 12. Kapitel, „Das moderne Weltbild,“ wo der Verfasser von den epochemachenden (seit 1914) Beobachtungen der Sternwarte auf Mt. Wilson (California) behauptet, sie hätten uns ein neues Weltbild gegeben, ist ebenfalls sehr lesenswert. Es kann nicht anders sein, als daß das Studium dieses Werkes — das noch dazu so spottbillig dargeboten wird — reichste Anregung und gediegenste Information eintragen muß.

C. A. Wilkens. Aus den Tagebüchern eines evangelischen Pfarrers. 3. Aufl. C. Bertelsmann. 1923. 294 Seiten. 60 Cts., geb. 80 Cts.

C. A. Wilkens, in Bremen 1829 geboren (wohl von Verwandten der Wilkensfamilie, die unsrer Synode eine Reihe von Pastorenfrauen gegeben: Rieger, Nollau u. s. w.), 1861—79 Pfarrer in Wien, seit 1883 als Emeritus in Kalksburg bei Wien wohnend, 1914 gestorben, hat 100 Bände Tagebücher zurückgelassen. Aus denselben wird hier eine Auswahl dargeboten.

In den 30 Jahren beschaulicher Ruhe hatte dieser gelehrte Mann den Zeitereignissen, wenn auch ohne irgend aktiv einzugreifen, verständnisvolle Aufmerksamkeit zugewandt. Seine Notizen über äußere Vorgänge und geistige Interessen sind hier unter 10 Rubriken geordnet: Religion, Glaube, Kirche, Wahrheit, Natur, Geschichte, Kunst, Erziehung, Alter, Sterben. Es finden sich da Goldkörner des reifen Urteils und Perlen abgeklärter Lebensweisheit.

Der Abschnitt über Literatur zeigt seine immense Belesenheit. Die alten Klassiker Griechenlands und Roms sind ihm immer noch liebe Gefährten. Schiller, dem Idealisten, und Goethe, dem Lebenskünstler, bringt er Verehrung dar, aber nicht ohne der Mängel ihrer Weltanschauung zu gedenken.

Seine Bibliothek besteht zu drei Vierteln aus spanischen, italienischen, französischen und holländischen Werken. Beinahe jedes Interessengebiet des gebildeten Menschen steht ihm offen.

Natürlich kann man bei den mannigfaltigen, meist kurzen Aufzeichnungen, nur wenig auf einmal lesen, aber für Mußestunden ist das Buch eine Fundgrube des Anregenden, sowie Spiegel und Sporn kontemplativen Lebens.

Die Christologie des Hebräerbriefes von D. **Friedr. Büchsel** (Prof. der Theologie in Rostock). Gütersloh. 1922. 76. Seiten. 30 Cts.

In diesem 27. Band der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie" (Herausgeber: D. A. Schlatter und D. W. Lütgert) handelt B. von dem Christus des Hebräerbriefes unter drei Rubriken: Dem Sohn Gottes, dem geschichtlichen Jesus und dem Hohepriester. Als Sohn Gottes verkündigt er Wort Gottes, ist er der Messias (Herr) und der Mittler der Schöpfung. Seine Sohnschaft bedeutet nicht seine göttliche Natur, seine Gottheit ist vielmehr Gottes im Geist vermittelte Gegenwart in ihm. Der Sohn ist gewiß Gott, aber so daß Gott auch sein Gott ist, dem er dient, an den er glaubt, und den er fürchtet (5, 7: er hat gegen Gott εὐλάβεια = Furcht bewiesen).

Der „geschichtliche Jesus" hat für das Urchristentum stets nur sekundäres Interesse gehabt. Demselben kam es vielmehr auf den Sohn Gottes an; das ist bei Paulus besonders wahrzunehmen, für den der Christus „nach dem Fleisch" kein soteriologisches Interesse hat. Der Hebräerbrief legt besonderes Gewicht auf die ethische Entwicklung Jesus: er ist in allem versucht worden (2, 17; 4, 15), hat Gehorsam gelernt, ist als Sohn vom Vater erzogen worden (12, 8); ist erst durch Leiden und Sterben vollendet worden (5, 7—9; 7, 28). „Des Sohnes Einheit mit Gott ist weit davon entfernt, ein ruhender Besitz göttlicher Eigenschaften oder göttlicher Natur zu sein; sie ist vielmehr geistig, lebendig und hat deshalb eine Geschichte. Sohnsein heißt vom Vater erzogen zu werden, um an seinem Wesen Anteil zu gewinnen (12, 10)." Als Hohepriester eröffnet er den Weg in das obere Heiligtum, und seine Gemeinde kann ihm nun folgen. Dies hohepriesterliche Wirken hat seinen Anfang in seinem Tod und seinen Höhepunkt in der himmlischen Darbringung seines Opfers.

Die Studie bringt alles einschlägige Material zur Verarbeitung und regt zur nachdrücklichen Erwägung und zum eindringenden Verstehen des eigentümlichen Gedankeninhalts des Hebräerbriefs trefflichst an.

Die neuesten Eingänge von der **Deichertschen Verlagsbuchhandlung** sind folgende:

R. Seeberg, Zum Verständnis der gegenwärtigen Krisis in der europäischen Geisteskultur. 68 Cts.

C. Stange, Moderne Probleme des christlichen Glaubens. $1.12.

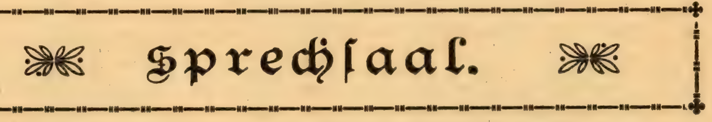
Steinbeck, Die Gottespredigt für unsre Zeit. 16 Cts.

J. Leipoldt, War Jesus Jude? 30 Cts.

Von **J. C. B. Mohr** lief ein:

A. Deißmann, Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt. $3.60, geb. $4.80.

Diese Bücher sollen in der Septembernummer besprochen werden.



Elmhurst, Illinois, April 24, 1923.

Dear Brother:

I am very glad that you have started a discussion, never more timely, on the pastor's periodical reading. Your list is comprehensive, if not exhaustive . . . but as it is, it is quite too exhaustive for my purse. I wonder how many pastors can afford to follow you even half way? Add, then, to your list of essential periodicals I would not in the first place, but rather differ with you about my favorite journal and my pet aversion. The one essential weekly is either the Nation or the New Republic, of which I prefer the former, perhaps for the very reason that tones down your admiraton for it. You say that the Nation is "too friendly" toward the Bolsheviki. But you recall, do you not, the brilliant exposure in the New Republic, back in the summer of 1920, of the utter falsity of all "news" about Russia that appears in the daily press? What the Nation is trying, almost single-handed to do, is to offset the mess of lies about Russia by a little truth that is not altogether discreditable to the Bolshevik government. I believe that the editors of the Nation would be the first to acknowledge that there is tyranny and cruelty in the Russian government, but their point is that this is not all; and that, in short, the pot calls the kettle black when any other government refuses to recognize the Russian. The Nation, I believe, deserves the support of every man who is able to recognize its value as one corrective force in the midst of a daily, weekly, monthly journalism that is either unutterably corrupt or incurably blind and congenitally biased. The Nation must be loved for its enemies. Incidentally, it does not "pay"; it has an annual deficit that is made up out of the private fortune of the editor.

So much for my favorite journal. My pet aversion—a very mild term for it—is the unspeakable Literary Digest. I suppose that it has some use, though I manage to get along tolerably without it. Indeed,

what use can it be to a pastor? It is deadening to thought. If you have to know what Main Street is talking about, if you want to be sure of a point of contact with the Babbitts, I daresay it is what you need. Every once in a while I have been on the point of trying it for ten weeks or a year, when the circulation manager shows his hand too plainly again. It will take me a long time to get over the latest postal-card invitation to join the Digest club. "Red Russia Challenges God! What will the preachers of America think . . ." and so forth ad nauseam. Preach another holy war? That's the wish. A medieval crusade against medieval abuses. These Bourbons never learn. But I flatter the Digest with even so much moral fervor. The circulation manager doesn't care what I think, if I'll only subscribe. "Red Russia Challenges God! . . . Get the news in the Digest! Everybody's reading it!" Once they challenged God when the bleeding Christ hung on the cross of Calvary. And the suffering servant, the son of God, only said, "Father, forgive them, for they know not what they do." If that is more than mortal can say, it is at least contemptible to drum up circulation over a "challenge to God." And the last journal I shall trust for the truth is the Literary Digest. A stream cannot rise higher than its source; the source of the Digest is the daily press.

All of which goes to show that I have been much interested in your discussion, and to which I add that I look forward to more.

Sincerely yours,

Paul N. Crusius.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $2.00; Ausland $2.20. Editor: Rev. H. Kamphausen, Dr. theol., 9807 Cudell Ave., Cleveland, Ohio, an welchen alle die Redaktion betreffenden Sachen zu senden sind. Dagegen alles Geschäftliche zu adressieren an: Eden Publishing House, 1716 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. September 1923

Das kirchliche Leben Ostpreußens.*

Von Professor Dr. theol. Alfred Uckeley, Rektor der Universität Königsberg.

Ostpreußen hat sein eigenartiges religiöses Leben. Ich habe das deutlich erlebt, als ich unlängst als Mitglied an den Beratungen der Verfassunggebenden Kirchenversammlung in Berlin teilnahm. Der leichtbewegliche Rheinländer, der zu starker Selbständigkeit in den Aeußerungen seines kirchlichen Lebens durch Jahrhunderte erzogene Westfale, der auf Kirchenpolitik und Mengenwirkung eingestellte Berliner versteht den etwas schwerfälligen, zähen, sich nach Leitung sehnenden, dem Väterglauben und der Vätersitte treu ergebenen Ostdeutschen schwer, wie es anderseits diesem nicht leicht fällt, sich in die Art der andern deutschen Stämme zu schicken und das Berechtigte des von ihnen im kirchlichen Leben vertretenen Standpunktes anzuerkennen.

Um nur eins herauszugreifen: die Ostleute standen zunächst der leidenschaftlichen Ablehnung, der die „Bischofsfrage" in jenen Kreisen begegnete, verständnislos gegenüber, wie andererseits die stark konservative Haltung der Ostpreußen in der „Bekenntnisfrage" manchen der andern ungeläufig war. Man kann eben nicht ohne weiteres Einheitlichkeit in den Aeußerungen des deutschen Frömmigkeitsempfindens in Ost und West voraussetzen. Hier walten Stammesverschiedenheiten, Gewohnheiten, vorwiegende Berufsbeschäftigungen, ja vielleicht sogar Einflüsse geographischer Faktoren auf die Volksseele mit. Kurz, der Ostpreuße ist auch im kirchlichen Leben eigenartig.

---

*) Durch den Frieden von Versailles ist Ostpreußen vom Reich durch den sog. „Polnischen Korridor" getrennt. Wir hatten D. Uckeley gebeten, uns das kirchliche Leben der Provinz zu schildern. D. Red.

Man muß ihn aus seiner Geschichte zu verstehen suchen. Abgeschieden vom „Reich," an dessen äußerster Ecke seine Heimat liegt, wirken starke Persönlichkeiten, die machtvoll in die Gestaltung seiner Geschichte eingegriffen haben, stark und bestimmend auf lange Zeit hin nach. Eindrücke, die von solchen Persönlichkeiten ausgingen, werden hier nicht so leicht verwischt und zur Seite geschoben, als das anderswo der Fall ist.

Es trifft sich eigenartig, daß gerade die Jahre 1923 und 1924 Jubiläen derjenigen Männer bringen, die auf unser Land und seine evangelische Kirche solchen bestimmenden, weitwirkenden Einfluß ausgeübt haben. Wir feiern im September 1923 den Erinnerungstag an die große Kirchentat Johann Hinrich Wicherns, die unter dem Namen „Innere Mission" in Deutschland zusammengefaßt wird. Der 20. April 1924 bringt uns die Feier des 200. Geburtstags Immanuel Kants. Am 23. September 1923 sind 400 Jahre verflossen seit jenem Tag, an dem Luthers Wort von geistesmächtigen Schülern des Wittenberger Reformators hier nach Königsberg zuerst verpflanzt wurde. Da haben wir die Leute, von denen das kirchliche Leben Ostpreußens bis heute maßgebend bestimmt ward.

Zunächst Martin Luther. Ostpreußen ist ein lutherisches Land. Es hat zwar in der Unionsbewegung Preußens im Anfang des vorigen Jahrhunderts den kirchenregimentlichen Friedensschluß mit den Reformierten gemacht, den damals der königliche Summus Episkopus allen seinen Landesuntertanen aufdrängte, aber damals wie heute war die Zahl der reformierten Gemeinden in Ostpreußen klein, und der Einfluß, den sie auf das kirchliche Leben der Provinz ausgeübt haben, minimal. Die Provinz ist durchaus lutherisch.

Luthers Katechismus ist die allgemeine Grundlage des Religionsunterrichts in Schule und Kirche, Luthers Lieder werden hier in Ostpreußen noch mehr und verständnisvoller gesungen, als anderswo, die Gottesdienstordnung, der Kirchenschmuck, die Abendmahlssitten und die Taufgebräuche tragen ausgesprochen lutherischen Charakter. Der Gegensatz gegen den Katholizismus nimmt bisweilen im Ausdruck noch die alten, schroffen Formen an, mit denen Vater Luther dem Papst und der Klerisei begegnete. Die streng lutherische Abendmahlslehre, nach der das Sakrament als „Mysterium tremendum" aufgefaßt wird, ist unserm Ostpreußenvolk in Fleisch und Blut übergegangen.

Diese starke, zähe Sympathie mit dem Luthertum ist geschichtlich bedingt und völkisch begründet. Zu dem für die politische Entwicklung des Landes ausschlaggebenden Tun, nämlich dem Schritt des Hochmeisters des Deutschen Ritterordens Albrecht, mit dem er den dem Lande verhängnisvollen und verderbenbringenden Kämpfen mit dem Nachbarstaat Polen ein Ende bereitete, indem er seinen Ordensstaat in ein von Polen unabhängiges Herzogtum verwandelte, und für

seine Person unter Aufgabe des Hochmeisteramts die weltliche Herzogswürde annahm — so den Grund für die aufblühende Selbständigkeit des Landes in wirtschaftlicher wie in geistig kultureller Richtung legend — hatte kein andrer als Luther ihn, als er an einem Herbstabend 1523 den Reformator in Wittenberg aufsuchte und um Rat bat, ermuntert. Die Entwicklung Ostpreußens auf Grundlage der so gewonnenen Selbständigkeit zu Blüte und Wohlstand, zu Sicherheit und Kraft, zu politischer Freiheit und kultureller Höhe hatte sofort im Gefolge, daß auch dem gedruckten Wort des Reformators, als und so oft es zu Augen und Ohren der führenden Persönlichkeiten im geistigen Leben Ostpreußens kam, starkes Vertrauen und offenes Herz entgegengebracht wurde. Ja die beiden Bischöfe des Landes Georg von Polenz und Erhard von Queiß bereiteten der Predigt und Ausbreitung der evangelischen Lehre und Frömmigkeit nicht nur keinen Widerstand, sondern sie haben schon 1523 und 1524 frei und ungezwungen in ihren Kathedralen sich zu Luthers Art und Weise, das Evangelium zu verstehen, mit Nachdruck bekannt. Schon ein halbes Jahr nach der ersten evangelischen Predigt, die im Dom zu Königsberg zu hören gewesen war, mußte ein Danziger Dominikanermönch seinen Glaubensgenossen klagend berichten: „Die vom Königsberg sind alle lutherisch."

Von der Hauptstadt des Landes aus ist das Luthertum in einem selbstverständlichen schnellen Siegeslauf in die andern kleinen und größeren Ortschaften gedrungen. Die eigentümliche, neben der seelenstärkenden auch politisch befreiende Bedeutung Luthers und seiner Auffassung von dem nur an Gott gebundenen Leben hatte hier in Ostpreußen viel umfassender als in andern deutschen Gauen den Sieg der Reformation verursacht. Wir verstehen es, daß bei solcher festen Einwurzelung und weitgreifender Sympathie Rückschläge ausblieben und die Weiterentwicklung gradlinig und fest sich vollzog. So ist Ostpreußen bis auf den heutigen Tag ein evangelisch-lutherisches Land geblieben. Eine kleine Enklave, das katholische Ermland, das in seinem religiösen Charakter deutlich den Stempel der Wirkung des klugen, willenskräftigen römischen Bischofs Hosius aufweist, entkräftet dieses Gesamturteil nicht.

Der zweite Große, von dem das Geistesleben Ostpreußens erkennbar und tief beeindruckt worden ist, ist I m m a n u e l K a n t gewesen, der Philosoph von Königsberg. Hier war er geboren, hier lernte er, hier war er als Professor der Philosophie an der Landesuniversität tätig, hier kamen ihm seine weltbewegenden Gedanken, hier schrieb er seine gewaltigen Werke, hier ist er 1804 still zur Ruhe gegangen. Kant trägt deutlich die Spuren ostpreußischer Geistesart und ostpreußischen Wesens an sich, wie er anderseits auch gerade die Ostpreußen in besonderem Maß beeinflußt hat — bis auf den heutigen Tag. Nirgends wird Kant in Deutschland so im Munde geführt, als hier, von den

Mindergebildeten in Schlagwort und Sentenz, von den führenden Kreisen nach ernster Beschäftigung und Auseinandersetzung mit seinen tiefen, aufwühlenden Gedanken.

Uns interessiert hier im Zusammenhang der Schilderung kirchlichen Lebens nicht das, was der große Weise als Philosoph über „das Ding an sich“ und unsre Erkenntnisse von ihm erdacht und ausgesprochen hat, vielmehr ist für uns hier nur das wichtig und belangreich, was man etwa seinen „Kategorischen Imperativ“ nennt, die umfassende Regel für die Lebensgestaltung: „Handle so, daß der Grundsatz für dein Handeln sich zu einer Maxime einer allgemeinen Gesetzgebung eignet,“ d. h. handle stets nach solchen Grundsätzen, die sich eignen würden, als Norm der Lebensführung für jedermann sich aufstellen zu lassen. Die Moral wird dadurch aus den Banden der bloßen Nützlichkeitserwägungen und aus der Abzweckung auf persönliches Glück und individuellen Vorteil gelöst, und auf die feste unerschütterliche Basis einer allgemeinen Sittlichkeit gegründet. Das zwingende Gesetz der Pflicht wird damit aufgestellt, die dem Menschen keinerlei Weichlichkeit und Bequemlichkeit gestattet, sondern ihn immer auf das Ganze der Menschheit, auf das allgemeine Vollkommenheitsideal, auf die starke, unwandelbare Norm der Verantwortlichkeit blicken läßt.

Mit dieser Einstellung hat Kant einen Zug herausgekehrt, der gerade für das Wesen des Ostpreußen bezeichnend ist. Gerade aus dem Munde eines Ostpreußen ist diese Formulierung von der lebenbestimmenden Bedeutung des Pflichtgedankens verständlich und gerade dem Ostpreußen ist sie eingängig. Denn es liegt im Wesen dieses Menschenschlags, rücksichtslos gegen sich und überzeugungstreu dem Gewissen gegenüber zu handeln und zu leben. Weichheit und Nachgiebigkeit ist dem Ostpreußen wesensfremd. Mit einer auffallenden Wortkargheit und Ungelenkheit in der Form verbindet er ein zähes Festhalten am Herkömmlichen, Gegebenen und ein sehr starkes, auffallendes Pflichtgefühl.

Dies überträgt sich im religiösen Leben auf eine große Gewissenhaftigkeit im Erfüllen der kirchlichen Pflichten und Bräuche. Die Gottesdienste werden in Ostpreußen durchgehend sehr gut besucht. Die Teilnahme am Abendmahl ist groß und durch Gewohnheit auf bestimmte Sonntage festgelegt. Die von kirchenfeindlicher Seite in letzter Zeit angeregte Kirchenaustrittsbewegung hat bei uns auf dem Lande gar keinen Erfolg gehabt; in der Stadt Königsberg ist ihr nach anfänglichem Eindruck, den sie hervorrief, sehr bald eine ebenso starke Kirchenrücktrittsbewegung in der Menge der Bevölkerung gefolgt, sodaß das Endergebnis minimal zu nennen ist. Mag sein, daß die Kirchlichkeit unsrer Provinz dadurch ein etwas gesetzmäßiges Aussehen bekommen hat, aber in der kirchlichen Ordnung, der sich der einzelne

pflichtmäßig unterzieht, liegt doch anerkanntermaßen ein großer, haltender, volkserziehender Segen.

An hervorragendem Platze Königsbergs ist eine schlichte Gedenktafel an Immanuel Kant, den großen Sohn der Stadt, angebracht, die einen besonders beachtsamen Satz aus seiner „Kritik der praktischen Vernunft" widergibt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Auch hier redet Kant recht aus der Seele des Ostpreußen heraus. Wie aus dem Pflichtgefühl sich das moralische Gesetz des Handelns immer neu und immer wieder unmittelbar ergibt, so verfehlt der Anblick der Unendlichkeit des Sternenzeltes, der gerade in der weiten, breiten, flachen Landschaft Ostpreußens in klarer Winternacht überwältigend wirkt, nie seinen Eindruck auf das Gemüt des Sohnes dieser Himmelsstriche. In solchen Anschauungen erlebt seine Seele Eindrücke tiefster Art von dem Unermeßlichen; die Weite und Unerfaßbarkeit der Schöpfung redet zu seiner Seele, und es berührt ihn, der auf diese eigenartigen Seelenreize von Natur auf angelegt ist, hier Gott als der unendliche Geist unmittelbar und tiefdringend. Ich habe oft gerade aus dem Munde schlichter ostpreußischer Landleute innerseelische Erlebnisse dieser Art angedeutet bekommen, die ihnen dann die Brücke zu religiösen, fest in Worten auszudrückenden Gewißheiten geworden sind. Der Ostpreuße verschließt sich dem Eindruck der Schönheit und der sinnvollen Anlage der Schöpfung des Alls keineswegs. Das Dichterwort: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen!" entspricht durchaus einer Seite seiner seelischen Veranlagung, und er begegnet ihm mit vollem Verständnis.

Fassen wir zusammen, so sind die eigenartigen Züge der ostpreußischen Frömmigkeit darin zu sehen, daß diese Menschen das Religiöse stark mit dem Moralischen verbinden. Es ist dem Ostpreußen eine sehr ernste Lebensführung eigen. Das altväterlich überkommene Sittengesetz als Richtschnur einer moralischen Lebenseinstellung wird hochgeschätzt. Im Gegensatz zum Thüringer und gar zum Rheinländer, der sich bisweilen einer gewissen Leichtlebigkeit hinzugeben geneigt ist, der z. B. in den Karnevalszeiten sich austobt und sich leicht vergißt, um dann nach Beendigung dieser Tage sofort wieder in die gewohnte Arbeits- und Alltagssphäre zurückzukehren, ist solch schneller Stimmungsumschlag und solch Wechsel im Lebensstil hier in Ostpreußen undenkbar und unerträglich. Bedächtig und mit einem starken Einschlag zur schwermütigen Lebensauffassung tritt uns der Ostpreuße entgegen. Leichtsinn und Leichtfertigkeit, auch nur auf Zeiten, ist ihm wesensfremd. Gute Veranlagung, aus der sich treffliche, tiefernste christliche Charaktere bilden lassen!

So findet man denn auch unter den Leuten unsers Landes eine ganze Reihe, denen das Heldenhafte am Christsein durchaus aufgegangen ist, und die in dieser Art ihr Leben führen. Damit soll gesagt sein, daß diesen Leuten das Christentum nicht ein Kleid der Seele ist, das sie je nach Geschmack und Mode, je nach Verhältnissen und Rücksichten wechseln, sondern daß ihnen die Religion eine dauernde Lebensform ist, eine dem natürlichen Menschen abgerungene und mit starker Willensentscheidung aufgezwungene neue Daseinsweise. Wer das Christsein so erfaßt hat, der ist im tiefsten Lebensgrund von ihm gepackt. Die ganze Lebensführung ist ihm dann Konsequenz dieser Grundauffassung und Grundeinstellung. Solche Leute sind Menschen aus einem Guß, starke zuverlässige Christen, Leute mit einheitlicher fester Lebensrichtung. Ich bin selten in einem der deutschen Volksstämme diesem Typus der Frömmigkeit in so viel Vertretern begegnet, wie gerade unter den schlichten Landleuten Ostpreußens.

Suchten wir vorhin die ostpreußische religiöse Eigenart an dem geschichtlich gegebenen Besonderen, indem das Luthertum in das Land eindrang, zu begreifen, und erkannten wir besondere Züge ihrer Erscheinung auf dem Grunde des Geistesbildes des großen Ostpreußen Immanuel Kant, so mag nun zu dritt noch auf das tatkräftige Christentum hingewiesen werden, das sich für uns Deutsche in dem Mann der „Inneren Mission," in Johann Hinrich Wichern repräsentiert. Auch er war ein Mann, wenn zwar keineswegs Ostpreußens, aber doch der Seeküste — ein Mann, dessen Gedächtnis die Septembertage dieses Jahres der Erinnerungsfeier an die große Rede auf dem Wittenberger Kirchentag 1848, die die Geburtsstunde der „Inneren Mission" bildete, neu beleben wollen.

Wichern kam 1849 nach Ostpreußen und durchreiste die Provinz. Seine „Briefe und Tagebuchblätter" enthalten einzelne treffliche Beobachtungen über die Ostpreußen nach ihrer religiösen Anlage und Eigenart.

Besonders anziehend ist seine eingehende Schilderung einer kleinen Dorfgemeinde. Sie darf natürlich nicht verallgemeinert werden, aber daß dergleichen unter glücklichen Bedingungen und unter Gottes Segen überhaupt möglich war, ist bezeichnend für Ostpreußen. Wichern schreibt: „Die Kirche war fast gefüllt. Bei gutem Wetter kommen auch im Winter ganze Züge zu Fuß, zu Wagen und zu Schlitten aus den benachbarten Gemeinden. Der Ort gehört zu den erweckten Gemeinden, steht dabei aber in völliger kirchlicher Gesundheit, in der alles Excessive fehlt. Der Pastor erklärte einen Vers aus dem Jesaias kurz und bündig; die Gemeinde war stets liturgisch beschäftigt; namentlich wurde auch viel im Chor gesprochen und gebetet wie bei uns im Betsaal. Alles war wahrhaft erbaulich, der Gesang sehr schön. Zur Gemeinde gehören etwa 30 Ortschaften. Um diesen im kirchlichem Sinn gerecht

zu werden, hat der Pastor 22 Diakonen aufgestellt, Bauern aus der Gemeinde, welche die verschiedenen Ortschaften seelsorgerisch besuchen, den Traurigen, Zweifelnden und Irrenden nachgehen, in den verschiedenen Ortschaften Erbauungsstunden halten, frei, oder indem sie Predigten vorlesen, je wie sie Gabe haben. Freiwillige, die zu kleinen Vereinen verbunden sind, besorgen Krankenpflege. Die Gemeinde hat überdies vier Kolporteure aufgestellt, einige derselben, einen Maurer und einen Arbeitsmann, habe ich kennen gelernt; es ist eine wunderbare Einfalt in den lieben Menschen!"

Wicherns Gedanken haben sich in Ostpreußen kräftig und bestimmend durchgesetzt. In Karlshof ist eine große, ganz von christlichem Geist durchwehte „Epileptischen-Heil- und Pflegeanstalt" entstanden, die (neben Bodelschwinghs „Bethel" in Westfalen) zweitgrößte dieser Art in Deutschland. Mit ihr ist eine Diakonen-Ausbildungsanstalt verbunden sowie eine Fürsorgeerziehungsanstalt, in der rechtkräftig vom Staat, wegen Verwahrlosung seitens der Eltern oder wegen begangener Delikte seitens der Knaben selbst, ihr zugewiesene Jungen in christlicher Ordnung und mit starker religiöser Beeinflußung erzogen werden. Eine Trinker-Rettungsanstalt ist Carlshof angegliedert, und neuerdings ist auch das Predigerseminar der Provinz Ostpreußen dorthin gelegt in der richtigen Erkenntnis, daß nirgends so gut wie hier die angehenden Pastoren christlich-kirchliches Leben pulsieren fühlen können.

Neben Carlshof steht Angerburg mit seinem Kinder-Krüppelheim und seinen Siechenhäusern. Durch die Not des Krieges sind sehr viele Alte und Gebrechliche erwerbslos geworden und in bitterste Sorge gekommen. Ihnen wird dort ein Stück christlicher Liebe und Fürsorge geboten; sie finden gegen ein Geringes oder umsonst Aufnahme und Schutz vor dem Verhungern aus Mangel und vorm Verkommen in Not. Den Krüppelkindern wird Pflege, Heilung, Operation, Erziehung im Sinne Jesu bereitet und sie werden, so gut das bei jedem geht, durch Ausbildung in einem Handwerk für das spätere Leben auf eigne Füße gestellt.

Vor allem sei erwähnt das große Diakonissen-Mutterhaus der „Barmherzigkeit" in Königsberg, das drittgrößte Deutschlands, das seine etwa 1000 Diakonissen in festes biblisches Christentum hineinbildet und darin erhält. Es auf die jetzige Höhe und Blüte gebracht zu haben, ist das Verdienst seines Leiters Dr. theol. B o r r m a n n, der nach außen hin das Haus so in seiner Wirkung zu heben gewußt hat, daß es schon eine Zweiganstalt nach Lötzen hat verlegen müssen, und, sobald die Verhältnisse es irgend gestatten, auch nach Tilsit hin mit einer Tochter-Niederlassung hinübergreifen wird; und nach innen hin hat er es verstanden, den aus einfachen, schlichten Elternhäusern stammenden Mädchen eine Sicherheit und einen festen Takt in der Lebens-

haltung einzufügen, daß sie jeder Lage des sozialen Lebens durchaus gewachsen sind — daneben von der Liebe Christi durchdrungen, die nicht das Ihre sucht, sondern „dienen will dem Herrn an seinen Elenden und Aermsten."

Daneben tritt als Arbeit der „Inneren Mission" in Königsberg die „Stadtmission." Hier wird dem Schreiber dieser Zeilen das Herz warm, da er selbst als Vorsitzender diese, der Großstadt unentbehrliche, segensvolle Arbeit leiten darf. In einer alljährlich sich in den ersten Oktobertagen wiederholenden Evangelisationswoche wird einer der größten Redner Deutschlands aus Berlin herbeigeholt, der vor einer Menge, die die größte Kirche Königsbergs kaum fassen kann, andringend und eindringend das Wort vom Kreuz den Lauen und Unentschiedenen vorhält und die Treuen und Gläubigen mit ihm zu stärken weiß. Die Stadtmission arbeitet an den Seelen der Viertelmillionenstadt durch Trinkerrettung in der Blaukreuz-Arbeit, durch Mitternachtsmission, in der freiwillige Helfer auf den belebtesten Straßen in den Abendstunden, die von Dirnen angesprochenen, in größter Versuchung stehenden Männer — oft Ehemänner und Väter! — mit kräftigem andringendem Wort warnen. Dankschreiben mit Geldspenden, die uns am nächsten Tag zugehen, zeigen, das sehr oft solch Rettungswort nicht vergeblich gewesen ist.

Eine „Seemannsmission" im eignen Seemannsheim dient den Schiffern, die heimatlos einige Zeit in der Hafenstadt Königsberg zu bleiben haben, sie mit Gottes Wort, mit freundlicher Beratung, so gut es geht auch mit Gewährung billiger Wohnung und Nahrung versorgend, um sie vor Ausbeutung zu schützen.

Eine Menge von Jünglings- und Jungfrauenvereinen schließt einen festen Ring von Reichgottesarbeitern um die Königsberger Stadtmission herum; ja es sind auch Bestrebungen im Gang, die Badeorte des Nachbarstrandes der Stadt mit Sonntagspredigten und Seelsorgegelegenheiten zu versorgen. Ich, der ich früher selbst Seelsorger in einem mitteldeutschen Badeort war, weiß, wie großer Segen gerade dort, wo der Mensch aus seiner Beschäftigung herausgenommen, an fremdem Ort, unbekannt und beobachtet, zu innerer Stille und Sammlung kommen kann, vom kräftig gepredigten Gotteswort auszugehen imstande ist. Daher möchten wir gerade diese Seite der Inneren Mission in unsern Badeorten von Königsberg aus nachdrücklichst pflegen.

Was in der Hauptstadt der Provinz in großem Ausmaß gearbeitet wird, findet seine kleineren Nachbildungen in den mittelgroßen Städten unsers Landes, den örtlichen Bedürfnissen und Möglichkeiten angepaßt. Zur Zeit stehen im Vordergrund des Interesses die sogenannten „Freizeiten" — mehrtägige Versammlungen, zu denen sich 20 bis 30 Teilnehmer, gelegentlich auch wohl mehr, an einem Ort zusammenfinden, um über religiöse Stoffe, Fragen des Bibelverständ-

nisses oder der Lebensführung an der Hand von täglich drei bis vier Ansprachen der Leiter sich Klarheit zu verschaffen. Auch die „Landkonferenzen" finden viel Anklang, zu denen eins der großen Gutshäuser sich zur Verfügung stellt, und befreundete oder gesinnungsgleiche Glieder der führenden Kreise zu ebensolchem Zweck, wie er bei den Freizeiten ins Auge gefaßt ist, auf einige Tage sich zusammenfinden. Der innere Segen, der von solchen Einrichtungen ausgeht, ist zweifelsohne groß. All dergleichen ist ein Zeichen der starken Vertiefung nach der religiösen Seite hin, die gerade unsre ostpreußischen Kreise der besinnlichen Leute in hohen und niederen Ständen erfaßt hat.

Dem dient auch die „Volksschulbewegung," die seit einigen Jahren hier im Schwung ist, sei es, wie in Königsberg, in der Form von geistigen Arbeitsstunden, in denen sich nach Schluß der körperlichen oder geschäftlichen Arbeitszeit die nachdenklichen und besinnlichen unter den „Leuten mit Volksschulbildung" in einem Hörsaal zusammenfinden, wobei die religiösen Stoffe, die der Schreiber dieser Zeilen behandelt (Ethik, biblische Gedankenwelt, Auslegung eines Paulusbriefs) einem nicht zu übersehenden Interesse begegnen, sei es in der Form des mehrwöchentlichen Zusammenlebens von Landleuten in Carlshof oder in Wosegau, wo es ausgesprochen auf christliche Vertiefung der Ueberzeugung im Sinne biblischer Weltanschauung angelegt ist.

Damit sind wir zu dem Gebiet des christlichen Bildungswesens gelangt, und es ist füglich hier ein Wort über die Theologische Fakultät unsrer Königsberger Universität angebracht. Die späteren Pastoren der Landeskirche studieren fast ausschließlich in Königsberg. Die teuren Reisepreise gestatten es nur ganz wenigen auf kürzere Zeit andre Universitäten aufzusuchen; die meisten bleiben von Anfang bis zu Ende in Königsberg auf der Alma Mater Albertina.

An der Theologischen Fakultät wirken außer den sechs Ordentlichen Professoren noch vier Honorar- bezw. außerordentliche Professoren. Wenn Dr. Dibelius in seiner lichtvollen Ueberschau über das akademische Leben Deutschlands den Charakter der Königsberger Theologischen Fakultät als „modern-positiv" beschrieben hat, so trifft er damit den Grundzug des Gegenwartsstandes durchaus richtig. Man hat unter diesem Ausdruck eine theologische Ueberzeugung zu verstehen, die davon ausgeht, daß das alte Evangelium — die Heilsbotschaft von der Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist — heute noch den Inhalt der zu pflegenden, wissenschaftlich zu erforschenden und darzubietenden Religion bildet, daß es dabei aber zu bedenken gilt, daß dieser Inhalt, unverkürzt und unverkümmert, doch in einer Form zu verarbeiten ist, die den Denknormen und der Denkweise des modernen Menschen angepaßt erscheint. Die bleibenden Ewigkeitsgehalte des Christentums müssen so gestaltet werden, daß sie wirkliche Antworten auf die Nöte und Sorgen des Menschen von heute sind. Es ist dabei

feste Ansicht, daß der Mensch von heute den Druck und die Last, die Sündennot und die Gnadenkraft anders empfindet und in andrer Richtung braucht, als etwa der Mensch früherer Jahrhunderte. „Modern-positiv“ heißt also, dem modernen Menschen in einer Weise, die er versteht und braucht, die ihm eingeht und die ihn packt, die immer gleiche Kraft und Hilfe des alten Evangeliums nahezubringen. Der Mensch von heute empfindet seine Sündhaftigkeit auf andern seelischen Gebieten und ergreift den Gott seines Heils in andern Beziehungen, als der Mensch früherer Zeiten das tat. Gewisse alte Formeln besagen ihm nichts mehr oder nur noch sehr wenig; sie rauschen unverstanden in ihrer Wucht und in ihrer ursprünglichen Absicht an seinen Ohren vorüber. Das, was unsre Alten unter diesen Formeln verstanden hatten und mit ihnen sittlich-religiös erreichten, muß dem Menschen von heute, wenn derselbe Effekt erreicht werden soll, mit andern Ausdrucksweisen nahegebracht werden.

Die Bezeichnung „modern,positiv“ legt eben auf beides den Nachdruck: auf das „positiv,“ d. h. auf den unverkürzten Ewigkeitsgehalt, mit einer Wirkung und Erwirkung der Frömmigkeit in der gleichen Kraft und Tiefe, wie sie unsre Alten hatten — und auf das „modern,“ d. h. auf die den Denkweisen und der Lebensart der Menschen unsrer Zeit entnommenen und abgesehenen Verständnis- und Einsichtsvermittlungen, durch die diese Inhalte der Seele zu restlosem Eindruck und zu völligem Verständnis interessant gemacht und nahegebracht werden können.

Die theologische Forschungsrichtung, der dieses Ideal vorschwebt, ist z. Zt. auf den Königsberger theologischen Lehrstühlen — wie Dr. Dibelius sehr zutreffend beobachtet hat — deutlich und hervorstechend vertreten. Wie jeder der Professoren der Fakultät das nach Maßgabe seiner Individualität und des von ihm zu behandelnden Lehrgebiets ausführt, kann hier natürlich nicht im einzelnen dargestellt werden. Es muß mit diesen Andeutungen sein Bewenden haben.

Die von der Theologischen Fakultät vorgebildeten Kandidaten durchlaufen nach dem ersten theologischen Examen noch eine einjährige Schulung im Predigerseminar in Carlshof, wo sie unter Wiederholung des Wissenschaftlichen, was sie gelernt haben, besonders mit den Fragen des praktisch-kirchlichen Lebens vertraut gemacht werden und die Einschulung ins Amt ihnen durch Predigt und Unterrichtsübung geboten wird. Nachdem sie dann ihr zweites Examen bestanden haben, liegen die Bedarfsverhältnisse der Provinz jetzt so, daß sie ohne längeres Warten ein selbständiges Pfarramt alsbald überkommen können. Etwa 20 bis 25 Kandidaten kann die Provinzialkirche als jährlichen Nachwuchs reichlich brauchen, da sie über 520 Pfarrstellen zur Verfügung hat, mit denen die 2¼ Millionen Evangelische geistlich bedient werden.

Eine besondere Schwierigkeit bringt der Umstand mit sich, daß der Provinz im Süden wie im Osten zwei Volksstämme angeschlossen sind, die durch Eigenart wie durch Sprache sich von ihr in gewisser Beziehung abheben. Im Süden der Provinz wohnen Masuren, im Osten die Litauer.

Die Masuren sind deutsche Polen. Sie selbst legen allen Nachdruck mit vollem Recht auf ihren deutschen Volkscharakter, ihr deutsches Empfinden und Heimatgefühl, ihre deutsch-evangelische Frömmigkeit. Sie haben das vor zwei Jahren bei der Volksabstimmung unverkennbar und mit tiefer seelischer Anteilnahme zum Ausdruck gebracht. Es entspricht das auch durchaus ihrer geschichtlichen Vergangenheit. Mit Polen haben sie lediglich Sprachliches gemein, doch auch nicht so, daß Masurisch und Polnisch dieselbe Sprache sei, vielmehr ist das Masurische ein von dem Hochpolnischen in vielen beachtenswerten Beziehungen abweichender Dialekt.

Diesen treuen, lieben Leuten muß das Evangelium in ihrer Umgangssprache gepredigt werden, um recht an ihr Herz und tief an ihr Empfinden zu bringen, und deshalb pflegen wir unter unsern Theologen das Studium dieses Dialekts. Freilich verstehen die Leute in Masuren ausnahmslos deutsch und wissen sich auch in der deutschen Sprache gut und geläufig auszudrücken, aber in ihren Gottesdiensten ist es ihnen doch lieb und wert, wenn sie sich am Evangelium erbauen dürfen in der Wortform und in der Ausdrucksweise, wie es ihre Väter in früheren Generationen getan haben. Die Kirche kommt dem gern entgegen und läßt ihnen und pflegt für sie Gottesdienste in ihrer alten Sprache, zumal auch ihre kultischen Einrichtungen im einzelnen manches Schöne und Ansprechende, manches Erbauliche und Altehrwürdige aufweisen. So, um nur auf eins hinzuweisen, die schönen Nachtgottesdienste vor dem Weihnachtsfest mit ihren frohen, ansprechenden Melodien. Es ist deutsche, lutherische Frömmigkeit, die hier in den Lauten der den Masuren lieben, eigenartigen Sprache ihrer Väter dargeboten wird.

Ganz ähnlich liegen die Dinge im Osten der Provinz, bei den Litauern. Die ihnen eigentümliche Sprache ist dem Forscher hochinteressant. Sie ist dem Griechischen ähnlich, vokalschön und melodiös. Ihre Chormelodien sind von oft überwältigender Kraft. Etwa das Lied: „Jesu, hilf siegen," auf litauisch gesungen, bleibt dem Hörer unvergeßlich. Auch hier ist es deutsche Frömmigkeit der Reformation, die in den Herzen pulst und das Leben bestimmt, freilich mit dem Einschlag einer starken Inanspruchnahme des Gefühls. Man muß solch eine Gottesdienstversammlung der Litauer mitgemacht haben, zu der die Leute sich wohl eine Stunde vor Beginn zusammenfinden und mit tiefer Bewegung sich durch gemeinsamen Gesang, den einer anstimmt und in den die andern alsbald einfallen, auf den Gottesdienst rüsten, und man

muß dann ihre Aufmerksamkeit bemerkt haben, mit der sie der Predigt, die ihnen in ihrer Landessprache gehalten wird, lauschen, um Respekt zu bekommen vor der Eigenart evangelischen Lebens, das hier obwaltet.

In dieser Bevölkerung sind die Gebetsvereine zu Hause, stille Bibelstundenkreise, in denen Laienprediger das Wort schlicht, aber oft aus sehr tiefer innerer Erfahrung heraus darbieten, in denen das Gebet eine starke Macht und liebe Gewohnheit ist, in denen eine Kenntnis des Alten und Neuen Testaments zu Hause ist, die manchen beschämen kann. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß damit Hand in Hand geht eine recht starke gesetzliche Auffassung vom Christentum. Nach Weise mancher Engen fassen sie die Sünde, die die Seele verdirbt und Gottes Urteil gegen die Menschen wendet, oft lediglich in Aeußerlichkeiten auf. Wer Tabak raucht, am Tanz sich freut, weltlichen Lustbarkeiten zusieht (ja es geht bis in die Barttracht der Pastoren hinein!), tut Sünde. Das hat gewiß hier und da Veräußerlichungen des Urteils über Sünde und Bekehrung und Heiligungsleben im Gefolge. Aber den Ernst der Lebenshaltung und den Eifer für Gottes Ehre wird man diesen Leuten, auch wenn man manches bei ihnen mitzumachen nicht geneigt sein wird, nicht aberkennen. Ich wenigstens fühle mich stets diesen frommen Leuten der Gebetsvereine, auch wenn es manchen absonderlichen Heiligen unter ihnen gibt, dessen Lebensstil ich mir nicht aneignen könnte, im tiefsten Grunde verbunden und bin ihnen für manche erhebende und vertiefende Stunde der Erbauung, die ich in ihren Versammlungen fand, dankbar.

Eins möchte ich bei den Litauern nicht unerwähnt lassen, was ihr besonderes Gebiet der Mitarbeit am Reiche Gottes ist: er ist die Betätigung eines sehr starken Missionssinns. Wohl kein Volksstamm im Deutschen Reich hat so viele Missionare in die Heidenwelt hinausgesandt, als diese ostpreußischen Litauer, und ihre Sendboten gehören nach dem Urteil der Missionsgesellschaften zu den besten und bewährtesten. Von nirgendwo her flossen und fließen die Gaben so reichlich der Berliner Missionsgesellschaft zu, als aus den Händen der Litauer. Nirgends ist das Interesse für das Wohl und Wehe der Heidengemeinden in Afrika und China so stark als gerade hier. Stundenlang können sie sitzen und zuhören, wenn der Missionar zurückkehrt und ihnen erzählt, wie er Seelen für Jesus gewonnen und Erstlingsgemeinden im Heidenland geschaffen oder bestehende Gemeinden durch treue Arbeit ausgebaut und gepflegt hat. Hier wird viel für die Mission gebetet und viel für sie geopfert an Gut und Blut, an Hingabe von Geld und Menschen zum Dienst um Jesu willen.

Der Krieg hat der ostpreußischen Landeskirche viel Verlust und Zerstörung gebracht. Wie der ostpreußische Generalsuperintendent D. Gennrich unlängst ausgeführt hat, sind 19 Kirchen und 23 Pfarrhäuser,

über 200 Pfarrwirtschaftsgebäude und andre der Kirche gehörende Baulichkeiten im Krieg zerstört oder doch so erheblich beschädigt worden, daß ihre Wiederherstellung einem völligen Neubau gleichkommt. 136 Kirchen, 170 Pfarrhäuser, über 600 sonstige kirchliche Bauten haben im Aeußern oder Inneren empfindlich gelitten. 18 Orgeln sind völlig zerstört, 20 unbrauchbar gemacht, 21 erheblich beschädigt. Die ungeheure Steigerung der Baukosten, die von Monat zu Monat wächst, ist der Grund dafür, daß der Wiederaufbau dieser kirchlichen Gebäude sich noch sehr im Rückstand befindet. Man muß sich zum Teil noch mit sehr unwürdigen Räumen für die Gottesdienste behelfen, und trauert dem Verlornen nach, in Hoffnung allmählichen, freilich in sehr langsamem Tempo kommenden, Wiedergewinns. Immerhin ist es gelungen, an 7 Orten Notkirchen zu erbauen, d. h. Betsäle, die später, wenn die Gemeinde in die Lage kommt, sich wieder ein Kirchhaus zu errichten, stehen bleiben und als Gemeindesäle in Gebrauch genommen werden sollen.

Ich habe das Bild des kirchlichen Lebens Ostpreußens geschildert, wie es sich mir herausgestellt und fest umrissen hat in dreizehnjährigem Zusammenleben in meiner Berufstätigkeit unter diesem Menschenschlag. Es wird dem, der als Fremder in die Provinz hineintritt, zunächst nicht leicht werden, Eingang in die Herzen zu finden. Das hängt damit zusammen, daß der Ostpreuße im Grunde verschlossen ist und erst vorsichtig beobachtet, ehe er sich eröffnet. Hat man aber sein Vertrauen gewonnen, dann ist er auch in seiner Anhänglichkeit zäh und treu. Dann ändert er sein Urteil nicht von heute auf morgen, und wirft seine einmal gefaßte Zuneigung nicht auf irgend eine schnelle Umstimmung und Beeinflussung hin fort. So kommt es, daß keiner aus dem Lande scheidet, wenn ihn sein Berufsleben fortruft, ohne einen starken Eindruck von dem eigentümlichen Wert dieses Menschenschlags mithinwegzunehmen, und ich habe von allen, die das Land verließen, weil ein Geschick sie westwärts rief, ehrliches Bedauern äußern hören und Trauer über das Scheidenmüssen.

So schon, was die weltlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch anlangt. Wertvoller noch und tiefer greifend sind die Beziehungen, die der religiöse Mensch hier in Ostpreußen finden und anknüpfen kann. Er begegnet in diesem Lande tieffrommen, ernsten, bibelgläubigen und bibelverehrenden Leuten in solcher Zahl, in solcher Urwüchsigkeit und Kraft, Leuten mit solchem Mut und Freudigkeit, wo es gilt, ihr Christentum zu zeigen und mit denen, die gleichen Sinnes sind, Gemeinschaft zu halten, wie kaum anderswo. Das macht Ostpreußen und seine Leute im kirchlichen Leben Deutschlands bleibend wertvoll und gehört mit zum Chrakteristischen der kirchlichen Verhältnisse dieses Landes.

Fundamental oder liberal?

Von T. Kugler.

Obige Frage ist heute im englischen Lager der amerikanischen Kirche zur brennenden geworden. Trotz namenloser politischer Vorgänge, die dazwischenliegen, und der vielfach chronisch gewordenen Verblendung und geschichtlichen Gedächtnisschwäche können wir uns doch noch jenes Kampfes um das Apostolikum erinnern, der die deutschländische Kirche seiner Zeit so stark erregte; sowie auch jener überzeugenden apologetischen Verwahrung gegen die Hypothese der religionsgeschichtlichen Schule, wonach der Grundstock mosaischer Gesetzgebung aus der ägyptischen und assyrisch-babylonischen Rechtspflege herübergenommen sei. Nun hat auch das englische Amerika seinen Apostolikums- und Bibel-Babel-Streit zugleich, und bereits steht auch schon in Frage, ob man der **eingerissenen negativen Strömungen**, die man zusammenfassend — euphemistisch — als die **liberale Richtung** bezeichnet, noch Herr zu werden vermag. Durch dieselbe sind namentlich jene größeren Denominationen bedroht, in deren theologischen Anstalten schon seit längerer Zeit gewisse Professoren immer wieder abweichende Ansichten, wenn nicht ausgesprochene Irrlehren vortrugen. Natürlich konnte man unter solchen Umständen weder dem Treiben der Russeliten und Christlichen Wissenschaftler, noch auch dem, namentlich im Westen, noch verderblicheren Einfluß der Mormonen ernstlich und erfolgreich wehren.

So ist es denn auch nur folgerichtig, daß moderne liberale Anschauungen nun in den Predigerkreisen vorhin erwähnter Kirchen überhand zu nehmen drohen; von deren rechtsstehenden Literaten schon ungescheut so profanierende Aeußerungen gemacht werden, wie z. B. „Gott, der Vater, sei ein Demokrat.“ — Nachdem im Bannkreise dieser Denominationen Jahre lang dem Lügengeiste des Bruderhasses gefröhnt wurde, und man sich damit — von anderm noch abgesehen — des Mordes der Pöbelopfer der Kriegszeit mitschuldig gemacht, ohne bis heute auch nur das geringste Schuldbewußtsein deswegen zu bezeugen; ja, während man zur selben Zeit sich übereifrig dem Splitterrichten des „preußischen“ Rationalismus hingab, dem man nur zu gern die Schuld am Verderben der Welt aufhalste, und den man daher „drüben“ mit Feuer und Schwert ausrotten wollte, — da war endlich, selbst schweren „Balkenträgern,“ doch klar geworden, daß inzwischen der Krebs des Abfalls im eigenen Leibe greulich um sich gefressen hatte.

Durch eine etwas verspätete Kur hofft man nun noch zu retten, was sich retten läßt; geht dabei aber der einzigen Radikalkur aufrichtiger Herzensbuße für längst geduldeten Abfall und Verrat an den Brüdern geflissentlich aus dem Wege. Die **Verteidiger des**

alten Glaubens — gegen die hereingebrochenen heterodoxen Ansichten und Phasen, sind als **Fundamentalisten oder auch Orthodoxe** bekannt; da sie das Hauptgewicht auf die Grundstücke christlicher Lehre legen wollen. Bekanntlich hat man ja im englischen Lager schon vielfach das Zentrum des Glaubens zu Gunsten gewisser **Adiaphora** vernachlässigt. Wie einer zur Trink- oder Rauchfrage stand, galt längst als wichtiger als seine Stellung zum modernen Rassenselbstmord oder dem Gebrauch von Opiaten; solche heikle Themata blieben meist ungerügt oder ganz unberührt. Jetzt aber soll es sich tatsächlich um die Hauptpunkte handeln; nicht mehr um die alten gewohnten peripherischen Dinge, sondern um das **Fundament des Christentums.** Weil sie mit Recht dieses als gefährdet erkennen, wenden sich die erwähnten Vorkämpfer unerbittlich gegen den furchtbar eingerissenen Halbglauben und Unglauben, der auch in den Gemeinschaften, denen jene selbst angehören, sich immer tiefer einzunisten scheint. Die Fundamentalisten rekrutieren sich namentlich aus den Reihen der Baptisten, Kongregationalisten und Methodisten, wie auch der Disziples und Presbyterianer. Weil sie den Schriftglauben und die Lehren ihrer eigenen Kirchenkörper durch die laxe moderne oder auch direkt ungläubige Lehre von Professoren, Missionaren und Geistlichen ihrer eigenen Kreise bedroht sehen, treten sie als **überzeugte Apologeten des Heilsgrundes in Christo auf.** Daß sie solches anfangs in mehr eifriger als überlegter Weise getan haben mochten, wer wollte ihnen das verargen? Wenn sie in heiligem Ernste doch auch Fehler gemacht haben sollten, war ja ihr Wirken dennoch lobenswerter, als die bequeme Neutralität lauwarmer Zuschauer. So wird wohl auch schwerlich jemand von uns dem seine Zustimmung versagen, was z. B. — nach der Boston Post — Dr. Massen, ein Führer der Orthodoxen, sagt: „Ich kenne keinen andern Christus, als den der Bibel. In dieser sind über seine heilige Person sieben Punkte festgestellt. Diese sind: Seine übernatürliche Geburt, sein sündloses Leben, sein stellvertretendes Sterben, seine leibliche Auferstehung, seine glorreiche Himmelfahrt, sein gegenwärtiges Einwohnen in den Gläubigen und seine Herrschaft über dieselben, sowie seine triumphierende Wiederkehr. All das glaube und predige ich; denn dieser Christus rettet noch immer Sünder, wie dich und mich."

Die Stellung der großen denominationellen Blätter zur vorliegenden Frage ist eine geteilte. Während manche zu tragendem Abwarten mahnen, gehen andre gegen die Liberalen ebenso scharf vor, wie „The Minister's Monthly," welches im November 1922 schrieb: Dem dreisten Gebahren der Abgefallenen gegenüber sei längere

Duldung nicht mehr am Platze. Es sei allen Ernstes zu fordern, daß die orthodoxe Christenheit sich in der Kraft ihres heiligen Glaubens erhebe und ein allgemeines **Ausscheiden aller Liberalen,** Modernisten, Rationalisten und Freidenker fordern müsse. Die Zeit der Toleranz gegen dieselben sei unbedingt abgelaufen, und man müsse mit fester und unerbittlicher Hand gegen alle vorgehen, die den Ordnungen ihrer Kirche sich nicht fügen wollten.

Wenn man bedenkt, welch **dreiste Propaganda des Unglaubens** vonseiten der Gerügten tatsächlich betrieben wird, und zwar nicht nur hierzulande, sondern auch in heidnischen Ländern, etwa durch Missionare vom Schlage eines Dr. Potts in Shanghai, so werden wir die Forderung drastischen Vorgehens wohl begreifen. Bereits haben ja modernistische Freidenker sogar eine **„Shorter Bible"** herausgegeben. Diese räumt mit dem beanstandeten größten Teil des Kanon so drastisch auf, daß z. B. vom ganzen Levitikus 17 Verse übrig, aber nur ja nicht heil geblieben; denn selbst diese sind noch von den modernen Vandalen verstümmelt worden. Das Titelblatt dieses Meisterwerkes angelsächsischer Kritiklosigkeit zieren noch dazu die Namen offizieller Vertreter der bekannten Y. M. C. A. und Y. W. C. A. Das sind Proben der trostlosen Früchte eines nur zu lange schon betriebenen heuchlerisch unwahren Diesseitigkeits-Christentums, das in unserm mammonistisch regierten Lande unter einer vorwiegend durchaus materialistischen Bevölkerung sich soweit verflacht hat, daß es den ergiebigsten Boden für alte und neue Irrlehren aller Art, ja für ausgesprochenes Heidentum abgibt. Da selbst die hierher verpflanzten heidnischen Kulte etwaige — heute fast allseitig verpönte — asketische Formen mit einem modernisierten Gewande vertauscht haben, begünstigen sämtliche erwähnte Strömungen jenen **zuchtlosen Hedonismus,** dem unsre Generation so maßlos ergeben ist; jene verderbliche Sucht, sich durch Auskosten aller fleischlichen Genüsse auszuleben. Diese, in allen dem Verfall geweihten Staatswesen beobachtete, heute ziemlich allgemein gewordene Erscheinung wird durch die Lehren des neuen Liberalismus geradeswegs bestärkt. Es wird schwer fallen, die modernen Errungenschaften noch höher zu preisen und der törichten Einbildung einer oberflächlich geschulten, mehr athletisch interessierten Jugend hiesiger höheren Lehranstalten noch mehr zu schmeicheln, als das z. B. Dr. H. E. Fosdick getan, Kanzelredner in New York und bekannter praktischer Vertreter des modernen Liberalismus. Doch die Anhänger des letzteren versichern ja von allen Seiten, weder Dogmen noch Lehren fänden heute mehr Anklang, und kirchliche Bekenntnisse seien nur der wechselnde Ausdruck einer **einheitlichen christlichen Erfahrung,** auf die alles allein ankomme. Der beste

Weg aber, um Menschen einer solchen zuzuführen, bestehe darin, der modernen Denkweise möglichst entgegen zu kommen, indem man die neuesten Resultate der Wissenschaft anerkenne. — Demnach spielen sich unsre Modernen etwa als die rechten, zeitgemäßen Vermittlungs-Theologen auf.

In nachstehender kurzer Darstellung der **Hauptpunkte der liberalen Richtung** folgen wir vornehmlich den Ausführungen jenes Vortrags, den Prof. J. G. Machen, von Princeton, am 3. November 1921 hielt. Derselbe versichert: „Es sei ein arger Irrtum, anzunehmen, der heutige Liberalismus sei eine bloße Häresie und weiche von wahrer christlicher Lehre etwa nur an isolierten Punkten ab. Vielmehr erwachse derselbe einer völlig verschiedenen Wurzel. Dadurch werde das Christentum, von innen heraus, durch eine bis ins Mark hinein **antichristliche Bewegung** angegriffen. Dieser Angriff sei auch nicht länger nur auf theologische Seminare und Universitäten lokalisiert; vielmehr werde von der Kanzel aus, sowie durch religiöse Presse und Sonntagschulliteratur **eifrigste Propaganda** gemacht. Dabei sei auch eine **innere Unlauterkeit** zu konstatieren, indem die Liberalen sich der traditionellen Ausdrücke christlicher Glaubenslehre bedienten, dieselben aber ihres Heilsgehalts völlig entleerten. Obschon diese revolutionäre Tendenz von mannigfacher Seite ausgehe, sich auch in verschiedener Weise äußere, könne man sie doch, zusammenfassend, als **naturalistisch** bezeichnen . . . Der moderne Liberalismus unterscheide sich von der christlichen Lehre in sämtlichen vitalen Punkten, die Gott, Mensch, Sitz der Autorität, Christus und den Heilsweg betreffen."

Man kann jene, der ganzen liberalen Strömung **gemeinsamen Phasen** etwa folgendermaßen kennzeichnen: Die Modernen erklären die **kirchlichen Unterscheidungslehren als durchaus unwichtig** gegenüber der inneren Erfahrung, auf welcher das Christentum basiere; womit in skeptischer Weise die **Ordnung der Schrift umgedreht** wird, nach welcher die Lebenserfahrung sich auf den Glauben gründen soll. Diese neue Richtung läuft aber auch in allen übrigen Punkten der christlichen Heilslehre direkt zuwider und will sich an Stelle des bisherigen „veralteten und falschverstandenen Christentums" festsetzen. Die transzendente Immanenz Gottes wird aufgelöst, um einer pantheistisch gefärbten Auffassung Platz zu machen. Etliche reden zwar noch von Jesu Menschwerdung, doch nur, um dieselbe als Symbol der allgemeinen Wahrheit zu verwerten, daß **der Mensch, seiner besten Art nach, eins mit Gott** sei. — So aber findet sich hier überall die Tendenz, die Trennung zwischen Gott und der Welt und die persönliche Unterscheidung zwischen Gott und dem Menschen niederzureißen. Hierin weist das Bild der

Liberalen starke Aehnlichkeit auf mit demjenigen des heute gleichfalls pantheistisch gefärbten Unitarismus; trägt aber zugleich auch deutliche Züge der sogenannten Christlichen Wissenschaftler. Die menschliche Sündenschuld wird nämlich gleichfalls geleugnet, da das Sündenbewußtsein geschwunden ist. Dagegen tritt ja als charakteristisches Kennzeichen moderner Denkweise ein unbegrenztes Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur zutage; „unter deren rauher Außenseite so viel Gehalt an Selbstlosigkeit sich finden werde, um alle Uebel der Welt zu überwinden."

Nach Prof. Machens Ansicht hat sich während der letzten 75 Jahre eine geradezu heidnische Weltanschauung anstelle der christlichen festgesetzt; wobei auch der Weltkrieg eine Rolle mitgespielt habe. Nur Gottes Geist könne den höchst gefährdeten Zustand der Kirche heilen, durch Wecken des geschwundenen Sündenbewußtseins. Hierin fehle die heutige Predigt, daß sie nicht mehr vor allem die Sünder zur Buße rufe.

Im einzelnen **verwirft** der moderne Liberalismus zunächst die durchgehende **Autorität der Schrift.** Vor allem sind ihm die „perverse Moral" des alten Testaments und die „Sophismen eines Paulus" durchaus anstößig. Er setzt sich sein eigenes Christusbild zusammen; denn nicht einmal alles von Jesu berichtete stimmt mit seiner geläuterten Moral oder seinem aufgeklärten Wissen. „Der Moderne allein ist **der rechte Christ,** da er sich ja auf Christum allein berufe — bei Zurückweisung des ganzen übrigen Inhalts der Schrift." In Wahrheit ist aber das christliche Bewußtsein oder die christliche Erfahrung die eigentliche und einzige Autorität der Modernen; wodurch einem gesetzlosen Individualismus oder einem abgrundtiefen Skeptizismus Tür und Tor geöffnet wird.

Wenn die Liberalen auch sagen, Christus sei Gott, so ist damit doch nicht seine Identität mit dem Schöpfer gemeint, sondern nur, daß er der Idealmensch sei. Darin stimmen sie durchaus mit den modernen Unitariern überein, welche Jesum auch Gott heißen, — „aber nur," wie Dr. Machen sagt, „weil sie verzweifelt gering von Gott denken."

Endlich lehren die Liberalen auch einen **andern Heilsweg,** dessen Ausgang sie nicht in Gott, sondern im Menschen selbst finden. Jesu einzigartige Mittlerstellung wird durchaus geleugnet. Um des begeisternden Beispiels seiner Selbstaufopferung willen, wird er dafür der erlesenen Schar jener eingereiht, die für eine edle Sache ihr Leben ließen. Es ist ja nur logisch, daß die Modernen bei Leugnung der Sünde auch die Notwendigkeit unsrer Versöhnung durch Christum teils in Abrede stellen, teils, ihrer unlautern Art nach, entweder ganz ignorieren oder aber den von ihnen doch an=

gewandten gebräuchlichen Ausdrücken einen ganz andern Sinn unterlegen. Es entspricht durchaus dem bereits Erwähnten, wenn — nach moderner Denkweise — der Glaube an Gottes Gnade in Christo allein sich völlig erübrige. Statt dessen fordern jene die Menschen auf, ihr Heil darin zu suchen, daß sie Christum zum meisterhaften Vorbilde ihres Lebens machen. Dabei wird dann aber von ihnen der Gehorsam gegen Christi Gebot zu einem Verdienste gesetzlicher Art gestempelt und zum Grund unsrer Hoffnung gemacht.

Wir vermögen mithin im liberalen Zerrbilde kaum einen der gewohnten trauten Züge des neutestamentlichen Christusbildes wieder zu erkennen. Dieser moderne Unglaube verwirft überhaupt, was der Christenheit durch die Reformation neu geschenkt wurde: Die Freiheit eines Christenmenschen von jeder Art gesetzlicher Sklaverei; somit auch von jener allerverderblichsten des Zeitgeistes, welcher stets der vorherrschenden Strömung folgend, immer wieder mit einem angeblich neuen, beständig aber mit einem **„andern Evangelium"** kommt, als dem von den Aposteln verkündigten.

Gegenüber der oben kurz geschilderten liberalen Richtung hat es das englische Lager der amerikanischen Protestanten mit einer Flutwelle von Irrlehren zu tun, die ein rationalistisch-materialistisches sowie auch unitarisch-pantheistisches Gepräge tragen. Möge die Stunde aufrichtiger Buße für die betroffenen Gemeinschaften bald schlagen; damit nicht unser ganzes Volk schließlich jenem unlauteren Halbglauben und endlich dem hedonistischen Heidentum verfalle!

Zu denjenigen Phasen, die sich in der liberalen Strömung unterscheiden lassen, gehört auch der sogenannte **Pragmatismus,** der neuerdings zahlreiche Anhänger findet und als dessen Urheber Charles Pierce genannt wird. Doch berufen sich die Vertreter dieser Denkweise namentlich auf die Schriften von W. James, einem früheren Professor von Harvard. Sein System will den Ergebnissen menschlicher Erfahrung möglichst nahe kommen und bewertet den Gottesglauben nur nach seinen Einfluß auf unser sittliches Verhalten. Gottesbewußtsein und Weltanschauung müssen sich dem Hauptzwecke anpassen, dem **Erzielen praktischer Diesseitigkeitswerte.** Diese Lebensphilosophie mutet einen an wie ein spätgeborenes Kind des englischen Utilitarismus. Den Pragmatisten gelten die kirchlichen Unterscheidungslehren für nichts. Da der Glaube praktisch verwertbare Resultate erzielen soll, wird der Glaube selbst im Hinblick auf diesen Zweck konstruiert. Ist nicht das — auch im Gebiete der Reichsgottesarbeit — üblich gewordene starke Gewichtlegen auf Statistik und möglichst hohe Summen schließlich auch pragmatistischem Einfluß zuzuschreiben?

Hier sei endlich in Kürze nur noch der neuere **Voluntarismus** erwähnt. Derselbe verlegt das für Charakter und Persönlichkeit entscheidende Moment vom Verstande her in den Willen des Menschen und bildet gleichsam den Uebergang zur Lehre Christi, der das sittliche Leben fordert: das Tun des allein Rechten, weil Heilsamen und darum Gottgewollten.

Anders geartet als der Realismus der Pragmatiker ist jene in christlichen Kreisen geltend gemachte **Realitätsforderung**: Den Glauben durch ein Leben zu beweisen, in dem man endlich ernst macht mit Christi Grundsätzen und seiner Auslegung des Moralgesetzes. Die Vertreter dieses realen Glaubensbeweises wollen z. B. bei uns das „Desiderium sine quo non" verwicklicht sehen: Durchaus einheitliche Ehegesetze, die endlich der Zerstörung des amerikanischen Heims Einhalt gebieten; sowie das unbedingte Befolgen — zunächst von seiten aller Christen — des Gebotes: Du sollst nicht töten! Auch von dieser Seite wird der Nachdruck auf Erfahrungstatsachen gelegt. Der bleibende Wert der inneren Glaubenserlebnisse soll sich durch Treue in allen Dingen bewähren. Die christlichen Realisten wollen ein soziales Bewußtsein wecken, um die Menschheit zum **Handeln nach einem sozialen Gewissen** zu bewegen, was selbst der heutigen sogenannten christlichen Welt noch abgeht. Die Vertreter dieser Richtung machen sich auf Kampf gefaßt gegen weltliche und kirchliche Führer, „die sich alle zumeist dem widersetzten, daß Christi Grundsätze tatsächlich ins tägliche Leben umgesetzt werden."

Trotz der beiden letzterwähnten und ihnen ähnlicher gesunder Richtungen ist aber eben doch die Tendenz vorherrschend, nicht von der Peripherie zum Zentrum zurück, sondern gar noch von den peripherischen Punkten ins Uferlose abzugleiten. Schon die Angst vor den Worten: „unpopulär, nicht modern, nicht auf der Höhe der Zeit," treibt gar so manche „Diener Christi" dazu, durch Vorbringen möglichst neuklingender Ansichten oder durch Beschönigen, wenn nicht Gutheißen des modernen unchristlichen Wesens und pietät- und gottlosen Treibens, billigen Beifall und unwahren Erfolg zu erringen. Neben diesen treiben heute aber auch zahlreiche geistliche Streber in demselben trüben Fahrwasser alt- und neumodischer Gauklerkünste; die alle doch nur auf dasselbe hinauslaufen, nämlich Christum zu verleugnen.

Der gesamten materialistischen Hochflut entgegen wollen nun die **Fundamentalisten, als Hüter heiligen Bodens,** einen festen Damm aufrichten, und was sich dadurch nicht bezwingen läßt, in tiefere Gründe ableiten. Im ersten Eifer, lang Versäumtes nachzuholen, versuchten sie gar, mehr zu erreichen, als tunlich oder nur

nötig war. Sie setzten zunächst alles daran, zwei Punkte sicher zu stellen, an denen ihnen alles Heil zu hangen schien, nämlich Christi baldigst erwartete Wiederkunft und dann die wörtliche Inspiration der Schrift.

Der Anlaß zum ersten Punkte führt uns etliche Jahre zurück. Als angesichts der zur Kriegszeit schmachvoll bei uns eingerissenen sittlichen Schäden Rekonstruktion das Schlagwort war und man noch näher unter dem Eindruck jenes welterschütternden Dramas stand, da nahmen auch die genannten Apologeten jenes Thema auf, das schon vielen Geistlichen während des Krieges als das zeitgemäßeste erschienen war. Durch grell gehaltene Bußpredigt, auf Grund der nahe erwarteten **Wiederkunft Christi,** hofften sie viele der wankend gewordenen Kirchenglieder noch zu erhalten und schon abgefallene zu Reue und kirchlichem Glauben zurückzugewinnen. Des Herrn täglich zu erwartendes Kommen wurde von ihnen bis in die einzelnen Züge hinein geschildert und dafür Glauben gefordert. Doch von einem aufrichtigen Bußerfolge dieser höchst eindringlichen Mahnung zur Rückkehr und Treue gegen den kommenden Herrn war wohl wenig zu verspüren. Eher schien es, als ob das **Wecken adventistischer Hoffnungen** nur einen apokalyptisch-mystischen Schleier gezogen hätte über die ganz verworrenen Zustände im Lande, sowie über die erlebte brutale Diktatur von oben und die anarchistische Pöbelherrschaft von unter her. Nachdem man sich offenbar anfangs gerade von diesem Thema den besten Erfolg versprochen hatte, wurde dasselbe dann schließlich doch mehr beiseite getan, um einem andern Raum zu geben. Wir hoffen, daß jene Kreise, die sich ja nur zu leicht in Extremen bewegen, nun nicht gar auch die berechtigte, schriftgemäße Predigt vom zweiten Advent verstummen lassen! Ist ja dies doch ein Vorwurf der Russeliten gegen die kirchlichen Prediger, daß letztere Dinge verschwiegen, die ihnen als Schriftwahrheiten bekannt seien. Uebrigens werden ja wohl unsre „Evangelisten" sich ein derart eindrucksvolles Thema schwerlich entgehen lassen und schon dafür sorgen, daß „Er, welcher kommen soll" in Erinnerung der Leute bleibt.

Schon beim ersten Lautwerden jenes eschatologischen Themas, vonseiten der Fundamentalisten, unter denen Dr. Massen und Dr. Haldeman als leitende Geister gelten, fuhr ein heilsamer Schreck in die Reihen der Unitarier, denen sonst noch manche Glieder christlicher Gemeinschaften zufallen mochten, die am Glauben Schiffbruch gelitten. Selbstredend bemühten sie sich nun, diesen Punkt, der ja besonders dazu angetan ist, Christi Person zu verherrlichen, in ein möglichst schiefes und abstoßendes Licht zu stellen. In ihren leitenden Organen erklärten sie, die Vertreter der fundamentalisti-

schen Bewegung beabsichtigten, die leitende Stellung in allen Kirchen zu erlangen, um in diesen einer mittelalterlichen Orthodoxie zur alleinigen Geltung zu verhelfen. Christi zweites Kommen, ihr Zentraldogma, werde von ihnen in unwissender Buchstäblichkeit und in gräßlich blutigen Farben geschildert. Sollte dies verderbliche Dogma erst allgemeine Geltung finden, so drohten der ganzen Welt die entsetzlichsten Folgen.

Dem gegenüber ist freilich soviel zuzugeben, daß die beredtesten orthodoxen Redner stark nach dem Rezept der alten Erweckungsprediger verfuhren: Je abschreckender man Gericht und Hölle ausmale, desto anziehender und lieber werde den Hörern der Himmel sein. Doch wollen wir nicht vergessen, daß die Kritiker hier Unitarier sind und die Angegriffenen sich, wenn auch abschweifend, doch immerhin noch auf gutem Schriftgrunde bewegen. Sie rennen auch nicht etwa gegen Windmühlenflügel an, sondern bemühen sich in ihrer Weise das Schwert des Geistes gegen die eingebrochenen Scharen der Finsternis zu schwingen. Die noch heute von ihnen verfochtenen Glaubenspunkte sind zudem wirklich fundamentaler Art, und wenn z. B. Dr. Massen sagt: „Die Welt wird vor Christi Wiederkunft keinen Frieden haben," — nun, so wird es wohl schwer halten, diese schriftgemäße und durch langjährige Erfahrungen erhärtete Ansicht zu widerlegen.

Der zweite der ursprünglichen Hauptpunkte, den festzuhalten die Fundamentalisten entschlossen sind, ist die Geltung der Bibel als höchster entscheidender Instanz. Sie bestehen auf **Anerkennung der wörtlichen Inspiration der heiligen Schrift.** Demgemäß wird für dieselbe eine unbedingte Irrtumslosigkeit beansprucht. Damit bieten sie auch der hiesigen lutherischen Kirche in einem ihrer wichtigsten Lehrpunkte die Bruderhand. Diese von ihnen geforderte Zustimmung zu einer Verbalinspiration ist aber schwerlich dazu angetan, ihre Sache zu fördern. Die Bibel ist nun einmal nicht dazu bestimmt, als unfehlbarer Gerichtshof für alle Fragen, auch naturwissenschaftliche, zu dienen; sondern, um an der Hand desselben erleuchtenden Geistes, der ihre Schreiber beseelte, allen Menschen den Heilsweg in Christo zu weisen.

Jeder einsichtige Bibelleser wird nach dem Eindruck, den die verschiedenen Schriften auf ihn machen, dafür halten, daß nicht nur bezüglich der bewahrten Eigenart des Stiles der Schreiber, sondern auch ein Unterschied sachlicher Art zwischen den einzelnen Teilen besteht. Er wird wohl nicht ganz so herbe, wie einst Luther, über gewisse neutestamentliche Schriften urteilen wollen; aber doch auch zugeben, daß etliche Teile mehr „Christum treiben," wie die andern und dadurch der christlichen Erbauung vorzüglicher dienen. Die Ver-

treter einer Verbalinspiration aber mögen wohl überlegen, ob ihr Standpunkt nicht indirekt einer Blasphemie nahe kommt, indem — jenem gemäß — dem allwissenden Geiste zugemutet wird, zeitweilig vergessen zu haben, was er an anderm Ort „in andrer Weise eingegeben“; dort nämlich, wo die Berichte über dieselbe Sache nun einmal doch nicht stimmen.

Nach ihrer anfänglichen Festlegung auf jene vorerwähnten beiden Stücke, nämlich der Forderung des Glaubens, zunächst an den unmittelbar bevorstehenden „Tag Christi“ und dann an die wörtliche Inspiration der Bibel, haben die Verteidiger des Kirchenglaubens sich endlich doch auch den **tatsächlich fundamentalen und zentralen Punkten** christlicher Lehre zugewandt, um auf diese nun den gebührenden Nachdruck zu legen: **Die wunderbare Geburt, das mittlerische Leiden und die Tatsache der Auferstehung Christi.** Diese unveräußerlichen Stücke sollen nun der materialistisch-unitarischen Gefahr gegenüber in vertiefender Weise betont werden. Der bekannte „Literary Digest“ ist mit Recht der Meinung, man habe in letzter Zeit den christlichen Lehrfragen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt, daß selbst kirchliche Führer die vitalen Stücke des christlichen Glaubens fast unbemerkt hätten leugnen können . . . Daher sei der neue Nachdruck, der auf die fundamentalen Stücke des Glaubens gelegt werde, der größte Segen, welcher der amerikanischen Kirche in den letzten 25 Jahren zuteil geworden sei.

Angesichts der trüben Situation im englischen Lager dürfen wir freilich sagen, daß der geschilderte Liberalismus unsern Kirchenkörper schwerlich in bemerkbarer Weise ergriffen hat; daß dagegen aber gewisse Gemeinschaften, die unter erborgtem christlichen Namen agitieren, in manchen unsrer Gemeinden ihr unehrliches, verwirrendes Spiel treiben. Schon deswegen können wir nicht, wie selbst hinter unzerbrechlicher Mauer, teilnahmlos dem verderblichen Treiben zuschauen, das im benachbarten Lager vor sich geht; vielmehr werden wir von Herzen wünschen, daß der Herr es den aufrichtigen Vorkämpfern gelingen lasse, die ihre Gemeinschaften dem Glauben der Väter erhalten möchten. Für uns selbst und unsere Gemeinden liegt uns ja noch aus viel triftigerem Grunde jenes: Ich danke Dir! — des Pharisäers fern und die bußfertige Zöllnerbitte bedeutend näher: Gott, sei mir Sünder gnädig!

Hat etwa nicht jener verwerfliche Geist träger Lauheit, infolge arger Weltförmigkeit, schon gar manche unsrer Gemeinden derart eingeschläfert, daß das Leben aus Gott zu ersticken und der erste Eifer und die erste Liebe zu ersterben droht? Wenn also unter uns auch bis jetzt weniger die Gefahr besteht, daß wir das von den Vätern ererbte Heilsgut verlieren, indem wir etwa an den

fundamentalen Glaubensstücken zweifelten oder sie gar für etwas sogenanntes „Neues“ eintauschen wollten, so doch jene ebenso verderbliche, daß nämlich viele durch fleischliche Sicherheit und geistliche Trägheit ihre Krone verlieren. In Anbetracht der großen Aufgabe, die unsrer Kirche gestellt, möchte man jedem Gliede in Herz und Gewissen rufen: Vergrabt nicht euer Pfund; wirket damit nach dem Vermögen, das der Herr darreicht! Versäumt nicht, über der Pflichterfüllung im engeren Kreise, an jener unbezahlbaren Liebesschuld mit abzutragen, die der Gesamtheit obliegt. Sicher erwartet der Herr, daß das umfassende Treuehalten sich, wie im geringsten, so auch im großen und ganzen bewähre. Jene unchristliche Gesinnung, welche vermeint, mit Versorgung der Haus- oder Gemeindegenossen die volle Bruderpflicht getan zu haben, wird schon durch das Beispiel des barmherzigen Samariters gerichtet. Sie muß unbedingt dem christlich-sozialen Bewußtsein eines Paulus Raum geben, „daß wir Schuldner sind der Griechen und Ungriechen, der Weisen und Unweisen.“

Ja, auch die Gefahr besteht bei uns, daß wir versäumen, durch betendes Forschen in der Schrift das väterliche Erbe wahrer evangelischer Freiheit uns unverlierbar zu eigen zu machen und auch den Tatbeweis unsers lebendigen Glaubens durch die erquickende Frucht dienender Bruder- und Nächstenliebe zu erbringen, in freudiger Opferwilligkeit zum Bau des Reiches Gottes daheim und draußen. Und mögen auch unsre Wächter auf Zions Mauern von jenen selbsternannten populären Ratgebern, in philosophischem oder wissenschaftlichem Gewande, zunächst noch keine Gefahr für das Fundament ihres unvergänglichen Tempels gewärtigen, so werden sie sich mit ihnen, betreffs jeder neuen Welt- und Lebensanschauung doch immer wieder auseinander zu setzen haben; wenn schon mit dem Bewußtsein, daß der Felsengrund ihres Heiles in Christo unerschüttert bleibt. Damit meinen wir nicht, daß wachsende Leute stets dieselben Kleider tragen und alle Christen nach demselben Schnitt gekleidet sein müssen. Wir wissen, daß Gottes Reich nicht mit äußerlichen Geberden kommt und dort am wenigsten zu finden ist, wo man behauptet „nur“ hier ist Christus; vergleiche Lukas 17, 20—23. Der Leib, die „Una Sancta,“ ist wichtiger als die Kleidung; die dem Körper angemessen sein soll und nicht umgekehrt. Wo der wachsende Leib stets zum Tragen derselben Kleidung gezwungen wird, geht es ihm heute noch, wie einst David in Sauls Rüstung, in der er schwerlich Goliath besiegt hätte. Nicht alte Formen, nur der ewig erneuernde Gottesgeist kann den Geist der Welt bezwingen.

Wie jene Brüder im englischen Lager in ihren Kreisen, denen vielfach eine gründliche religiöse Schulung noch abgeht, in apolo-

getischem Eifer den Glaubensgrund zu erhalten suchen, so wollen wir das schwindende Ehrgefühl und erkaltende Pflichtbewußtsein wecken; so daß die einzelnen Glieder unsrer Kirche ihren Anteil an der Lösung der großen Aufgaben derselben, nach Vermögen getreulich leisten. Mag auch die Zahl derer unter uns gering sein, die sich zu fragen haben: Bin ich noch fundamental oder schon modern liberal? so wird desto häufiger jene andre Frage am Platze sein: Bin ich fundamental und, im rechten Sinn, liberal zugleich? Baue ich gewissenhaft auf den Grund, wo Christus der Eckstein ist, und bin ich auch liberal gegen die Werkführer und Mitarbeiter und die zahllosen christlichen und heidnischen Lazarusse, die heute an allen Schwellen der Welttüren liegen? Und wenn heute die alliierten Mächte der Finsternis unter alten und neuen Formen eifrigst den Heilsgrund in Christo unterwühlen, sollten da Christi Streiter etwa nicht, als eine heilige Union, geschlossen gegen sie Front machen? Oder sollte etwa die kleine Schar des ewigen Führers heute nicht mehr imstande sein, in des Herrn Kraft und der Stärke seines Geistes, alle feindlichen Angriffe zu vereiteln; ja, sollten wir nicht lieber sterbend siegen, als der heiligen Sache des Erlösers untreu werden oder sein Werk lässig treiben? — „Es wird keiner gekrönt, er kämpfe denn recht."

THE GENIUS OF THE UNITED LUTHERAN CHURCH IN AMERICA

BY PROFESSOR JACOB A. CLUTZ, D. D., LL. D

It is not an easy thing to characterize a single individual adequately and accurately. The task is still more difficult when it is a group of individuals that is to be described, and naturally as the group becomes larger the difficulty increases proportionately. This difficulty grows chiefly out of the great complexity of life, especially in these modern times, whether it be the life of a single person or of a group of persons associated together for some common end or ends. It is increased also by the fact that it is so hard for any one to write objectively. His own tastes and preferences are almost sure to color his judgment and to bias his treatment of his subject. Hence no two writers are likely to agree in all particulars even in describing the same person or group of persons.

All this must be kept in mind in reading such a paper as this. The United Lutheran Church in America is a large body, the largest single organization of Lutherans in this country, and perhaps in the world. In territory it covers the entire United States and a considerable portion of the Dominion of Canada to the north of

us, with missionary operations reaching down into South America, and over into India, and Africa, and Japan. According to the statistics published in the Minutes of the Buffalo Convention, it embraces 36 constituent synods, 3,778 congregations, 2,537 pastors, 810,707 confirmed members and a baptized membership of 1,152,-466, with 3,445 Sunday schools, 55,111 officers and teachers, and 550,707 scholars enrolled. How could it be possible to give a full and adequate account of the organization, spirit, and aims, of such a body in an article of 8 to 10 pagees? We can only touch briefly on some of the more salient and outstanding features of them, and at best it will be only one man's story of what he sees in the organization and its work. Another writer might give a very different account. Even if there should be no direct contradictions, he would be almost sure to select different points for treatment, and to place the emphasis differently.

The United Lutheran Church in America was organized November 14, 1918 in the city of New York by the adoption of a Constitution and By-Laws and the election of officers. It was formed by the merging of the three older general bodies, The General Synod of the Evangelical Lutheran Church in the United States of America, organized in 1820, the General Council of the Evangelical Lutheran Church in North America, organized in 1867, and The United Synod of the Evangelical Lutheran Church in the South, organized in 1886. This merger had been prepared for by the previous action of the three general bodies and the approval of practically all their constituent synods. The preliminaries had been arranged by a Joint Committee on Ways and Means representing the three bodies. Three general conventions of the body have been held, the first merger convention in New York November 10-18, 1918; the second in Washington, D. C., October 19-27, 1920; and the third in Buffalo, New York, October 17-25, 1922. Naturally, in spirit and polity the new body is marked by many of the characteristics which belonged to one or the other or to all three of the general bodies which united to form it. But it also has some features which are new and unique, or have been more highly developed than in either of the other bodies. Among its most important and out-standing characteristics which mark its genius and its life, we note the following:

1. It is loyal to its Lutheran heritage in faith and practice. In evidence of this we need do no more than call attention to its Doctrinal Basis as set forth in Article II of its Constitution:

"Section 1. The United Lutheran Church in America receives and holds the canonical Scriptures of the Old and New Testament as the inspired Word of God, and as the only infallible rule and

standard of faith and practice, according to which all doctrines and teachers are to be judged.

"Section 2. The United Lutheran Church in America accepts the three ecumenical creeds; namely, the Apostles', the Nicene, and the Athanasian, as important testimonies drawn from the Holy Scriptures, and rejects all errors which they condemn.

"Section 3. The United Lutheran Church in America receives and holds the Unaltered Augsburg Confession as a correct exhibition of the faith and doctrine of the Evangelical Lutheran Church, founded upon the Word of God; and acknowledges all churches that sincerely hold and faithfully confess the doctrines of the Unaltered Augsburg Confession to be entitled to the name of Evangelical Lutheran.

"Section 4. The United Lutheran Church in America recognizes the Apology of the Augsburg Confession, the Smalkald Articles, the Large and Small Catechisms of Luther, and the Formula of Concord, as in the harmony of one and the same pure Scriptural faith."

2. It cherishes and expresses a fraternal regard for all other Lutherans who hold the true faith, and looks forward prayerfully and hopefully to the day when all such, at least in America, may be one in fact as well as in name and faith. In proof of this we again quote from the Preamble to the Constitution which, after reciting briefly the reasons for union and cooperation, continues, "We now invite and until such end be attained continue to invite all Evangelical Lutheran congregations and synods in America, one with us in the faith, to unite with us upon the terms of this Constitution, in one general organization, to be known as The United Lutheran Church in America."

3. In extending this invitation to an organic union of all Lutherans in America, it fully recognizes the cosmopolitan character of the Lutheran Church and the fact that it has preached the Gospel and won adherents in all lands, and that consequently we have in America Lutherans representing many nationalities and speaking many tongues. Hence it has formulated a definite linguistic policy for its guidance in all its future work, missionary and educational, congregational and synodical, and has adopted certain principles and methods of procedure in harmony therewith which it believes to be "essential to the normal development of the Lutheran Church in this country." The general spirit of these principles and methods will be indicated in this one statement:

"In a country in which, besides many native born Lutherans,

Lutherans from various lands and of different tongues meet in a common national relationship and life, the Church must preach the Gospel and admister the Sacraments not only in the common language of the country, but also in the languages of its various immigrant peoples so long as this may be found necessary for their highest spiritual welfare." For the entire statement see Minutes of the Washington Convention, pages 90-92.

4. Its attitude towards other Churches or denominations is at once truly catholic and evangelical. It believes in "one, holy, catholic, and apostolic Church" which embraces all true believers of every name and of every age, and which constitutes "the spiritual body of which Christ is the Head." It believes that "wherever the Word of God is preached and the Sacraments are administered, the Holy Spirit works faith in Christ. In every such place, therefore, there are believers in Jesus Christ, and wherever there are believers, there the one, holy, Church is present." Hence it makes no claim that the Lutheran Church is the only true Church, neither will it allow to any other group of Christians the right to arrogate to itself such a claim. It affirms, however, that "every group of Christians calling itself a Church will seek to express in its own life the attribute of the one, holy, catholic, apostolic Church," and that "those groups in which the Word of God is most purely preached and confessed, according to the Holy Scriptures, and in which the Sacraments are administered in the closest conformity to the institution of Christ, will be the most complete expression of the one, holy Church." For the complete discussion of this subject see Minutes of Washington Convention pages 93-96.

5. So much is being said and written these days about church union, and so many invitations are out for conferences on the subject, that it becomes necessary for every large group of churches such as the United Lutheran Church to take some stand on the subject and declare its position. This it has done in a very clear and positive way in the Washington Declaration of Principles Concerning the Church and Its External Relationships. See Minutes of Washington Convention pages 96-97. We quote the first paragraph dealing with this subject in full:

"We hold the union of Christians in a single organization to be of less importance than the agreement of Christians in the proclamation of the Gospel. We believe that the one, holy, catholic and apostolic Church exists through and under divergent forms of external organization. Union of organization we hold, therefore, to be a matter of expediency; agreement in testimony to be a matter of principle." This is in entire harmony with the teaching of the Augsburg Confession, Article VII, that "to the true unity of

the Church, it is enough to agree concerning the doctrine of the Gospel and the administration of the Sacraments." The logical sequence of this further statement is clear: "As a necessary step toward a genuine organic union, we believe that the Protestant Church Bodies in America should endeavor to set forth, definitely and positively, the views of Christian truth for which each of them does now actually stand, in order that by their clear and unequivocal testimony to what they hold to be the truth, the nature and extent of their agreements and disagreements may become apparent."

6. Federation and cooperation are other popular watchwords of the day. Seeing the futility of most if not all of the movements towards organic union many are now raising the cry for union of counsel and effort. They say, "Let us forget our differences of doctrine and practice, and get together in work. There are many tasks in which we can unite without agreement in faith, or in forms of worship and in rites and ceremonies." The Federal Council of the Churches of Christ in America is a characteristic and the most important movement of this kind.

On this subject the United Lutheran Church has adopted a mediating position. It has laid down certain general principles for its guidance the general purport of which may be gathered from the following extracts:

"It is our earnest desire to cooperate with other Church bodies in all such works as can be regarded as works of serving love; provided that such cooperation does not involve the surrender of our interpretation of the Gospel, the denial of conviction, or the suppression of our testimony to what we hold to be truth." "We cannot enter into any cooperative movement or organization which denies any of the doctrines or principles which we hold fundamental to the Christian message." "We cannot enter into any organization or movement which limits the cooperating churches in their confession of the truth or their testimony against error." "We cannot enter into cooperative movements or organizations whose purposes lie outside of the proper sphere of Church activity . . . We hold that the use of the Church organization as an agency for securing the enactment and enforcement of law or for the application of other methods of external force, is foreign to the true purpose for which the Church exists." "There are organizations and movements into which we cannot enter as a Church, in regard to which, however, the Church may definitely declare itself and which it may heartily commend to the pastors and members of its congregations as important spheres of activity, such as movements and organizations for social and political reform, the

enforcement of law and order, the settlement of industrial conflicts, the improvement of the material environments of life, and the like." See Minutes of Washington Convention pages 97-99.

In accordance with these principles the United Lutheran Church has declined to enter on a full membership in the Federal Council but has adopted a "consultative relation" to it by which it will cooperate in certain forms of activity which it can consistently approve and endorse. See Minutes of the Buffalo Convention pages 73-85.

7. In regard to national and international relations and responsibilities a very definite pronouncement was made at the Buffalo Convention last October the general purport of which is indicated in the following:

"It is not for the Church to lay down definite programs of action, or to formulate laws and seek to impose these on the civil authorities. This must be left to the civil powers themselves and to those in the State who are charged with the duties and responsibilities of government. But it is the right and duty of the Church to instruct its own members, and to bear testimony before all men, and especially before all rulers and legislators, concerning those principles of righteousness, and justice, and good will, and loving service, which ought to control nations as well as individuals in their relations and dealings with each other. It is also the right and duty of the Church, as a witness of Christ and the servant of the truth, to remind men that nations as well as individuals are amenable to the eternal laws of righteousness, and responsible to God, the moral Governor of the earth, who will assuredly punish them if they do not fear Him and keep His commandments, and deal justly with each other and with all men." For the entire deliverance "On International Peace and Good Will" see Minutes of Buffalo Convention pages 418-420.

8. In its internal life and work the United Lutheran Church is perhaps more compactly and more thoroughly organized than is common with most Lutheran bodies in this country. In harmony with the general principles of Lutheran Church polity it recognizes the fact that "congregations are the primary bodies through which power committed by Christ to the Church is normally exercised." But it also holds that "The representatives of congregations convened in Synod and acting in accordance with their Constitution are, for the ends defined in it, representatively the congregations themselves," and also that "Congregations representatively constituting the various Synods may elect delegates through those Synods to represent them in a general body, all decisions of which,

when made in accordance with the Constitution, bind so far as the terms of mutual agreeemnt make them binding, those congregations and Synods which consent to be represented in the general body." See Constitution Article III.

In accordance with these principles "The United Lutheran Church possesses its legislative, executive, and judicial forms of functioning. *Legislative.* This function belongs alone to the Conventions, which are to be held at least once in every two years. The powers and spheres for such legislation are defined in the Constitution and By-Laws. *Executive.* This belongs chiefly to the officers and to the Executive Board, as provided for in the Constitution. Naturally all of the General Boards and Committees partake of this function. It is, however, the special duty of the Executive Board to review and coordinate the work of all the other executive agencies. It is guided therein by the Constitution and By-Laws, as well as by the legislation of the Conventions held. *Judicial.* The judicial functions of the United Lutheran Church, so far as concerns the interpretation of law, rights or principles, or the binding character of any action, on the ground of doctrine or conscience, arising within the United Lutheran Church, are exercised through the Commission of Adjudication, when referred to said Commission by resolution of a Convention or by the appeal of any of its Synods, with the distinct provision, however, that decisions of said Commission are subject to revision and reversal by a Convention of the United Lutheran Church, according to a process provided for in the By-Laws of said United Lutheran Church, as well as by the legislation of the Conventions held." See "Practical Statement as to the Organized Work of the United Lutheran Church" in Minutes of Washington Convention pages 87-89.

Gettysburg, Pa.

THE ATTITUDE OF THE CHURCH TO NEW CLAIMS OF SCIENCE

(This paper was read by Chas. Enders at the West Missouri District Conference.)

Of late we have been hearing much concerning the controversies between Bible students and scientists. Newspapers and popular magazines have given much space to the conflict of opinions between the advocates of certain advanced scientific viewpoints and the zealous adherents of a literal interpretation of passages of the Bible which seem to contradict the findings of science.

This is nothing new. Such conflicts have been waged between theologians and scientists ever since man has ceased to study nature for the purpose of bolstering up traditional viewpoints concerning the laws of nature and of the universe and has tried instead to find out the truth concerning the earth and the universe as revealed in nature itself.

The official attitude of the Church towards claims of students of the natural sciences always has been one of suspicion of everything that departed in the least from any traditional viewpoint concerning the workings of the universe. At times the Church has been guilty of trying to crush the advocates of new theories and to silence them by threatening to use her power and her influence to imprison them or even to put them to death. In the end, however, the authorities of the Church have come to recognize the truth of discoveries which they at first tried to suppress.

This is shown very clearly in the persecution of Galileo. Copernicus, a Polish monk, discovered that the earth is not the center of the universe, around which the sun and the moon and the stars move, but that the earth revolves on its axis and—together with other axis-revolving bodies—travels around the sun. This was contrary to all previous teaching concerning the earth and its relation to the universe. Copernicus himself was afraid to advocate this theory openly, although finally he did publish his system in book form. Galileo, professor of mathematics at Pisa and Padua, nearly a hundred years later became the pioneer champion of the Copernican System, after his own experiments with the telescope had given him proof of its truth. The monks, however, declared that this new doctrine was false, irrational and directly contrary to Scripture. The Church authorities forced Galileo with threats of imprisonment to cease teaching the Copernican System. For a long time leading men of the Church opposed this system. The Roman Catholic Church did not sanction the teaching of the Copernican System until 1822, more than 200 years after it was first proposed. After all the opposition to the new discovery, the Church finally had to admit its truth.

When geologists first claimed that the World cannot have been created in six days of twenty-four hours each, there was much opposition throughout the whole of the Christian Church to the theory that the creation days must have been long periods of time. There was a great outcry against scientists. Their findings were pronounced false by Bible students, because they seemed to contradict the Bible. Today, however, with very few exceptions, Bible students at least admit the possibility, and most of them accept

as a fact that the creation days were long periods of time, extending through indefinite numbers of years. Here, too, after much opposition, the truth of the new discovery has been admitted.

These experiences from the past should be a warning to the Church to be very careful in taking any definite attitude towards the new claims of science, and in particular to be very slow in opposing such claims as being contrary to the teachings of the Bible.

Much of the apparent ground for conflict between the Bible and science will disappear, when the purpose of the Bible is understood. At the very outset we must needs bear in mind, that the Bible is not a text-book of the natural sciences nor of any other branch of secular education, but that it is the divinely inspired authority on religion.

It is the purpose of the Bible to reveal the right relationship between God and man: what this relationship is; what is should be, and how it can become what it should be. These are the things with which the Bible concerns itself primarily. All that is in the Bible must be considered from the viewpoint of this purpose, for all in the Bible is subservient to this purpose.

Many things are touched upon in the Bible, because man's life is connected with or comes in contact with all things that are in this world, in this temporal state of existence. It is, therefore, but natural that we should find something of all the various sciences and arts in the Bible. If we find anything of cosmology, of geology, of botany, of biology, of physics, of chemistry, of history, of poetry, etc., in the Bible, these are there but incidentally to help round out the picture of human life and show it in its right relationships. However much the Bible may contain of what is of value in the study of the natural sciences, or of what serves the purpose of historical research, or of what furthers investigation in any other field of education and human endeavor, the Bible is not given to us primarily as an authority for secular study, research or investigation. Whatever is in the Bible in some way serves the purpose of divine revelation, but we cannot expect anything in the Bible to prove or refute theories concerning material or secular things which are the objects of human study and research.

The absurdity of using the Bible to support or refute scientific theories is seen in the use of Joshua 10: 12 by the opponents of the Copernican System to justify their opposition. In this Scripture verse Joshua is quoted as saying: "Sun, stand thou still upon Gibeon; And thou, Moon, in the Valley of Aijalon." If the sun does not move around the earth, Why did Joshua command the sun to stand still? Arguing on this basis, the opponents of

Copernicus and Galileo said that if the Copernican System were true the Bible would stand convicted of a falsehood. Joshua's command, however, is not a statement of a scientific fact or of a divine revelation. What he had to say concerning the sun and the moon and the earth in their relationship to one another naturally was expressed in the terms of the cosmology of his day. We have here not a divine revelation giving proof of the truth of the Ptolemaic cosmology, but simply an example of the consistency and the historical exactness of the Bible.

Other attempts to substitute study of biblical proof texts for scientific research work, or to support or refute scientific theories by statements from the Bible fare but little if any better than the use of the text from Joshua.

Although I have emphasized the fact that the Bible is not a textbook of the natural sciences, I would not be understood as saying that the Bible has nothing to contribute to the study of the natural sciences. The Bible makes a very fundamental contribution to this study in that it reveals the origin or the ultimate source of all things. Science can tell us much about the laws of nature and the substance of materia, but when it comes to the origin of things science is baffled. It can give no satisfactory answer to the question as to the origin of materia and of life. The Bible answers this question in that it reveals God as the Creator and Sustainer of the Universe.

The purpose of the biblical story of creation is not to give a scientifically exact account of all the details of creation, but to reveal the fact that God is the creator and that all things depend upon God for their existence. The sole purpose of the first two chapters of Genesis is to reveal that the universe came into being and is because of the creation and the providence of God. This is the fundamental fact concerning the natural sciences that we find in divine revelation as recorded in the Holy Scriptures.

In so far as the Church quotes Scripture, it can speak authoritatively on matters pertaining to the natural sciences only with respect to God's being the ultimate source of all things and the sustainer of the universe. When questions concerning the detailed development of creation or the functioning of the laws of nature are involved, the Church cannot speak with authority on the basis of the Bible. The determining of these details is a matter of scientific investigation and not of theological meditation and discussion.

If scientists in their investigations and experiments with respect to the details of creation and the laws of nature arrive at conclusions which are at variance with certain biblical statements,

the Church must not jump to the conclusion that the scientists are trying to discredit the Bible or that the Bible contradicts these findings. We must needs bear in mind, that the Bible in referring to things pertaining to the natural sciences does not aim to give an authoritative statement on these matters, but merely gives expression to the knowledge of these things in the times in which it was written, as in the passage from Joshua referred to above. Rather than assuming a hostile and suspicious attitude towards claims of science that differ in detail from the biblical story of creation, the Church should admit their possibility and leave it to the test of time and experience and of further investigation to prove whether these claims are true or not. The Church is justified in denying these claims only if they absolutely deny the biblical revelation that God is the creator and the sustainer of the universe.

In judging any claims of science as to its denial of God as creator, the Church should be very sure of its ground before it brings such a charge against science. The fact that a scientist may write a scientific treatise without referring to God does not of itself mean that the scientist is atheistic or agnostic in his treatment of his subject. It may mean simply that he is concerned with a presentation of the working of certain laws of nature or with certain facts of science, that do not necessarily call for a reference to God. We can no more expect to find evidences of theology in scientific writings than in any other secular writings.

Even when atheistic or agnostic scientists claim that a certain theory denies the hand of God in creation, they may be stating only their personal bias concerning the theory. Others may find that there is nothing in the theory itself that is incompatible with the acceptance of God as creator. We find an illustration of this in the difference of opinion with respect to evolution. Agnostics and atheists claim that evolution does away with the belief in a creator, but Darwin himself never made this claim. In his "Origin of Species" Darwin says: "There is a grandeur in this view of life with its several powers, having been originally breathed by the Creator into a few forms or into one; . . . The early Semitic creation stories are beautiful, as reflecting the genesis of religious thought, and as conveying the eternal truth that in the beginning it was God who created the heavens and the earth; but when we are to consider seriously the very progress of creation, is evolution less eloquent, with its knowledge that God is a continuing Creator, working now as of old, overshadowing our destinies?" The theory of evolution in itself does not deny the need for the creative power

of God. This is one of the teachings of science towards which the Church should maintain an attitude of openmindedness. Whether evolution, with recognition of God as the creator, eventually be definitely established as true beyond any cavil or doubt, or whether it be proven false by some new discovery and be discarded, the Church has nothing to lose and everything to gain by an attitude of openmindedness. The eventual definite acceptance or rejection of evolution can make no difference in the eternal principles of divine revelation which are the fundamentals of Christianity. (In making this definite statement with respect to evolution, I would have it understood in the light of what I have stated above, namely that God is the ultimate source of things. No claims of science that in themselves deny God can be true.)

An attitude of firm conviction with respect to the fact that God is the creator, and of openmindedness with respect to details of creation and of laws of nature, is the only honorable and honest position that the Church can take with regard to the claims of science. The Church subjects itself to ridicule and to loss of respect and influence, both if it gives the stamp of approval on new claims of science, before they have been tested sufficiently as to their truth, and also if it opposes new claims of science, because they are contrary to the traditional belief concerning the matters with which these claims deal.

The attitude of the Church to the claims of science is of the utmost importance to the Church itself and to the furthering of religion amongst our young people. We are living in an age of scientific investigation and of instruction based on these investigations. Our young people, who go to the colleges and universities, must deal with the "scientific spirit and method which is the groundwork of present-day instruction." Shall we say to our young people, as some leaders in the Church are doing, that they must choose between the Bible and the findings of science, and thereby drive our young people into indifference to religion, if not into actual agnosticism and atheism? If we take such a position, we are fair neither to Christianity nor to science and we do incalculable harm both to the Church and to our young people. There is no irreconcilable difference between the revelation contained in the Bible and the findings of science. Whatever there may seem to be of incompatibility between religion and science, is to be found in traditional viewpoints and in man-made formulas, into which the eternal verities of the Christian religion have been cast in times past. Without doing violence to the Holy Scriptures as a vehicle of divine revelation, we can present the Christian religion in terms compatible with scientific truth. As Dr. Wm. Pierson

Merrill says: "The Christian religion is capable of being stated in such a way that it can live in hearty and self-respecting fellowship with modern science. And the Church is not beginning to meet its grave responsibility for oversight of the souls of its youth, until it is going to the extreme limit of possibility in presenting the truth of Christ in terms that do not clash with the truth of modern science."

SPENER AND THE BEGINNINGS OF PIETISM

By Professor P. Crusius

Pietism, on the one hand, has been made to mean all kinds of asceticism, mysticism, separatism, and paroxysm from the middle ages to the present, and on the other is limited to some seventy years between 1677 and 1747. Some historians explain it simply as a phenomenon of action and reaction, springing from a vigorous opposition to a desiccated orthodoxy, and declining through its own extravagance; others attempt to identify it with all the perfectionist movements of the Christian Church at all times and in all countries. But the first explanation fails to do justice to the numerous forerunners of pietism, to the individual influence of Spener and Francke in their time, and the really lasting influence of the movement on later theology; while the second does the most worthy men the injustice to throw them into a class with enthusiastic fanatics and adventurous hypocrites. It is the object of this paper to show that pietism is in the truest sense a Lutheran movement, the unfinished work of the Lutheran reformation carried on by Lutheran theologians. In this sense, we shall endeavor to look rather for the positive than for the negative origin of pietism; to view it as something that was withheld for a hundred years by unfortunate conditions rather than by them brought forth.

For notwithstanding that Spener himself, his associates and forerunners, sighed with the old churchfathers: "Ah, in quae nos tempora reservasti Domine"—or that Grossgebauer published a work with the gloomy title: "The voice of the watchman from the desolate city of Sion"—the very fact that through all the night of a hundred melancholy years there were the cheerful voices, the glimmering lights of such watchmen, and that Spener himself could see the dawn of a new day, or to use his own figure, "the budding of the trees in the new spring—this proves that the vital spark of life had not left the Lutheran Church. Tholuck, in a study of the Lutheran theologians from Luther to Spener, has shown that there was always present in the Evangelical Church a capacity for development that finally brought its fruition in pie-

tism. Not for a moment forgetting the lamentable conditions in the church, or completely discrediting even the gloomiest pictures, we should regard these conditions as a task of improvement for the church, for the accomplishment of which pietism must fit it, and not as the cause of pietism. Or, let us say that pietism brought to the Church those very elements which it was lacking, but having which, it could slough off its defects.

The reformation had established a new church in Germany, which in principle was indeed widely different from the Roman Church, but in spirit not always so different. In the formal and material principles of Justification by Faith and Authority of the Scriptures, Luther came back to the eternal basis of the Christian Church. It must be the mission of his followers to hold fast these principles, and by their extension and application to continue the work of the Reformation, especially in the organization of the church and in the practical Christian life of the individual. The former was in part accomplished by the epigones of Luther with praiseworthy faithfulness and an obstinate display of all moral and physical powers. But in their zeal for the Lutheran doctrine, the care for a truly Christian congregational life and its corrollary, the Christian life of the individual, was in general neglected. A hundred years after Luther, the German people were in their church life no better than their ancestors before the Reformation. In the place of bishops, princes; in the place of medieval scholasticism, a formal orthodox school theology. The Bible had given place to Lutheran doctrine, and sermons show a remarkable similarity to the products of Roman Catholic homiletics. The picture is gloomy, but it is only one side. There is a brighter.

From the very beginnings of Protestantism, there were theologians who recognized its mystical element, and while others were building an elaborate system of theology, pleaded for the inner life. Such were Weigel, Boehme, Johann Arnd, Luetkemann, Mueller, Scriver. There were singers, too, who out of the fulness of their hearts poured forth hymns of surprising richness and touching depth, the very gems of German devotional literature. No one will assert that these lofty, living songs (of Gerhardt, Heermann, and others) with their personal, subjective touch were inspired by mere dusty dogma. Indeed they came out of the true spiritual life of which the Evangelical Church is always capable. Then there were theologians like J. Gerhard, Valentin, Andreae, George Calixtus, Schuppius, and Grossgebauer, who raised their protest against existing abuses, and suggested remedies for them. Grossgebauer went so far as to declare that not an improvement but a reformation was necessary. "Our people," he remarks "say,

we have been in church, just as the papists say, we have been to mass." This mere church righteousness he and Arnd did much to supplant by a truer everyday godliness. Their child in spirit was Spener, who by his example and influence became the leader, not the author, of the movement known as pietism. So thoroughly is he identified with it, however, that an account of his life from that point is a history of pietism.

Philipp Jakob Spener was born on the thirteenth of January, 1635, in the town of Rappoltweiler in upper Elsass. Both his father and mother came from Strassburg, and of that city Spener always spoke as his "Vaterstadt". Even as a boy, Spener was pious, serious, and retiring to such an extent that later, as a proof that in his youth he had been evil, he could only say that in his twelfth year he had been persuaded to dance, but overcome by such fear that he had run away (from the dance), and never danced again. Besides his very pious parents, he owed much to his godmother, the Countess Agatha von Rappoltstein, who by her exemplary and devout life made a deep impression on the boy. At her death in 1648 he desired "with her to depart this life and at that time daily attempted to force his end (Aufloesung) from God in prayer." While thereby "his mind was led to the future heavenly things, God no less blessed for this end the reading of two books translated from the English, the 'Golden Treasury' of Emmanuel Sonthom and the 'Praxis Pietatis' of Bayle, which books besides Arnd's 'Wahres Christentum' and the Bible were most in his hands."

At sixteen he entered the University of Strassburg, where he led a studious and secluded existence far from all the rude social life of the other students. He developed into a learned theologian, excelling in philosophy, history, and kindred subjects. In 1653, he attained the master's degree by a disputation against Hobbes. He had already begun to lecture in philosophy and history at Strassburg when, in 1659, he went to the University of Basel to continue his studies in the oriental languages. In the following year he went to Geneva, where sickness detained him so long that he gave up his plan of traveling in France.

This sojourn of Spener's in Geneva was as important for his whole life as his connection with the church of Strassburg. The Alsatian church was at Spener's time thoroughly Lutheran, but early in the sixteenth century it had been as thoroughly Zwinglian. In its complete abolition of 'idolatry', i. e., bells, altars, organs, vestments, funeral sermons, and tombstones, it had, if possible, even surpassed the much ruder Zuerich. After the interim of 1548, gradually turning to the Lutheran rule and service, Strassburg

kept much of the simplicity of the Reformed churches. There were striking differences in the sacraments and ritual of the older Lutheran Church in Saxony, which Spener later condemned. In Geneva Spener became acquainted at first hand with the rule and life of the Calvinistic Church; and through Antoine Leger, he became acquainted with the history of the Waldensian Church. Most important of all, he heard the preaching of Labadie, the reformer of the Reformed Church, visited him and got a hearty welcome. The first fruit of his literary labors was a translation of Labadie's 'Manuel de Piété.' And though Spener did not endorse Labadie's later separation from the Reformed Church, he always held him in highest esteem, and often defended him at the risk of being himself called a Labadist.

In 1661 Spener returned to Strassburg, full of enthusiasm for the practical Christian life of the Reformed Church, and eager to give his own Evangelical Church some of its blessings. There was a short stay at Tuebingen before he became pastor of the free church and university lecturer at Strassburg. In 1664, not without much urging from his friends, who saw that he was marked for a career in the Church, he took the degree of Doctor of Divinity, and on the same day—likewise on the advice of others rather than from any wish of his own,—he was married.

In 1666, Spener, then only thirty-one, was called to Frankfurt-on-the-Main as the first pastor and dean of the clergy. With much reluctance, and only on account of the conviction that it was the call of the Lord, he accepted the charge. It was no easy task. By his own confession, Spener was timid and bashful, especially in his personal contact with men. Nor had he any remarkable talent for directing or organizing affairs, so that in a sense, no one seemed less fit to be a reformer or even a great dignitary of the Church, and when it came to the execution of his wishes, he always displayed a certain timidity and bashfulness.

The inner motive of his life was his conscientiousness, which permeates his whole Christian activity; and conscientiousness is the essential element of practical piety, that is, pietism. Spener desired above all the *reality* of the Christian confession and a life consistent with this confession; he was therefore an enemy of hypocrisy no less then godlessness. The guide of such a truly Christian life and such a practical piety was not, however, the father confessor, not the inner light, but the Scriptures, and conscience by them illuminated and convinced. But as this Christian conscientiousness or subjective piety was frequently applied according to the letter of the Scriptures in a one-sided way and consequently came into conflict with the world, it was only too apt, instead of

suffusing the worldly life with the spirit of Christ, to congeal in unfruitful asceticism, self-righteousness, and spiritual pride. Spener kept himself free from those extremes and errors, because he had toleration as well as conscientiousness. And these admirable traits made him, with his learning and training, the reformer of the Church.

In Frankfurt, Spener found a very suitable soil for the introduction of his plans for the improvement of the church. This old imperial city was in doctrine, to be sure, Lutheran,—two Reformed congregations were even compelled to worship outside the gates of the city. Yet Spener himself counted these churches more fortunate than his own in earnestness of spirit. The fact that the young patricians of Frankfurt, the future 'Schoeffen', got their higher education in the Netherlands and in Geneva or France, and naturally returned with no strong Lutheran prejudices, but rather a preference for political and religious liberty, made Spener's innovations the easier and secured them all the more influence.

The first work was the improvement of catechetical instruction, which, though not neglected, had become lax and mechanical. Spener opposed the vast amount of meaningless memorizing and reciting; he confined it to the learning of Luther's smaller catechism and made the thorough understanding of what had been learned his main object. Then he made his sermons more attractive and effective by keeping out polemical discussions and attempting to make his hearers more familiar with the Bible. A sermon preached in 1669 on the false and insufficient righteousness of the pharisees brought a division amongst his hearers, some vowing they would never come to hear him again, others filled with wholesome fear, convinced of their inconsistent lives and roused to a real repentance. It was not long before the desire for Christian devotional meetings led to the organization of *'collegia pietatis.'* With these collegia, analogous to the 'collegia privata' given by professors in their own homes, Spener was acquainted through personal experience as well as through a pamphlet published, in 1668, called "L'exercice prophétique." They consisted of short prayer, reading and explanations of the Scriptures, free discussion of the portion read, and closing prayer. In the first years, not the Scriptures, but the devotional works of Baile and Luetkemann and Hunnius' 'Epitome Credendorum' were read.

What brought about these collegia pietatis, in which especially the necessity and possibility of the new obedience and thus of the imitation of Christ were discussed, was the desire of a few friends "to avoid conversation and discourse of ordinary life, where nothing but idle, even sinful things, unseemly jests and such were heard, to

have an opportunity to talk in love about the one thing needed." Such a purpose Spener praised and supported, and to avoid any undue comment offered the use of his study for the meetings. As this was a private affair, he considered the consent of the clergy or the magistracy unnecessary, and indeed found the less opposition as most of the interested were (a few) scholars.

But soon people of all ranks and ages, learned and unlearned, high and low, students, theologians, jurists, physicians, merchants, laborers, and—unseen listeners in an adjoining room—many (over one hundred) Christian women, all took part. In 1682 Spener finally got permission to conduct these meetings in the church. Their nature changed at once, for the unlearned no longer dared to speak in the church. In the meantime, however, others began to conduct similar meetings in Frankfort; numerous small conventicles arose, not without perversion and exaggeration:—"even maids began to be aroused and by word and example to rouse others." In 1675 and 1676, one Fraeulein von Merlau did much for the spread of practical Christianity by regular meetings in her aunt's house until Spener himself put a stop to these meetings on account of certain abuses. In consequence of these movements and exaggerations, there arose a general outcry against all 'conventicles.' Of themselves there was nothing in them to which Lutheran orthodoxy could object, as the Smalkald articles had declared that the gospel was to be furthered "per mutuum colloquium ac consolationem fratrum," and in 1631 the faculty of Wittenberg had endorsed the plan for a fraternity or philadelphia of good friends. It was the extravagances, the exclusiveness, the separatism, the tendency of devotees to absent themselves from communion and church service that in a few years brought on spiteful attacks and suspicions. People spoke of a new religion, of Labadistic syncretism, of Quaker fanaticism. Some pastors feared a surrender of their own influence, and for participation in the collegia pietatis, there arose in derision the name of 'pietists'.

It is remarkable in that quarrelsome age, not that the collegia pietatis were attacked, but that they could continue so long without opposition. Spener's caution and modesty, as well as his firm orthodoxy, had made him sofar unassailable. In fact Spener could venture, in 1675, to appear with his *'Pia Desideria,'* or 'Heartfelt Longing for a Reform of the True Evangelical Church,' first as a preface to Arnd's Postille, later in separate form. In this publication Spener made six proposals as the best means of restoring the life of the church.

1. The earnest cultivation of a more general and thorough familiarity with the Holy Scriptures by means of private meetings.

2. A practical carrying out of the principle of the universality of the Christian priesthood by a participation of the laity in the spiritual government of the church and the holding of family worship.

3. A serious laying to heart of the fact that a knowledge of Christianity must be attended by the practise of it as its indispensable sign and supplement.

4. The conversion of the habit of making merely didactic, often bitter, attacks on the heterodox and unbelievers into a treatment of them instigated by genuine affection and animated by simple desire of doing them good.

5. A reorganization of the theological training of the universities, in such a way that young divines should be urged, not only to diligence in their studies, but above all to devout lives.

6. A different style of preaching:—in the place of pleasing rhetoric, the implanting of Christianity in the inner or new man; the soul of which is faith, and its effects the fruits of life.

What Spener thought of the preachers' office, we may see by the rules he laid down for himself:

1. I will do naught but uplift. (Therefore avoidance of all learned references.)

2. I will use plain and direct language.

3. I will openly show and never conceal the emotions into which a sermon puts me.

4. Gladly admit my own weakness.

5. Avoid even the semblance of seeking for myself to gain dominion over the conscience of my congregation.

6. Often ask the congregation to remember my work in their prayers.

7. Whenever possible, leave untouched all disputed points.

8. To preach no sermons on eternal punishment only, but rather to reach the hearts through representations of the love of God and all divine benefits.

9. Exhort my hearers at all times to examine their hearts and consciences.

10. Preach the gospel more than the law.

11. Exhort my hearers diligently to read the Bible.

Speners' complaints were earnest, his plans far-reaching, but they found a ready echo. In 1675, Spener writes: "that the students themselves have in many places raised their voices, I have noticed with joy; such movements of the minds are an unmistakable

sign of divine authority, and denote that a time is approaching when God will take mercy on his church." In 1693, Spener could publish more than ninety letters which he had received in defense of Pietism as a proof that he had only given expression to that which was in the hearts of many. The principle brought forward by the Reformation, of the universal priesthood of believers, had, in spite of being discredited its effect. The lay element began to feel its rights and duties. More than once Spener makes the remark that laymen often see farther and clearer in religion than the theologians in their 'laissez faire'. The reaction was directed, from various places and points of view, against faults that the clergy should have remedied a hundred years before—against the neglect of the ecclesiastic rights of the congregations and the laity, against the theoretical and practical defects of the educational systems, and against the neglect of confessions, catechization, and pastoral work, as well as against moral laxity, indifference and transgressions.

Beginning in 1686, we meet pietism as a theological tendency at Leipzig. Strangely enough, it was Carpzov, later Spener's bitter antagonist, who called the attention of the students to pietism. He suggested an 'exercitium biblicum' after the manner of the 'collegia anthologica vel homiletica', and the suggestion was at once carried out by two young masters of theology, Paul Anton and August Hermann Francke. The attendance of professors, masters, and students at the collegia philobiblica was so great that Anton's room was not large enough, and Alberti, professor of theology, gave the use of his study. Suggested by Carpzov and favored by the other professors, these collegia enjoyed immunity and flourished—till Spener himself was called to Dresden. Then it was seen that Carpzov's vanity was greater than his zeal for practical Christianity.

The call to Dresden came to Spener in 1686. By his personal influence, and consciously or unconsciously borne on the tide of peculiar ecclesiastic conditions on the upper Rhine, he had for twenty years administered the difficult and responsible position at Frankfurt. The new sphere of labor gave him a much wider influence but also greater difficulties. Upon the influence of the courtpreacher as confessor to the elector of Saxony, depended his in the church generally. At first, the elector was very favorable toward Spener; indeed it was at his especial request that he was called to Dresden. But the elector was away much of the time on his campaigns, and after a short time heard Spener seldom even when he was in Dresden. Spener met the first opposition in Leipzig through the envy of Carpzov, Alberti, and Olearius, professors

of theology, who were unwilling to see a stranger put in the highest office of the church. When Spener administered a reproof concerning the absence of exegetical exercises in the university, Carpzov replied by preaching against the pietists—and thus introduced this name into Leipzig.

Meanwhile Spener had been bringing trouble upon himself. As in Frankfurt, so in Dresden he had been solicitous about the catechetical examinations. Encouraged at first by the elector, he held these exercises in his own room, attended by many persons of high rank, while the theologians made the remark that "the elector had asked for a courtpreacher and got a schoolmaster." The occasion of Spener's complete break with the elector was a letter in which he charged the duke with some of his transgressions and called on him to repentance—a letter which Spener himself calls "long and frank, but modest."

The elector would have been only too glad to remove Spener from office, but that he feared such action would draw on him the attention of all Germany; and Spener would have been glad to go, but that he felt God had placed him there for the performance of a task that was not yet finished. A call from Berlin in 1696 to become provost of the Nikolaikirche brought an end to this unsatisfactory condition.

The position in Berlin was far more agreeable to Spener than that in Dresden, for he was under a government where religious toleration was a maxim, and the pastors gave their attention to the practical duties of their office. As in Frankfurt and Dresden, Spener at once began his catechetical exercises, preached twice a week, and brought a number of theological students into his house in a "collegium philobiblicum.' He exerted a direct influence in the appointment to offices, and secured positions for men of his own convictions. Thus he had the theological chairs at the new university of Halle filled by his friends Breithaupt, Francke, and Anton. Halle was for a long time the seat of pietism. The main difference between the new pietist school and the orthodox Lutherans was not one affecting doctrine directly, inasmuch as Spener adhered at every point to the Lutheran faith. The difference arose from his conception of Christianity as chiefly consisting in a change of heart and consequent holiness of life, while the orthodox Lutherans of the time made it consist mainly in the correctness of doctrine. At the same time the greater importance which he attached to the religious life and to practical godliness rather than a correctness of belief, the restoration of the Bible to its place of superiority over the creeds, involved numerous possible departures from and advances beyond the Lutheran doctrine of the sev-

enteenth century. Again, the earnestness with which he had insisted on the necessity of a new birth, and on a separation of Christians from the world, led to exaggeration and fanaticism among followers less distinguished than himself for wisdom and moderation.

While Spener was hard put to it to prevent some of the deplorable extravagances of his more fanatical followers, the abuse of all the opponents of pietism was heaped upon him. The very crown of this abuse was a pamphlet published by the entire faculty of the University of Wittenberg, in which Spener is found guilty of heresy on no less than two hundred and eighty-three separate counts. We must admire the indefatigability of the busy man who took the time and pains to answer any reasonable opponent—though he deplored the loss of so much time in mere polemics.

Indeed, we must wonder where Spener found time for all his literary activity. His pastoral and administrative work was alone a large task; but that done, Spener would turn to his sermons, his books, and letters. In one year he had answered six-hundred and twenty-two letters, and three hundred still lay unanswered. Thus with books and letters, Spener's influence spread far beyond the reach of his spoken sermons, and what with Frankfurt, Dresden, and Berlin as centers of his activity, this influence was felt in all parts of Germany. He succeeded in winning the confidence of a number of German princes and statesmen, like the Duke of Wuerttemberg at Tuebingen, the counts of Wetterau at Frankfurt, Duke Ernst of Gotha at Berlin, and for that matter the Elector of Saxony never lost his respect for Spener.

Spener died in Berlin, at the age of seventy, in 1705. What had he accomplished, or lived to see accomplished in the Lutheran Church? At his death, his opponents in theology were still more numerous than his adherents; but in his time and later, men of his own type of mind were beginning to occupy high places in the church and filling the chairs of theology at Halle, Giessen, Jena, and Koenigsberg, whence there went forth more disciples of pietism. There had been a great revival, due to pietism, of Biblical studies in Germany, and a Biblical basis had once more been given to theology. Religion was once more an affair of the heart and life, and not merely of the intellect. Thanks to pietism, the rights of the laity had been vindicated in regard to their own beliefs and the work of the church, against the assumptions of an arrogant clergy. Most important of all, perhaps, was the stimulation of public and private generosity in the erection of great orphanages and other benevolent institutions. Happily, he was not

spared to see some of the sad things in the decline of pietism as a movement.

In what relation shall we say Spener stood to pietism? Undoubtedly he was the center of the movement; the spiritual child of Arnd and Grossgebauer, the spiritual father of Francke and a line of later theologians. He was the leader of the movement in his day, not merely through the high positions at Dresden and Frankfurt, but through the force of his Christian personality and the lofty moderation of his theological character. The age could not have stood the harshness of the later Franckian pietism; only a personality like Spener could lead the church over to subjective piety.

That the influence of Spener reaches down into our own time must be apparent even from this imperfect sketch of his activity and his tendencies. For the Evangelical Church, Spener is of paramount interest. He is its great archetype, and deserves a hall named in his honor in the New Eden. The Lutheran theologians who opposed his practices (they could not assail his theology) forsaw quite correctly that—to repeat a previous statement—"the greater importance which he attached to the religious life and to practical godliness than to correctness of belief (from the strictly confessional standpoint), this restoration of the Bible to its place of superiority over the creeds, involved numerous possible departures from and advances beyond the Lutheran doctrine of the seventeenth century." It involved nothing less than the Union of 1817, and Spener was Evangelical a hundred years before the Union. Some of the movements of our own church today are strangely reminiscent of Spener's interests: our discussions relative to "Vertiefung des geistlichen Lebens", the "restoration of the family altar", and Evangelization, not to mention the revision of the Catechism,—all these were a part of Spener's work. Pietism under Spener was the first Forward Movement.







Editorielle Aeußerungen.

Die Konferenzen als Spiegel unsers synodalen Lebens.

Unser synodales Leben kann man auf mancherlei Weise studieren: in der eignen Gemeinde, in den Kirchenblättern, auf Missionsfesten u. s. w. Will man aber seiner da habhaft werden, wo es in breiterem Strom flutet, so muß man die Distriktskonferenzen besuchen. Auf diesen werden synodale Angelegenheiten verhandelt, so wie dieselben in den Berichten der Beamten und Behörden vorliegen, und es sind genug Pastoren und Gemeindevertreter da, um uns zu einem vielseitigen Eindruck zu verhelfen. Aus der Art der Berichte und aus der Weise, wie die Konferenzglieder darauf reagieren, wird sich ein ziemlich deutliches Bild nicht nur unsers synodalen Betriebs ergeben, sondern auch des Geistes, der in unsrer Synode zu Hause ist.

Das erste, was einem Außenstehenden auffallen würde, ist der Umstand, daß es auf diesen Konferenzen außerordentlich friedlich abgeht. Natürlich hier und da platzen wohl die Geister aufeinander aus persönlichen Gründen. Auch sind die Nachwirkungen des unseligen Kriegs noch lange nicht überwunden, und eine unglückliche Stellungnahme zu denselben, oder zu dem Gegensatz von Deutsch und Englisch, kann höchste Erbitterung und leidenschaftliche Ausbrüche hervorrufen. Aber davon abgesehen ist eine gewöhnliche Konferenzsitzung ein Stück „Stillleben," wie es etwa ein holländischer Maler darstellt, sagen wir im Bild eines Teiches in ländlicher Gegend, in dem sich der freundliche Himmel spiegelt, während das Vieh im Schatten der Bäume des Ufers lagert. Es wird einem träumerisch zu Mut beim Anblick eines solchen Bildes, und — sagen wir es offen — bei mancher Konferenzsitzung ist es ähnlich, der Träumer gibt es mehr als der Wachen. Wir können es kaum mystische Versunkenheit nennen — oder quietistische Kontemplation — es sieht vielmehr verzweifelt nach ganz gewöhnlicher Langeweile aus.

Der Grund liegt darin, daß unsre Konferenzen wesentlich Geschäftsversammlungen sind. Diese Geschäfte werden routinemäßig abgewickelt. Längere Diskussionen sind selten erwünscht. Zuweilen wird es den Konferenzen öffentlich gesagt, sie sollten nicht zu viel Beschlüsse fassen, denn dieselben „ändern doch an der Sache nichts." Da kann man sich nicht wundern, wenn oft genug nach der Verlesung eines Komiteeberichts einer aufsteht und sagt: „Ich stelle den Antrag, den Bericht des Komitees en bloc anzunehmen!"

Bei den Geschäften spielt natürlich das Materielle die Hauptrolle, das Geld ist der „nervus verum." Wie können wir die Ge-

meinden veranlassen, daß sie das **Budget** aufbringen? Das ist die große Frage, die seit langem alles andere überschattet. Selbstverständlich ist das eine sehr wesentliche Frage. In einer Aufstellung des Indiana-Distrikts (Prot. S. 28) lesen wir, daß von unsern 1343 Gemeinden bloß 153 ihre Quote voll aufgebracht haben, 90 gaben 75% derselben, 89 50%, 286 25%, 304 weniger als 25%, und 168 gaben gar nichts! Die Folge ist, daß sich die Synode vor ein Defizit von $100,000 gestellt sieht (der Mißerfolg **eines** Jahres).

Unter diesen Umständen mußte die Budgetangelegenheit auf den Konferenzen als das größte und nächstliegende Problem in den Vordergrund gerückt werden. Es steht auch zu hoffen, daß Pastoren und Gemeinden diesem Uebel mit mehr Energie zu Leibe gehen, sonst bildet es sich zu einem chronischen aus, und chronische Leiden können bekanntlich nur auf wenig Sympathie rechnen, und sie sind schwer heilbar.

Jedoch, mag das Materielle noch so wichtig sein, der Mensch regt sich darüber wenig auf, so lange sein eigener Haushalt nicht davon betroffen wird. Was den einzelnen, was Konferenzen einer Kirche in Bewegung setzt, ist der **Streit der Ideen**, ist der **Kampf um höhere Interessen**. An solchem Material fehlt es bei uns. Es hat eine Zeit gegeben, wo unsre Synode im Kampf gelegen für ihr Prinzip, den Standpunkt der Union — aber diese Zeit gehört längst der Vergangenheit an. Eine andere Zeit, wo die Sprachenfrage sie heftig bewegte — auch hier sind wir in ruhigeres Fahrwasser eingelaufen; oder auch, man hat es aufgegeben, gegen den Strom zu schwimmen. Schließlich ist der Krieg gekommen und war nahe daran, uns in feindliche Lager zu spalten; bis daß die Ernüchterung eintrat, und wir sahen, wir hatten Phantomen nachgejagt. Das einzige, was noch übrig geblieben, ist die Sozialtheologie, „the Social Gospel." Aber auch hier muß gesagt werden, daß es zwar unter uns noch einige Vorkämpfer desselben gibt, denen der Krieg nicht den Geist der Hoffnung gedämpft hat, und die nicht ohne Erfolg ihre Stimmen erheben. Aber die Synode als Ganzes ist noch weit davon entfernt, von dem sozialen Sauerteig durchdrungen zu sein. Es ist ihr eine neue Lehre, in die sie sich nicht ohne Schwierigkeit hineingewöhnen kann.

Die geistige Lage unsrer Synode ist in diesen Sachen anders als die vieler andrer Kirchen des Landes. Die Lutheraner haben stets die Lehre über das Leben gestellt; auch bei ihren Konferenzen spielt die Lehrunterweisung eine wichtige Rolle. Die Baptisten mühen sich augenblicklich mit den Glaubenssätzen ab, auf welche die „Fundamentalists" den Finger so nachdrücklich legen. Die Presbyterianer haben ihren Streit über die Evolution gehabt. Mr. Bryan hat sie gezwungen, dazu Stellung zu nehmen. Die Episkopalen arbeiten an der Verwirklichung ihres großen Ideals der Kirchenvereinigung.

Bei uns fehlen alle diese Dinge. Eine Zeit lang hat unser Unionsherz dem Drang nach sichtbarer Einigung stark entgegengeschlagen; bis der Haß und die Lüge der Kriegszeit ihre verheerende Wirkung getan. Wissenschaft und Glaube dagegen haben bei uns noch nicht das Schwert gemessen. Unsrer pietistischen Vergangenheit entsprechend stehen wir fest auf den wesentlichen Dingen des christlichen Glaubens; in peripherischen Fragen sind wir geneigt, Freiheit und Milde walten zu lassen. Der Hauptnachdruck liegt bei uns auf dem Leben, nicht der Lehre; auf der sittlichen Ausgestaltung des Lebens, nicht auf der theoretischen Korrektheit seines dogmatischen Unterbaus.

So kommt es, daß wir auf den Konferenzen selten Lehrbesprechungen haben, sondern vielmehr Bibelbetrachtungen praktischen Charakters; daß wir für Erbauung mehr Sinn haben als für Wissenschaft; daß wir praktische Geistliche ausbilden, aber keine Gelehrte; daß der Aether philosophischer Spekulation für uns zu dünne Atmosphäre ist, und wir lieber in der Alltagsluft persönlicher Erfahrung bleiben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das unsern Konferenzen einen sehr einfachen und nüchtern praktischen Charakter gibt. Aber denselben Charakter hat unser ganzes synodales Leben. Empfinden wir das als einen Mangel, und wollen wir darüber hinauskommen, so kann die Besserung nur allmählich erfolgen. Indem einzelne höher streben und höher reichen, werden sie mit der Zeit die Gesamtheit um ein Geringes über das bisherige Niveau hinausheben.

Die Lähmung der sozialen Arbeit der Kirche.

Wer in der Kirche mehr als eine Anstalt zum Seligwerden sieht, wer glaubt, daß sie auch die Aufgabe hat, das Evangelium als einen Sauerteig in das Volks- und Völkerleben zu vermengen, der kann sich der Beobachtung nicht verschließen, daß die soziale Arbeit der Kirche im Zeichen der Verfinsterung steht. Als unter uns nach der „Prophet" einer neuen Gesellschaftsordnung, W. Rauschenbusch, lebte, und seine Bücher in jedermanns Hand waren, konnten mit ihm auch manche von uns glauben, daß wir vom Morgen eines neuen Tags nicht weit entfernt seien. Aber am 26. Juli 1918 starb Rauschenbusch mit dem vielsagenden und erschütternden Bekenntnis: „Ich fühle, daß ich nicht mehr glücklich sein kann auf dieser Welt." Der Krieg hatte ihm das Herz gebrochen, er hatte den Lebensnerv seiner Arbeit durchschnitten. Seine Hoffnung war auf den Sieg des Reiches Gottes auf Erden gerichtet gewesen, und nun lag diese Hoffnung mit gebrochenen Flügeln auf dem Boden. Was R. fühlte und fürchtete, ist eine Tatsache von tiefeingreifender Wirkung geworden: Der Krieg hat das soziale Wirken der Kirche unermeßlich geschädigt.

Man wende nicht ein, daß seitdem doch die Kirche, soweit sie im „Federal Council“ vertreten ist, die „Social Ideals of the Churches“ zu ihrem Programm erhoben hat, und daß die katholischen Bischöfe ein ähnliches getan. Das ist wohl richtig, aber die Kraft ist von der Kirche gewichen. Regierung und Kapital hören nicht mehr mit Respekt auf sie, und die Massen haben den Glauben an ihre Aufrichtigkeit verloren. Der Krieg stellte die Kirche auf eine große Probe — und sie hat diese Probe nicht bestanden! Wohl erhob sie ein hohes sittliches Programm auf den Schild, aber sie hat ihre eigensten Ideale verleugnet (s. „Die Kirchen und die Politik des Landes,“ Theol, Mag., Mai 1923, S. 211 ff.). Sie hat seit der Zeit wiederholt von Versöhnung und Völkerverbrüderung geredet. Aber es waren hohle Phrasen, sie hat nichts getan, um diese große Aufgabe zu verwirklichen. Sie hat vor allem die Hauptsache vergessen, nämlich Buße zu tun für ihre eignen Begehungs- und Unterlassungssünden.

Sie redet jetzt wieder viel von der Gottlosigkeit des Kriegs und von der Notwendigkeit, den Weg des Friedenskönigs zu beschreiten. Aber „was verkündigst du meine Rechte und nimmst meinen Bund in deinen Mund, so du doch meine Worte hinter dich wirfst?“ Ihre Taten sind lauter als ihre Worte, und wie soll man ihren Pazifismus für aufrichtig halten, wenn ihr doch die Sündenerkenntnis fehlt?

Ihr Versagen im Krieg geht ihr nach auf alle Gebiete ihrer Friedensarbeit. Sie kehrt zu ihrer sozialen Tätigkeit zurück und findet überall die stärkste Reaktion im Sattel. Das im Krieg allmächtige Kapital versucht, sein Uebergewicht auch im Frieden durchzusetzen.*) Wir wissen auch, wie wütend auf der ganzen Linie der Kampf gegen den Radikalismus („the Reds“) geführt wurde (Palmer und „the Department of Justice“), und was für ein gefügiges und machtvolles Werkzeug die Presse im Dienst der Finanzinteressen war und ist.

Auf der andern Seite sind der Kirche die Massen mehr als je aus der Hand gekommen. Wo sie die politische Macht haben, machen sie die entschiedenste Propaganda für Atheismus und Materialismus, zehn Mal mehr intolerant gegen Andersdenkende, als die bürgerliche Gesellschaft jemals gewesen. Der Kirche meinen sie ein gut Teil der Kriegshetze aufladen zu können. Wo sie die Macht nicht haben, wie bei uns, ist doch die Feindschaft gegen Kirche und kirchliche Arbeit vielfach verschärft. Rauschenbusch hoffte zu seiner Zeit noch, die Massen für das Christentum retten zu können durch Annahme des sozialen Programms seitens der Kirche (s. „Church and the Social Crisis,“

*) Zwar hat die United States Steel Co. sich durch weltliche wie kirchliche Opposition genötigt gesehen, die Abschaffung des Zwölfstundentags zu verheißen, aber die Liebedienerei der Kirche im Kriege hat ihr doch Fesseln angelegt.

besonderes Kap. 6 und 7). Jetzt scheint die Erfüllung dieser Hoffnung mehr illusorisch als seit Jahren.

Die große Lüge der Kriegsverblendung zieht die Kirche zu Boden. So lange hier nicht Remedur eintritt, muß allem ihrem Bemühen die Wahrheit und der Segen fehlen. Es ist oft kläglich und herzbeklemmend, in die kirchlichen Blätter zu schauen und zu sehen, wie sie sich mit Trivialitäten abgeben und der Welt Jammer vergessen. Ein sonst so liberales und menschliches Blatt wie das „Christian Century" verwandte kürzlich zwei große Spalten darauf, zu zeigen, warum man nicht „Reverend Smith" sagen könnte, sondern vielmehr „Reverend Mr. Smith" oder „Reverend A. Smith!"

Es mag sein, daß mancher unsrer Leser denkt, der Redakteur stehe selbst zu sehr unter dem Einfluß des Krieges, und das färbe seine Brille schwarz. Er ist sich aber bewußt, durch ziemlich zuverlässige „Gläser" zu sehen und wird in diesem Glauben durch die Tatsache bestärkt, daß anerkannte und führende Editoren der fortschrittlichen Presse der Kirche dieselbe Diagnose stellen, und daß es ihr daher dringend not tut, daß sie in sich gehe und den Herrn um Augensalbe bitte, damit sie sehend werde. Nur dann kann ihr das gute Gewissen und der klare Blick des Propheten die verlorene Sicherheit zurückgeben.

Persönliches.

Am 10. Juli wurde der Redakteur von einem Automobil überfahren. Die Verletzungen, die er davontrug, waren schwerer, als er selbst lange Zeit gewußt. Nie war er in seinem Leben dem Tode näher gewesen als an jenem Tage, nie dem noch schrecklicheren Lose, zu lebenslangem Siechtum verurteilt zu sein. Die Hand des Herrn hat diese Dinge gnädig abgewehrt. Es ist herzerquickend, zu solchen Zeiten die Vorsehung Gottes im persönlichen Leben gläubig zu erkennen und mit dem 116. Psalm zu bekennen: „Du hast meine Seele aus dem Tod gerissen!" Zugleich fühlt man die tiefgehende Verpflichtung, die in solchem Glauben liegt: „Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohltat, die er an mir tut? Ich will den heilsamen Kelch nehmen und des Herrn Namen predigen. Ich will meine Gelübde dem Herrn bezahlen, vor allem seinem Volk."

Diese Worte schreibt der Redakteur, während sein Oberkörper sich in einem Gipsverband befindet, der dem mittelalterlichen Brustpanzer nicht unähnlich ist. Dennoch ist es besser, so am Schreibtisch zu sitzen, auf hoffentlich nicht zu lange Zeit, als auf dem Rücken zu liegen sein Leben lang.

Das oben Gesagte erklärt das verspätete Erscheinen des Septemberheftes. Möge demselben sonst der Unfall des Redakteurs nicht geschadet haben!



A Brief Sketch of the Life and Career of Dr. Philip Vollmer

By J. H. Horstmann

Nearly a year has passed since Dr. Philip Vollmer accepted a call from the Seminary Board and left his position with Central Theological Seminary (Reformed Church in the United States), Dayton, Ohio, to become a member of the faculty of Eden Seminary at St. Louis, Mo. Since January, 1923, he has been active here as professor of New Testament Exegesis, Religious Education, and Sociology, and has in addition rendered valuable service in many ways as lecturer and preacher at Evangelical gatherings of many kinds. In this brief space of time he has succeeded in a remarkable manner in gaining the confidence and the esteem of all who have made his acquaintance, and his services along this line will no doubt be in constant demand. Since Dr. Vollmer came to us from another denomination, it seems only fitting that our pastors at least should be fully informed in regard to his career and accomplishments. That his career has been a most honorable one in the Reformed Church, and that his accomplishments as a student, a writer, and a theologian are of no mean order appears from the following sketch of his life and work which he has authorized the writer to present to the readers of the *Magazin*.

Philip Vollmer was born on November 28, 1860, in the city of Frankenthal, in the Rhenish Palatinate (Rheinpfalz), Germany, where he also attended the public schools. In 1875 he was confirmed in the United Evangelical Church on the basis of the Heidelberg Catechism. The years 1875—1878 he spent at St. Chrischona, Switzerland, learning the trade of printer and proof reader. During the same time he pursued private studies in Latin, English, German classics, and history. After two years' correspondence with Prof. Geo. Seibert, he came to America for the purpose of preparing for the ministry in the Bloomfield Theological School, arriving at New York on September 11, 1878, and entering the Seminary on the following day, where he pursued his studies for six years.

Educational Career

He spent three years in the Collegiate Department, graduating in June, 1881, and three years in the Theological Department, graduating on June 11, 1884. During this period he twice won the Dodd Prize for proficiency in English diction, was appointed a delegate to the Students' Missionary Conference, Hartford, Conn., and supplied the churches at Bloomfield, St. Peter's at Brooklyn, and at Lawrence, Mass.

After the completion of his regular theological course, Dr. Vollmer pursued graduate work in residence as follows: In the Union Theological Seminary, New York, under Drs. Ph. Schaff, Shedd, and Briggs, in 1884-85; in the University of Pennsylvania, in 1891-93; special courses

in the Neff School of Oratory, Philadelphia, Pa., in 1894; Studies in German University teaching and "Seminar" methods: at Heidelberg in 1895; at Strassburg in 1906; at Berlin, Leipzig, and Halle, in 1913. On June 15, 1899, he received from the Ursinus College of the Reformed Church the degree of Doctor of Divinity, honoris causa. From the beginning his work branched out into the pastorate, teaching, literature and administrative activities.

Pastoral Work

On April 3, 1884, Dr. Vollmer was licensed to preach by the Presbytery of Newark, N. J., and on October 28, 1884, was ordained in the German Presbyterian Friedenskirche, Brooklyn, N. Y., of which he was the founder (1884) and until October 30, 1889, the pastor. For sixteen years he was pastor of St. Paul's Reformed Church, Philadelphia, Pa. (1889-1905), during which period a new church and parsonage were built and the membership increased to over 900. On July 30, 1905, he opened the Karmel Mission in Philadelphia, and supplied it for fifteen months, in the years 1905-1907. During the past seventeen years (1905-1922) he acted as regular supply pastor in a considerable number of churches in Pennsylvania and Ohio.

Teaching Work

In 1882, Dr. Vollmer was tutor in Greek and English Grammar in Bloomfield College; 1885-87 he was instructor in General History and Greek in Bloomfield; 1898-1907 professor of the New Testament, Homiletics and Church History in the Ursinus School of Theology, Philadelphia, and in 1906, Acting Dean; 1907-1922, Professor of New Testament Literature and Theology and Secretary of the Faculty in Central Theological Seminary, Dayton, Ohio. During the same period he often delivered courses of lectures on biblical, social, and historical subjects at colleges, chautauquas, and summer schools.

General Church Activities

Both denominations in which Dr. Vollmer served entrusted him with a considerable amount of general church work of which he only mentions those official positions extending over a longer period. In the *Presbyterian Church:* Member of the Examination Committee for Exegesis, Brooklyn Presbytery, 1885-89; President of the German Presbyterian Convention, 1887; President of the Bloomfield Alumni Association, 1902. In the *Reformed Church:* President of the German Synod of the East, 1897; President of the Philadelphia German Classis, 1898; President of General Synod's Board of Ministerial Relief and Sustentation, 1905-22, in which work he took an especial interest; four times a delegate to the Quadrennial Alliance of the Reformed and Presbyterian Churches throughout the World (1913 in Scotland); a member of the Western Section of Reformed and Presbyterian Churches, 1909-1922; delegate to the First International Foreign Missionary Conference in 1900; a delegate to a Reformed Conference at Prague, Bohemia, in 1906; President of the Board of Trustees and also of the Board of Church Erection of the German Reformed Synod of the East, 1893-1904; Member of the Board of Directors of Ursinus College, 1905-1918,

and a Trustee of Central Theological Seminary in 1905-1919; Delegate to the Council of the Churches of Christ, 1914-1922; Member of the National Service Commission, 1917-1922; Vice-president of General Synod's Social Commission, 1920-1922; a delegate to the Commission on Life and Work, 1920-1922.

Literary Activity and Editorial Work

Besides contributing scores of single articles to papers and reviews, Dr. Vollmer performed for many years *regular editorial work* in connection with several papers and also published a number of books and pamphlets.

Fom 1885 to 1905 he was editor of the *Friedenstaube*, an eight-page Christian monthly. During 1901 to 1913 he was a weekly contributor to the *Reformed Church Messenger* on Church Conditions in Europe. During 1902 and 1903 he was an official contributor to the *Ref. Kirchenzeitung*. From 1905 to 1907 he was editor of the *Reformed Witness*. From 1920-22 he was contributor of "The Social Implications of the Sunday School Lessons" to the *Heidelberg Teacher*, *The Adult Quarterly*, and the *Evangelical Tidings*. Since 1921 he has been a regular contributor to the *Evangelical Herald*.

From 1879 to 1923 there have appeared the following books and pamphlets from his pen with a total number of 2,235 pages:

Das Beunruhigenste in der Welt; Katechismus in Bibelspruechen; Geschichte der Friedenskirche; Leitfaden in Bibelspruechen; Heidelberger Katechismus Zergliedert; Gustav Adolf; Shorter Heidelberg Catechism; Kurze Gebete fuer C. E. Vereine; Liederschatz ohne Noten; Liederschatz mit Noten; Old Testament and Social Reform (Prize Essay); Philip Melanchthon; Trostbrief an Kranke; Sound Exegesis and Preaching; Inspirational Value of Church History; Spirit and Method of Bible Study; N. T. General Introduction; John Calvin, Reformer and Statesman; N. T. Portrait of Jesus; Wie ensteht eine gute Predigt? The Modern Student's Life of Christ (5 editions); The Reformation a Liberating Force; History and Literature of the Apostolic Church; The Book of Revelation in the Light of Scientific Exegesis; Analytical Studies in the Epistles; What Is the Social Gospel? New Testament Sociology.

Family Relations

On June 29, 1885, Dr. Vollmer was married to Miss Mathilde W. Osann, a teacher in the Public Schools of Brooklyn, N. Y. Six children were born to them, of whom four survive: Mrs. Beatrice Powell of Philadelphia; Rev. Philip Vollmer, Jr., Ph.D., pastor of the Second Reformed Church, Cleveland, Ohio; Prof. Clement Vollmer, A.B., Ph.D., professor in the University of Pennsylvania, and Miss Thekla Vollmer, teacher of voice, Dayton, Ohio.

Dr. Vollmer was naturalized on Oct. 9, 1886, in the County Court, of Kings County, Brooklyn, N. Y. He has traveled extensively in the United States and Canada and made five trips to Europe, for rest, pleasure, and study.

Gustav Frenssen in Amerika.

Gustav Frenssens „Briefe aus Amerika," die von der Groteschen Verlagsbuchhandlung in Berlin veröffentlicht werden, sind uns ein wohltuender Beweis dafür, daß nicht jeder Deutsche (nach berühmten Mustern) vor den Tugenden und Vorzügen Amerikas seine eigene Seele verkauft. Der dithmarsche Pfarrer hat die Augen weit aufgemacht und trotz der Verträumtheit, die man dem weltberühmten Autor des „Jörn Uhl" zumutet, hat er alles gesehen — kritisch gesehen. Aus den Schilderungen (von denen wir hier einige von uns mit Stichworten betitelte Proben bringen dürfen) geht hervor, daß Frenssen eine durchaus sympathische Aufnahme gefunden hat, und daß er für den Zweck seiner Reise — für die Kinder Deutschlands Gutes zu wirken — sicherlich der rechte Mann war.

Größe.

. . . Machtvolles Menschentreiben! Ich merke, daß sie erwarten, daß ich staunen soll. Aber was soll mir großen Eindruck machen? Daß man Häuser bis zum fünfzigsten Stockwerk hinauftreiben kann . . ., daß man eine größere Form von Lokomotiven baut . . ., das Areal der Städte viele Meilen ausdehnt . . . das kann doch kein Gegenstand des Stolzes sein. Das kann Europa auch. Es ist nur ein bißchen mehr Kraft und Arbeit. Oder wollen sie stolz sein auf das weite, reiche Land, das sie bewohnen? Denn davon kommt es ja alles! Aber wie können sie darauf stolz sein: Das haben sie doch nicht gemacht wie Häuser und Lokomotiven? Das hat Gott ihnen gegeben. Mir scheint, das ist ein Irrtum dieses Volkes: sie sollten übermütig sein, daß Gott so gut mit ihnen ist, sie mit Segen überschüttet. Sie sollten übermütig sein vor Glück und Gottesfülle. Aber sie sind nicht übermütig, sie sind hochmütig. Sie sollten lachen, aber sie lachen nicht; sie sind zu gesetzt und hochmütig dazu. Sie sollten vor lauter Uebermut mit den Hacken bis an die Sterne hauen, das würde Gott freuen. Aber nun ziehen sie die Augenbrauen hoch und reden große Worte . . . ich fürchte größere, als ihre Seelen sind . . . und sehn auf Europa herab, von dessen inneren Qualen sie nichts ahnen. Der Chefredakteur einer großen anglo-amerikanischen Zeitung hier wollte mit mir sprechen. Als er aber erfuhr, daß ich kein Politiker wäre, sondern nur von deutscher und europäischer Kultur mit ihm reden wolle, ließ er sagen: "We will drop it." Was schiert einen großen Redakteur, was schiert das große erhabene Volk, das erste der Erde, die Kultur, die Seele eines andern Volkes?

Gericht.

Heute morgen war ich in einem großen Gerichtshof, in dem dreißig Richter Recht sprechen. Ich ging in mehrere Verhandlungssäle, von einem Psychiater, der in Deutschland studiert hatte, und seiner Frau begleitet, einem prächtigen Menschenpaar, er von irischer, sie von deutscher Herkunft, und bekam einen Platz neben dem Richter und hörte zu: Jugendsachen, Alimente, Ehesachen, Prostituierte. In jedem Saal waren außer den Beteiligten wohl hundert oder mehr Zuhörer. Es ging sehr demokratisch und sehr praktisch zu und gefiel mir gut. Schade, daß ich nicht alles verstand . . . einige der Verhörten sprachen ein schlimmes Englisch . . . und vor allem, daß ich die deutsche Gerichtsart nicht so kenne, um vergleichen zu können. Aber so viel schien

mir deutlich, daß in diesem Gerichtshof die Persönlichkeit des Richters und besonders des Einzelrichters mehr bedeutete als in Deutschland. Und mir ist schon lange klar, daß wir nach dieser Richtung hin wieder zu älteren Zeiten zurückkehren müssen. Nicht Paragraphen seien das Gesetz und das Recht, sondern die verständige, ernste, klare, sittliche Persönlichkeit einzelner Menschen und Richter.

Freiheit.

Mit der hochgerühmten Freiheit steht es nur schwach. Das amerikanische Volk, das gegen Deutschland kämpfte, um ihm die Freiheit zu bringen, ist nicht so frei wie das deutsche Volk und das übrige Nord-Europa. In vielen Dingen ist Amerika das reaktionärste Land. Einer, der schreibt, daß Amerika eine andere Verfassung, eine andere Regierung haben sollte, kann Zuchthaus bekommen. Das Wahlrecht ist in manchem Staat schlechter, als das Dreiklassenwahlrecht in Preußen war. Dazu liegt ein heimlicher Terror des Reichtums über dem ganzen Land, Sozialisten, rechtmäßige, gewählte Abgeordnete, werden verhindert, ihr Mandat auszuüben. Im Kongreß stimmen sie ab, daß der sozialistische Abgeordnete nicht zugelassen werden soll. Eine hübsche Idee, abzustimmen, daß eine neue Zeit nicht zugelassen werden soll! Kaiser Dollar spricht sein "sic volo, sic jubeo" . . . Das Volk hat nie den Druck der Armut gefühlt. Es fühlt sich frei und breit im Essen, Trinken, Wohnen und in der Weite des Landes. Man läßt es in diesen Dingen tun, was es will. Und so geht es alles gut, so lange das Volk täglich noch dreimal reichlich und gut satt wird. Was schiert diesen Arbeiter gutes oder schlechtes Wahlrecht?

Im Jahre 1871 saß August Bebel ganz allein im Reichstag. Er war nicht gehaßt. Man hielt es nicht der Mühe wert, ihn zu hassen. Nein, ein Narr! Jetzt gehört ihm fast ein Drittel des verständigen, ernsten, mühsamen deutschen Volkes, und einer seiner Schüler ist Reichspräsident. Das wird Amerika auch erleben. Aber noch nicht. Noch ist da viel Wald und Land, und jedermanns Himmel ist überfüllt von Hoffnungen. Aber nachher wird das Gedränge kommen, und mit dem Gedränge Unruhen der Sozialdemokraten. Jetzt sind nur Redakteure, katholische Priester, Gelehrte, Sozialisten, aber die Arbeitermasse ist es noch nicht . . .

Universität.

Am andern Morgen sind wir hierher nach der Staatsuniversität von Illinois gefahren, wo ich im deutschen Department gesprochen habe. Dies Department ist natürlich zurzeit klein; es waren reichlich achtzig Menschen da. Ich sprach zuerst von meiner literarischen Entwicklung, dann auf Wunsch noch über den jetzigen Zustand in Deutschland. Gestern morgen mußte ich noch, um für die deutschen Kinder einen Scheck von 65 Dollars zu bekommen, eine kleine Vorlesung in einem Kolleg des bekannten Professors Göbel halten. Er traktierte vor einer kleinen Zuhörerschaft Faust II und war an der Stelle, wo der Pater seraphicus und der Pater ekstaticus die für sie passenden Reden halten. Dann hieß es: nun du! Ich entließ die Patres mit einigen anerkennenden Worten, und ging weiter im Text, bis ich den Seedeich unter den Füßen hatte. Wenn er auch noch etwas lose und frisch war, fühlte ich mich doch auf ihm durchaus zu Hause, da meine Vorfahren Deichbauern ge-

wesen sind; und so verlief die nicht unbedenkliche Affäre zu aller Zufriedenheit.

In diesen amerikanischen Universitäten mag es ja auch viele menschliche Unzulänglichkeiten und Nöte geben, das ist sicher. Aber was man so mit den Augen sieht: diese edlen Gebäude unter Bäumen in schönem Rechteck um den Campus, diese schön und leicht gekleidete frische Jugend beiderlei Geschlechts, die bis in den Abend hinein miteinander lernt, spielt und liebt, wenn es ihr gefällt; diese frischen Lehrer mit ihren Familien in schönen Gartenhäusern immer guten Geschmacks; das ist wie ein Gefilde der Seligen. So, denke ich, wird einmal die ganze Menschheit miteinander leben: hier die Kinder in Schulen und Spielplätzen, da die Jugend beiderlei Geschlechts, da die Aelteren, und da im Altersheim die Alten. Ich war in einigen freundlichen, feinen Professorenhäusern, und erlebte gar zu gern morgen die Feier der Maikönigin, die Wahl der schönsten Studentin, aber wir müssen schon in der Frühe nach Indianapolis weiter.

Der Präsident.

Vorgestern fuhr der Botschafter mit mir nach dem Weißen Haus. Sechzehnjährige Jugend, die den Präsidenten sehen wollte, füllte die Wege und Zugänge. Wir mußten das Auto verlassen und gingen an dem Gedränge entlang. Als wir nur langsam weiter kamen, wurde der Botschafter von Beamten erkannt, die die Hand hoben und riefen: „The German Embassador!" darauf machte die Jugend Platz, sah uns mit ernsten, nicht unfreundlichen Augen an, und ließ uns so hindurchgehen. Wir kamen in ein Zimmer, wo andere warteten, und wurden gleich in das große Arbeitszimmer geführt. Ein großer, schmucker Mann mit freundlichem und bedeutendem Gesicht. Ich dankte ihm für die Güte, die er und das amerikanische Volk für die deutschen Kinder gehabt hätten, und gab ihm ein Exemplar des englischen „Jörn Uhl," auf dem steht, daß es ein weltbekanntes Buch ist. Wir nahmen Platz, und er sprach mit kurzen Unterbrechungen wohl eine Viertelstunde über die Natur und Stellung des amerikanischen Volkes, über die schwierige Lage der Deutsch-Amerikaner während des Kriegs, über die große Aufgabe des Friedens, an dem beide Völker nun mitarbeiten wollten. Er hoffe, daß ich, wenn ich nun weiter durch Amerika reiste, nicht allein den Reichtum des Landes, sondern auch seine Mühen erkennte. Darauf sprachen wir noch über den Weg, den ich durch Westen einschlagen würde, und er gab mir Ratschläge. Darauf gingen wir. Ich hatte nicht alles verstanden, zumal ich überhaupt ein schlechter Zuhörer bin; ich achte immer auf den Redenden und seine Umgebung. So mußte mir der Botschafter einiges wiederholen. Der Präsident war sehr menschlich-freundlich, ja herzlich mit mir. Wir brachten noch einen Tag in der freundlichen Nähe des Botschafters und der übrigen Gesellschaft zu und fuhren dann hierher.

Bibel.

In meiner Schlafstube lagen auf dem Tisch drei Bibeln. Ja, das ist englisch . . . angelsächsisch; das ist nicht germanisch. Und die drei Bibeln konnten denn auch nicht hindern, daß ich germanisch fühlte und dachte. Die Germanen, Deutsche, Holländer, Skandinavier sind ebenso gottesfürchtig veranlagt wie die Angelsachsen; aber ihre Religiosität ist von anderer Art. In Nebel und hartem Wetter wohnend, glauben sie an das Gute im Menschen

in dem Grade, daß sie mehr oder weniger ohne Gottesdienste, Gebete u. s. w. Zugang zum Absoluten finden. Die Angelsachsen dagegen haben das Bedürfnis, gewisse religiöse äußere Betätigung zu tun, für sich selbst und als Beispiel für andre. Je mehr sie nach den Schicksalsschlägen ihres Stammes ins Erobern, Handeln und einander Uebervorteilen und in das Unterdrücken schwächlicher Völker gerieten, desto größer wurde das Bedürfnis, das Leben und Gewissen mit religiösen Formen zu schmücken, zu belehren, zu beruhigen. Allmählich wurde es stumpf und redete von den heiligsten Dingen wie von irdischer Ware. Man höre die reinen, heiligen, transzendentalen Begriffe: Freiheit, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit, Liebe, Menschheit im Munde englischer Staatsmänner. Die Seele klingt nicht mehr mit, so wie eine edle Glocke klingt, in der jedes Teilchen erschüttert ist. Das germanische Christentum, so scheu und zart es ist, ist doch ein reines Flämmchen; das romanische Christentum ist edel und hat vor allem das Gut der Schönheit; aber das angelsächsische Christentum ist eine Art höherer angelsächsischer Politik. Als ich auf meiner Reise einmal in einer Kirche sprechen sollte, sagte ich, die Gemeinde hätte eben das Lied gesungen, in dem Jesus am Ende jeder Strophe „our friend," „unser Freund" genannt würde. Der Ausdruck wäre allzu gewagt. Es gäbe ein Wort vom Heiland: Wie eng ist die Pforte und wie gedrängt der Weg, der zum Leben führt! Und dann sprach ich von dem übermenschlichen Mut des Heilands, und seiner Angst und Not, und von seinem Wort: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden . . . wie wollte ich, es brennte schon . . ." Es ist viel leises Feuerflackern hin und her im amerikanischen Volk, und immer wieder ruft es durchs Land: „Seht ihr den Schein?" und sie rennen dahin. Aber bisher ist es alles nichts. Strohfeuer, des Laufens nicht wert. Es wird einmal ein gewaltiges, echtes Feuer, von dem des Heilands gezündet, durch dies große Volk fahren. Und dann wird sich zeigen, was es dann wirklich ist mit dem „our friend" . . .

Politik.

Im Zug sprach ich mit einem älteren Mann, der sah genau so aus wie ein Bauer aus unserm Dorf; er war aber aus alter Familie Neuenglands. Man kann es ganz deutlich an den Gesichtern sehen, wie es ganz dieselben Leute sind: der Bauer in Niedersachsen und die Minister vom Hof Heinrichs VIII., die Holbein gemalt hat, und dieser Yankee im Zug. Von dem Dorf Windbergen im Dithmarschenn nach London, und von London nach Pennsylvania; das war der Weg eines Volkes. In den amerikanischen und englischen Schulen lehrt man, daß die Angelsachsen mit Kind und Kegel ausgewandert seien. Das ist nicht wahr. Die Angelsachsen wohnen noch in Norddeutschland bis nach Danzig, und in England und in Amerika, und darum achteten und liebten wir England und Amerika und fühlten uns ihm ähnlich und nah, und dachten an ewiges Zusammengehen.

Ich kam mit dem Mann in ein Gespräch von schweren englischen Sätzen. Er sagte: „Deutschland hat den Krieg verschuldet." Es ist ein würdiger, schmucker Mann mit klugen Augen. Ich: „Wie seltsam, so etwas zu sagen! Das ist ja nur eine Behauptung, es ist ja keine Wahrheit." Er versteht mich nicht. Ich: „Es ist doch nur Gerede von gewissen Leuten, die interessiert sind; es ist doch keine objektive Wahrheit. Wie kann ein Mann von Ihrer Klugheit und Würde ein Straßengerede und objektive Wahrheit verwech-

feln?" Er: „Ich war 1909 in Wien. Da sagte mein dortiger Freund, ein Beamter: ‚Ich muß heute abend nach dem Bahnhof, der deutsche Kaiser kommt heimlich nach Wien.' Sehen Sie, da hat er den Balkankrieg vorbereitet. Der deutsche Kaiser ist schuld am Krieg!" . . . Aber was hilft alles Reden gegenüber einem Amerikaner!

Frauen.

Ich habe nun schon, ich glaube, hundert Gespräche über die sexuellen Zustände hier im Land gehabt, und bin zu einem gewissen Begriff davon gekommen . . . Die amerikanischen Frauen waren, weil spärlich vorhanden, lange Jahre sehr gesucht und gefeiert. Das Ritterliche des männlichen Geschlechts (eine Art Spaniertum) liegt auch wohl irgendwie im Klima. Noch jetzt, obgleich die Geschlechter an Zahl sich gleich geworden, wird das weibliche Geschlecht sehr viel höflicher behandelt als in Nord-Europa. Das ist jetzt zum Teil Herkommen und es viel leere Form dabei; aber doch auch noch eine innere Stellung des Herzens. Der Amerikaner wundert sich und ist innerlich empört, wenn er nach Europa kommt, über die Art, wie man da oft die Frau als zweitklassig behandelt. So erzählte mir einer ganz ergrimmt, wie er in Deutschland in einer Gesellschaft bei Tisch erlebt hatte, daß ein Oberst zu seiner Frau gesagt habe: „Schweig! Jetzt habe ich das Wort!" Der Respekt vorm Weib ist so groß, daß es gefährlich ist, mit einem Weib vor Gericht zu gehen; Richter und Volk neigen von vornherein auf die Seite des Weibes.

So erscheint das junge Mädchen und junge Weib in Amerika als geehrter und beschützter, und infolgedessen auch reiner, als das in Nord-Europa. Aber vieles davon ist doch nur Schein. Die Neigung der Angelsachsen in der ganzen Welt, die Natur des Menschen mit der frommen Form der Religion und Sitte zu verdecken, spielt hier eine große Rolle. Ueberall dies Verdecken und dies sich Brüsten mit Moralität. Es ist eine puritanische Decke über das ganze Land gebreitet: Sonntagsheiligung, Sonntagschulen und Kirchgang, Nüchternheit, sexuelle Reinheit, große Worte: Freiheit, Gerechtigkeit, erstes Volk der Erde. New York nennt sich die moralischste Stadt der Welt. Es ist kein Zweifel, daß der Wille des Volks zu allen diesen guten Dingen edel ist. Das amerikanische Volk möchte ein edles, in allem vornehmes Volk sein; es begehrt das in einem besonders schönen Sinn, in dem Sinn, wie die Jugend es aus reinem Herzen begehrt. Aber es ist doch auch kein Zweifel, daß unter dieser glatten Decke jede Sünde lebt, die jemals Menschen und Völkern Mühe gemacht hat, und daß viele im Innern fühlen, daß das meiste von dem Prahlen über all das sittlich Schöne ihres Volks Irrtum ist. Es ist in Amerika alles vorsichtiger, heimlicher. Es wird hier ziemlich viel gelogen, betrogen, geheuchelt, getrunken, und das Blut der Jugend ist hier ebenso rot, wie in Europa. Wenn das amerikanische Mädchen nach Europa kommt, fühlt es sich beleidigt, daß es so scharf angesehen oder gar wohl angeredet wird. Es ist aber nicht so, daß die europäische Jugend um so viel unerzogener oder roher ist. Der europäische Mensch bekennt sich ehrlicher zum Geschlechtstrieb.

Heiraten.

Wenn der amerikanische junge Mann Lust bekommt zum Weibe, kann er heiraten; er findet Brot und Wohnung genug, und viele heiraten sehr früh. Bei sehr vielen Eheschließungen ist der Mann zwanzig, das Mädchen

siebzehn. Sie kümmern sich dabei nicht um die Eltern, fragen sie nicht, sondern überraschen sie mit einer geschlossenen Ehe. In einem gut bürgerlichen, sehr ehrenwerten Hause hatten von sechs Kindern drei den Eltern von irgendeiner Autofahrt eine Depesche gesandt: „Verheiratet mit dem und dem." Sie sind klug und wissen Schwangerschaft zu vermeiden, und ihre Gesetze gestatten ihnen, wieder auseinander zu gehen, wenn sie sich nicht vertragen können, oder wenn einer der Partie andern Sinnes wird. Es gibt gewiß viele leichtfertige Ehen; aber die meisten sind köstlich. Kein schönerer Anblick und schöneres Erlebnis, als diese Häuser und Häuschen zu sehen, in denen so ein blutjunges, ernstes, kameradschaftliches Paar sein gemeinsames Leben begonnen hat. O, wie viel mehr gutes Menschenglück ist in diesem Amerika, als in Nord-Europa, zumal in dieser jämmerlichen, ärmlichen Zeit. Durch die Möglichkeit früherer Ehen wird in Amerika drei Viertel von allem Elend und Schmutz verhindert, der die Jugend von Nord-Europa bedrängt.

Es gibt auch hier in Amerika erzwungene sexuelle Askese und Not. Viele wertvolle junge Mädchen bleiben ledig und kommen fünfunddreißigjährig zum Arzt und klagen ihre Not. Die Natur läßt sich nicht vergewaltigen und unterducken. Ein kluger Arzt, mit dem ich diese Dinge besprach, spricht allen reifen, jungen Weibern das Recht auf Liebe und Kinder zu. Aber wie fern ist die amerikanische Gesellschaft noch davon, ihnen solch natürliches Recht zu gewähren! Gestern sagte einer zu mir: „Prostitution haben wir hier nicht." Ich sagte: „Doch, doch, mein Lieber!" Da wurde er betroffen und schwieg, als wenn ich eine Taktlosigkeit begangen hätte. Wahrhaftigkeit gilt in der angelsächsischen Welt zuweilen als Taktlosigkeit. Amerika braucht einen Luther oder Goethe, der seine Sittlichkeit zur Natur führt, der seine Sittlichkeit ehrlich macht vor der Gottnatur. Und es wird diesen Luther oder Goethe bekommen. (Berl. Tbltt.)

A New Theology in Germany

In Germany there is a new theology in the making. Dr. Schreiner writes in a weekly appearing in Bielefeld-Bethel:

If there is anything that becomes clearer from day to day it is the complete collapse of the pre-war liberalism. The catastrophies of the last few years have revealed inexorably the real truth regarding men, the world and civilization. The latest German theology, which has been deeply impressed by the great events of the recent past, is developing along lines entirely foreign to the old liberalistic views. It is a development which amounts to a powerful protest against the shallowness of the intellectualism that characterized the bygone age with its negative dissection of the Biblical records and its optimism regarding men and their work. The Kultur-Protestantism of E. Troeltsch was a deception, and the younger generation of our theologians have come to feel it with a fine instinct. A hunger and thirst for God has come upon the land. It can be observed even among the representatives of philosophy. I refer to a work such as Fr. Brunstaed of Erlangen "Die Idee der Religion" and the powerful blows which he is directing against the kind of Protestantism that followed Albrecht Ritschl and claimed a home-right in theology and in the Church. Dr.

Schreiner has this statement: "The books which the younger generation of theologians are reading are those *between Heiler and Heim.*" What does this mean?

"Between Heiler and Heim"

Lic. Erich Stange, editor of the "Pastoralblaetter," talks upon this subject in the issue of October 1922 (pp. 14 ff,). We shall quote him in a summarizing way:

Each generation of theologians, he suggests, is stimulated usually by a few literary works, say about four or five. As such we could name for the past generation the investigations of Harnack on the dogma, the "Prolegomena" of Wellhausen and the investigations of Bernhard Weiss and Theodore Zahn. We mention these to indicate the problems and issues that have characterized the age of our fathers. And so we could mention four or five books which the young theologians of today are reading and to which they are aiming to find an attitude of their own. These are all characteristic of a new epoch of theological work, which is in the making. We mention them as follows: (1) Heiler's works on the History of Religion, especially his great work on prayer. (2) Barth's remarkable interpretation of Paul's letter to the Romans. (3) Girgensohn's work of 712 pages "Der Seelische Aufbau des Religioesen Erlebens" (Religious Experience as Developing in Man's Soul). Girgensohn has become the successor of Bishop Ihmels as professor in Leipzig. (4) Otto, "Das Heilige" (The Things Sacred), a book that has had nine editions, the eighth edition was sold out in four weeks. (5) Heim, "Glaubensgewissheit" (Assurance by Faith). Differing as to aims and theological position, these books have three things in common, which are characteristic of this new theology: (1) They turn to new issues and problems. They do not line up with any Richtungen of the past. The past of more than one generation was characterized by the endeavors of finding an attitude to the supernatural. (2) The methods of these new theologians are new. They pay little attention to historico-critical questions. If they have anything like that, it stands in the service of a special ideology. The argumentation employs the thoughts of the physchology of religion. It is bound to influence the future treatment of systematic theology. (3) The most characteristic trait in this new theology is the new way of arriving at an understanding of the irrational. In the presentation by Harnack, Christianity appeared as something rational, as something capable of definition everywhere. But it is different, for instance, with the conception of God by Barth, or with the analysis of religious certainty by Heim. Indeed, we observe that the change is not in method only; there has been a rediscovery of a type of piety that had been lost sight of in an age that was orientated pre-eminently by intellectualism. This turn has made possible a new positive and approving attitude to the miracle, to revelation, to the wrath of God (Otto), and to the cross of Christ (Gogarten). True, there is still a difference between this theology and the old orthodoxy, but this new theology is diametrically opposed to the rationalistic negation of the supernatural by a past liberalism.

German Theology

Some time ago, in a lecture, a prominent theologian of the Anglican Church predicted that German theology, of which he said that it had never been creative, would soon be in its grave. The hope was based upon the economic breakdown of Germany and the effect which this will have upon the German universities. We leave out of consideration the charge that German theology has not been creative. Read the "History of German Theology in the Nineteenth Century" by F. Lichtenberger (translated from the French into English by W. Hastie), Edinburgh, 1889; or "The Place of Christ in Modern Theology" by A. M. Fairbairn, New York, Scribner's, 1916; or "History of Christian Thought since Kant" by E. C. Moore (Harvard), N. Y., Scribner's, 1912; or "Recent Phases of German Theology" by J. L. Nuelsen (Jennings and Graham), 1908; or Kahnis "The Inner Trend of German Protestantism"; and R. Seeberg's book "At the threshold of the Twentieth Century"—and you will receive an impression of how ridiculous such a statement is. Our interest here is in the question: Will German theology have to yield the leading position which it has held in the past? In answering this question we quote, first, a remark by John A. Faulkner, Professor of Church History in Drew Theological Seminary in his very scholarly book "Modernism and the Christian Faith," 1921 (Methodist Book Concern, New York). He says, page 217: "I dare say one single university in a little German town produced more theologians in a hundred years than all the schools in England in three hundred." Our judgment is: In the field of natural science, medicine, and so on, where many instruments and much equipment are needed, Germany is bound to be crippled if there is no change in the economic situation. But theology, with idealism, has always flourished in times of great tribulation. Theology grows under the cross (*Theologia crucis*). This is an experience very familiar to the fathers of our Church. The great theology that followed the age of Rationalism in Germany grew out of the miseries accompanying the Napoleonic invasions about the beginning of the last century. When the political horizon is hopelessly dark then interest turns from things material to idealism and to the things satisfying man's spiritual nature. It was in the days when the old Roman empire was falling that Bishop Augustine sat in a little town of North Africa and wrote his immortal work: *De Civitate Dei* (The City of God).

Just a few months ago, there appeared in Germany the second volume of a work which as a philosophy of history can be compared only with this work of Augustine and with the philosophy of Hegel (upon a basis of thought, however, which makes Hegel's evolution superfluous). Our reference is to Spengler's *Der Untergang des Abendlandes*. The reviews on the first volume of this work have been so many that a selection of the best of these have been published in a special book (Schroeter. "The Conflict about Spengler, A critique of his Critics." Munich, 1922). In his second volume Spengler describes the life and character of eight civilizations which came and went or are going, delineating them in the light of all their natural endow-

ments as well as constructive and the disintegrating forces that characterized their rising and falling. The reviews of this volume that had been awaited impatiently are now filling the periodicals arriving from Germany.

We have mentioned this work of Spengler merely to show that in times of great tribulation philosophy and theology do not perish but flourish. Talleyrand, at the time of the great Napoleon, described the differences between the English, the French and the Germans in this way: When the earth was divided God gave to the English the sea, the French the land, and the Germans the air in which to build castles. Another one has expressed the difference in the type of mind between these nationalities as follows: In trouble the Englishman takes to travel, the Frenchman to the theater, the German to seclusion and writes poetry. The Germans are at heart idealistic. And the philosophy of idealism favors theology.

In spite of indescribable privations on the part of students the German universities are filled. In Saxony the situation of the ministers is especially hard. Most of them must do other work to make their living. One minister who works in a bank half of the day during the whole week writes in a personal letter: "My son studies in Rostock under very trying material deprivations; my daughter studies in Leipzig, and she just sent us word that she had successfully passed her Hebrew examination."—*Lutheran Quarterly.*

Can We Have an International Christianity?

The near eastern problem is becoming a sort of Dante's nightmare for many Christians. We have read Bishop Cannon; we have read Mr. Hughes; we have read the Federal Council; we have read the Near East Relief; we have read and we have listened. But all our motion seems futile. There has not yet been placed before us a line of action that commands us as being at once effective and Christian. It looks as though thousands must die while the Christians of the world stand impotent. Nor is it likely that the near east will be the last of the places in which conflicting national policies bring innocent thousands to sorrow. There are even greater catastrophies in the making in the far east and in Africa. Europe itself is busy sowing dragon's teeth. In a dozen places there may come outbreaks before the end of this year, at which men of good will in horror will cry for some remedy. But what remedy is in sight, save that resort to violence which the best thought of Christendom now repudiates?

The requirement is for a Christianity that can work internationally, using Christian methods, for the protection of the peoples. Such is the first and fundamental test confronting us. Unless we measure up here, all the pleasant Sunday afternoons and homes for the helpless and vocational training classes and bowling alleys and advertising campaigns that are being promoted among us will never

save us. The tormented peoples are looking for an agency of international salvation. If our kind of Christianity can not qualify, then we rank as merely one more extraneous survival.

How can we secure a Christianity that will work internationally? War must be forever killed as an agency of international argument. It will be a mighty stride toward this goal if the Christian conscience can gibbet war as the international sin that it is. And the Christian church should at once take up the fight against war as it once took up the fight against gladiatorial combats. But the sin of war has its roots in other sins that are equally as sinful. It is always the flowering of other sins which are complacently accepted and even systematically encouraged by people who would be horrified at being called war-makers. Such people collect the enormous profits from the oil wells of Tampico, or hope to collect the easy money from the Cassel concessions in Kwangtung.

There are four major, and deadly, international sins that menace our future. The first of these is political injustice; the second is economic exploitation; the third is racial discrimination; the fourth is subservience to material gain. You can go into any one of the hundreds of developed and incipient danger spots in the world and find one or a combination of these sins at the root of all the trouble. In the far east, for example, the black cloud that hovers over the next hundred years has been formed by all four.

If the Christian church can be made to see that these are the fundamental sins that must be defeated before it can work as a force for international salvation (or, better, that it is by defeating these sins that it will work for international salvation) it may serve its present age. If it is content to continue to confine its attention to minor matters, it will, in the end, lose out. It will find itself in the position of a doctor who has been treating the patient for pimples, the morning after the patient dies of cancer. Only it will not, in this case, be the patient that dies.

If these are the sins that must be met, what must the Christian forces do to meet them? It seems clear that they must raise whatever agencies are necessary, first, to get the facts, second to make public the facts; third, to agitate the facts on a world-embracing scale, and to do it in absolute disregard of political advantage; and finally, to organize the response that the peoples make to the facts. These are smooth generalizations, but they constitute the major immediate test of Christianity.

Such a work must, it seems clear, transcend our denominational scheme of organization. No one denomination has the money available; no one denomination has the wisdom; no one denomination has the outlook. And it must be internationally undenominational. If an international Christian body of this kind cannot effectively carry through such a task, because of the nationalistic worship within us all, the sooner we know it the better. It will mean a deeper spiritual bankruptcy in our midst than we have imagined, and a necessity for

doing a lot of first work. As the American agency in such a body, the Federal Council at once suggests itself. It is not an ideal body, for it has always been hampered by a conservatism born of the need of holding varying bodies in line. The key to this whole line of advance will be *daring*, and there are encouraging signs of increasing daring on the part of the Federal Council. But not enough signs, yet. The evolving of such a truly international Christianity is the Federal Council's real chance. To undertake such a task will prove to be the council's strongest argument for its own existence. Will it be equal to so glorious a mission?

Parochial-minded functionaries who clog the church will protest against the financial implications of such an advance. It will cost. It ought to cost. It ought to do precisely the thing that the league of nations cannot do, and a good many hundreds of millions of dollars are going into the league of nations. If the program, as finally worked out, were comprehensive enough and daring enough, it would secure financial backing in places and on a scale now unknown to the churches. But, aside from that, if this is truly important, it remains for the churches to prove that the continuation of all their stereotyped benevolent programs is necessary. Certainly these stereotyped programs can be carried on in their due order, but if this greater adventure is not undertaken and carried through, the other will be of no avail.

It is too late now for the churches to do much in the near east, save to feed a few hungry folk and tidy up after the slaughter. The time to do anything Christian in the near east was when the infamous gamble for the oil wells and the rest was launched. But it is not too late in other parts of the world. There is a chance to deal with many incipient outrages now by bringing evil to full light. Will we do it? Have we the stuff within us to tackle such a job on such a scale? Is there any true international Christianity in sight?—*Christian Century.*



BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Life of Christ, by Giovanni Papini. Freely translated from the Italian by Dorothy Canfield Fisher. Harcourt, Brace and Co., New York, 1923. 416 pages. Price (estimated), $3.50.

This most recent and much talked about Life of Christ is advertised as "the first biography of Christ by a great man of letters since Renan's." The statement lays claim to an unusual literary quality of the book. Before very far along in his perusal the reader will see that this claim is fully borne out. The author set himself the task to write a book that would be read. "The world," he says, "is full of bookish resuscitations of Christ, full of glosses of philologists, comments of the exegetical experts, varying readings of erudite marginal editors. Such things can provide entertainment for patient brains. But the heart needs something more than this."

The author disclaims all intentions of writing a "scientific history" of Christ. He says, he could not have done it, had he wanted it, and he would not do it if he could. It was his desire to write a living book, to make Christ more living, to set him with living vividness before the eyes of living men, to make us feel him as actually and eternally present in our lives.

He frankly confesses that his object was to write a book that should edify the reader, not by repeating pious phraseology grown musty from age, but by showing "in the tragic epic of Christ's life, written by both heaven and earth, the many teachings suited to us, to our time and life which can be found there." It is a book "written by a layman for the laymen who are not Christians or only superficially Christians, a book without the affectations of professional piety and without the insipidity of scientific literature."

The author tells us of his own life that in years of unbelief he affronted Christ—probably in his writings—as few men before him had ever done. But treading many roads, all of them leading to great travail and devastation without and within his heart, he was finally brought to the foot of the mount of the gospel. And, turning back to Christ, he saw that Christ is betrayed, and, worse than any affront to Him, that He is being forgotten. And he felt the impulse to bring Him to mind and to defend Him.

From his childhood he felt a repulsion for all recognized forms of religious faith, and for all churches, and for all forms of spiritual vassalage. After his conversion to Christ, however, he became a son of His church, which to the writer is the Roman Catholic Church. He adopted all of its dogmas without reservation.

His Catholic bias becomes noticeable at times, but not offensively so. He is a Christian first, and a Catholic later. He does criticize Protestant views and practices while he never even mentions the atrocious crimes perpetrated by his own church. Yet in this book his devotion to Jesus, his absorption in the life and teachings of his Master, his earnest Christian spirit lift him out of the spirit of controversy altogether, and the reader is irresistibly swept on by the impetuous rush of the writer's enthusiasm, he feels himself under the sway of an impassioned oratory.

We know, then, what to expect when we take up this book. No question of historical or exegetical criticism is even as much as mentioned. No name of any of the great writers on the subject, except Renan's, is ever quoted—and Renan's only in the introduction. No speculation on the two-fold nature of Christ is attempted; the miracles are all taken at their face value. The Bible record is accepted without curtailment or reservation.

If this seems a serious limitation to the intellectual part of our nature, there is abundant compensation on the moral and spiritual side. The person of the Saviour is put before us in flesh and blood as by an ardent believer. Christ's words begin to search again hearts and consciences as they are interpreted here by a man of spiritual discernment. The author is especially strong on the ethical requirements of the Christian ideal. His stern love of truth is satisfied with nothing less than absolute loyalty to the Saviour's principles.

On the whole, we should say, he is better on works than on faith; he is a moralist, not a theologian. The necessity, however, of regeneration is stressed. That comes out most impressively in his interpretation of the Sermon on the Mount. He speaks of this sermon with almost exaggerated admiration. "If an angel come down to us from the world above should ask us what our most precious possession is, the master-work of the Spirit at the height of its power, we would not show him the great wonderful oiled machines of which we foolishly boast although they are but matters in the service of material and superfluous needs; but we would offer him the Sermon on the Mount, and afterwards, only afterwards, a few hundred pages taken from the poets of all the peoples. When he comes to the stumbling block of the Sermon on the Mount, those famous antitheses, six times repeated: "Ye have heard that it was said by them of old time . . . but I say to you," he will not tone down their harshness nor qualify their absoluteness one whit. On the principle of non-resistance he says: "Literally to follow this command of Jesus demands a mastery possessed by few, of the blood, of the nerves, and of all the instincts of the baser part of our being. It is a bitter and repellent command; but Jesus never said it would be easy to follow Him. He never said it would be possible to obey Him without harsh renunciations, without stern and continuous battles, without the denial of the old Adam and the birth of the new man."

Papini's views of the Christian life reflect, in part at least, the position of Catholic ascetism. Marriage is a *concession* to human na-

ture; the truly perfect elect celibacy for the sake of Christ. He is particularly severe on money. "Money carries with it, together with the filth of the hands which have clutched and handled it, the inexorable contagion of crime. Among the unclean things which men have manufactured to defile the earth and defile themselves, money is perhaps the most unclean." Again, under the caption "Business the God": "The exchange of money for money, of coined metal for metal, is something unnatural, paradoxical and demoniac. Everything that is known of banks, rates of exchange, discount and usury, is a shameful and repellent mystery, which has always been the terror of simple folks, that is, of upright and deep souls. That a mountain of money should bring forth other money without labor or effort, without production by man of any object to be seen, to be consumed, to be enjoyed, is a scandal which goes beyond, and confounds human imagination."

This is the Mosaic prohibition against taking interest, later adopted by the Catholic Church; in modern times advocated again by Marx in his book on "Capital", the gospel of Socialism.

Equally uncompromising is Papini on divorce: "Jesus always condemns adultery and divorce in the most solemn and absolute manner." "The crime of the repudiated wife could never justify the crime which the betrayed man could commit in taking another wife."

It is impossible to quote the author in his many delineations of the gentle and gracious aspect of Christ's life and teachings. The book is soul-stirring throughout. It is never dry like a conventional commentary, it never smells of the midnight oil; it despises the erudition of the antiquarian, the minutiae of the philologist, the speculations of the philosopher. But the imaginations of the poet has free play. The author delights to belong to the babes to whom God revealed what was hidden from the wise and prudent. He has found the precious pearl and makes the reader feel that the kingdom of Christ is incomparably above all the treasures of the world.

The Revolt of Youth, by Stanley High. The Abingdon Press, 1923. 222 pages. $1.75, net.

One of the most encouraging signs in the post-war disillusionment is, according to this writer, the movement among the youths of many lands towards a more idealistic view of life. Strange to say, he has nothing to tell on this head of the youth of America, and little of that of England. One of England's leading clergymen, when asked by him what the youth of England were thinking, answered: "Nothing. Absolutely nothing." The outlook is most promising in Germany. The author gives a sympathetic sketch of the "Jugendbewegung" in that country. In 1897 the "Wandervoegel" were organized. They shared a common love of nature and a common desire to break away from the superimposed restrictions of the school, the church, and the home. While in Anglo-Saxon countries the church or the school were the agencies that inaugurated and fomented these movements, in Germany they sprang spontaneously from among the young people them-

selves. Their "Back to Nature" spirit is very pronounced and finds expression in frequent hikes and great open-air fetes. After the war the scope of the "Jugendbewegung" has been greatly widened. There is a Deutsch-nationaler Jugend-bund, a Democratic Youth Movement, a Catholic, and a Socialist wing. These are all among the pupils of high school age. The students of the universities have caught the spirit of the times no less. They have been organized in the "German Studentenschaft," which, in addition to other aims, takes care of the material support of its members in the "Studentenhilfe."

Among other countries the writer speaks most enthusiastically of Czecho-Slovakia, where a spirit of renaissance has developed, he thinks, that justifies the hope of a growing spiritual unity of the different nationalities.

In a final chapter Mr. High pleads for a "League of Youth." The League of Nations is in his opinion an instrument of good potentialities—an opinion in which we cannot concur, holding that it is only a league of the conquerors guaranteeing to them the spoils of victory. But if the League of Nations is at present handicapped by prejudice or self-interest, may we not hope for a getting together of the peoples by a "League of Youth"?

We doubt if there is much to be expected from this quarter, but the book yields much valuable information, and, above all, it is written in a spirit of fairness and understanding that is all the more praiseworthy the less we see of it in the daily press, secular as well as ecclesiastical.

Training the Junior Citizen, by Nathaniel F. Forsyth. The Abingdon Press, 1923. 304 pages. $1.50, net.

A book for scout clubs. Children, 9 to 12 years old, are none too young for being enrolled in such organizations, according to the writer. There are many things important in the formation and conducting of a scout club. One of the most essential is the program. This should not be haphazard, it should not consist in craft work or games only. It should have the molding of behavior in view.

Programs for one club meeting a week for eight months of the year are provided, consisting of stories containing a lesson, games, drills, memory work, etc.

It seems a very helpful book for the leaders of scout groups.

Citizen, Jr. Teacher's Manual, by Clara Ewing Espey. The Abingdon Press, 1923. 160 pages. $1.00, net.

A book similar to the previous one, only it is a little pretentious in so far as the lessons hold the moral idea to be interpreted more emphatically in the foreground; it is more didatic and for that reason, also, perhaps requiring much greater skill and experience in the leaders.

The Meaning of Life, by A. E. Keigwin. Geo. K. Doran Co., 1922. 260 pages. $1.50, net.

A. E. Keigwin has been the pastor of West End Presbyterian Church for seventeen years. In this volume of sermons he offers us good but unusual food. He says in the Foreword: "These sermons are for hungry and romantic hearts. So an atmosphere of hominess is sought. Utility and familiarity, it is hoped, will be found upon every page." He knows we like to think in picturesque terms. "Abstract thought is an arrow that rarely hits the mark, but usually returns to wound the mind that shoots it. Objective thinking may shoot neither so far nor so high but it makes more bull's-eyes." Like the writers of the Bible he likes to employ parable and analogy.

He needs them, for his subjects are, in part at least, the most baffling problems of the mind. Here are some of them: "What is Life?"; "What is Spirit?"; "the Soul's I know!"; "the Crown Rights of the Soul"; "the Reason for Reason"; "the Crisis of Ambition." Of course, there are others which move more one the level of the ordinary hearer, such as, "What is Sin?"; "the Greatest Day in Life"; "the Supreme Adventure"; "An Awakening"; "Throwing away Happiness"; etc. But, on the whole, the sermons require a somewhat intellectual audience. Yet the language and treatment are never didactic, much less speculative and abstract. The author sticks to his recipe: analogy, illustration, anecdote.

We turn to the 3rd, "The Soul's I know!" The text is from Job 19: 25: "I know that my Redeemer liveth." "This outburst of faith occurs in an immortal epic of the inner life. Its author is at great pains to make it quite clear that the glorious affirmation springs not from the mind, but from the soul. With rare literary genius he eliminates every other possible source. One after another of the so-called supports of faith are skilfully knocked away. Theology is discarded. Discussion is waved aside. And faith is stripped to the nude that it may stand forth in simple comeliness." Then he shows how Job, after a series of calamities, turns to his friends and receives no comfort in his exquisite suffering; falls back upon conventional religion, and orthodoxy has nothing to offer him." And when every prop is gone, when philosophy and discussion no longer avail, he rouses himself for one last and supreme endeavor and by sheer will-power passes out of an atmosphere of negation into the full certainty of the soul's "I know!" How has the soul such faculty for knowing? It comes of intuition; the only way true faith can ever come. Faith is the gift of God."

This makes it clear that in the author's opinion faith, in the last analysis, rests on God's self-revelation to the individual soul. He says he is little interested in the intellectual aspects of faith. In this, then, he is different from some of us who are greatly interested in just that aspect. But we know that the great majority of our hearers are not. They would rather follow Keigwin's picturesque and analogical method than Bushnell's masterly intellectual arguments. They would rather be told by Keigwin how one acquires the religious faculty very much

as one learns to ride a bicycle—and then hear the whole story of the author's early bicycle experiences—than be led by Bushnell to all the philosophies of ancient and Christian times, to see that faith has an independent source of certainty, which philosophy lacks.

So Keigwin takes his people as they are and speaks to them with often telling effect. He deals with them as with those who have the power of thought. He is not afraid, however, of the light of reason. If they will only use it, it will lead them upward, not downward. Faith and science are not at war to him. Andrew White might have been right in speaking of the warfare of theology and science. But today, according to Keigwin, we have learned better, faith and science, pursue the search after the same object, truth, and the truth is one.

The book makes splendid reading. It will teach the ministerial reader how to put exalted thought in practical and attractive language.

Zum Verständnis der gegenwärtigen Krisis in der europäischen Geisteskultur, von **R. Seeberg.** A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, 1923. 136 Seiten. 68 Cts.

In drei Vorträgen schildert Seeberg den Krankheitszustand, in dem sich das geistige Leben Deutschlands befindet. Da auch die äußere Lage eine so verzweifelte ist, so kann man sich denken, daß seine Aufgabe keine leichte ist. Es sind pathologische Untersuchungen, bei denen es gilt, eine richtige Diagnose zu stellen und wirkungskräftige Heilmittel zu verschreiben. Deutschland liegt völlig am Boden; wie ist es dazu gekommen? Der Verfasser kommt zu dem Resultat, daß der Materialismus, der in allen Ständen die Oberhand gewonnen, die Hauptursache des geistigen Niedergangs gewesen. Aus ihm ist auch die Irreligiösität und Unsittlichkeit weiter Kreise, der Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus, der Parteihader u. s. w. erwachsen. Geistige Interessen und Ideale sind völlig den materiellen Interessen der einzelnen oder der Klasse gewichen.

Was hat an dieser Sachlage der Staat, resp. der Kaiser, verschuldet? S. unterschätzt u. E. die Fehler der deutschen, resp. preußischen Politik. Buelow hat seinerzeit gesagt, ein Tropfen demokratischen Oels würde für das preußische System heilsam sein. Wir sagen: Mehr Demokratie in den letzten 30 Jahren hätte es vielleicht unmöglich gemacht, die Feinde Deutschlands unter dem Banner "make the world safe for democracy" zu sammeln. Man stützte sich zu sehr auf das Heer. Man wollte durchaus die erste Geige spielen und unterließ es, den starken Strömungen für friedliche Annäherung der Völker rechtzeitig Rechnung zu tragen.

Die Kirche trägt auch viel Schuld. Sie stand weithin dem Volke fern. Auch das hätte nach unsrer Meinung durch eine demokratische Verfassung und Heranziehung der Laien gebessert werden können. S. hält nicht viel von der Demokratie. Wir stimmen ihm auch darin bei, daß die bloße Verfassungs**form** nicht für innere Qualität bürgt, aber sie ruft doch Kräfte ins Leben, die sonst sich nicht entfalten könnten.

Wie wird es in der Zukunft werden? Die Aussichten sind, das muß

man S. zugeben, nicht rosig. Im Gegenteil, sie sind über die Maßen zweifelhaft. S. hofft, daß es möglich sein werde, über der Masse der im Materiellen Haftenden einen „idealistischen Oberbau" zu errichten, aus denen bestehend, welchen das geistige Leben die Hauptsache ist, und die der Masse Führerdienste tun können.

Das ist nicht allzuviel, und nur der Mann prophetischer Fernsicht könnte mit Gewißheit sprechen. Dennoch leben wir der Zuversicht, daß, wie 1813, so auch jetzt seinerzeit ein Frühling sprossen wird und mit ihm neues Leben aus den Ruinen.

Moderne Probleme des christlichen Glaubens, von D. **Carl Stange.** Zweite erweiterte Auflage. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, 1923. 254 Seiten. $1.12.

In 15 Aufsätzen legt in diesem Buch D. Stange, der jetzige Inhaber des Lehrstuhls A. Ritschls in Göttingen, die Position dar, die der christliche Glaube in den mancherlei Kämpfen der Gegenwart einnimmt. Nachdem er in den beiden ersten Kapiteln über „Christentum und moderne Bildung" und über „Sünde, Schuld und Sühne" gesprochen, handelt er im 3. Kapitel von **„der sittlichen Bedeutung des Glaubens an die Person Jesu Christi."** Bei der Darstellung des Glaubens handelt es sich ihm um den Glaubensbegriff der Reformatoren. Luther war die Theologie nicht wie den Scholastikern eine Begriffs-, sondern eine Erfahrungswissenschaft. In dieser seiner Auffassung zeigt sich der Einfluß der Mystik. Die Mystik setzte an die Stelle der bloßen Abstraktionen, mit denen die Scholastik den Gottesbegriff zu bestimmen sucht, die unmittelbare Erfahrung des Herzens von der Macht und Wirklichkeit des lebendigen Gottes, und ebenso ist auch die Theologie der Reformatoren ein Zeugnis von dem lebendigen Besitz, welchen der Glaube vermittelt. Während aber die Mystik in Christo bloß Lehrer und Vorbild des vollendeten Lebens sieht, niemals aber ihn als die Bedingung des Heils betrachtete, hat die Person Christi für den Glauben der Reformatoren zentrale Bedeutung. Auch die Idee, die die Mystik von dem sittlichen Leben der erneuerten Menschen hat, ist wesentlich verschieden von der reformatorischen. Ihr ist dasselbe wesentlich ein Leben der Passivität mit dem Ideal des Quietismus, welches durch Askese erstrebt wird. Luther dagegen will, daß der Christ, der im Glauben ein Herr aller Dinge geworden ist, sich in der Liebe zum Knecht aller Dinge macht, also in regster Aktivität in die Weltverhältnisse sich einfügt.

Das Wesen des rechtfertigenden Glaubens sieht St. in der **Anerkennung** der Gerechtigkeit Christi. In Christo sehen wir die vollkommene Erfüllung des Willens Gottes, und in diesem Bild wird uns als einem Spiegel die völlige Unzulänglichkeit unsrer eignen Gerechtigkeit offenbar und wahre Sündenerkenntnis gewirkt. Die Frage ist aber, so sagt er, wie kommt es bei dieser Erfahrung zu einer persönlichen Gemeinschaft mit Christo? Die bloße Anerkennung von Christi Gerechtigkeit würde doch an sich bloß unsre Zustimmung zu einem uns vorgehaltenen Ideal bedeuten, also in uns höchstens eine Art Heroenkultus hervorbringen, aber kein persönliches Band zwischen uns und Christo knüpfen. Die Lösung findet St. in der Sündenvergebung,

die mit der Glaubenspredigt stets verbunden ist. In derselben tritt uns der gegenüber, der bezüglich der Sünde dieselbe Macht hat wie Gott. „Die Vergebung der Sünde vollzieht sich in dem Wort, welches die Sünde zeigt und zugleich die Zusage der Vergebung in sich schließt. Wenn sich aber das Wirken der Person Christi durch das Wort vermittelt, so ist das ein Geschehen, wie es nur von Personen ausgehen und auf Personen wirken kann."

Diese Lösung scheint uns unbefriedigend. Zunächst müssen wir die Definition des christlichen Glaubens als einer freien Anerkennung der Gerechtigkeit Christi beanstanden. Der Glaube ist wesentlich Vertrauen auf die göttliche Gnade, welche allerdings durch die Gerechtigkeit Christi uns zugänglich gemacht ist. Aber er ist nicht die Anerkennung des Gerechtigkeitsstandes Christi, sondern vielmehr das Innewerden der Gerechtigkeitserklärung des Gläubigen.

Sodann wird auch die persönliche Glaubensgemeinschaft mit Christo anders bewirkt. Damit daß uns die Vergebung im **Wort** angeboten wird, ist noch mit nichten bewiesen, daß hinter diesem geschriebenen oder gesprochenen Wort nun der persönlich gegenwärtige Christus steht. Hier sollte vielmehr die Tätigkeit des Heiligen Geistes herangezogen werden. Es ist der Geist, der von Christo zeugt; der uns gewiß macht, daß er hinter seinem Wort steht; der in uns den Glauben erweckt und stärkt; der den Christus für uns und in uns zu einer lebendigen Wirklichkeit macht.

Der Verfasser ist dem Wesen des christlichen Glaubens als einer Erfahrung des inneren Lebens von Christo eindringend und tiefbohrend nachgegangen; aber er hat in dem Kapitel wesentlich von seiner religiösen Natur geredet, nicht von seiner sittlichen Bedeutung. Der Titel läßt uns aber gerade eine Darlegung der sittlichen Auswirkung des Glaubens erwarten. Demnach erfüllt der Aufsatz nicht, was der Titel verspricht.

Ein anderes Kapitel handelt von „dem heteronomen Charakter der christlichen Ethik." Wenn der christlichen Ethik der Vorwurf der Heteronomie gemacht wird, so soll das heißen, daß in ihr die sittliche Forderung einfach auf das Diktat eines absoluten Gesetzgebers begründet werde, statt auf das sittliche Bewußtsein des Menschen selbst. St. zeigt, daß gerade dadurch, daß im Christentum die Sittlichkeit religiös fundiert ist, dem Menschen in der Gemeinschaft des göttlichen Lebens die Möglichkeit zur Erfüllung der sittlichen Forderung gegeben wird, während die philosophische Ethik eine solche Kraftquelle nicht kennt. Ferner, daß aus der Bindung der Ethik an Christum, den Offenbarer Gottes, ihr eine Höhe, Autorität und Verknüpfung mit den geschichtlichen Mächten der Entwicklung erwächst, die die Philosophie auf keine Weise darbieten kann.

Verfasser hätte noch deutlicher herausstellen können, daß die göttlichen Forderungen, wie unerbittlich sie immer sein mögen, deshalb doch durchaus nicht willkürlich sind, weil sie die Herstellung eines wahren, freien Menschenlebens zum Ziel haben, also göttliche Autorität und höchstes Gut sich in ihnen aufs unauflöslichste vereinigen.

Andre Themata der Behandlung sind: Das Rätsel des Leidens; der Tod Jesu; vom Mißerfolg der Predigt; Theologie und Wissenschaft.

Nicht oft werden uns von deutschen Theologen solche Sammlungen von kürzeren „Essays“ dargereicht. Um so dankbarer sind wir dem Verfasser für seine „Probleme.“ Sie werden durch ihren klaren Gedankenfortschritt und ihre flüssige Sprache jeden Leser anregen und weiterführen.

Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt, von **Adolf Deißmann.** Vierte, völlig neubearbeitete Auflage mit 83 Abbildungen im Text. Verlag von J. C. B. Mohr-Tübingen, 1923. 447 Seiten. $3.60, geb. $4.80.

Prof. Deißmann von Berlin, nachdem er Jahre lang seine freie Zeit der Arbeit der Völkerversöhnung („Ev. Wochenbriefe“ u. a.) hingegeben, hat nun Muße gefunden, sein berühmtes Werk in einer neuen (4.), durchaus umgearbeiteten Auflage vorzulegen. Sein Hauptlebenswerk ist bisher die Erforschung der Koinè, des Welt- und Umgangsgriechisch, in dem das Neue Testament geschrieben ist, gewesen. Lange Zeit galt die Ursprache des Neuen Testaments als ein barbarischer Jargon, mit dem sich der Kenner des attischen Griechisch nur mit Widerstreben, gleichsam in stetem Kampf mit seinem philologischen Gewissen, abgab. Die vielen Abweichungen vom Attizismus, die sich darin finden, wurden der Unkenntnis und aramäischen Eigenart der Apostel zugeschrieben.

Es ist Deißmann, im Verein mit andern, zu danken, daß sich in dieser Sache eine neue Erkenntnis Bahn gebrochen hat, nämlich die, daß die Sprache der Apostel die Umgangssprache des Volkes ihrer Zeit war. Zwar war auch damals für literarische Erzeugnisse das sog. klassische oder attische Griechisch maßgebend. Aber eigentlich literarische Darbietungen wendeten sich naturgemäß nur an die gebildete Oberschicht, die Apostel aber, eingedenk, daß ihr Evangelium für die Armen war, richteten sich durchaus und prinzipiell an die **unliterarische,** breite **Unterschicht,** an die Arbeiter und Sklaven der Großstädte, die Handwerker und Landleute. Mit diesen mußten sie in der gewöhnlichen Umgangssprache reden, nicht in der Sprache des Katheders und der Studierstube. D. wird nicht müde, auf diese grundlegende Tatsache immer wieder hinzuweisen: Das Christentum ist eine Bewegung, die im unteren Volkstum ihren ersten Boden fand, sich lange bei dieser Unterschicht begnügen mußte und daher in dem Geist, den Anschauungen und der Sprache der Massen ihre Werbearbeit verrichtete!

Zur Erforschung dieses Weltgriechisch, das eben Verkehrs-, nicht literarische Sprache war, kann man, neben dem Neuen Testament, nicht andre Bücher zu Rate ziehen — denn solche gibt es nicht — sondern muß sich mit den Inschriften auf Stein und Metall, den Pergamentblättern und beschriebenen Tonscherben (Ostraka, dem Schreibmaterial der armen Leute) bescheiden, die die Entdeckungsarbeit der letzten Jahrzehnte in Aegypten, Syrien, Kleinasien, Griechenland, Rom u. s. w. so reichlich zutage gefördert hat. D. bespricht in diesem Buch die Bedeutung dieser neuentdeckten „Texte“ für das sprachgeschichtliche und literargeschichtliche Verständnis des Neuen Testaments, sowie nach ihrer kultur- und religionsgeschichtlichen Seite hin. Während man ihm folgt, kann man nicht umhin, ihm beizustimmen, daß aus jenen Funden auf die Welt des Altertums, in welchem die Apostel wirkten, viel

ganz neues Licht fällt, und auch in manchen Stücken der Text des Neuen Testaments uns überraschend verständlicher und jedenfalls beträchtlich anschaulicher wird.

Es lag auf der Hand, daß die neue Bekanntschaft mit dem „Weltgriechisch" die philologische Arbeit an der biblischen Gräzität stark beeinflussen würde, daß insonderheit die bisher gebrauchten **Wörterbücher** einer völligen Umarbeit sich unterziehen müßten. Das würde sich also zumal auf Wilke-Grimm, Thayer und Cremer beziehen. Von diesen dreien nennt D. Thayer das „reifste" Werk, während Cremer ihm in seiner Begriffsbestimmung zu dogmatisch beeinflußt ist. J. Koegel hat Cremers Lexikon 1911 neu bearbeitet („eine erfreuliche Verbesserung an vielen Einzelpunkten": Deißmann). Das Lexikon der Zukunft steht aber noch aus. Die Not der Zeit wird sein Erscheinen verzögern.

Inzwischen brauche man also Thayer oder den verbesserten Cremer. Die Lektüre des bildlich reich ausgestatteten, in fesselnder Sprache geschriebenen, epochemachenden Buches wird vielen ein Genuß sein. Der Preis des gehefteten Buches, $3.60, ist sehr billig. Wir wünschen ihm viele Freunde.

War Jesus Jude? Von D. **Joh. Leipoldt.** Deichertsche Verlagsbuchhandlung, 1923. 74 Seiten. 30 Cts.

Gegenüber den neueren Versuchen, das was uns im Alten Testament anspricht, auf arische, also nichtjüdische Traditionen zurückzuführen, wird hier die Frage nach der völkischen Eigenart der Lehre und Anschauung Jesu gestellt. Erinnert seine Denk- und Lehrweise an orientalische oder griechische Auffassungen? Die Antwort ist: Seine anschauliche und meist ländliche Rede trägt orientalischen Charakter. Seine Lehre von Gott insonderheit vereinigt den orientalischen Begriff der Erhabenheit Gottes mit dem griechischen seiner Vaterschaft. Er hat diese Anschauung aus dem sorgfältigen Studium des Alten Testaments gewonnen, das beide Seiten zu ihrem Recht kommen läßt. Der individuelle Faktor — nämlich die Persönlichkeit des Herrn selbst — ist nicht ganz außer acht gelassen; die Untersuchung bewegt sich jedoch wesentlich auf dem Gebiet der Religionsvergleichung, und viel interessantes Material wird zur Lösung der Frage zusammengetragen.

Grundriß der praktischen Theologie, von D. Dr. **M. Schian,** Professor der Praktischen Theologie in Gießen. Alf. Töpelmann-Gießen, 1922. 395 Seiten. Geb. $1.80.

Von der „Theologie im Abriß" (Sammlung Töpelmann) ist dies der 6. Band. Der Verfasser ist der uns rühmlichst bekannte Veteran auf dem Gebiet der praktischen Theologie, Prof. D. Schian von Gießen. Er legt uns in diesem Band den Ertrag seiner eigentlichen Lebensarbeit vor.

Der Inhalt ist ein überaus reichhaltiger. Die praktische Theologie, sagt er, hat es mit dem kirchlichen Handeln der organisierten Kirche zu tun. In sieben Hauptteilen wird dies kirchliche Handeln dargestellt: 1. Die Grundvoraussetzungen des kirchlichen Handelns, 2. die Organe desselben, 3. das gottesdienstliche Handeln, 4. das in der außergottesdienstlichen Gemeinde-

pflege, 5. das erziehende Handeln (Jugendunterricht), 6. das Handeln über die Kirchengrenzen hinaus (Gustav-Adolf-Verein, Evangelischer Bund, Evangelisation), 7. das Handeln über die Grenzen der Christenheit hinaus (Mission).

Natürlich verbietet uns der Raum, auf das einzelne einzugehen, obwohl fast auf jedem Gebiet die ungemeine Sachkenntnis des bewährten Praktikers, sowie die Aktualität der Probleme dazu einladen. Eins nur wollen wir hervorheben, was dem Buch einen besonderen Wert verleiht. Sch. gibt nicht lediglich praktische Anweisungen, sondern sucht stets „die wissenschaftlichen Fundamente für die gesamte Ausrichtung des Pfarramts zu legen." Er geht durchgängig von den biblischen Grundbegriffen aus und zeigt dann die ganze historische Entwicklung der kirchlichen Tätigkeit in knappen, aber durchaus lichtvoller Weise auf. Infolge dessen werden dem Leser in jedem Fall die geschichtlichen Maßstäbe für die Beurteilung der gegenwärtigen Lage dargeboten.

Es ist schwer, irgend einem Kapitel vor dem andern den Vorzug zu geben. Doch wird niemand den homiletischen Teil, S. 207—255, ohne großen Nutzen lesen. Hier ist Sch. so recht auf seinem eigensten Felde. Was die Predigt von dem modernen Kanzelredner verlangt, sowohl in Texttreue als in Befriedigung der religiösen Bedürfnisse der besonderen Gemeinde, wird mit zwingender Sachlichkeit dargetan.

Der wissenschaftliche Standpunkt des Verfassers ist der der Vermittlungstheologie. Doch obwohl er sich hierin von unsern Lesern unterscheidet, wird niemand das Buch lesen, ohne den warmen Pulsschlag des christlichen Glaubens überall durchzufühlen.

Der Stil des Verfassers ist durchaus flüssig und anziehend. Trotz der großen Stoffmasse, die verarbeitet ist, ist der trockene Ton eines gewöhnlichen Handbuchs glücklich vermieden worden. Das Werk ist eine wahre Fundgrube praktisch-theologischen Wissens, aber da der Verfasser selbst durchaus im praktischen Leben steht, so fühlt man sich stets von neuem angeregt, während er uns durch das weite Feld kirchlicher Betätigung führt.

Die äußere Ausstattung des Buchs ist trefflich, der Druck deutlich, auf gutem Papier. Wenn man nun bedenkt, daß man nur eine Zweidollarnote in einem **registrierten** Brief an Alfred Töpelmann in Gießen zu schicken hat, um das prächtige Werk zu erhalten, wer könnte denn eine solch herrliche Gelegenheit sich entgehen lassen?

Gerade beim Abschließen dieser Nummer erreichte uns dieser erschütternde „Aufschrei" der Evangelischen Kirche Deutschlands, den wir daher an dieser Stelle bringen. D. Red.

Der Aufschrei der evangelischen Kirche.

Kirchliche Rhein-Ruhrkundgebungen im ganzen Reich.

Die Berliner evangelische Bevölkerung in der Dreifaltigkeits-Kirche.

Der vergangene Sonntag, 12. August, wurde in allen evangelischen Gemeinden Deutschlands in Gottesdienst und großen Versammlungen als Rhein- und Ruhrtag begangen. Ueberall wiesen die Gottesdienste einen starken Besuch auf. Ebenso nahmen die Versammlungen, die in fast allen größeren Städten,

aber auch in kleineren Orten und auf dem Lande abgehalten wurden, unter großer Teilnahme der evangelischen Bevölkerung einen würdigen und eindrucksvollen Verlauf.

In Berlin veranstalteten viele Gemeinden, z. B. Friedenau, Wilmersdorf, Segenskirche, Gethsemane u. a. außer ihren Gottesdiensten besondere Feiern. Im Mittelpunkt stand eine große Kundgebung in der Dreifaltigkeits-Kirche. Mittags 12 Uhr versammelten sich dort die Vertreter der kirchlichen Behörden, an ihrer Spitze der Präsident des preußischen Evang. Oberkirchenrats D. Moeller, sämtliche in Berlin anwesenden Generalsuperintendenten, D. Axenfeld, Burghart, D. Haendler, zahlreiche Geistliche und tausende von evangelischen Gemeindegliedern, die teilweise von weither zu Fuß in geschlossenen Trupps unter Führung ihrer Pfarrer angekommen waren. Es war eine Kundgebung, die dereinst in der Geschichte der inneren Wiedererhebung des deutschen Volkes verzeichnet werden wird.

Die Feier, die der Generalsuperintendent von Berlin, Burghart, leitete, wurde durch das altniederländische Dankgebet eröffnet. Dann bestieg das Mitglied des preußischen Evangelischen Oberkirchenrats, Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Dibelius die Kanzel, um etwa folgendes auszuführen:

In unsern Gottesdiensten haben wir heute unsre Klage vor das Angesicht Gottes gebracht — unsre Klage über die ungeheuerliche Verwüstung aller moralischen Werte und Begriffe, aller Lebensfreudigkeit und alles Ehrgefühls durch das Regiment der Feinde. Aber die evangelische Kirche hat nicht nur die Klagen und Gebete der Menschen vor Gott zu bringen; sie soll das Gewissen der Nation sein; sie hat im Namen Gottes den Menschen etwas zu sagen! Darum erhebt sie an diesem Sonntag ihre Stimme zu einem vierfachen Appell. Der erste geht hinaus an die Christenheit der ganzen Welt. Was jetzt an der Ruhr und am Rhein geschieht, ist ein furchtbares **Attentat auf alle christliche Kultur.** Farbige Truppen läßt Frankreich auf Europa los — nicht weil ihm in der Stunde, der höchsten Lebensgefahr keine andre Wahl bliebe. Daß Frankreich in Lebensgefahr sei, weil Deutschland zu wenig Telegraphenstangen geliefert hat, wird niemand behaupten wollen! Und dennoch die farbigen Herren auf deutschem Boden! Es ist das erste Mal in der Weltgeschichte, daß Rohheit und widernatürliches Laster in einem christlichen Volk durch Farbige in größtem Maßstab verbreitet werden dürfen. Was sagen die christlichen Kirchen der Welt zu den öffentlichen Häusern, die auf Befehl der französischen Militärverwaltung für farbige Soldaten haben eingerichtet werden müssen? Was sagen sie dazu, daß der französische Kommandant in X, wie auch amtlich bestätigt wird, der deutschen Bevölkerung, die sich weigerte, an einer militarisierten Eisenbahnstrecke Wachdienst zu tun, damit drohte, er werde die gesamte männliche Bevölkerung abtransportieren und dann jedes Haus mit schwarzen Truppen belegen? Was sagen die christlichen Kirchen der Welt zu den entsetzlichen widernatürlichen Verbrechen, von farbigen Soldaten an deutschen, christlichen Knaben begangen — oft an einem einzigen Ort schon jetzt mehr als 100 aktenmäßig nachweisbar? In vielen Ländern haben sich Stimmen gegen diese Scheußlichkeiten erhoben. Wir danken den schwedischen und finnischen Bischöfen, der Evangelischen Synode von Nord-Amerika, dem tapferen Bischof Nuelsen und vielen andern für ihre Kundgebungen. Aber noch gibt es große christliche Kirchen, die gegen Armeniermetzeleien

lauten Protest erheben. Aber zu dem, was hier einem christlichen Kulturvolk, dem Volk der Reformation, angetan wird, schweigen sie. Wie lange sollen wir noch warten, bis ihr christliches Gewissen Worte findet?

Das Zweite ist der Appell an unser eigenes Volk. Nur ein Opferwille von gewaltiger Kraft kann Deutschland retten. Und Opfergesinnung kommt nur aus dem Glauben. Es gilt jetzt entschlossene Abwendung von der Selbstsucht, die furchtbar überhand genommen hat. Die Stunde einer neuen großen Liebe muß schlagen. Niemand hat das Recht, reicher zu werden, während die Gesamtheit verarmt! Niemand hat das Recht, sich gesund zu machen an den Sorgen und Tränen seiner Brüder! Die christliche Kirche soll es sein, die diese Losung jetzt ohne Menschenfurcht durch Wort und Tat der Nation ins Gewissen hämmert! Bei dieser moralischen Offensive, in der die Kirche jetzt ihre ganze Kraft einzusetzen gelobt, wollen wir Schulter an Schulter kämpfen mit der berufenen Leitung des Reichs. Wir fordern von der Reichsregierung neben ihren wirtschaftlichen Rettungsmaßnahmen energischere Schritte als bisher zur Unterdrückung der Schlemmerei, der Unsittlichkeit und Schamlosigkeit in allen ihren Erscheinungen. Wir fordern eine Diktatur des Anstands und der guten Sitte. Reklame für den Reichsmonopolschnaps ist in diesen Zeiten ebenso unerträglich wie der Spielplan vieler Theater und die gemeine, nur auf Sinnlichkeit eingestellte Sensationspresse, die noch immer grassiert. Hier muß es endlich heißen: Landgraf werde hart!

Nur wenn wir so in großem Stil eine moralische Offensive führen, haben wir das Recht zu einem letzten Appell an die Brüder und Schwestern im besetzten Gebiet: Haltet aus trotz der furchtbaren Schwere des feindlichen Drucks, haltet aus, besonnen und geduldig, zukunftsfreudig, und stolz in aller Demut! Wir leiden mit euch, wir kämpfen mit euch, wir beten für euch!

Es folgten drei Vertreter der besetzten Gebiete selbst: Der von den Franzosen ausgewiesene rheinische Pfarrer Reifenrath schilderte aus persönlichem Erleben heraus — der Redner saß in seiner eignen Gemeinde im Gefängnis — wie gierige und brutale Feindeshände nach allem greifen, was deutsche Arbeit heißt, auch nach evangelisch-kirchlicher Arbeit, um überall ihre schmutzigen und blutigen Spuren zu hinterlassen, wie das kirchliche Leben gehemmt wird, wie ein ganzes Geschlecht heranwächst, dessen zarte Heiligtümer zielbewußt zerbrochen werden: Kinderaugen sehen den skandalösen Vordellunfug auch in den kleinsten Städten, Kindermund redet wie von etwas Alltäglichem von den Verbrechen des Feindes an Frauen, Mädchen und Knaben, Kindergewissen werden abgestumpft, wenn sie merken, daß es Lumpen und Dirnen so wohl geht.

Pfarrer D. Mumm, M. d. R.-Hohensyburg wies als Vertreter des Ruhrgebiets u. a. darauf hin, daß der Generalsuperintendent von Westfalen seine Gemeinden im besetzten Gebiet nicht besuchen darf. Nachdem noch ein aus dem Saargebiet ausgewiesener Bergwerksbeamter von dem unerschütterten Deutschtum der Saarländer berichtet hatte, legte Generalsuperintendent Burghart eine Entschließung vor, die, wie er erklärte, der ganzen Welt zeigen soll: „Evangelisches deutsches Volk steht auf der Wacht!“

Die Entschließung, die einstimmig angenommen wurde, lautet:

„Als Glieder der evangelischen Kirche grüßen wir die Brüder und Schwestern im besetzten Gebiet in inniger Teilnahme: Gott stärke euch in Kampf und Not! Er lasse euch bald, bald die Stunde der Freiheit schlagen!

Vor Gott und aller Welt erheben wir Klage, daß der Feind im besetzten Gebiet das Leben auch der Kirche stört, die sittliche Atmosphäre vergiftet, die Menschen quält und eine Saat des Hasses aussät. Die protestantische Christenheit der Welt rufen wir auf, einmütig alles daran zu setzen, daß diesem unerträglichen Zustand endlich ein schnelles Ende bereitet wird.

Unsre evangelischen Mitchristen in der deutschen Heimat bitten wir eindringlich und ernst: Wendet euch mit uns wieder zu dem lebendigen Gott! Laßt uns ein Ende machen mit Hader und Zwietracht, ein Ende mit Selbstsucht und Genußsucht in dieser bitterernsten Zeit! Einem bußfertigen Volk wird Gott seine Hilfe nicht versagen! Aus Buße und Glauben fließt neues, geheiligtes Leben, auch opferwillige, nimmer ermüdende Treue zu den Brüdern und Schwestern in ihrer großen Not!

Das Kreuz Jesu Christi soll unser Sieg sein!"

Mit den letzten zwei Versen des Lutherlieds schloß die machtvoll verlaufene Kundgebung. („Evang. Pressedienst.")

Sprechsaal

Unterstützung zu früh ausrangierter Pastoren.

Die Distrikte haben Beschlüsse gefaßt, daß den Pastoren geholfen werden muß, die ohne ihre Schuld aus dem Amt gekommen sind, weil gewissen Gemeinden hinsichtlich älterer Pastoren wunderliche Ideen in den Kopf gekommen sind. Es handelt sich nicht nur um Pastoren, die der englischen Sprache nicht genügend mächtig sind, um ihrer Gemeinde darin dienen zu können, sondern sehr oft um Pastoren, die ausgezeichnete Prediger in englischer Sprache sind; doch weil sie nicht mehr in ihrer ersten Jugend stehen, manchen wunderlichen Gemeinden nicht mehr zusagen. Pastoren, die in voller Arbeitskraft stehend die englische Sprache vollkommen beherrschen, werden von Gemeinden, welche die verkehrte Idee haben, daß sie einen jungen Pastor haben müssen, nicht gewählt.

Es wäre von Interesse zu wissen, wer diesen Gemeinden diese wunderliche, verkehrte Idee in den Kopf gesetzt hat. Sollte es gar der Erzfeind der Seelen gewesen sein, der die älteren Pastoren fürchtet, weil sie seine listigen Anläufe durchschauen und die Gemeinden vor ihm warnen? Und er hat seine Helfershelfer allenthalben, auch in den Gemeinden, die allem ernsten Christentum entgegen arbeiten und nur einen christlichen Schein wollen. Daß eine solche unchristliche Politik die Gemeinden ruinieren und schwere Strafgerichte Gottes über sie bringen wird, steht außer allem Zweifel. Steht nicht geschrieben: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten?"

Wie sollen aber nun die Mittel und Wege gefunden werden, diesen lieben Brüdern zu helfen, die ohne ihre Schuld in schwere Bedrängnis gekommen sind? Vorläufig kann nur die Bruderliebe ihnen helfen. Und darum sollte ein jeder Pastor, der im Amt steht, von seinem Jahresgehalt zwei Prozent zur Unterstützung der notleidenden Brüder beitragen, bis ihnen in andrer Weise geholfen werden kann.

Und so wie der Schreiber dieser Zeilen seine evangelischen Brüder kennt, wird **sich auch nicht einer finden**, der gottlos genug wäre, den notleidenden Brüdern diese Hilfe zu versagen. Da Eile dringend not tut, so hätten die ehrwürdigen Synodalbeamten unverzüglich die nötigen Schritte in dieser Sache zu tun. H.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $2.00; Ausland $2.20. Editor: Rev. H. Kamphausen, Dr. theol., 9807 Cudell Ave., Cleveland, Ohio, an welchen alle die Redaktion betreffenden Sachen zu senden sind. Dagegen alles Geschäftliche zu adressieren an: Eden Publishing House, 1716 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Neue Folge: 1. Band. **St. Louis, Mo.** **November 1923.**

Das Studium der Theologie in Deutschland.

Von Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Otto Dibelius.

1.

Wer in Deutschland Theologie studieren will, muß **das Reifezeugnis eines deutschen humanistischen Gymnasiums** beibringen. Es wird m. a. W. vorausgesetzt, daß er in der Welt des klassischen Altertums zu Hause ist, und daß er außer dem Lateinischen und Griechischen auch das Hebräische ausreichend beherrscht. Fehlt es da in einem Stück — hat etwa der angehende Theologe an dem wahlfreien hebräischen Unterricht seines Gymnasiums nicht teilgenommen, oder hat er ein Realgymnasium besucht, an dem nur Lateinisch gelehrt wird, oder gar eine Oberrealschule, die überhaupt keinen Unterricht in den alten Sprachen erteilt, so muß er das Fehlende nachholen und in den betreffenden Sprachen eine Nachprüfung ablegen. Erst von da ab kann ihm seine Universitätszeit als theologisches Studium gerechnet werden.

Es ist das sicherlich ein wichtiger Grundsatz. Und doch liegt eine Schwierigkeit darin, die mit jedem Tage größer wird. Die Zahl der humanistischen Gymnasien in Deutschland nimmt langsam ab. Die Zahl der sog. Realanstalten wächst. **Damit aber wird die Rekrutierungsbasis für den Pfarrerstand in Deutschland immer schmaler.** Denn für einen Oberrealschüler ist es natürlich ein schwerer Entschluß, ein Studium zu ergreifen, für das er zunächst einmal drei fremde Sprachen erlernen muß, um überhaupt mit dem Studieren beginnen zu können. Andrerseits aber hat die Kirche ein großes Interesse daran, daß gerade auch solche jungen Leute sich für den Beruf des Geistlichen entscheiden. Die Oberrealschulen sind vor-

wiegend in großen Städten gegründet worden. In diesen Großstädten aber, in denen verschiedene höhere Schulen bestehen, läßt sich deutlich beobachten, daß diese verschiedenen Schularten von verschiedenen Bevölkerungsschichten getragen werden. Der Beamte, der Geistliche, überhaupt der Akademiker, schickt seinen Jungen auf das Gymnasium; er wünscht, daß er das klassische Altertum kennen und verstehen lernt. Der Kaufmann dagegen, der Ingenieur, auch der Handwerker, schickt seinen Sohn auf eine Realanstalt. Ihm mangelt zumeist das Verständnis für den Bildungswert des Altertums; ihm kommt es darauf an, daß sein Junge dasjenige lernt, was er „für das praktische Leben braucht." Es wäre aber ein Verhängnis, wollte die Kirche nur aus den zuerst genannten Kreisen ihre Geistlichen nehmen. Gerade auch die Berührung mit dem, was man das praktische Leben nennt, tut ihr not. Sie wird aber niemals Oberrealschüler in größerer Zahl für das Studium der Theologie gewinnen, wenn sie ihnen nicht in der Sprachenfrage entgegenkommt. Es wird daher gegenwärtig sehr eifrig darüber diskutiert, ob man den Oberrealschülern nicht das Hebräische erlassen und sich damit begnügen könnte, daß sie das Alte Testament in der griechischen Septuaginta lesen, so wie es die alte Kirche gelesen hat. Natürlich müßten die Oberrealschüler dafür einen Ersatz liefern, der ihrer besondern Vorbildung entspricht. Sie müßten etwa apologetische Studien treiben, für die naturwissenschaftliche Kenntnisse nötig sind. Oder sie müßten die englisch geschriebene theologische Literatur kennen. Man darf sich keiner Illusion darüber hingeben, daß von den praktischen Geistlichen ohnehin nur ein kleiner Teil später das Alte Testament noch im Urtext liest, und daß vollends von den Oberrealschulen nur ganz Wenige es im Hebräischen weiter bringen, als dazu, daß sie mit genauer Not ihre Prüfungen bestehen können. Ist aber ein solches Ergebnis die aufgewandte Kraft und Mühe wirklich wert? — Daß aber auch Vieles gegen eine solche Einschränkung der Sprachstudien spricht, liegt auf der Hand. Es würde z. B. — um nur dies Eine zu erwähnen — für die evangelische Kirche im Mutterlande der Reformaion nicht leicht zu tragen sein, wenn an demselben kleinen Ort der katholische Pfarrer das Alte Testament im Urtext zu lesen versteht und der evangelische nicht. — Vorläufig erwirbt sich die **Theologische Schule in Bethel** ein großes Verdienst dadurch, daß sie solche theologischen „Sprachstudenten" in größrer Zahl sammelt und ihnen das Fundament für das Studium in solider Weise legen hilft.

Auch der Gymnasial-Abiturient bringt heute nicht mehr diejenige gründliche Kenntnis des klassischen Altertums mit, die noch vor 40 Jahren selbstverständlich war. Früher schrieb der deutsche Primaner lateinische Aufsätze, dichtete in griechischen Versen und

führte bei Schulfeiern griechische Tragödien in der Ursprache auf. Inzwischen hat das moderne Leben mit seinen andersartigen Interessen gebieterisch an die Tore der deutschen Gymnasien geklopft. Man lernt jetzt weniger Latein und Griechisch, dafür etwas mehr Französisch oder Englisch und etwas mehr Naturwissenschaft und Mathematik. Freilich von dem Bestreben, das zu Beginn der Regierung Wilhelms II. vorherrschte, dem Gymnasium seine Eigenart überhaupt zu nehmen, ist man wieder zurückgekommen. Der junge Kaiser, der in Kassel selbst das Gymnasium besucht und große Schwierigkeiten gehabt hatte, in Latein und Griechisch den dort gestellten Anforderungen gerecht zu werden, hatte es im Jahre 1891 erreicht, daß nicht nur der lateinische Aufsatz abgeschafft wurde, sondern daß auch im Uebrigen das Pensum in den klassischen Sprachen auf ein Minimum heruntergedrückt wurde. Die Generation, die in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts das Gymnasium verließ, hat sehr geringe Kenntnisse in Latein und Griechisch mitgenommen. Das ist jetzt wieder besser geworden. Aber das alte Niveau ist nicht wieder erreicht worden.

Das Neue Testament wird auf allen deutschen Gymnasien griechisch gelesen. Und in der Kirchengeschichte wird mancherlei gelernt. Die tüchtigste Vorbildung für das theologische Studium bringen ohne Zweifel die jungen Schwaben mit, die auf den Vorschulen für das Tübinger Stift erzogen worden sind. Dort ist alles auf das künftige Studium eingestellt. Was der junge Stiftler in Tübingen an klassischer Litteratur und Philosophie sein eigen nennt, hat keine Parallele in Deutschland.

Allein nicht die Kenntnisse sind das Entscheidende. Auf jeder höheren Schule, Gymnasium oder Realanstalt, wird der junge Deutsche daran gewöhnt, nicht nur auswendig zu lernen, sondern selbständig zu denken, Entwicklungen zu verstehen, Probleme zu erfassen, aus alten und modernen Texten selbst etwas herauszuholen und Kritik zu üben. Vielleicht daß diese Erziehung zur denkenden Zergliederung an vielen deutschen Schulen zu einseitig gepflegt worden ist. Für das wissenschaftliche Studium ist sie jedenfalls eine ausgezeichnete Vorschule.

2.

So ausgerüstet bezieht der angehende Theologe, durchschnittlich etwa 19 Jahre alt, die Universität. Mit geschwellter Brust tritt er aus dem Studium des Schulzwanges hinüber **in die Welt der akademischen Freiheit!**

Denn Freiheit ist das Losungswort, das über seinem Studium steht. Freiheit ist der Zauberglanz, der ihm die akademischen Jahre für sein ganzes Leben in goldigen Schimmer taucht. Was ihn bindet, ist allein das Ziel, das einmal erreicht werden soll. Aber

dies Ziel liegt zunächst in weiter Ferne. Drei Jahre sind ein Stück Unendlichkeit für einen jungen Menschen! Auf welchen Wegen er aber zu diesem Ziele schreitet, ist seine Sache! Welche Vorlesungen er hört, ob er überhaupt hört, was er „belegt“ hat, oder ob er die Vorlesungen „schwänzt,“ ob er das Gehörte zu Hause durcharbeitet oder nicht, ob er Seminarübungen besucht, ob er die Universität wechselt, ob er sich dem einen Professor anschließt oder dem andern oder gar keinen — darum kümmert sich niemand auf der weiten Welt! In dieser Freiheit liegt natürlich auch eine Gefahr. Wie viele junge Theologen stehen ihrem Studium zunächst völlig hilflos gegenüber, weil ihnen jegliche Anleitung fehlt! Zu einem Professor wagen sie nicht gleich zu gehen. Gedruckte Ratgeber gibt es wenig. So erkundigen sie sich bei Freunden, was sie „belegen“ sollen — und die Freunde sind oft nicht klüger wie sie selbst. Es wird daher gerade jetzt in verschiedenen Landeskirchen ernstlich erwogen, ob man nicht den Studenten zu einer verständigen Ausnutzung ihrer Studienzeit helfen sollte — z. B. dadurch, daß man ihnen schon beim Eintritt in die Universität die Anforderungen, die später im Examen gestellt werden, möglichst detailliert in die Hand gibt.

An der Freiheit des Studenten selbst aber, an seine Bewegungsfreiheit innerhalb der Universitas literarum kann und wird nicht gerührt werden. Sie unterscheidet den evangelischen Theologen von den katholischen, der, soweit er die Universität besucht, dem Machtspruch seines Bischofs untersteht, der ihm diese Vorlesung verbieten und jene zur Pflicht machen kann. Der evangelische Theologe soll mit offenem Auge und mit weitem Blick im geistigen Leben seines Volkes stehen. Die geistigen Strömungen seiner Zeit, wie sie in Literatur und Philosophie, im sozialen und politischen Leben sich spiegeln, soll er kennen und soll sie, wenn es ihn dazu treibt, auch an der Quelle studieren können. Später werden ihm die Pflichten des Amtes ganz von selbst den Kreis seiner Interessen enger ziehen. Später wird er lernen, daß das Geheimnis eines kraftvoll wirkenden Lebens in der Konzentration beruht. Aber jetzt, in den Jugendjahren, soll er sein Herz weit aufschließen, damit er später einmal imstande sei, die Menschen, unter denen er wirkt, auch zu verstehen.

So hört denn hier einer nationalökonomische Vorlesungen, und dort pflegt jemand die alten oder die modernen Sprachen. Man findet Theologen in medizinischen und in naturwissenschaftlichen Kollegs ebenso wie in juristischen und kunstgeschichtlichen. Oft ist es gar nicht einmal der Stoff, sondern es ist die Persönlichkeit des Dozenten, was sie lockt. Wo Männer wie Wilamowitz oder Lamprecht, wie Kuno Fischer oder Treitschke auf dem Katheder standen, da hat kein rechter Theologe es versäumt, sich — und wenn es nur für ein paar einzelne Kollegstunden war — dem Zauber dieser großen Ge-

lehrtenpersönlichkeiten hingeben. Umgekehrt findet man in den Vorlesungen der bekannten Theologieprofessoren Studenten der verschiedensten Fakultäten. Und es ist oft beklagt worden, daß man die Techniker in besondere Hochschulen zusammengefaßt hat, statt sie in die Universitäten einzugliedern, und daß man sie dadurch ausgeschlossen hat von diesem regen geistigen Austausch, der auf der Universität zwischen den verschiedenen Fakultäten stattfindet.

Noch einmal: trotz aller Gefahren, die sie mit sich bringt, ist diese akademische Freiheit ein hohes Gut. Hier können sich, inmitten des modernen Lebens, das mehr und mehr von der Schablone bestimmt wird, Menschen von eigenem Wuchs und von originalem Charakter entfalten. Man denke an einen Mann wie **Albert Schweitzer.** Er ist Theologe. Das Neue Testament ist sein Fach. Seine Bücher über die Geschichte der Paulusforschung und der Evangelienkritik („Von Reimarus zu Wrede") haben großen Eindruck gemacht. Daneben ist er ein hervorragender Orgelkünstler. Er hat ein ausgezeichnetes Buch über Johann Sebastian Bach geschrieben, und seine Konzertreisen, auf die er gelegentlich geht, führen ihn bis nach Spanien hinunter. Eines Tages begann er, kurz entschlossen, Medizin zu studieren und ging als Missionsarzt in die Urwälder von Westafrika. Vor einiger Zeit kehrte er zurück, veröffentlichte ein zweibändiges Werk über — Kulturphilosophie, hielt Vorträge über dies Thema in Schweden und England. Dann ging er nach Hamburg, um dort am Tropenhygienischen Institut ein von ihm erfundenes Verfahren, ein Heilserum in die Blutbahn zu spritzen, zu vervollkommnen. Von Hamburg ging er nach Straßburg, um sich im Operieren der Starkrankheit weiterzubilden. Und dann soll es — noch im Jahre 1923 — wieder nach Afrika gehen. Vorher aber wurde noch ein dickes Buch herausgebracht über — „Die Mystik des Paulus."

Es mag dahingestellt bleiben, ob eine solche Vielseitigkeit das Ideal ist. Jedenfalls prägt sich in ihr ein urwüchsiger Mensch aus, der handelt, wie der Geist ihn treibt. Und es ist immer erquickend, in dem wohlerzogenen akademischen Deutschland von heute solchen Gestalten zu begegnen. Sie wären aber unmöglich, hätten wir nicht auf unsern Universitäten die volle Freiheit des geistigen Lebens.

3.

Die besondere Lebensform, die sich die studentische Freiheit in Deutschland geschaffen hat, ist **die studentische Verbindung,** die auch im Leben des jungen Theologen eine bedeutende Rolle spielt. Die Versuche, die gesamte Studentenschaft einer Universität, nach Fakultäten gegliedert, zusammenzufassen zu großen Organisationen, haben bisher wenig Erfolg gehabt. Der deutsche Student, soweit er nicht als „Fink" vereinslos und ungesellig seine Straße zieht, fühlt

sich nur in „seiner Verbindung" wohl — also in einem Kreise von 10, 20 — selten mehr — Kommilitonen, die mit andern, ähnlich gesinnten Verbindungen, an andern Universitäten oder an derselben Alma mater, in organischer Verbindung stehen. Freilich: was dem Ausländer im Gedanken an deutsche Studentenverbindungen vorschwebt — die bunten Mützen und die „Mensuren," bei denen die Studenten, in Freundschaft oder Feindschaft, mit dem blanken Schläger in der Hand aufeinander losgehen und sich gegenseitig die berühmten „Schmisse" im Gesicht beibringen — das kommt für den Theologen heute kaum noch in Betracht. Die bekannte Schilderung, die in Fritz Reuters „Hanne Nüte" der mecklenburgische Pastor dem jungen Schlossergesellen von seiner Studentenzeit in Jena gibt, gehört, wenigstens was die Theologen anlangt, der Vergangenheit an. Diese „schlagenden" Verbindungen haben sich mehr und mehr zu Pflegestätten einer Erziehung zu Aeußerlichkeiten und eines besonderen, leider aber in puncto sexti sehr laxen, studentischen Ehrbegriffs entwickelt, sie stellten in der Regel auch an das Portemonnaie des Vaters sehr hohe Anforderungen. Kurzum: für den Theologen werden sie bald innerlich unmöglich. Ausnahmen bestätigen die Regel. Der Pastor mit dem „Schmiß" über der linken Backe ist im Aussterben begriffen.

Heute schließt sich der junge Theologe entweder einer der wenigen farbentragenden Verbindungen an, die die Mensur verwerfen und die Grundsätze christlicher Sittlichkeit heilig halten — das sind namentlich der **„Wingolf"** und die zum sog. **Schwarzburgbund** zusammengeschlossenen Vereine, oder er tritt in einen der verschiedenen Fachvereine ein — **Akademisch-theologische Vereine** u. dgl. Früher gehörte ein beträchtlicher Teil der jungen Theologen den **„Vereinen deutscher Studenten"** an, die im Anschluß an Männer wie **Stöcker, Nathusius, Seeberg** die Verbindung des nationalen und des sozialen Gedankens pflegten. Neuerdings haben die schnell anwachsenden **Deutsch-christlichen Studentenvereine,** zu deren besonderen Förderern Professor **Heim** und der frühere Reichskanzler **Michaelis** gehören, für die Theologenschaft Bedeutung gewonnen.

Hier, in seiner Verbindung, schließt der junge Theologe die Freundschaften, die ihn durch sein ganzes Leben begleiten. Noch im grauen Haar redet er den besonderen Freund und Schützer, den jeder junge „Fux" sich erwählt, als „Leibbursch" an. Hier wälzt er im vertrauten Kreise nach alter deutscher Art alle Probleme der sichtbaren und der unsichtbaren Welt und löst die schwersten Fragen mit der Sicherheit und Leichtigkeit der Jugend. Hier gewinnt er seine innere Stellung zu den politischen und sozialen Fragen, vor die ihn das Leben an jedem Tage stellt. Hier lebt er aber auch

der jugendlichen Fröhlichkeit in den Formen, die die alte studentische Sitte, der sog. „Komment“ gebildet hat.

Die Gegenwart mit ihrer furchtbaren wirtschaftlichen Not hat freilich in alle diese Blüten studentischer Jugendfreude ihren Mehltau fallen lassen. Ein großer Teil der Studenten, grade auch der Theologen, schlägt sich kümmerlich durchs Leben. Stundenlange Nebenbeschäftigung bei einer Bank oder gar in einem Restaurant muß das Geld für das Studium schaffen. Oft halten die Nerven diese Art zu leben nicht aus. **Denn der Student, der heute eine deutsche Universität bezieht, hat 9 Kriegsjahre — das will sagen: 9 Jahre der Unterernährung! — hinter sich.** Im Examen wird viel verlangt. Will er zum Ziele kommen, so muß er hart arbeiten. Daneben noch täglich 3 oder 4 Stunden, vielleicht gar des Nachts, zur Beschaffung der notdürftigsten Geldmittel arbeiten — das kann nicht jeder durchhalten. Und für die eigene Erholung, für das Zusammenleben mit den Freunden, bleibt bitter wenig Zeit.

Es kommt hinzu, daß sich unter den Eindrücken des Krieges im studentischen Verbindungsleben Manches geändert hat. Die aus dem Felde zurückgekehrten Studenten fanden kein Gefallen mehr an den Nichtigkeiten des „Komments“ und an dem reichlichen Alkoholverbrauch. Die studentischen „Kneipen“ traten daher zurück, sie hörten vielfach ganz auf. Man wandte sich dem Sport und den gemeinsamen Wanderungen zu. Noch ist eine ganz befriedigende Neugestaltung der studentischen Geselligkeit nicht erreicht. Für die Pflege des Sports fehlen meist die allernotwendigsten Voraussetzungen. Welche deutsche Universität hat ausreichende Sportplätze in erreichbarer Entfernung? Aber daß in den studentischen Vereinen heute ein andrer, ernsterer Geist weht als vor dem Kriege, das steht außer Zweifel.

4.

Frei ist der junge Student der Theologie auch in seinem kirchlichen und religiösen Leben. Ob er den Gottesdienst besucht oder nicht, ob er an seinem eigenen Innenleben arbeitet, ob er an den Arbeiten der Kirche tätigen Anteil nimmt, ob er betet und seine Bibel liest — darüber ist er niemanden Rechenschaft schuldig als seinem Gewissen und seinem Gott. Die evangelische Kirche vertraut darauf, daß niemand Theologie studieren wird, der sich nicht mit Ernst um das Eine bemüht, das nottut. Auch in dieser Hinsicht besteht ein charakteristischer Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Theologiestudium.

Allein so wertvoll auch das Herzstück evangelischer Freiheit, der absolute Ausschluß jeglichen Gewissenszwanges, ist — es läßt sich doch nicht verkennen, daß sich gerade auf diesem allerinnerlichsten Gebiet mehr und mehr ein Notstand herausgebildet hat. Kurz ge-

sagt: **wir bilden auf unsern Universitäten wissenschaftliche Theologen heran; aber ob wir auch Christen heranbilden, Männer von charaktervollem Glauben, von christlicher Selbstdisziplin und von opferfroher Liebe — darum kümmern wir uns nicht.** Darf aber eine Kirche sich in diesem Stück dabei beruhigen, daß Gottes Geist sein Werk schon tun werde an den jungen Herzen?

Früher lagen die Dinge anders. Früher waren die Universitäten klein. Auch in den großen Städten waren die Verhältnisse übersichtlich. Es gab keine großen Entfernungen. Die ganze ungeheure Zersplitterung des modernen Lebens fehlte noch. Der Professor hatte Zeit für seine Studenten. Und der Student ging mit seinen inneren Nöten vertrauensvoll zu seinem Professor. Wer dann das Glück hatte, bei Männern wie Tholuck in Halle oder Beck in Tübingen, bei Rothe in Heidelberg oder bei Cremer in Greifswald auf dem Sofa des Studierzimmers zu sitzen, der empfing die innere Beratung und Leitung, die er braucht. Heute wohnt der Professor vielleicht irgendwo draußen im Vorort. Jeder Student weiß, wie ungeheuer gerade die Berühmten unter seinen Lehrern von allen Seiten in Anspruch genommen werden. Er wagt es nicht, zu diesen Männern mit seinen kleinen persönlichen Nöten zu kommen. An den großen Fakultäten, die 500 oder 600 Studenten der Theologie zählen, sieht er in der Sprechstunde des Professors noch 4, 5, 6 andre Studenten warten. Da verzichtet er von vornherein darauf, sich auszusprechen. Und dies „Sich aussprechen" ist überdies nicht jedermanns Sache. Wir schließen unser Herz nicht mehr so schnell auf, wir kleiden unsre Gefühle nicht mehr so leicht in Worte wie die Männer der Aufklärung und der Erweckungszeit. So gehen ungezählte junge Theologen, sich selbst überlassen, ihre Straße. Die Universität führt sie in die innere Krisis hinein, die die wissenschaftliche Behandlung der Glaubensfragen fast immer mit sich bringt. Aber sie hilft ihnen nicht, sich durch diese Krisis siegreich hindurchzuringen.

Noch etwas anders kommt hinzu. Es war die Eigentümlichkeit des deutschen Protestantismus im 19. Jahrhundert, daß er von persönlicher Frömmigkeit sehr hoch, von der Kirche aber sehr gering dachte. Auch im Leben der theologischen Fakultäten prägte sich das aus. Die Professoren, auch wenn sie persönlich vielleicht tief fromme Männer waren, hatten zumeist nie ein kirchliches Amt bekleidet. Einer kirchlichen Behörde gehörten sie in ihrer Mehrzahl nicht an. An Arbeiten der organisierten Kirche nahmen sie vielfach nicht Teil. Sie lebten ihrer Wissenschaft und ihrem Glauben. Im Uebrigen waren sie Beamte des Staats und hatten mit der Kirche unmittelbar nichts zu tun. — Wie der Meister, so die Jünger. Der junge Student der Theologie warf sich mit Eifer in die wissenschaftliche

Arbeit. Er rang um seinen persönlichen Glauben. Er besuchte bald diese, bald jene Kirche, um bedeutende Prediger zu hören und um für sich selbst etwas zu empfangen. Aber die Kirche als Organismus und Institution war ihm etwas Fremdes, etwas Gleichgültiges. Ja, der richtige Student stand der Kirche mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. War sie nicht oft eine Gegnerin der freien Wissenschaft, in der zu leben ihn so stolz machte? War sie nicht eine Institution des Zwanges, im Gegensatz zu der Freiheit, die das Leben der Universität beherrscht? Für einen deutschen Studenten der Theologie, wenn er mit Seinesgleichen zusammensitzt, ist ein Konsistorialrat oder eine Synode lediglich ein Gegenstand des Mitleids und der Geringschätzung.

Das konnte die Kirche lächelnd mitansehen, im Vertrauen darauf, daß das spätere Amtsleben dem Theologen schon zum Bewußtsein bringen werde, was es um die Kirche ist — solange der Staat und Kirche miteinander auf das Engste verbunden waren. Mochte auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß Pfrarrer Traub unter dem jubelnden Beifall der jungen Generation seiner Geringschätzung der Kirche durch die Losung Ausdruck geben: Wer heute dem Evangelium dienen will, der wirke nicht in der Kirche, sondern draußen in der Welt! — wer konnte denn „in der Welt" wirken, ohne in das Leben der Kirche verflochten zu werden? — Jetzt ist das anders geworden. Staat und Kirche trennen sich. Die Kirche hat ihr Eigenleben wiedergewonnen. Sie muß kirchliches, gesamtkirchliches Bewußtsein von ihren Dienern fordern, wenn anders sie in den furchtbaren Stürmen und Erschütterungen dieser Zeit bestehen soll. Sie kann nicht warten, bis die Erfahrung des Amtes das kirchliche Bewußtsein weckt. **Schon der Student muß wissen, was Kirche ist!** Und wenn er das lernt — wird es ihm nicht auch für die Glaubenskämpfe eine Hilfe sein, in die die Wissenschaft ihn hineinführt? Zweifel werden nicht gelöst, sondern überwunden — das ist eine alte Erfahrung. Nichts aber hilft mehr zu solcher Ueberwindung als die tätige Teilnahme an dem Leben einer Glaubensgemeinschaft!

So drängt sich von allen Seiten her der Kirche die Notwendigkeit auf, sich mehr als bisher um ihre theologischen Studenten zu kümmern. Sie hat es bisher eigentlich nur dadurch getan, daß sie **Konvikte** ins Leben rief, in denen eine Anzahl von Studenten miteinander lebten — sei es unter Leitung eines Professors, sei es unter der eines jüngeren Inspektors, etwa eines Privatdozenten. Manche dieser Konvikte sind freie Stiftungen, ohne unmittelbare Verbindung mit der Kirche. Andre aber sind direkt von der Kirche eingerichtet worden — so z. B. erst kürzlich das **Hamannstift** in Münster durch die westfälische Provinzialkirche. In Bonn hat die

Rheinische Provinzialsynode einen jungen Privatdozenten als „Studenten-Seelsorger" angestellt und hat gute Erfahrungen damit gemacht. Das Gegebene aber dürfte für die Zukunft sein, daß die **Generalsuperintendenten** sich um die Studenten kümmern — teils persönlich, teils durch Kräfte, die sie mit dieser besonderen Aufgabe betrauen.

5.

Seine wissenschaftliche Arbeit beginnt der junge Student damit, daß er **Vorlesungen „belegt"**, — und zwar zunächst die Hauptvorlesungen über Altes und Neues Testament und über Kirchengeschichte, die vierstündig gelesen werden. In der Regel hört er aus dem Alten Testament Genesis, Psalmen und Jesaja, aus dem Neuen Testament Synoptiker, Johannes und Römerbrief, aus der Kirchengeschichte die 3 Hauptteile, die die alte, die mittelalterliche und die neuere Geschichte, etwa bis 1817 umfassen. Daneben an kleineren, ein- oder zweistündigen Vorlesungen, was gerade geboten wird und wovon er sich Gewinn verspricht. Vom vierten Semester an pflegen die systematischen Disziplinen in den Vordergrund zu rücken: Dogmatik, die herkömmlich in zwei Teilen, Religionsphilosophie und spezielle Dogmatik, gelesen wird, und Ethik. In den letzten Semestern kommt dann die praktische Theologie hinzu. Nebenher geht die Literaturgeschichte des alttestamentlichen und des neutestamentlichen Kanons, gewöhnlich als „Einleitung" bezeichnet, und die sog. alttestamentliche und neutestamentliche Theologie, die die Frömmigkeit und die Glaubensvorstellungen der einzelnen biblischen Schriftsteller zusammenhängend behandelt. Ebenso Domengeschichte. Endlich müssen auch philosophische Kollegs, namentlich über die Geschichte der Philosophie, gehört werden.

In den Kollegs trägt der Professor vor und die Studenten hören zu und schreiben nach. Am eifrigsten schreiben die jungen Anfänger und die weniger begabten Studenten, die es mit dem alten Satze halten: „Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen." Der erfahrene Student weiß, daß er das Material, das die Vorlesung bietet, in den gedruckten Lehrbüchern wiederfindet. Er beschränkt sich darauf, dasjenige zu notieren, was an der Vorlesung original und persönlich ist und nicht schon irgendwo gedruckt zu lesen ist. Nur dann wird er mitstenographieren und das Stenogramm zu Hause umarbeiten, wenn das Kolleg etwas ganz Besonders, Eigenartiges bietet. Eine Reihe unsrer wertvollsten theologischen Bücher sind auf diese Weise entstanden, daß Studenten ihrem Professor die Nachschrift seiner Vorlesungen zur Verfügung gestellt und ihn dadurch ermutigt haben, dasjenige, was er nur in Form von losen Notizen besaß, als ausgeführtes Buch drucken zu lassen.

Der begabte Student erkennt sehr bald, daß das eigentlich Wertvolle des akademischen Betriebes nicht die Vorlesungen sind. Er verlegt den Schwerpunkt seiner Arbeit in die **Uebungen und Seminare.** Uebungen und Seminar — das ist im Grunde dasselbe. Ein kleinerer Kreis von Studenten sammelt sich um einen Dozenten, in der Regel einmal wöchentlich für anderthalb Stunden, und liest mit ihm zusammen einen bestimmten Text — Augustins Konfessionen, Luthers Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen, Schleiermachers Glaubenslehre, ein Buch der Bibel; oder was es sonst ist. Hier geht es schulmäßig zu. In den Uebungen empfangen die Studenten ihren Lehrer nicht, wie im Kolleg, mit dem altehrwürdigen akademischen Getrampel, sondern sie erheben sich von den Plätzen. Sie übernehmen Aufgaben von einer Stunde zur andern. Sie werden zum Uebersetzen oder zur zusammenfassenden Wiedergabe eines zu Haus gelesenen Abschnittes aufgerufen. Es wird erwartet, daß sie regelmäßig erscheinen. „Seminar" heißen diese Uebungen, sofern sie der „ordentliche Professor," der den Lehrstuhl des betreffenden Faches bekleidet, persönlich abhält. Ihm stehen dafür besondere Räume der Universität, die im eigentlichen Sinne Seminar genannt werden, mit entsprechender Fachbibliothek zur Verfügung. In dies Seminar wird nur eine beschränkte Zahl von Mitgliedern aufgenommen, die einen Semesterbeitrag bezahlen und dafür das Recht haben, in den Seminarräumen nach Belieben zu arbeiten. Einer von ihnen führt als „Senior" das Regiment. Bei ihm entschuldigt sich, wer an einer Uebungsstunde teilzunehmen verhindert ist. Für diejenigen Studenten, die sich einem bestimmten Fach besonders widmen, vielleicht darin einen wissenschaftlichen Grad erwerben wollen und die darum viele Semester hindurch dem Seminar angehören, in dem sie die nötigen Hilfsmittel zur Hand haben, wird das Seminar geradezu eine Art wissenschaftliche Heimat. Hier gibt sich der Professor seinen Studenten ganz wie er ist. Hier teilt er sein Bestes mit. Hier leitet er zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit an — sowohl bei dem Untersuchen der Texte, wie bei den schriftlichen, wissenschaftlichen Arbeiten, für die er jedem Seminarmitglied ein Thema stellt. Wie manches bedeutende wissenschaftliche Buch ist schon aus einer solchen Seminararbeit hervorgegangen! Hier kommt eine persönliche Fühlung zwischen Professor und Studenten zustande, die auch auf gemeinsamen Ausflügen und geselligen Abenden gepflegt wird.

Etwas andrer Art sind naturgemäß die Uebungen und Seminare, die sich auf die praktische Theologie beziehen. Hier wird in einer Schulklasse unterrichtet; es werden Predigtproben in einer Kapelle oder auch im Universitätsauditorium abgelegt. Früher wurden diese praktischen Uebungen von einem erheblichen Teil der Stu-

denten — und nicht dem schlechtesten! — mit Verachtung gestraft. Man wollte Wissenschaft, Wissenschaft! Die praktische Kunst der Predigt und der Katechese würde schon im späteren Leben zu ihrem Recht kommen! — Seit dem Kriege ist das anders geworden. Von den historischen Disziplinen, die früher im Vordergrunde standen, hat sich das Interesse spürbar zu den systematischen Disziplinen und ganz besonders den praktischen, hinüber gewandt. Die praktische Theologie, bisher das Stiefkind der Theologischen Fakultäten, wird heute von manchem Studenten in Schleiermachers Sinne als die Krönung des theologischen Studiums betrachtet.

6.

In früherer Zeit gliederte sich die junge Theologenschaft im Verlauf des Studiums allmählich in **drei Gruppen**, die alle in gleicher Weise studierten, alle dasselbe nächstliegende Ziel verfolgten, nämlich die erste theologische Prüfung zu bestehen, die sich aber für ihr späteres Leben sehr verschiedene Aufgaben setzten: **die künftigen Pfarrer, die künftigen Religionslehrer und die künftigen akademischen Dozenten.**

In den letzten Jahrzehnten ist das, namentlich in Preußen, ein wenig anders geworden. Die Unterrichtsverwaltung stellt heute niemanden mehr als Religionslehrer an höheren Schulen an, der lediglich Theologie studiert, womöglich nur die kirchlichen Prüfungen bestanden hat. Sie verlangt regelrechtes Oberlehrerexamen, bei dem die „Fakultas“ für mehrere Fächer, also nicht nur für Religion, erworben werden muß. Und da die Anforderungen im Oberlehrerexamen hoch sind, ist es nicht leicht, sich die Kenntnisse in den übrigen Fächern später nebenbei zu erwerben. Man muß sie schon auf der Universität ex fundamento erwerben. Infolgedessen muß die Entscheidung, ob der junge Mann einmal auf der Kanzel oder auf dem Schulkatheder stehen will, schon zu Beginn der Studienzeit getroffen werden. Und sie wird leider in der Regel so getroffen, daß diejenigen, die einen festgegründeten Glauben haben, und denen dieser Glaube Kern und Stern ihres Lebens ist, Geistliche werden, und daß die andern, denen Religion ein Komplex von Problemen und ein Kulturgut neben andern Kulturgütern ist, den Beruf des Oberlehrers erwählen. Hier liegt eine der Ursachen, weshalb der Religionsunterricht an unsern höheren Schulen von ernst gesinnten Eltern und Schülern meist als unbefriedigend empfunden wird. Es wäre unendlich viel besser, wenn, wie früher, zwischen Religionslehrern und Pfarrern ein reger Austausch stattfinden, wenn bald hier ein Pfarrer in den Schuldienst, bald dort ein Religionslehrer in den Dienst der Kirche übergehen würde. Dafür aber würde die Anerkennung der kirchlichen Prüfungen durch die Schulbehörde die Voraussetzung sein.

Trennen sich so die späteren Oberlehrer frühzeitig ab, so pflegen die späteren akademischen Dozenten den Bildungsgang der künftigen Pfarrer, vor allem der begabten und wissenschaftlich interessierten, bis zum ersten Examen zu teilen. Die Mehrzahl der späteren Professoren legt wohl auch die erste Prüfung ab — wenige dagegen auch die zweite. Wichtiger aber als die erste kirchliche Prüfung ist ihnen eine andre, die die Vorbedingung für die akademische Laufbahn ist, die aber auch von vielen abgelegt wird, die durchaus nicht die Absicht haben, später an einer Universität zu lehren: das ist **die Licentiatenprüfung vor der Theologischen Fakultät.**

Die Licentiatenprüfung ist in der Regel, namentlich an den größeren Fakultäten, nicht leicht. Verlangt wird eine druckfähige Arbeit, die eine wirkliche Förderung der Wissenschaft bedeutet. In der mündlichen Prüfung wird der junge Theologe mehrere Stunden hindurch von der versammelten Fakultät unter die Lupe genommen und in der Regel in seinem Spezialfach eine volle Stunde lang, in den übrigen Fächern je eine halbe Stunde hindurch ausgefragt. Mehr als einer, der später als Professor einen bekannten Namen hatte, hat bei diesem Examen zunächst Schiffbruch gelitten und erst beim zweiten Versuch den erwünschten Erfolg gehabt.

Die **theologische Doktorwürde** wird in der Regel nicht durch ein Examen erworben, sondern wird honoris causa verliehen. Und zwar ist dazu Einstimmigkeit der Fakultät erforderlich. Nicht selten sind die Fälle, in denen ein Einzelner durch seinen Widerspruch es viele Jahre hindurch verhindert hat, daß einer hochverdienten Persönlichkeit diese Ehre widerfuhr. Die akademischen Dozenten erhalten herkömmlich diese Würde, sobald sie „ordentliche Professoren“ geworden sind. Die Generalsuperintendenten erhalten sie bald nach ihrem Amtsantritt. Die Vorsitzenden der großen kirchlichen Arbeitsverbände — Gustav Adolf-Verein, Evangelischer Bund u. dgl. — und die Präsidenten der größeren Synoden nach längerer Wirksamkeit. Nur an einigen wenigen Fakultäten kann man den Theologischen Doktor „machen.“ Doch werden auch da Anforderungen gestellt, die einen jungen Studenten von vornherein ausschließen.

Wohl aber erwirbt mancher Student noch vor seiner theologischen Prüfung den **philosophischen Doktorgrad,** der an kleinen Universitäten oft leichter zu erlangen ist als die Licentiatenwürde. Er muß sich dann Fächer wählen, die in der philosophischen Fakultät vertreten sind — etwa Philosophie, semitische Sprachen, Pädagogik, Geschichte, auch Religionsgeschichte. Auch hier wird zunächst eine rechtschaffene wissenschaftliche Arbeit gefordert und alsdann eine mündliche Prüfung in einem Hauptfach und in zwei Nebenfächern.

Wie gesagt: diese akademischen Grade werden ebenso von künftigen Pfarrern wie von künftigen Professoren erworben. Denn der

akademische Beruf ist nicht, wie in vielen angelsächsischen Kirchen, eine Ehrenstellung für besonders hervorragende Geistliche, sondern ein Beruf, den man sich selbst erwählt und in den man in jungen Jahren als Privatdozent eintritt, meist ohne jemals ein Pfarramt bekleidet zu haben. Der Nachteil dieser Regelung besteht in der oft allzu losen Fühlung zwischen Professoren und Kirche. Ihr ungeheurer Vorzug liegt jedoch darin, daß der künftige Gelehrte die besten Jahre seiner jungen Kraft an die wissenschaftliche Arbeit setzen und das Material für seine Lebensaufgabe sammeln kann. Ohne diese Regelung der Dinge wäre die ganze Leistung der deutschen Wissenschaft nicht denkbar. Das aber hat zur Folge, daß der akademische Beruf, trotz der hohen Schätzung, deren er sich erfreut, durchaus nicht dem des praktischen Geistlichen übergeordnet ist. Wie mancher junge Theologe, der das Zeug zu einem ausgezeichneten Professor hatte, hat sich doch für das praktische Amt entschieden, weil ihm dies der höhere Beruf zu sein schien. Und mehr als ein Professor hat schon einen Ruf in ein bedeutendes praktisches Amt der Kirche angenommen!

7.

Nach dreijährigem Studium darf der junge Theologe sich zur **ersten theologischen Prüfung** bei seiner Kirchenbehörde melden. Je näher dieser Augenblick rückt, um so deutlicher empfindet der Student in der Regel, wie lückenhaft sein Wissen, und wie unzulänglich seine ganze theologische Bildung noch ist. Wenn er kann, studiert er noch ein, zwei, drei Semester länger. Verschiedentlich sind die Kirchenbehörden drauf und dran gewesen, 7 oder 8 Semester zur Pflicht zu machen. Sie haben davon wieder Abstand genommen, weil sie es den ärmeren Studenten nicht gar zu schwer machen wollten. Unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen ist an eine allgemeine Verlängerung des Studiums nicht zu denken. Wir müssen froh sein, wenn unsre Studenten sich drei Jahre lang über Wasser halten.

Die erste Prüfung wird in einzelnen Landeskirchen von den Fakultäten, in andern — wohl in den meisten — von kirchlichen Prüfungskommissionen vorgenommen, in denen der oberste Geistliche den Vorsitz führt und deren Mitglieder teils Konsistorialräte, teils Professoren, teils von der Synode abgeordnete Geistliche sind.

Verlangt werden in der Regel zwei kleinere wissenschaftliche Arbeiten und eine Predigt, für deren Anfertigung der Student zusammen etwa drei Monate Zeit bekommt. Dann folgen Klausuren über theologische Themata, das Halten der eingereichten Predigt, bisweilen auch das Halten einer Katechese. Zuletzt kommt die mündliche Prüfung, die sich auf die theologischen Hauptfächer, auf Philosophie und hin und her auch auf Pädagogik erstreckt. Von vielen

Seiten wird da Einbeziehung weiterer Fächer gefordert, die für den praktischen Geistlichen wichtig scheinen: Kirchenmusik, kirchliche Kunst, Kirchenrecht, Sozialwissenschaft u. dgl. mehr. Aber die Kirche wird gut tun, diesen Versuchen, das Feld der Anforderungen zu verbreitern, Widerstand entgegenzusetzen. Was wir brauchen, ist Konzentration, nicht Zersplitterung, Vertiefung, nicht Erweiterung der wissenschaftlichen Arbeit!

Die erste Prüfung pflegt nicht schwer zu sein — so schwierig sich auch einzelne Examinatoren geben. Es gehört schon ein für deutsche Begriffe beträchtliches Maß von Unwissenheit dazu, sie nicht zu bestehen. Für den tüchtigen Studenten kann es sich nur um das Prädikat handeln, das er erlangt. Ein gutes Prädikat braucht noch nicht von hervorragender Tüchtigkeit des jungen Mannes zu zeugen. Dazu sind unsre Prüfungen zu sehr auf das Gedächtnis eingestellt. Und das Gedächtnis ist zwar eine wichtige, aber nicht die entscheidende Funktion der menschlichen Persönlichkeit. Immerhin: ein gut bestandenes Examen ist das Siegel darauf, daß der junge Theologe von seiner Studienzeit einen guten Gebrauch gemacht hat. Es wird ihm auf seinem weiteren Lebensweg eine wirksame Hilfe sein!

Mit der ersten Prüfung ist die theologische Ausbildung keineswegs abgeschlossen. Auch das zweite Examen geht auf die wissenschaftliche Bildung ausführlich ein. Und die Wegstrecke zwischen den beiden Examina wird in den meisten Landeskirchen durch Vikariat und Predigerseminar bezeichnet, die eine organische Fortsetzung der theologischen Studien gewährleisten sollen. Was aber zu Ende ist — unwiederbringlich zu Ende! — das ist die Zeit des akademischen Lebens mit ihrem Frohsinn und mit ihren inneren Kämpfen, mit ihrem Reichtum und mit ihrer Freiheit — die Zeit, die nicht wenige der späteren Geistlichen immer als die eigentlich goldene Zeit ihres Lebens betrachten.

Wie entsteht eine gute Predigt?

Von Professor Philip Vollmer, Ph. D., D. D.

Die Predigt war immer, ist noch jetzt und bleibt in Zukunft das Hauptgeschäft eines evangelischen Pastors. Gott hat uns zunächst nicht gesandt zu taufen, zu trauen, Todte zu beerdigen, Unterhaltungsprogramme aufzusetzen, Geld zu kollektieren — obwohl auch dies wichtige pastorale Funktionen sind — sondern das Evangelium zu predigen. Und was die Haupttätigkeit seines Lebensberufs ist, darf ein Mensch nicht vernachlässigen.

Alles in allem genommen, wird in Amerika praktischer und

frischer gepredigt als in Deutschland. Hingegen fehlt den Predigten in unserm Lande oft Gedankenfülle und gute Ordnung — besonders das letztere. Das aber ist ein Radikalfehler, denn wir wissen, daß die Wahrheit ungemein kräftiger wirkt, wenn sie in **logischer** Weise vorgetragen wird. Und das selbst bei dem ungebildeten Zuhörer, weil logisches Denken jedem Menschen angeboren ist und nicht erst gelernt zu werden braucht. Angesichts dessen ist es daher vielleicht nicht so ganz umsonst, an etliche homiletische ABC-Wahrheiten zu erinnern, besonders zur Beherzigung für die jüngeren Brüder.

Vier Dinge gehören zu einer guten Predigt: 1. nahrhafte Gedanken; 2. logische Zergliederung; 3. volkstümliche Ausführung; 4. wirksamer Vortrag. Ueber diese Punkte habe ich natürlich nichts Neues zu bieten; ich möchte das zu Sagende mehr vom Standpunkte einer pastoralen **Gewissensschärfung** angesehen wissen.

1. Nahrhafte Gedanken.

Das heißt, Gedanken, welche den Hörer nach seinem Denken, Fühlen und Wollen nähren, d. h. aufbauen, nicht bloß unterhalten. Also Brot! Woher nehmen wir solches? Antwort:

1. Direkt aus der Bibel durch fortgesetztes exegetisches Studium. Also nicht bloß Kommentare durchstöbern, um sogenannte „praktische" Gedanken zu finden, sondern Kapitel und Bücher exegetisch durchnehmen, mit Hilfe kurzer, aber guter Kommentare. Der Prediger sollte sich's auch zur Regel machen, die Bücher der Bibel nach einander ganz durchzulesen — einfach **lesen**, ohne viel Kommentar — wie man andre Pamphlete von vorn bis hinten **durchliest.** Auch nur eine halbe Stunde jeden Tag dieser Arbeit (oder Vergnügen?) gewidmet, wird unser Predigen ungemein bereichern.

2. Der Prediger muß sich ein System christlicher Lehre, entweder nach Anleitung der Bibel selbst ausdenken, oder das eines andern aneignen. Aber nach Goethe: „Was du **ererbt** von deinen Vätern hast, **Erwirb** es, um es zu besitzen," d. h. eigne dir es an in ernster Gedankenarbeit, so daß es Geist und Leben in dir wird. Dann werden deine **Lehr**predigten über die grundlegenden Heilswahrheiten wirklich lehrhaft und nicht leer sind. Glaube niemand, daß Lehrpredigten unpopulär seien. Sie sind die beliebtesten, denn das Volk lernt gerne; nur müssen sie danach sein, d. h. lehrhaft, klar, die schweren Begriffe und Ausdrücke, wie Wiedergeburt, Rechtfertigung und andre deutlich veranschaulichen.

3. Lies fortwährend und studiere — wenigstens **eine** Stunde jede Woche — die Muster der Kanzelberedsamkeit. Sie liefern Gedanken und zeigen, „wie man's macht." Die angehenden Maler und andre Künstler studieren fortgehend die Meister ihrer Kunst.

Eines Sommers las ich jeden Morgen **laut** eine Predigt mit stenographiertem Gebet von Henry Ward Beecher, und ich verspüre heute noch den Nutzen.

4. Sei innig vertraut mit dem Liederschatz der Kirche. Derselbe enthält die herrlichsten Gedanken, die je ausgedrückt wurden, dazu noch in schöne Sprache gekleidet und oft dem Volke bekannt und deshalb Autorität. Diejenigen Brüder, welche gerne gut englisch oder gut deutsch predigen oder beides lernen wollen, finden keinen kürzeren und angenehmeren Weg als viel in der Bibel und im Gesangbuch laut zu lesen und jeden Tag fünf oder zehn Zeilen auswendig zu lernen; macht im Jahr etwa 1500 oder 3000 Zeilen. Ich spreche aus Erfahrung mit mir und meinen Studenten.

5. Ein Sammelsystem macht gedankenreiche Prediger. Tausende von Gedanken ziehen durch unsern Kopf, die man schriftlich festhalten muß. Das Folder- und Envelopesystem ist das beste, weil einfachste und umfangreichste. Ausschnitte oder Hinweise auf Seitenzahl in Büchern, oder Notizen finden da ihren Platz und können leicht, wenn gewünscht, gefunden werden. Seit vielen Jahren halte ich ein fünffaches Foldersystem: a. ein Sachregister, alphabetisch geordnet; b. eins nach der Ordnung der Bücher in der Bibel; c. eins nach den kirchlichen und andern Festen; d. eins für meine Seminararbeit und e. eins für Briefe und Familienchronik.

6. Ziehe den Kalender zu Rate, ob die Namen in der Woche, in der du predigst, dich nicht auf neue Gedanken und passende Illustrationen bringen.

7. Wähle **nahrhafte** Texte, keine „Textspitzen," die eigentlich an sich wenig Inhalt haben und wo es auch nichts „auszulegen" gibt. Krummacher sagte: „Die Katholiken predigen **in** den Text; die Lutheraner **über** den Text; die Reformierten **aus** dem Text." Und die Evangelischen?

8. Lies und studiere von Zeit zu Zeit ein gedankenkräftiges Buch mit Bleistift in der Hand; auch solche, mit denen du nicht übereinstimmst, weil sie sicherlich **anregend** wirken und weil der Prediger wissen soll, was andre Leute denken, auf die er doch einwirken möchte.

2. Logische Zergliederung.

Aber ein Haufe auch des besten Baumaterials ist noch kein Wohnhaus, es muß zu einem solchen zusammen geordnet und planmäßig konstruiert werden. Der gewöhnliche, wie der gebildete Zuhörer liebt die „Zergliederung," er will die einzelnen Glieder des Ganzen geordnet sehen, denn nur so kann man das Ganze verstehen. Und hier liegt die Schwäche vieler amerikanischen Kanzeln. Die meisten Prediger ordnen ihre „Predigten" gar nicht mehr oder sehr

nachlässig, und das macht dieselben so unwirksam und für Männer besonders unpopulär. Bei einer wohlgeordneten Predigt kann man vier oder mehr Teile unterscheiden:

1. Eine **Einleitung,** wie jedes Privatgespräch. Nur selten soll man „mit der Türe ins Haus fallen," oder sogar zum Fenster hineinsteigen. Dieselbe soll frisch und sofort anfassend sein. Luther: „Tritt fest auf, tus Maul auf, hör bald auf." Also nicht zaghaft, träge, zerstreut beginnen. Sie soll kurz und muß daher direkt sein. „Nicht die Schafe erst in alle Ecken des Zauns herumführen, sondern direkt zum Gras." Ueber den Inhalt der Einleitung gibt jede gute Homiletik genügende Anleitung.

2. Die Einleitung tut, was ihr Name sagt: sie leitet den Hörer zum **Thema,** d. h. zum Hauptsatz, zur Proposition, zum Grundgedanken, zum Grundspruch, oder wie immer die verschiedenen Homiletiker dieses griechische Wort übersetzt haben wollen. Obwohl das Wort in aller Prediger Munde ist, so wissen in Amerika keine fünfzig von hundert mehr, was ein Predigtthema eigentlich ist, und deshalb bilden sie auch keins. Gewöhnlich verwechselt man es mit dem allgemeinen Subjekt, während das Thema doch eigentlich die genauere Begrenzung und Definition des Subjekts ist. „Das Gebet" mag der Gegenstand der Predigt sein, um aber ein wirkliches Predigtthema zu bekommen, muß näher definiert werden: „Das Gebet ein großes Vorrecht," oder dergl. Eine Predigt muß absolut ein klar ausgedachtes Thema haben, sonst verdient sie den Namen nicht und ist ein planloses Reden, aber keine Rede. Dasselbe soll auch formuliert und deutlich angekündigt werden, denn dadurch wird das Behalten der ganzen Predigt erleichtert, die Aufmerksamkeit gefördert und der Prediger in Zucht gehalten und vor Abschweifung bewahrt. Die größten Kanzelredner von Röm. 1, 16. 17 an, haben, wie uns einige in Worten und alle durch ihre Produkte bezeugen, großen Fleiß darauf verwandt, an ihrem Thema so lange zu feilen und zu polieren, bis es kurz, klar, farbenreich, symmetrisch, wohlklingend und populär war. Ueber die Form des Themas gibt jede Homiletik Aufschluß, ich wollte hier nur das Gewissen etwas schärfen. Es ist meistens vom Prediger frei gebildet; doch sehr oft ist es der Text selbst oder ein Teil vom Text, oder ein bekanntes Sprichwort oder eine Zeile eines Liedes. Letztere zwei Formen sind sehr zu empfehlen, weil sie den Gedanken gleich populär machen. Z. B. bei Pauli Bekehrung: Der Mensch denkt, Gott lenkt; über Joh. 10, 12: Wie herrlich ist's, ein Schäflein Christi werden.

3. Die **Disposition.** Das Thema enthält die ganze Predigt wie in einem lebenskräftigen Keim. Die Disposition, wie das Wort ja sagt, zerlegt den Hauptgedanken in seine Nebengedanken und stellt jeden Gedanken an seinen gehörigen Ort. Es gibt drei

Arten. Dieselben richten sich nach der Natur des Textes oder nach dem Gebrauch, den der Prediger davon machen will: a. die analytische (expository); b. die synthetische (topical); c. die analytisch-synthetische (textual) Art des Disponierens.

a. Die analytische Predigt wird im Deutschen auch „die Homilie" genannt. Sie ist ein schrittweises Verfolgen des Textes, mit oder ohne formuliertes Thema. In den Büchern wird diese Methode sehr gelobt, als fördere besonders sie die Bibelkenntnis, sichere Gedankenfülle und nötige zu exegetischen Studien. Ich kann ihr diesen Vorzug nicht zugestehen, schon deshalb nicht, weil Prediger, welche sich ihrer oft bedienen, in ihren Produkten vom Gegenteil Zeugnis ablegen. Diese Methode ist im Gegenteil sehr gefahrvoll für den, der in seiner Predigtwirksamkeit wachsen will, denn sie verführt die meisten ihrer Gönner zu Salbadereien. Harms sagt treffend: „Die Homilie macht voll, aber nicht satt." Und Vinet sagt ironisch: „Die Meditation, auf der sie ruht, ist zu oft ohne Meditieren entstanden."

b. Die synthetische Methode entnimmt dem Text einen Hauptgedanken und zergliedert denselben nicht bloß nach logischen (wie in einem Aufsatz), sondern auch nach rhetorischen Gesetzen. Diese Unterscheidung ist für die Wirkung der Predigt wichtig. Oft sagt die Logik, ein gewisser Punkt sollte Nr. 1 stehen, die Rhetorik aber möchte ihm einen andern Platz anweisen, weil er in einer **gesprochenen** Produktion dort wirksamer ist. Die rechte Verteilung der Hauptpunkte ist oft ebenso entscheidend für die Redeschlacht, wie das rechte Aufstellen der Truppen im Kriege. Diese Kunst wird durch Uebung, Studium und Lesen von guten Mustern, wie Ahlfeld, Kögel und Spurgeon, gewonnen und vervollkommnet. Die meisten der scharfsinnigsten, einschlagendsten Predigten aller Zeiten wurden nach dieser Methode gehalten. Da sie nicht an den Inhalt oder die Reihenfolge des gewählten Textes gebunden ist, so kann der Prediger sein aus dem Texte gewonnenes Thema auf Grund von andern Bibelstellen nach allen Seiten hin behandeln, und nicht nur nach denjenigen Seiten, die in seinem gewählten Texte liegen.

c. Die analytisch-synthetische Methode nimmt nicht bloß ihr Thema, sondern auch ihre Hauptteile aus dem Texte, womöglich auch nach der Reihenfolge des Textes; doch ist auch Umstellung nach logischen und rhetorischen Gesetzen gestattet. Sie verlangt strikter wie b., daß der Prediger „beim Text bleibe." Die deutschen Kanzelredner und Spurgeon sind Meister in dieser Methode. — Der Prediger soll sich in allen drei Arten zu Hause fühlen, besonders aber die letzte pflegen, weil sie fast alle Vorteile der andern zwei in sich vereinigt und deren Nachteile — Salbaderei und Abstraktheit — leichter vermeiden lehrt.

Hier nur ein Beispiel, wie man denselben Text nach den drei Methoden behandeln kann. Apstg. 9, 1—9.

Als Homilie: Die Bekehrung Pauli.

1. Warum er nach Damaskus ging.
2. Was vor Damaskus geschah.
3. Wie er in Damaskus eintrat.

Als synthetische Predigt: Von der wahren Bekehrung.

1. Ihr Wesen:
   a. Erleuchtung („umleuchtete") — Licht über sich, Jesus und die Christen.
   b. Erweckung (niedergeworfen), wie Luther — oft durch Krankheit.
   c. Buße („vornehmste Sünder").
   d. Glaube.
2. Ihre Wirkung: a. Demut. b. Gehorsam („was willst du"). c. Tätigkeit.

Als analytisch-synthetische Predigt:

Thema: Die Geisterschlacht auf dem Felde bei Damaskus.

1. Die großen Kämpfer — Saul—Christus.
2. Der heiße Kampf. — Christus macht den Angriff.
3. Der herrliche Sieg. — Saul kapituliert.
4. Die reiche Beute. — Paulus der größte Apostel.

4. Der **Schluß** wird meist die ganze Diskussion zusammenfassen und in eine kräftige Ermahnung oft mit passendem Liedervers ausklingen lassen. Die Homiletik erlaubt auch, daß hin und wieder der Schluß des letzten Teiles die ganze Predigt schließt. Am Ende ist man müde und alle Homiletiker dringen drauf, man solle **schnell**, oft sogar unerwartet, schließen. „Er ist fertig, aber er hört nicht auf," sagte einst ein Mann, der ungeduldig die Kirche verließ, weil der Pfarrer vor endlosen Wiederholungen nicht zum Amen kommen konnte, während schon zehn Minuten alles drauf wartete. Es ist nicht nötig, weiter hierüber zu reden. Tausende haben schon durch einen langweiligen Schluß eine gute Predigt verdorben, und wir alle haben schon auf Nadeln gesessen, weil der Pfarrer nicht aufhören wollte, obwohl auch der dümmste Zuhörer merkte, daß er nichts mehr zu sagen hatte. Es ist eine lohnenswerte Kunst, **prompt** zu schließen und sie kann in einem Monat gelernt werden, wenn einer den Entschluß faßt und Selbstzucht übt.

Soll die Disposition deutlich und formell angekündigt werden? Warum immer wieder diese Fragen, besonders in englischen Lehrbüchern der Homiletik? Ist nicht „behältlich predigen eine Hauptsache," wie der große Reinhard sagt? Und liegt denn die Gefahr

vor, daß ein Lehrer, welcher Leute der verschiedensten Bildungsstufen vor sich hat, zu deutlich und klar wird? Soll denn der Prediger nicht auch, wie jeder Schullehrer oder Professor, alles mögliche tun, um seine Sache an den Mann zu bringen? Und was fördert die Deutlichkeit mehr, als gleich im Anfang anzukündigen, was man vorhat? Ich fürchte, viele haben sich des Ankündigens der Disposition entwöhnt, weil sie keine haben anzukündigen. Dem Manne folgt man unstreitig lieber, der z. B. nach Verlesung von 1. Kor. 13, und einer kurzen Einleitung kräftig fortfährt: „Lasset uns denn heute über die christliche Liebe reden, 1. von ihrem Wert, 2. ihren Eigenschaften, 3. ihrer Dauer. Im „Schluß" sollte sogar die Disposition rekapituliert werden.

3. Volkstümliche Ausführung.

Die Gliedmaßen der Predigt müssen nun mit Fleisch umgeben werden. So wichtig das Knochengerüste ist, so sollen doch die Knochen nicht überall durch die Haut stecken. Die Predigtgedanken und Illustration, von denen bereits gesprochen wurde, sind das Fleisch, welches das starke Knochengerüste der Disposition umgibt. Damit in der Predigt nichts wichtiges vergessen wird, sollten nach beendeter Vorbereitung immer folgende Fragen im Stillen gestellt werden: 1. sind wenigstens zwei oder drei konkrete Illustrationen drin (ja nicht zu viele, und besonders keine von den fabrizierten frommen Geschichten); 2. ist das Kirchenlied, der kirchliche Katechismus, der Kalender berücksichtigt; 3. sind die Sätze kurz und durchsichtig; 4. könnte an der Disposition noch etwas gefeilt werden?

Eine viel wichtigere Frage ist aber, wie soll die Predigt ausgearbeitet werden? Das ist mehr als eine Frage der Methode, es ist eine Gewissensfrage, weil viel davon abhängt: deutliche Belehrung, Eindruck, ja die Bekehrung selbst. Es gibt **sechs Methoden.**

1. Alles, bis in die einzelnsten Gedanken, durchmeditieren, ohne etwas zu schreiben. So Schleiermacher. Er war ein Genie, hatte seine Gedanken absolut in der Zucht und hat wirklich meditiert. Wir sind keine Schleiermacher, ergo können wir das nicht. Der Kurfürst von der Pfalz ließ Sanduhren auf den Kanzeln anbringen, und die naive Erklärung war: „Dieweil so viele Pfarrherren gar arg lange Sermones halten, **insunderheit wenn sie nicht studieret haben.**"

2. Durchdenken, die Hauptpunkte schreiben und memorieren und ohne Papier vortragen. — Das führt zu unverdauten Gedanken, mangelhafter Sprache und ewigen Wiederholungen. „Er hält immer dieselbe Predigt, verändert nur den Text."

3. Durchdenken, die Hauptpunkte schreiben und das Geschriebene auf der Kanzel benützen. Das letztere ist ganz verwerflich.

Soviel bringt ein jeder mit etwas Mühe fertig, daß er die Punkte wenigstens dem Gedächtnis einprägt. Immer ans Blatt denken und oft drauf schauen, unterbricht den Gedankengang. „Junge Blättler, alte Bettler.“

4. Predigt ganz ausschreiben und rednerisch ablesen. Sichert wohl Genauigkeit, wird aber vom Volke verworfen. Doch ziehen sehr viele gebildete Anglo-Amerikaner diese Methode vor, weil sie Gedankenfülle garantiert.

5. Ganz ausschreiben und mechanisch auswendig lernen. Für Anfänger zu entschuldigen.

6. Ausschreiben und in freier Weise reproduzieren, ohne Papier auf der Kanzel. Dies die beste Methode, weil sie sämtliche Vorteile der andern Methoden in sich vereinigt, aber deren Nachteile vermeidet.

Ganz ohne Vorbereitung zu reden, ist frech, hochmütig, ein Mißbrauch der Kanzel und trägt mit die Schuld an den kurzen Pastoraten und dem sinkenden Einfluß vieler Kanzeln. Einem Prediger, der sich rühmte, der heilige Geist erleuchte ihn ohne Vorbereitung, antwortete ein würdiger Herr: „Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk; willst du wirklich den Unsinn, den du auf der Kanzel sprichst, dem heiligen Geiste in die Schuhe schieben?“ Und Claus Harms antwortete einem eingebildeten Kandidaten: „Einmal als ich meine genaue Vorbereitung unterließ und beinahe stecken blieb, da hat der heilige Geist sehr ernstlich zu mir auf der Kanzel gesprochen und das hat er gesagt: ‚Claus, du bist faul gewesen!‘ Aber Predigtgedanken hat er mir keine gegeben.“

4. Wirksamer Vortrag.

Wenn das Manuskript fertig ist, ist es aber noch keine „Predigt,“ sondern nur die Vorbereitung zu derselben, denn predigen heißt die Heilswahrheiten mit der Stimme vortragen. „Gedruckte“ oder „geschriebene“ Predigten sind daher schiefe Ausdrücke. Die Stimme, das Feuer im Auge, die Gebärden, das Mienenspiel, die Gesten, die Gestalt, die anwesende Gemeinde, den Talar — alles wesentliche Dinge zu einer effektvollen Predigt — kann man doch nicht drucken oder schreiben!

Das beste über den Vortrag steht immer noch im Prolog zu Goethes Faust: „Der Vortrag macht des Redners Glück.“ — „Es trägt Vernunft und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.“ Der schlechte Vortrag verdirbt die beste Predigt, während ein guter Vortrag manche gedankenarme Predigt rettet. Die Leute hören darauf, nicht nur was, sondern auch *wie* geredet wird.

Zehn Gebote für den Kanzelvortrag:

1. Sprich langsam, aber nicht langweilig.

2. Artikuliere gut. Keine Silben verschlucken.

3. Sprich laut. Aerzte sagen, zehn Prozent einer jeden Versammlung seien permanent oder temporär schwerhörig. Claus Harms empfiehlt die drei L: laut, langsam, lieblich.

4. Wechsle die Stimme; Modulation und Tonfarbe sind nötig. Liebe, Grimm, Entrüstung erfordern jedes seine Tonfarbe. „Es predigt,“ nannte einer das regen-ähnliche Herabriefeln monotoner Sätze auf die schlummernde Gemeinde.

5. Gebrauche die Glieder — Gesten.

6. Sprich eindringlich und mache Kunstpausen.

7. Sprich herzgewinnend; nicht wie ein preußischer Unteroffizier, aber auch nicht im Frauenton.

8. Betone richtig — ein schwacher Punkt vieler Pastoren.

9. Stehe frei auf der Kanzel, ohne anzulehnen.

10. Schneide keine Grimassen!

Zehn Verbote für den Kanzelvortrag, die teils schon in obigen Geboten liegen:

1. Hüte dich vor dem Hersageton, dem Schülerton, abhaspelnd und farblos.

2. Hüte dich vor Unnatur — Silben dehnen oder einschieben.

3. Schreie nicht! „Durch Uebermaß werden die Töne unverständlich,“ sagt eine Autorität.

4. Vermeide den Gesetzeston — scharf, kalt, herb.

5. Stottere nicht aus bloßer Gewohnheit.

6. Hüte dich vor dem gesalbten Priesterton, dem häßlichen, traditionellen „Kanzelton.“

Erlös uns, Herr, vom Kanzelton
Gib uns Natur und Wahrheit wieder!

7. Vermeide den leidenschaftslosen Bücherton. Eine Predigt ist eine Schlacht und es steht etwas auf dem Spiel.

8. Vermeide den Schauspielerton — die beliebten Gesten und Grimassen von der Schule her. Mit feiner Ironie geißelt Goethe im „Faust“ die Rationalisten seiner Zeit: „Wagner: Ich hab es öfter rühmen hören, Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren. — Faust: Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist, Wie es denn wohl zu Zeiten kommen mag.“ „Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen, Ist's nötig, Worten nachzujagen?“

9. Vermeide den gewöhnlichen Konversationston. Ernst, Würde, Feierlichkeit ziemt sich.

10. Vermeide Steifheit; nicht wie eine Statue dastehen.

Zum Schluß ist noch daran zu erinnern, daß natürlich die Predigten nicht der Homiletik zu liebe da sind, sondern umgekehrt. So

lange nur wirkliche Ordnung sichtbar ist, kann man zufrieden sein. Die homiletischen Regeln sind keine Zwangsjacke, sondern sollen uns zur rednerischen Freiheit erziehen. Aber Schiller hat ein tiefes Wort gesagt: „Nur das Gesetz kann uns Freiheit geben.“ Je strenger sich der Prediger an die Gesetze der Beredsamkeit hält, je öfter kann er seine eigenen Wege gehen. Er übertritt sie dann nicht aus Unwissenheit, sondern kraft des „höheren Gesetzes“ seiner Individualität. Aber wehe dem jungen Prediger, der da glaubt, mit seiner Ordination habe eine neue Periode der Kirchengeschichte begonnen, und was die weltbewegenden Helden auf der Kanzel für nötig gefunden, existiere für ihn nicht. Wer gut predigt mit schlechter Vorbereitung, würde Hervorragendes leisten, wenn er sich unter das Gesetz der Psychologie und Rhetorik stellen würde.

Literatur.

Prof. F. Mayer, „Der Evang. Pastor,“ gehört mit zum Besten auf diesem Gebiet. Palmers „Homiletik“ ist immer noch gut. Claus Harms, „Der Prediger“ und „Mit Zungen reden,“ sowie Theremin berühmtes Werkchen „Beredsamkeit eine Tugend“ sind unübertrefflich und in der „Bibliothek theol. Klassiker“ billig zu haben. Nebe, Geschichte der Predigt, 3 Bände, enthält höchst lehrreiche Charakterzeichnungen großer Prediger. Wer einmal des berühmten Franz Volkmar Reinhard „Geständnisse, seine Predigten betreffend“ antiquarisch findet, soll es ja kaufen. Unter den englischen Büchern über Homiletik halte ich Phelps „Theory of Preaching,“ und Herrick Johnson, „The Ideal Ministry“ für die lohnendsten. Mir selbst haben in jungen Jahren H. W. Beechers „Yale Lectures on Preaching“ ungemein viel Anregung gegeben.

“THE AMBITION OF AN EVANGELICAL CHURCH,—AND HOW TO ATTAIN IT.”

(Paper read by Rev. R. Loew at the Ohio District Conference.)

Any fundamental discussion of the Church of Jesus Christ, regardless of what denomination it may be, must go back to the early Church of the Apostolic age to get the right conception of the Mission of the Church. We cannot speak of any ambition of the Church, i. e., “any worthy eagerness to achieve” or any “consuming desire to achieve,” if we ignore what God’s Word has to say about the Church’s creation, it’s head, and it’s mission.

Briefly therefore let me recall some of the outstanding portions of the New Testament which familiarize us with the beginning of the Christian Church. Matt. 16: 18, Jesus says to Peter: “And I also say unto thee, that thou art Peter, and upon this rock

I will build my church, and the gates of Hades shall not prevail against it." Jesus here foretells the Church. He does not promise to build His Church upon Peter, as understood by some, but upon Himself, as Peter is very careful to tell us 1 Peter 2: 4-9 "Ye also, as living stones, are built up a spiritual house, to be a holy priesthood, to offer up spiritual sacrifices, acceptable to God through Jesus Christ. Because it is contained in Scripture, Behold I lay in Zion a chief corner stone, elect, precious: he that believeth on him shall not be put to shame. etc." From this it is plain that not Peter, but Jesus is the chief corner stone; Peter along with the rest of the 12 apostles forms the foundation.

The Church of Jesus Christ was created on the day of Pentecost. Beginning with this day the Holy Spirit has taken out from the Gentiles a people of His name. We shall not stop to enter upon a discussion of the Greek word for Church: "Ecclesia", meaning "the assembly of called-out ones." For our purpose in this paper it will suffice to point out that the New Testament speaks of the Church in three ways, as *local, visible*, and *true*.

The local church mentioned by Paul in his writings and also by John in Revelation is the local group of believers who assemble themselves together in His name for the breaking of bread, worship, praise, prayer, testimony, ministry of the word, discipline and the furtherance of the gospel.

The visible church means a group of local believers called collectively "the church," of which history takes account as such, though it exists under many names and divisions based upon difference of doctrine and government. Within for the most part this historical church has existed the true church.

And what is the true church? Dr. Scofield in his Reference Bible sums up three Bible passages and says: "The true church, composed of the whole number of regenerate persons from Pentecost to the first resurrection, (1 Cor. 15: 52) united together and to Christ by the baptism with the Holy Spirit, (1 Cor. 12: 12-13) is the body of Christ of which He is the head." (Eph.. 2: 21-22). Let us note in this connection what the apostle Paul says 1 Cor. 12-13, "For as the body is one and hath many members, and all the members of that one body, being many are the body; so also is Christ. For by one Spirit are we all baptized into one body, whether we be Jews or Gentiles, whether we be bond or free; and have been all made to drink into one Spirit." This shows that every believer is a member of Christ's body. And what Christ's body is we can see in Eph. 1: 22-23, where Paul writes: ". . . and gave him to be the head over all things to the church, *which is his body*, the fulness of him that filleth all in all." Ephesians brings us another beautiful conception of the church at the end of

the 2nd chapter, "Now therefor ye are no more strangers and foreigners, but fellow citizens with the saints, and of the household of God; and are built upon the foundation of the apostles and prophets, Jesus Christ himself being the chief corner stone; in whom all the building fitly framed together groweth into an holy temple in the Lord: in whom ye also are builded together for an habitation of God through the Spirit."

Now if we were dealing simply with the true church, our task would be comparatively simple. We would say, let the Holy Spirit have full sway. But we must deal with facts. We must take the church as we see it and know it. We must take the church as it is, and not only as it ought to be. When we stop to compare the beautiful biblical conception of the true church with what the visible church is today in the world it makes us heart-sick. Dr. Henry Barstow said recently in an article on "The Big Things of a Minister's Life," "What can we do to make the Church progressively fitter for its task?" Then he answers his question by saying "We must make our Evangelism broader. It is too "churchy" at present. We avow our desire for people to accept Christ and follow Him. But that idea is in the minds of the people quite subordinate to that of "joining some church." In other words, *joining church* is uppermost in the minds of many, rather than *accepting* and *following Christ.* "As a result we have many churches overburdened with unchristianized church members; these lower the level of spiritual life and block the way for spiritual culture and effort." Does our own beloved Evangelical Synod escape this criticism? Do our church members put following Christ first and church membership second?

If abstract statements could make the world better, we should have improved long ago. There is no end to good advice as to what ought to be done both out in the world and in the church to better conditions. Something more is needed. The church is to be the salt. But if the salt has lost its savor, then, says the Lord, wherewith shall it be salted? "It is thenceforth good for nothing but to be cast out, and to be trodden under the foot of men." There is an unseen power which corresponds to the savor of the salt. We of the church cannot give it unto ourselves. We can make the finest plans, think out the most perfect systems, project the greatest forward movements, but they will only be a feeble effort which must eventually fail without that unseen power, the Spirit of our Holy God.

A very helpful book in line with our subject on the church is the book entitled "The Church we Forget," by Philip Whitwell Wilson. In his preface Mr. Wilson, who is not a minister but a layman, says this: "What we need today is, after all, a missionary

ardour and effort, a passion for the conquest of men's hearts and affections, an impulse towards comfort, and rescue, and healing, and conciliation. Yet mere emotion is not enough. We ought to devote our minds and will to the duty of finding out what Christ's cause really means. Every other thing has failed. Here alone may Hope arise from her solitary seat and remove the bandage from her darkened eyes."

That means, that first of all we must turn back to that one who is the head of the Church, our Lord Jesus Christ. To understand His cause we must learn to understand Him and His word. What good does it do to construct the finest kind of a mechanism, if we lack the secret which we must know in order to make the thing go? Will Christ withhold the secret we need to know? He said to His disciples, "I have many things to tell you, but ye cannot bear them now." That means, more information would be given when needed. Surely the Lord is just as gracious and merciful to His believers today as in times gone by. Why not turn to Him then and seek to know His plans and His will for our day!

We are trying to find out what should be the Ambition of an Evangelical Church. The phraseology implies the local congregation. We should however not limit ourselves in what we say only to local churches. What we say applies as well to our entire Evangelical Synod. For not only a congregation here and there, but the whole Synod should become imbued with the highest ambition. In the maze of activities and in the complex program of demands made upon the church of today, how should we discover which is the right ambition we need for our day? From one side we hear the cry "We need more workers"; from another, "We need more money." Again, "We must emphasize consecration," or, "Our great need is religious education." Every one is absolutely right. But what ambition can we say is fundamental, all-inclusive and approved by our Master, the head of the church.

After meditating for some time there came into the mind of the writer a word which seemed fitting and right. A word including the fundamental requirements for heavenly approval and success. A word of which one can say what at one time was displayed upon a large banner in one of our Evangelical churches, "More we cannot be; less we dare not be." This word is "faithful." The ambition of every Evangelical church should be "to be faithful."

At first thought there seems to be nothing challenging, stimulating or heroic about this virtue. We somehow get so used to striking phrases that we pass by those which do not glare into our eyes or ring loudly in our ears. But even the world lauds faithful-

ness. A famous painting shows a Roman sentinel standing at his post, sword in hand, in an attitude of defense, just as he was found when the ruins of Pompeii were excavated 1900 years after the destruction of the city by an eruption of Mt. Vesuvius. Placed there on duty he remained faithful to his trust in the face of that terrible catastrophe. Faithful unto death.

What is the one thing the Lord asks of His stewards? Is it not that they be found faithful! To whom is the "crown of life" promised in Rev. 2: 10? Not only to one individual, but to the group of believers in the Church at Smyrna; not only to one church but to all churches the word of the Lord says: "Be thou faithful unto death, and I will give thee the crown of life." No greater life was ever lived than the life which expired on the middle cross of Calvary. His was a life of faithfulness. Somehow, "to be faithful" strikes us as being more passive than active. But look at the life of Him who not only founded the church but is today its living head. Go back to that scene in the temple where the 12 year old Jesus standing in the midst of the teachers is found by his troubled mother. Upon her anxious question he answers "How is it that ye sought me? Knew ye not that I must be in my father's horse?" Already there had come to him a consciousness of a "resolute and undiscourageable devotion" to the cause of His father in heaven. Throughout his ministry the abiding determination of His heart became manifest in such expressions as these: "We must work the works of him that sent me while it is day." (John 9: 4). "I must preach the good tidings of the Kingdom of God to the other cities also." (Luke 4: 43) "My meat is to do the will of him that sent me." (John 4 34.) In Gethsemane He paid the last full measure of faithfulness, "Thy will, not mine, be done." Note the emphasis on the "will." In a splendid little book "The Manhood of the Master," by H. E. Fosdick, is a chapter on the Loyalty of the Master, and there we find this significant statement: "We praise the mind and heart of our Master, his revelation of truth and his expression of love, but even more central to the understanding of him, is the perception of the absolute devotion of his will to his cause."

Can we find a more vivid illustration of holy ambition than the one given us by the Lord Jesus Christ himself? His was even more than ambition, it was a holy passion to do the will of him that sent Him. With all due respect for the great programs projected by various church boards—our times demand larger programs with correspondingly larger vision—but how can we ever carry them out unless the churches more intimately know and more passionately love the head of the church, our Lord and Saviour

Jesus Christ. It must therefore be the ambition of every Evangelical Church, if it would be true to its wonderful heritage, to exalt first of all the head of the church. The living Jesus must become again the leader, then confusion and misunderstandings will cease. Man made schemes will have to vanish. His will will be sought, not our own. His program will be carried out.

An Evangelical church must not only endeavor to be faithful to the living head of our Church, who said, "Lo, I am with you alway,—" but also faithful to *His program* and to *His cause*.

What did Jesus come into the world for? Was it not to establish the Kingdom of God? The only possible way this could be done according to God's wisdom, was for His only begotten Son to give His life as a ransom for the sins of the world. The Kingdom established He gave His instructions to His little band of followers, you carry on my work, you preach and teach and live a godly self-sacrificing life. Love God above all things, love your fellow men even as yourselves. This in a few words was His program. This they did. The promised Holy Spirit came to help them. He loosed their tongues and made them eloquent. He comforted and empowered them. Persecutions came. The brave little band kept on "carrying on." And down through the ages their wonderful faithfulness has been a source of inspiration to holiness. What percent of the entire Christian church today would endure such persecutions? How many of our Evangelical Churches in time of severe testing would prove faithful to the cause of our Master? Yes, we may ask, How many are proving faithful even under the ordinary testing which responsibility to do the Lord's work has placed upon us. The Lord wants us to "carry on" in the same faithful spirit in which the first disciples carried on His work. We shall never be able as an Evangelical church to do our local work, or in the larger sense do the work in our country and in the world, which our various Boards are pleading we should do, unless there comes into our churches more of the Master's spirit of loyalty and faithfulness to His cause. There seemed to be something lacking when we had little or no functioning organization to do the work of our beloved church. And now with more and better organization, the same thing is lacking still. What is it? It is the willingness to consecrate ourselves to sacrificial service. That's what we need. It's a bold word, but it's my honest conviction, dear Brethren, the great need is that we who are called to be the leaders, come to Christ and take with us those we are trying to lead and confess to the Master, "Lord, we have discovered that Thy word is true: "Without me ye can do nothing;" so we come asking Thee to consecrate us to Thy task. We have tried to do Thy work, we have

tried to win souls for Thee, we have tried to organize churches, we have tried to teach and preach Thy word, we have tried to speed up the process of accomplishing Thy work by many plans and organizations, we have trusted more or less in these man-made arrangements and discovered that "Without Thee,—we can do nothing." Without Thy Spirit Lord, we must fail."

Far be it from me to say that plans and organizations are unnecessary. We need both. The very fact of becoming better organized in our local churches and in our larger denominational work has made it plain how much more we might have accomplished for the cause of the Lord in bygone years. We relied almost entirely upon consecration alone in those days. Our danger today is to rely almost entirely upon organization. I would plead today for greater emphasis upon the spiritual power, the living, vitalizing spirit of our Lord, which puts the power into the organized machinery and makes it go. When we become more faithful to the head of the Church, Jesus Christ; when it becomes our supreme ambition to be faithful to His cause, then it matters little what the work is which needs to be done. It will be given the proper attention. Our faithfulness, our love for our Master will constrain us to find the ways and produce the means necessary to do the task.

II.

How is an Evangelical Church to attain this high and holy ambition: to be faithful to Christ, the head of the Church, and faithful to His cause, the Kingdom of God on earth.

This question has been answered in part by the statement that one of the greatest needs today is greater consecration on the part of the leadership: Ministers and Lay-workers in our congregations. A church will not rise any higher than its leadership. If it is our honest endeavor to find out how our church may show greater zeal, both locally and denominationally, we must certainly not pass by those who are charged with the great task of leadership.

The leadership in our congregations should not be limited to the Ministry. This Conference gathering is made up of Lay-delegates and Pastors. Men of whom we may rightly expect that they live near to God. Let me ask you, what can a member of this Conference rightly expect by coming to this meeting? From such a fellowship as this we have a right to expect spiritual uplift and inspiration as well as information. From our Conferences we ought to go home with a greater vision, a bigger faith and a deeper love for God and His cause. But there have been times when we have gone home discouraged instead of inspired. Instead of being drawn to God and our brethren, we felt farther away from both. This

may have been more personal than general experience on the part of laymen and ministers, but it was by no means exceptional. It is written of the Apostolic church, the church filled with the Master's spirit, "And the multitude of them that believed were of one heart and one soul." That does not mean that they never differed in their opinions, for we know they did. But room was given to the Holy Spirit. The great issues were kept clear. Personal views and considerations were secondary. And so in spite of differences on non-essentials, these early Christians were "of one accord."

But something besides personal consecration and effort toward harmony is needed if our Evangelical churches are to be inspired with the noble ambition "to be faithful." How much time do our Church Councils spend discussing spiritual problems in congregation and community? Isn't it true in most cases that the spiritual work in the congregation is left to rest almost entirely on the shoulders of the Pastor? Our S. S. teachers have their field and if faithful will look after the members of their classes. But how many of our Church Council members will make calls with their pastors to help him win a brother for Christ? Perhaps we Pastors have not encouraged our men to do this. I am frank to confess to this weakness myself. But does not the Word of God urge the elders to render such assistance, not only to visit the sick, but when requested also "to pray over them" who are sick? Every community has not only the bodily sick but many who are spiritually sick and need more than only a Pastor's invitation and prayers to make them well. The Church Council is naturally concerned more about the running of the church, the improvements and repairs to be made and the bills to be paid. Would it not help some, to change our customs in this respect? In the Council meeting, discuss also the spiritual improvements and repairs necessary in the congregation, and the great bill of faithfulness to be paid to our Lord and Master! And in the pulpit, instead of limiting ourselves to the discussion of spiritual matters, introduce also the business end of the Kingdom work by spiritualizing the financial duties and obligations. By this I mean, the time has come when in order to lift the spiritual morale in our congregations, we can not afford to leave entirely to the well meaning, but often mistaken notions of our societies the responsibility of raising the money needed for the local and larger Kingdom work. How much precious energy of mind and body is wasted in finding and conducting affairs for the purpose of raising money for the Lord! What a blessing would come to these congregations if this wasted energy could be employed in nobler and worthier efforts. Why not discuss in our Bible Classes and Societies the Biblical way of Giving? It takes time

and patience, but what a relief, when a church has once come to use the better way. It took four long years in one church to convince the members and Church Council that regular, systematic, proportionate, outright giving was the best way, until they finally adopted it. And that church, always hard up for money, and accustomed to worldly ways of raising money before, now kept on sending it's regular quarterly contributions to our Synodical Budget even when without a Pastor. Suppers and other social gatherings are fine to foster the Christian fellowship, but the money making feature must be eliminated otherwise they are a positive detriment to the spiritual growth and developement of the congregation. Furthermore, these unspiritual and unbiblical methods have lowered the church of God in the eyes of everybody. The writer will never forget the humiliating experience of going from store to store soliciting anything and everything the storekeeper might feel to give for the purpose of raising money at a church bazaar, this money to be used among other purposes also to pay the pastor's salary. Some of the articles were raffled and the balance sold by auction. How can anyone have a high regard, to speak of an exalted opinion of a church of Jesus Christ, the best organization on earth, when this church lowers herself in this way and makes no effort to raise herself in the estimation of the community to which she ministers.

But this leads to another point. The question arises: Should an Evangelical Church minister to the community, or is it not her duty to minister only to herself? That's a question many an Evangelical Church needs to consider. We still have churches who have the conception that the minister is their servant and that the field is the congregation. Such an attitude is indeed deplorable. It is unscriptural. The minister is not the servant of the church, he is the servant of Christ, and the leader of the church. "Let the ministers magnify their calling as of God," says a man of God, "and with all personal humility uphold their functions as his prophets, charged with the duty of laying God's truth red-hot against the consciences of men, considering what will meet their need, rather than what they prefer." Christ did not say the local congregation is the field. He said, The field is the world. The local congregation must not be an end in itself, but a means to an end.

When a local church has the mistaken conception just referred to, it shares the mistake made by organized religion in general which has made the means the end in itself. The church was to be the means of establishing the Kingdom of God on earth, and not an end in itself. The first followers of Jesus grouped themselves together naturally because they felt the need of common fellowship and also realized that in this way they could work more

effectively. Evidently this grouping themselves together as a church was approved by God for His inspired word says: "Forsake not the assembling of yourselves together."

There are evidences which show that this tendency on the part of local churches and even entire denominations still exists in our day. While they may speak of the Kingdom in terms denoting a world wide interest, their actions plainly show that their main purpose is to build and perpetuate their own organization. They are "building up their church out of the community, instead of building up the community out of their church." How can such an ambition be in accord with the Master's program for the Kingdom which is to come? The true ambition for an Evangelical Church must be inspired by a greater willingness to cooperate with the Christian brethren of other Christian churches in the community, by a broader vision of the real task of the church of Jesus Christ, to bring His righteousness not only to the individual life, but also into every social relationship and condition. Thus may the church win back her lost vision and reemphasize her real complete mission to the world.

The writer fully realizes that this is but a fragmentary presentation of the subject, "The Ambition of an Evangelical Church, and how to attain it." But it may help to arouse thought on the subject. May it help us to realize anew how precious in the eyes of the Lord is His church.

"The church's one foundation,is Jesus Christ her Lord;
She is His new creation By water and the Word:
From Heav'n He came and sought her To be His holy bride;
With His own blood He bought her, And for her life He died."

May the Holy Passion of our Master fill us with holy ambition to make our Evangelical churches faithful in every respect, so that they may all share in the ultimate victory promised by our faithful Lord. We can do our part with God's help, by

1. Reconsecrating ourselves unreservedly to our Lord Jesus Christ and His Cause,

2. By seeking for greater cooperation on the part of lay members in winning souls to Jesus;

3. By spiritualizing the business end of our churches and raising the act of giving to a higher, biblical plain.

4. And by reemphasizing the true mission of the church: not to be an end in itself, but to cooperate with God in establishing the Kingdom of God on earth.

"Be thou faithful unto death
And I will give thee the crown of life."

THE RISE AND DEVELOPMENT OF THE NEW TESTAMENT CANON

H. J. Schiek, A. M., B. D., LL. D.
President of Elmhurst College.

Note: The writer of this article claims no originality in the treatment of the theme. The reason for submitting the paper is a twofold one:

1. to encourage the younger readers of the Magazine to pursue the subject further, and, if possible, to do research work in the same. We take it that the older readers of the Magazine know more about the subject than the writer does, and that they need no further stimulus;

2. to heed an urgent call for help on the part of the honorable editor of the Magazine who needed an article as quickly as possible. We regret that we could not respond to the call with a better offering, but we did the best, we could under the circumstances.

H. J. S.

The early Christian Church adopted the Scriptures of the Jews as her own. The first preachers of the Gospel appealed to the O. T. to win faith in a crucified and risen Messiah. The Jewish Scriptures were read in Christian worship, and Christian doctrine and exhortation was largely based on them. At the same time converts were taught the facts of the Lord's life and made familiar with His teaching. The words of the Lord were for the Christians authoritative. Whatever Jesus taught was considered true and binding.

Jesus's teaching was at first handed down in the form of oral tradition. But when the Gospels were written these began to take the place of the oral tradition of Jesus' words, and soon the written Gospel was accorded the same measure of authority as the oral Gospel. Thus, authority passed from the words of Jesus, and the thoughts of believers endowed with his spirit, to books embodying these.

As Jesus had committed his work to his Apostles, they, too, were held in high esteem. Anything they might speak or write was thought worthy of preservation and reverence. Among the Apostles Paul ranked by reason of his great missionary efforts and labors very high. His martyrdom made his teachings all the more precious. As these teachings were contained in letters, they were carefully preserved and copies sent to other churches which did not have them. Gradually they came to be recognized as of equal rank with gospels and revelations. They were not yet recognized as Scripture, but we can see the trend to that end.

The second generation of Christians introduces us to such outstanding figures as Clement, Ignatius and Polycarp.

Clement of Rome in his letter to the Corinthians (c 95 A. D.) is evidently acquainted with the Epistle to the Hebrews, and seems to know First Corinthians and Romans, as well as the oral Gospel. He never quotes the New Testament writings as Scripture. He speaks of Paul with great respect, though evidently he does not class his writings as sacred.

Ignatius (c. 110) in his letters (Ephesians, Magnesians, Trallians, Romans, Philadelphians, Smyrneans and Polycarp) knows the Gospel of Matthew, and the epistles to the First Corinthians and to the Ephesians. However, he does not speak of the Gospels as of separate documents, but rather of *the* Gospel.

Polycarp (c. 115) in his letter to the Philippians gives evidence of knowledge of several of the Pauline letters, Ephesians, Philippians and First Corinthians, from which fact it is inferred that Polycarp was acquainted with the whole Pauline corpus. He also knew Acts, Hebrews, First Peter and First John.

In all three of these post-apostolic writers we find a growing esteem of the Apostles, which gradually makes for a New Testament.

We now come to the year *150 A. D.* This period has been called by Harnack the blooming time of the sects. One of the figures that looms large on the horizon of the age, is *Marcion.* To him is ascribed the first collection of Christian writings of which we have any knowledge. Marcion was a wealthy ship-owner of Pontus in Asia Minor. His collection is known as the "Evangelicon" and the "Apostolicon." Marcion stressed the *one* Gospel canon. From Tertullian (Fifth Book) we know that the Gospel which Marcion incorporated in his collection was the Gospel according to Luke. He removed from it or altered in it all that bore upon the connection of Christianity with Judaism. The second part of Marcion's collection is made up of the Pauline letters, except the Pastorals (1 and 2 Tim. and Titus). He appended to this list a work of his own called the "Antitheses" in which he sought to prove that the God of creation was not the God of Redemption, or that the God of the Jewish Scriptures could not be the God revealed in Jesus. Marcion is looked upon as a heretic, but no doubt his wide influence did much to promote the circulation of Paul's letters.

Over against Marcion stands *Justin Martyr,* whose "Apologies" were written about 150 A. D. Unfortunately, his treatise against Marcion is lost, although known to Irenaeus and Tertullian. We

may reasonably infer that the idea of a New Testament Canon was known to Justin, and that from his time onwards the writings of the Apostles were for the Church the primary authority for the determination of apostolic doctrine.

Justin's pupil, *Tatian,* composed (c 160 A. D.) a Gospel harmony known as the "Diatesseron." It was composed exclusively from the four canonical Gospels.

Irenaeus (fl. 175-200) is prepared to prove that it is impossible in the nature of things for the number of Gospels to be other than just four. He ascribes even minute points in phraseology to the overruling of the Spirit. Furthermore, he quotes as Scripture twelve Pauline epistles (omitting Philemon and Hebrews). First Peter, First and Second John, besides Acts and Revelation. He also shows acquaintance with James and Hebrews.

The same books which Irenaeus accepts as Scripture are accepted at the same time and in the same way by *Clement of Alexandria* and *Tertullian* of *Carthage.* Both quote Jude. Tertullian excludes Hebrews from the Canon, because he regards it as the work of Barnabas. Clement accepts it as indirectly Pauline. The only books in our present Canon not quoted by Irenaeus, Clement and Tertullian as Scripture are James, Third John and Second Peter.

It is of interest to note that towards the end of the second century (c 185) leading Christians of the non-sectarian type made a great effort to unite the churches of the East and West into one great body, to resist the encroachments of the sects. The basis of this union was *a brief form of the Apostles' Creed, an episcopal organization* and a *body of Christian Scriptures,* substantially equivalent to our New Testament. In this way the Catholic or universal church began. It is of further interest to note that the criterion for admission into the New Testament Canon was apostolic authorship, with an extension in the case of Mark and Luke to include the work of disciples of Apostles. These books were appealed to as authoritative in the debate with schismatics.

Thus by the end of the second century the Church through its conflict with Gnosticism was aroused to the fact that it possessed a New Testament (as well as an Old Testament) to safeguard the tradition of apostolic doctrine, and was already in substantial agreement regarding a large part of its contents.

There was quite a diversity of views concerning certain books as to whether they should be admitted into the Canon or not. All churches accepted the four Gospels, the thirteen letters of Paul, including those of Timothy and Titus. Generally accepted were

also the Acts of the Apostles and three or four letters,—First Peter, First or Second John, and Jude.

The Eastern churches put Hebrews into the New Testament Canon, believing it to be the work of Paul, but it was nearly two hundred years before Rome and the Western churches admitted this book. On the other hand *the West* accepted the Revelation of John as early as the middle of the second century, but the East never fully recognized the right of Revelation to a place in the New Testament Canon.

The lesser epistles of Peter, John and James were accepted by some, and rejected by others. The Syrian church never accepted them all, but in Alexandria and the West they became finally incorporated into the New Testament, mainly on the strength of their supposed apostolic authorship.

In the *second quarter of the third century* the great outstanding figure is *Origen,* called the father of Christian theology. He makes three divisions of the books current in his day. First, the *Homologoumena,* including 4 Gospels, Acts, 14 Paul (Heb.), 1 Peter, 1 John and Revelation; second, the *Antilegomena,* including James, Jude, Barnabas, Hermas and probably the lesser Johannine letters; third the *Notha,* including Egytians, Thomas and Mathias.

We note in this connection that *other books,* not now considered canonical, were at one time incorporated in the New Testament collection. For example, we find such books mentioned in the *"Muratorian Fragment"* on the Canon. It is considered the oldest extant attempt to draw up a list of accepted books on orthodox lines. It is a Latin translation of a Greek document prepared probably by Hippolytus in Rome (c. 190 A. D.) It opens with a comparative study of the four Gospels. Then after a short account of Acts, it passes on to the Pauline Epistles. There is no room in the collection for Hebrews. It seems to acknowledge Jude, two Epistles of John, Wisdom, Revelation of John and with some hesitation the Apocalypse of Peter. The "Shepherd of Hermas" is commended, but definitely excluded from the Canon on account of its recent date.

In Alexandria the Epistle of Clement, the Epistle of Barnabas and the Teaching of the Twelve Apostles were regarded as Scripture. *In Rome* the Revelation of Peter seems to have been so esteemed. The *Syrian Church* accepted for a time Third Corinthians.

Some of the earliest Greek manuscripts of the Bible, *Sinaiticus* and *Alexandrinus,* include as part of the New Testament such books as First and Second Clement, Hermas and Barnabas. These old-

est extant copies of the New Testament were made in the fourth and fifth centuries, probably for church use, and show what books were considered Scripture in those times in the places where the manuscripts were written.

The *fourth century* opens with the Diocletian persecution. One special feature of this persecution is an attack on the Christian Scriptures. The most important writer in the first quarter of this century is *Eusebius of Caesarea.* He is specially interested in the history of the Canon. In his Ecclesiastical History (c 324) he summarizes the results of his labors anent the religious books of his day as follows:

1. *Books universally accepted,* viz. the four Gospels, Acts, the Pauline letters (apparently including Hebrews), 1 John, 1 Peter and possibly Revelation.

2. *Disputed books* which were winning their way to general acceptance, James, Jude, 2 Peter, 2 and 3 John.

3. *Bastard or Spurious books.* No one any longer treated them as canonical. They were the Acts of Paul, Hermas, Apocalypse of Peter, Barnabas, Didache, Gospel of the Hebrews, and possibly Revelation if the view advocated by Dionysius of Alexandria (d. 264) should win acceptance that John the Elder and not John the Apostle was responsible for Revelation.

4. *Heretical gospels and Acts* which were to be eschewed altogether.

Subsequent to the days of Eusebius there is no reason to suppose that any writer had access to any fresh source of evidence with regard to the canonicity of any of the books of the New Testament. For the next three centuries the history is concerned with tracing the steps by which the different churches of Christendom attained to substantial agreement as to its contents.

The list of twenty-seven books, as we find them in our New Testament today appears for the *first time in the festal letter of Athanasius of Alexandria at Easter in 367 A. D.* Councils later on endorsed the list, viz. the Synod of Carthage at which Augustine was present, in 397 A. D. for the church in the West; while for the Eastern church the Quini-Sextine Council ratified the list as given by Athanasius in 692 A. D.

The Syrian church clung to its limited Canon of twenty-two books. The Armenian church shared its opposition to the book of Revelation and the lesser catholic epistles (2 Peter, 2 and 3 John and Jude).

On the other hand the Ethiopic or Abyssinian church developed a fuller Canon than Western Christianity had done, including eight or nine writings unknown to the Western Canon.

Thus, by degrees the collection of sacred writings grew into shape. The tests of canonicity usually applied and which guided the community in the selection of the sacred writings might be briefly summarized as follows:

1. The books had to be *read in churches.*

2. They had to be *recognized by the Fathers.*

3. They had to be of *Apostolic authorship,* or by companions of Apostles.

4. The content of a book must be *generally recognized to be correct,* must conform to the deposit of faith orally received by the churches from the Apostles and orally transmitted from generation to generation.

5. Capacity of the book to *edify.*

For further information we would refer our readers to the following:

LITERATURE

Westcott, History of the New Testament; *Harnack,* Die Entstehung des Neuen Testamentes; *Zahn,* Geschichte des Neutestamentlichen Kanons; *Leipoldt,* Gechichte des Neutestamentlichen Kanons; *Gregory,* Canon and Text of the New Testament; *Souter,* Text and Canon of the New Testament; *Moore,* The New Testament in the Christian Church; *Muzzey,* Rise of the New Testament; *Juelicher,* Einleitung; *Weiss, B.,* Einleitung.

THE MENACE OF THE SERMON

(Reprinted from the "Yale Quarterly" for Oct., 1922.)

BY FRANCIS E. CLARK

All sorts of explanations are given for the decline in church-going in recent years. I venture humbly to attribute it to the sermon. No, let me hasten to add, to the sermonizer, as I shall hereafter explain. He is a rash man who denies that church attendance has fallen off, although I am aware that some people cheer and fool themselves at the same time by declaring that there is really no serious decline in church-going, or, if so, that it is only temporary or due to local causes. The popular preacher, looking at his crowded pews, is inclined to think our fears are groundless. Phillips Brooks would innocently and naively remark, "So far as I can see, people go to church more than ever."

Testimony from many sections is all the other way. The hundreds of lonely and gaunt church buildings on New England hilltops or Western prairies, either closed entirely or with a congregation so sparse that half a dozen pews out of the hundred

would hold it without crowding, proclaim the indifference of the multitude towards the church. I am not comparing the present days with the remote past, when, according to the apologists for the present non-attendance, people went to church for the gossip in the graveyard between service, and for the sociability and neighborliness which, at that time, only the church afforded. Within the last twenty five years this falling off has been largely accentuated.

The church in the village where I make my summer home is typical of this recent decline. Even fifteen years ago it was comfortably filled Sunday after Sunday. In the meantime, the village has steadily grown, and the church attendance has as steadily fallen off. A beautiful new memorial church has been built, seating far fewer, but those few far more comfortably, than did the old church. The congregation today, as compared with that of the past, is in inverse ratio to the comfort and beauty of the building. The seventy-five or one hundred who formerly attended the sanctuary with regularity are reduced to an average of twenty or thirty. The former church-goers have not left town, and most of them are still above ground, but only the faithful few are seen in the church except on extraordinary occasions. No church quarrel, no exodus of the old stock, no unpopular minister, can account for the difference.

"Why is it," I said to a leading citizen, "that so few people go to church in our village in these days. It is the only church in town; it is the finest church building for miles around; the people like the minister. Why isn't the church full or at least a quarter full."

"I can't explain it," he replied. "About ten years ago people began to take a notion not to go to church, and though we have had three or four good ministers since that time, no one can get the people out."

A lame and impotent conclusion, surely, but how will you explain it? Our village is not socially cold in other directions, and it is by no means an exception. In the decline in church-going there are hundreds and thousands of villages like it, and thousands of churches in city and country mourn scanty and dwindling congregations.

In some towns the experiment has been tried of having community churches, in which two or three or four churches of as many denominations unite—admirable examples of good fellowship and co-operation, one would think. So they would be, were it not that, with the loosening of denominational ties and responsibility, church attendance and church loyalty often diminish, and the community church building houses scarcely more worshippers than each

of the churches held before the union, while the aggregate attendance is much smaller. The benevolences are likely to dwindle with the audience, and the influence of the church upon the community is less than the combined influence of the separate churches in the older days.

I know the explanations which are usually given for scant church attendance: the automobile, the Sunday newspaper, the "wider open" Sabbath, the increase of popular intelligence which has levelled the minister to the average of his congregation, instead of leaving him on his old-time isolated pinnacle of learning and influence. But though all these reasons for empty churches are important, they are not primary.

I venture to claim that the root of the evil is the sermon, yet not the *poor* sermon, or the *poor* minister, who is often made the scapegoat. It is the worship of the sermon instead of the worship of God, it is the sermon idolatry, which we must chiefly blame for the really deplorable condition of many churches. This sermon idolatry is perhaps more often found in the non-liturgical churches. The Roman Catholics and the Episcopalians set less store by the sermon, as our fathers would phrase it, than those that are independent of the Prayer Book. The Prayer Book and the spirit of worship for which it stands lead many devout souls to church. As a descendant of eight generations of American Independents, the first of the line having been driven out of a Prayer Book church by Archbishop Laud, I acknowledge with sorrow our undue worship of the sermon.

Of course, it is by no means necessary or universally true that the spirit of the worship of God should go when the Prayer Book goes. I shall be told that the constant repetition of printed prayers dulls their edge, and that to many they become a clanging gong and a tinkling cymbal. I would not put a Prayer Book into all the Protestant churches, if I could. Some may not need it; but I contend that the audible participation in the service on the part of the audience, has something to do with keeping up their interest and their sense of the presence of the Divine One. We seldom hear a ringing "amen" even in a Methodist church today.

Yet the trouble goes much deeper than this, and liturgical churches are given to sermon worship in these days as well as the non-liturgical. Think how far many churches have carried their sermon idolatry. The first question which the church committee asks concerning a prospective pastor is "Can he preach?"—and he will stand or fall in their opinion by the answer his sermons give to that question. To be sure, the committee may inquire whether he has spirituality and organizing ability, and whether

or not he has a cranky, unsociable wife. But all the desirable good qualities expressed or implied by these questions may be overshadowed by a lack of homiletic ability.

It is said that every man is capable of one good story if he can get it out of his system. It is true also that nearly every preacher is capable of at least a few good sermons. But this is not saying, by any means, that he can preach one hundred and four, fifty-two, or, allowing a month for his vacation, even forty-eight, such sermons a year. Very few are capable of this, if by "good" is meant of fine literary quality, timely, devout, inspiring, and eloquently delivered.

So the poor candidate, heaven help him, goes from place to place, preaching his one, two, or three favorites, which may or may not prove to be favorites with his audience. The church seeking a minister hears the candidate with this one thing, his sermon, in mind. His past record for efficiency, his devoutness, his evident nearness to his Maker, all go for nothing, if those discourses—numbers one, two, and three—do not tickle the jaded palates of the sermon-tasters in his congregation. If he does succeed, however, and at last receives the hoped-for call, enthusiasm runs high for a time. Sermons four, five, six, and seven, are also on favorite themes; and he preaches them with vigor and earnestness. Eight, nine, ten, and eleven, too, go very well; and his people begin to say to their neighbors: "You ought to hear our minister—he is a wonderful *preacher*." Little or nothing is said about his winning personality, about his godliness, about his prayers, about his helpfulness to the young.

So the neighbors go to *hear* the new minister, not to worship God, not to hear the Bible read and explained, not to join in the prayer and praise. Naturally, if they go for the sermon, they center their thought on the one outstanding person who for an hour is the man in the pulpit, returning home to discuss and crticise what he says and does. God is there, but they know it not. The Book of the Ages is read, but it means little to them. A minute portion of the Book is taken by the minister at least as a portion of departure, but even that small section is soon forgotten. The minister's voice, his delivery, his enunciation, his thought or lack of it, his dress, even the way he handles his handkerchief, is considered and made a subject at the dinner-table for approval or criticism.

After a twelvemonth comes the "critical second year." The favorite themes are exhausted, even sensational themes can no longer stir the jaded sense of expectation, or, if they do, the sermon

in its sensationalism is not up to the subject announced, and a disappointed audience goes away from the church to pick the minister and his sermon to pieces more violently than ever. Dissatisfaction grows, and at last comes the inevitable break in the relation of pastor and people, and the dreadful round of candidating is again resorted to. If the itinerant system prevails in the sermon-worshipping church, the people wait with resignation, and what patience they can command, for the action of the next conference, and for a new minister.

In nine cases out of ten the chief trouble is not with the minister, but with the vicious and utterly unreasonable standards by which he is judged. A few men, perhaps one in a hundred, have the gift of eloquence and the grace of continuance, so that by their power in the pulpit they can command the attention of large audiences Sunday after Sunday for years. Such men, however, often lack other essential qualities—a lack that makes their ministry barren. The old saying was common years ago of certain preachers who were only preachers—it used to be said that when in the pulpit they should never go out. Yet a devout clergyman's tasks lie quite as much outside as in the pulpit.

Another deplorable feature of sermon idolatry is that it is the mother of sensationalism. If the sermon is the be-all and end-all of the minister's life, he comes to feel that by hook or by crook he must by it hold his congregation. To attract an audience continually, he will, if not well balanced, compete with himself and make each successive sermon outdo the last, like the old posters of Barnum's circus.

If he is not a sensationalist, the disproportionate time, mental effort, anxiety, and worry expended on sermons as compared with other duties, tend to weaken his influence and lessen his effectiveness. Knowing that he will be judged chiefly by the sermon and the morning sermon at that, he gives the people his "left-overs" in the evening. The mid-week meeting goes by the board, the Sunday school cannot be allowed to drain him of his strength, and the young people's meeting is left to run itself. They seldom see his face or realize his sympathy.

If he meets the young people turning away on Sunday from the evening service, the minister is cut to the heart and perhaps scolds them the next week, though they may have had more church services that day than their elders or the pastor himself. The wish not to hear the sermon he considers almost a personal insult, and no wonder, for if it is true, as the people have made him feel, that the sermon is the one thing worth while in the whole service for them to neglect it seems a reflection on the preacher.

I read not long ago a New Year's greeting by a pastor, which related wholly to morning church-going (the church has no evening service). He pleaded with them to go to church. There was nothing about sustaining the benevolences, the mid-week meeting, the Sunday school, the devotional life. According to this long pastoral letter, the only duty of the parishioners was to go to church on Sunday morning, when the chief thing about the service is the sermon; it left the people to believe that their other activities were of little moment. Thus a vicious circle is completed; the people demand great sermons, the pastor demands large audiences. Neither fully satisfies the other, and the rift in the lute grows wider with the increasing years.

Our non-conformist ancestors did us a disservice by putting undue emphasis on the sermon, and at the same time making their meeting-houses as bare of holy symbolism as they could—no cross to remind us of Him who died upon it; no windows ablaze with Bible scenes or religious emblems; no service leading up to the sermon except the most meagre, and that so arranged as to set off the sermon as supreme. Even today in many churches we call the prayers, hymns, and Scripture readings, the *"preliminary service."* *Preliminary* to what? Why, to the sermon, of course! So it matters little if we are late to church; we will not miss much, is the inference—"only the preliminaries." Think for a moment of the profane implication. Most Christians claim, whatever their views of inspiraton, that the Bible is in a peculiar sense the word of God, but the reading of it is only *preliminary* to the sermon. The prayers are not the thoughts of the minister alone, but voice the petitions of all, and yet they are only *preliminary* to his essay on some topic of the day, perchance. The hymns are the devout expression of the greatest religious singers of the ages, and are meant to quiet, to soothe, to uplift, to inspire the soul. But, after all, to the average parishioner, they are only *preliminary* to the sermon. To regard them as such is an insult to God, and no compliment to the preacher. The small congregations of today in a multitude of churches are the direct result of this inversion, in the minds of the people, of the relative importance of the services.

In our grandfather's days, their stern theology would have brought them to the church, even had the law of the land failed to do so. Church-going was a duty if not a privilege. Their theology has lost its grip, their sense of duty has become more tenuous in their descendants, and the sermon has been made a fetish, which is often powerless to win attendance. There is nothing left for many of these descendants but the Sunday paper or the golf links.

Moreover, those early ancestors of ours had a sense of the presence of God which we often sadly lack. Some of them called the church by a homely name, "the meeting house"—not the house where they met one another, but where, supremely, they met with God. Like the great Temple of the Jews, it was to them "the place where His honor dwelleth." Like David they cried out, "I was glad when, they said unto me, 'Let us go into the house of the Lord.'" David did not go to the holy place, I believe, to hear a learned rabbi expound the Scriptures, but because it was the house of the Lord, not chiefly the house of the preacher. While our modern pantheistic notion that God is in one place as much as another is true as a cold, philosophic proposition, it often results in our finding Him nowhere. Surely the golf links and the moving picture show do not give one the opportunity to "practice His presence"—an experience of which Jeremy Taylor and other mystics made so much. Without at least a touch of mysticism, worship is a cold and barren thing.

Many of our modern churches in their very architecture emphasize the sermon supremely. They look like theatres outside and in. Are the acoustic properties good? is the chief question asked about them. A "dim, religious light," a long-drawn aisle, a vaulted roof, are all considered abominations if they interfere with seeing and hearing the preacher. Yet a worshipful building, which is not necessarily a hard building to hear in, may help to produce a sense of the Divine, a sense that quickens the intellect as well as the emotions, thus making the effect of the sermon upon the congregation more profound.

We hear on every side of the scarcity of ministers and the dearth of theological students. The secular as well as the religious papers have taken up the cry, which often degenerates into a wail. Some of our schools of theology are half empty, and the supply of ministers is running out. What are we going to do about it?

Laymen can do one thing, and, if the churches are to thrive, the laymen of the churches must do this. Put the emphasis in church-going upon the idea of worship rather than upon the drawing power of the sermon. No wonder the average college student is appalled at the outlook when he thinks of going into the ministry. He is apt to reason, unless he thinks of himself more highly than he ought to think: "How can I satisfy one hundred sermon-samplers every Sunday? I do not pretend to be a Beecher, a Spurgeon, or a Phillips Brooks. I do not claim brilliance of diction or unusual oratorical power. I will gladly do the best I can. I will give abundant time and thought to the preparation of my sermon. I will read and study and pray and take to myself no rest until I

give the people the best that is in me. But, even then, how can I hope to compete with the occasional lecturer, the 'Chautauqua Star,' or the specialist who gives all his time to one subject and to one or two addresses? If sermonolatry has obsessed the people, if oratory is chiefly what in these days they want, they will have to look elsewhere. I can do more good in some other calling."

It would be different if he could say to himself with confidence: "The people will come to church, not chiefly to hear me but to listen to God. He may speak through me, but it will be His message and not mine they will desire. They will come also to pray and sing and to realize the Divine presence. They will ask me to be their leader, their minister, their servant in sacred things, not their dramatist, or their orator, who must keep the pews full by eloquent accents and thus outdo the minister across the street." Such an attitude, if shared by the churches, would keep the schools of the prophets full, and would fill them with the right kind of prophets.

The Russian church services without a sermon are crowded with worshipping peasants even in these awful times. In former days I have seen little Siberian churches thronged with men, the tears streaming from their eyes as they stood before the ikons or prostrated themselves on the floor. I have seen Russian soldiers in long ranks pause for prayer with bowed heads, before taking their morning coffee. I have seen throngs besieging heathen temples to worship gods made with their own hands.

Reprobate as we may think such worship, and the objects worshipped, they make clear this fact—that men innately seek a God whom they may worship. They will not go to church in any great numbers or for any great length of time if the sermon of the average minister is the chief attraction. The sermon alone has little sustained drawing power. If it is made the supreme motive for church-going, it is a menace to the church.

There is but one way to fill our churches with men and women, and to keep them full. They must be filled first with the spirit of worship. "This is none other than the House of God," must be written on every lintel.





Das göttliche Walten im Völkerleben.

Das Walten der Vorsehung im **Menschenleben** ist nur im Glauben zu erfassen. Für die gewöhnliche Betrachtung hüllt er sich meist in undurchdringliches Dunkel. Wir wissen, wie schwere Rätsel es dem religiösen Bewußtsein des Alten Testaments aufgab. Im Leben Josephs freilich wird der göttliche Plan nach vielen Prüfungen überraschend klar, und Gottvertrauen und Pflichterfüllung feiern ihren schönsten Triumph. Das Buch Hiob dagegen, das viel tiefer in das Leiden der Gerechten eindringt, löst den Widerspruch nicht, sondern bringt das Zagen des Herzens nur zur Ruhe durch Erfahrung der allmächtigen Gegenwart Gottes. Die höchste Stufe, die im Alten Testament der Glaube erreicht, ist das ergreifende „dennoch“ (Psalm 73, 23), mit dem der Leidgeprüfte sich an Gott hält, mag auch das Leben in Stücke brechen.

Aehnlich schwer und unbegreiflich sind die Wege Gottes mit seinem **Volke.** Zwar wird die Sünde Israels klar genug als die Quelle seines Unglücks erkannt, doch scheint es selbst dem Propheten, als gehe die Strenge des Gerichts über das Maß hinaus: „Sie hat Zwiefältiges empfangen von der Hand des Herrn um alle ihre Sünden“ (Jes. 40). Immerhin jedoch können Gottes Gaben und Berufung ihn nicht gereuen, denn in Israel müssen Gottes Offenbarungsgedanken ihre Erfüllung finden.

Der Weltkrieg und was ihm gefolgt ist, haben das alte Problem wieder mit erdrückender Macht dem Christenvolk aufs Gemüt gelegt. Unser amerikanisches Volk zwar erfährt das weniger. Der Krieg hat ihm Sieg und Reichtum gebracht. Es hat lange Zeit geglaubt, daß die Ideale, für die es kämpfte, sich durchgesetzt hätten. Dieser Glaube ist bei den Wissenden freilich brüchig geworden, doch wer könnte sagen, daß das Weltleid irgendwie besonders auf der Seele des amerikanischen Volks läge! In altgewohntem Optimismus geht es dem Gelderwerb oder dem Vergnügen nach, und es sind nur wenige, die die Not Europas und unsre Verantwortlichkeit für dieselbe fühlen.

Aber wie steht es in den Ländern der Besiegten, wie besonders im Lande unsrer Väter? Pastor D. Walter Michaelis von Bethel sagt in seiner Festpredigt zum 75. Jahresfest der Evangelischen Gesellschaft* (gehalten am 22. Juli in Elberfeld): „Wie sehr

*) Siehe „Licht und Leben.“ Mitte August 1923.

bedarf unser armes Volk, unsre Zeit des Dienstes der Liebe! Es gibt so viele Verzweifelte in unserm Volk. Denkt ihr nicht auch oft an die zahllosen, schlaflosen Stunden, die jedes Steigen des Dollars denen verursacht, die von ihren kümmerlichen Zinsen oder Ersparnissen leben müssen! Wie sehr bedürfen die des Hinweises auf die Liebe dessen, der wie ein Vater sorgen will, wie sehr bedürfen sie der helfenden Tat der Liebe! Groß ist die Zahl der Verzweifelten. **Die Berliner Zeitungen sind übereingekommen, die Zahl der täglichen Selbstmorde nicht mehr zu berichten; die Zahl derer, die täglich den Gashahn aufdrehen würde zu großes Entsetzen im Volke erregen!"** Die „Christliche Welt" schreibt: „Wer sein Vaterland lieb hat, braucht heute starke Nerven. Völliger Zusammenbruch der Währung, Nahrungsmittelnot, Unruhen als Sturmzeichen des Bürgerkrieges, unnachgiebige Härte der Besatzungsarmee; Unvernunft drinnen und draußen; Leidenschaften, teils von der Not, teils von der Bosheit aufgepeitscht! . . . Inzwischen wächst das Elend riesenhaft; die Tragbalken des Staates sind zum Brechen belastet und werden immermehr belastet durch die kühle Rücksichtslosigkeit, mit der die französischen Gewalthaber arbeiten. Soll man wirklich nichts dagegen machen können? Muß man alles wehrlos über sich ergehen lassen? Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird? Der **Zwang zur Geduld** ist wohl die größte Qual, die es in unsrer Lage zu tragen gibt, größer als das materielle Elend."

Dies sind nur kurze Auszüge aus einer Leidensgeschichte, von der sich Bände schreiben ließen. Und alles dies geht vor sich, Tag für Tag — und das sogenannte Weltgewissen schweigt, und die christliche Kirche, wenigstens in Amerika, schweigt. (Rob. Speer, der Vorsitzende des Federal Council, den wir in einem ins Gewissen greifenden Briefe zu einem Protest gegen französische Schandtaten aufgefordert, weigert sich. Man solle, sagt er, Gott bitten, daß er **allen** Völkern einen Sinn des Friedens und der Liebe gebe!)

Ist es unter diesen Umständen nicht allzu natürlich, daß Millionen nach oben schauen und nicht verstehen können, daß Gott auch schweigt, daß er die Gebete der Seinen nicht zu hören scheint? In allen Zeitschriften, die uns zugehen, schlägt diese Frage vor, bald laut, bald leise. Man hält sich an die alten Verheißungen: „Siehe des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen," Psalm 33, 8 (so die Allgem. Evang.-lutherische Kirchenzeitung vom 10. August) — aber der Herr verzieht, das Elend schreitet fort. Hat er denn vergessen gnädig zu sein?

Diejenigen finden noch am besten inneren Halt, die nach altchristlicher und reformatorischer Weise ihren Vorsehungsglauben gründen auf ihre Heilserfahrung; die mit Paulus daraus, daß Gott uns seinen Sohn geschenkt, folgen, daß er uns auch alles

andre geben werde; ja sogar soweit mit dem Apostel gehen können, daß sie, wenn auch das Schlimmste kommen sollte, gewiß sind, daß es sie nicht von der Liebe Gottes scheiden werde. Aber das ist ein Flug des Glaubens, der den meisten zu hoch geht. Sie sinken zu Boden, erdrückt von der Schwere der täglichen Last. Wie gerne und willig sollen wir solchen Glaubens- und Stammesgenossen helfen durch Zuspruch, Fürbitte und Liebesgabe! Unsre Liebestätigkeit läßt nach, weil die Zeit der Not so lange dauert. Und doch ist die Hilfe augenblicklich mehr not als je. Wer für einen Menschen sorgt in der Not, hilft demselben wieder an die Fürsorge Gottes zu glauben.

Die Frage nach der Vorsehung Gottes bleibt aber nicht am eigenen kleinen Leben hängen. Was hat Gott mit unserm Volke vor? so fragt, wer sein Volk lieb hat (siehe Dibelius, „Zukunft oder Untergang,“ von uns kurz besprochen im Märzheft d. J., Seite 155). Können wir beim persönlichen Geschick uns klar auf Gottes Wort berufen, so ist das bei diesen größeren Zusammenhängen nicht möglich. Israels Stellung im Alten Testament war eine ganz besondere; man kann nicht ohne weiteres das eigene Volk an seinem Platz setzen. Das Neue Testament aber redet von Nationalitäten gar nicht; es redet nur von Gottes Reich, nicht von nationalen Hoffnungen oder Geschicken. Es ist uns oft rätselhaft gewesen, warum die Apostel auch nicht ein Wort der Klage oder Hoffnung über das Schicksal ihrer Nation ausgesprochen haben (von Apostelgesch. 1, 6 abgesehen). Auch Römer 9—11 redet bloß von der zukünftigen religiösen Erneuerung Israels, nicht von nationaler Wiederherstellung.

Nein, der Nationalitätengedanke ist ein Produkt neuerer Entwicklung, aber eine der stärksten Triebkräfte modernen Lebens. Im unsäglichen Leiden der Gegenwart wird das Nationalbewußtsein des deutschen Volkes gestärkt, so hoffen wir, seine sittliche Natur geläutert, der Religion neue, lebenschaffende Kräfte zugeführt. Seine Zukunft steht in Gottes Hand. Nur im Glauben kann man ihrer gewiß werden. Die Wege nach oben gehen erst durch das Tal der Selbstbesinnung, der Umkehr, des Abtuns der falschen Götzen und des Suchens des lebendigen Gottes. Möge Gottes Güte die Prüfungszeit kürzen, in den Worten des 90. Psalms „uns wieder erfreuen, nachdem er uns so lange geplagt, nachdem wir so lange Unglück gelitten. Er zeige seinen Knechten seine Werke und seine Ehre ihren Kindern!“

„Gebt mir einen Gedanken!“

Der Pastor, der auf einsamer Stelle allein seines Amtes waltet, sehnt sich oft nach dem reichen Verkehr mit Brüdern, wie er in größeren Städten möglich ist, oder in solchen ländlichen Gegenden,

wo die Evangelischen dick gesät sind, und ein Amtsbruder nach jeder Richtung hin in kurzer Fahrt zu erreichen ist. Er malt sich wohl in lebhaften Farben den anregenden Verkehr aus, den er in einem solchen Kreis von Brüdern haben würde. Erfüllt aber dann eine gütige Vorsehung seinen Wunsch und setzt ihn, sagen wir, in eine Großstadt hinein, so macht er nicht selten die unangenehme Entdeckung, daß die neue Lage doch nicht ganz so herrlich ist, wie er sich vorgestellt. Er sieht die Herren Kollegen selten, trotzdem sie in derselben Stadt wohnen, und von einem intimen Verkehr zwischen ihnen kann sicher nur ganz ausnahmsweise die Rede sein. Die Zusammenkünfte beschränken sich meist auf die monatlichen Sitzungen des Pfarrkränzchens. Diese Pfarrkränzchen sind eine gute Sache. Als ein Mittel zur Pflege des geselligen Lebens sind sie unentbehrlich. An Witz und Humor fehlt es nicht, und wenn in dieser betrübten Zeit ein herzliches Lachen ein Gottessegen ist, so könnten diese Versammlungen beinah als „Gnadenmittel" bezeichnet werden.

Jedoch fehlt es an Schattenseiten nicht. Die Brüder sind alle der Ausspannung bedürftig. So dauert es denn nicht lange, und bald wird die Stimmung sehr aufgeräumt, einer will noch witziger sein als der andre, und schließlich artet die Sache wohl gar in eine ganz gewöhnliche Spaßmacherei aus. Die Leser teilen mit dem Berichterstatter das Gefühl, daß ein Pfarrkränzchen mehr tun sollte, als bloß die Lachmuskeln reizen. Der Geist lebt doch von Gedanken, und wenn Pastoren zusammen sind, sollte es möglich sein, jedes Mal zwei oder drei gute Gedanken, oder doch wenigstens einen mit nach Hause zu nehmen. Schreiber dieses hielt bei einer solchen Gelegenheit kürzlich eine Rede. Ob diese Rede witzig gewesen, muß er den andern zu urteilen überlassen. Er selbst aber kann nach Schluß derselben zu dem beschämenden Resultat, daß er nicht einen Gedanken geäußert hatte, der ernsthafter Erwägung wert gewesen wäre.

Diese Erfahrung führte uns zu dem Wort, das am Titel steht: „Gebt mir einen Gedanken!" Es ist bekanntlich das Wort, das Herder als letztes auf dem Sterbebett gesprochen haben soll. Er hatte lange still, anscheinend schlafend gelegen. Dann öffnete er die Augen und richtete diese seltsame Bitte an seine Angehörigen. Er, dessen Geist sein Leben lang rastlos die Schwingen geregt, begehrte noch der tragenden Kraft eines hohen Gedankens, ehe er dem Todesschlaf anheimfiel. Es wird nicht berichtet, was für einen Gedanken man ihm dargereicht habe. Ein Bibelwort, besonders von Johannes (17, 3 oder 10, 11 oder 1, 4), wäre wohl am meisten nach Herders Sinn gewesen. Was wir hervorheben wollten, ist die Tatsache, daß sein Geist von Gedanken gelebt hatte und in Gedanken seinen letzten Halt finden wollte.

Ein Wort von sinnvoller Bedeutung auch für uns. Wir sind dazu berufen, Gottes Gedanken ihm nachzudenken und dann die Gemeinde in die göttliche Gedankenwelt einzuführen. Aber unser Leben wie unsre Predigten sind oft jämmerlich arm an Gedanken. Es wolle niemand versuchen, sich und andre zu täuschen mit lärmender Rede. Es sei auch niemand zufrieden mit dem warmen Gefühl, das er etwa auf die Kanzel bringt. Inbrunst und Herzensglut sind gewiß Dinge, die das Herz entzünden, aber es müssen Gedanken da sein, die dem Feuer als Brennmaterial dienen.

Gedankenreich wird kein Mensch über Nacht. Er muß die Kunst der Vertiefung, der Konzentration lernen. Das erfordert ständige Uebung. Es muß uns zur zweiten Natur werden, der Kontemplation unsre einsamen Stunden und dem Menschenleben unser sinnendes Auge zuzukehren. Nicht als wenn das Denken allein uns zu wahren Hirten und Führern machte. Die tiefe Quelle unsers Erfolgs ist geisterfülltes Leben. Doch dann bedürfen wir „erleuchtete Augen des Verständnisses." Und wer so daheim wird in der Welt des Gedankens, der wird bald nicht mehr zufrieden mit der Weise, wie er bisher in Predigt, Unterricht und sonstwo gearbeitet hat. Es ist ihm ein besserer Weg und ein höheres Ziel gezeigt, und wenn er weise ist in der Mitteilung dessen, was er sich erarbeitet, so kann er seine Gemeinde, seine Jugend, mit der Zeit höher heben. Ja, seine Freunde werden vielleicht mit der Zeit merken, daß von seinem Umgang eine Kraft der geistigen Befruchtung ausgeht.



Liberty to Prophesy

What seems the most stifling thing about the present-day world? Surely not its ignorance, nor its materialism, nor its lack of esthetic color, nor its economic injustice. We all realize the evils of these qualities, yet when we try to sum up the one quality which appears most characteristic of what oppresses us in our environment today, we are not likely to emphasize any one of these evils. Instead, it seems to me, we are likely to put our attention on a more intangible evil, the contemporary strident harshness of temper, the almost fanatical intolerance of opposing leadership and opinion.

So says Harold Stearns in *Liberalism in America*. The liberty of prophesying, of "speaking out in meeting," which was one associated with a youthful civilization is largely a thing of the past, in large democracies especially. Censorship is considered by many the one

sovereign cure for dangerous ideas. Stone walls, iron gratings, or ostracism are used in the attempt to make heresy innocuous. Religious heresy has in part made room for the economic brand in the evolution of modern society, and so the "infidel" is often unmolested; but there is no lack of victims for the grand inquisitor. College papers are suppressed. Medieval legislators, many of whom could not pass the intelligence tests for freshmen, decide what shall be taught concerning philosophy, economics, and science. In a supposedly enlightened State a school teacher barely misses being discharged for daring to teach that the earth revolves around the sun. Clans and leagues and clubs decide what men shall preach—possibly on the principle that he who *pays the piper* has a right to *call the tune.*

One of the most pathetic of recent publications is Th. Schroeder's *Free Speech Bibliography;* 239 pages of titles, running from anarchists and blasphemy and birth-control to the muzzling of professors, with religious motives and sex motives, constituting a veritable *Index librorum prohibitorum.* What a mass of books and articles to fall under the ban for good or for poor reasons! The purpose of censorship is generally to protect the morals or the sensibilities or the prejudices of some class or party or school, and many books are weak enough not to withstand this push into limbo. The usual result of wholesale condemnation is, of course, the opposite of what is expected, as any psychologist would know.

The unfortunate feature in the situation is that when men once feel that they need the imprimatur of a "Holy Office," whether self-appointed or legally installed, their strength goes out of them; the prophet has abdicated and the *time-server* has taken his place, with results visibly spread over our whole periodical literature which has become so standardized and sterilized that the "dangerous" publications (dangerous to approved formula) can be counted on the fingers of one hand!

No wonder the Anatole Frances of the social body are going about with their tongues in their cheeks, thinking what they are not allowed to say! This is unhealthy, and nobody will suffer more from this scourge than the philistines themselves. It would be a fine thing if every leader as well as every censor of thought could be persuaded, in the interests of sanity, to read Milton's *Areopagitica* before starting his day's work of throttling opinion by law, intimidation, or the time-honored tactics of bare knuckles.

They might at least learn to respect the elemental power of truth, to realize that, however shackled, it will eventually break its fetters. —*Homil. Review.*

An Outside View of the Lutheran Church

If, therefore, we are asked to characterize the spirit and genius of the Lutheran denomination, it does not seem unfair to speak of it as a rather rigid ecclesiasticism, static and stereotyped, an admirable fellowship for closed minds. This sort of an institution has a tremen-

dous effect upon the intellectual attitudes and apprehensions of its adherents. Theologically it connotes a finished creed, an unchangeable system of doctrine. Settled once for all in the medieval age, and not to be altered by one jot or title in the days ahead. That the founder and patron saint, Martin Luther, should at times have been almost deified was inevitable. There are indications, even in modern times, of "Lutherolatry." The "Confessions," thought out in the sixteenth century, contained the sum of human wisdom. One of the leading lights of the present-day Lutheran church remarked a few days ago that there is no modern "ism," no present-day theory or tendency, which was not fully anticipated and adequately answered in the Augsburg confession. A sympathetic understanding of that monumental document is therefore all that is necessary for the complete interpretation of the "faith once delivered to the saints." The idea that light could continue to break forth from the Word of God in this year of grace, 1923, must be regarded as abhorrent, except in so far as it will substantiate the integrity of the Augsburg confession.

A Too Narrow "Faith"

Allegiance to such a system involves grave responsibilities. Lutherans are not justly charged with intolerance if, in their conscientious devotion to their system, they believe it necessary, as custodians of the true faith, to save it from improper alliances and dangerous compromises. When, for example, they criticize Lutheran ministers for venturing to share in the observance of the holy communion where the members of various Protestant denominations unite, they may, from their standpoint, speak of the occasion with propriety as "a fellowship which nullifies the faith." There are some of us who regard such a "faith" as too narrow, and who regret that they should regard it necessary to have a "faith" which nullifies such beautiful Christian fellowship. Nevertheless, it must be admitted that they are logical and consistent when they insist that the only kind of unity for which they can stand is a unity of the faith—which for them means, of course, the Lutheran interpretation of truth. During the recent war there were numerous statements in Lutheran journals to the effect that Lutheran camp pastors were "absolutely necessary to satisfy the spiritual needs of Lutheran soldiers." This apparent willingness to underestimate the spiritual efficacy of the ministrations of chaplains and ministers of other organizations was keenly resented by some other religionists. The fact that in some of the cantonments one could read such signs as this: "Union Protestant communion Sunday morning in this auditorium; Lutheran communion in Hut No. 4"—this did not exactly hasten the era of good feeling between Lutherans and other Protestants. And yet it was faithful to the Lutheran theological attitude.

Not Strong for Discussion

It may be said, to be sure, that this is not the point of view of Lutherans generally, but that it is rather the spirit of those in authority, whose views are often much narrower and more parochial than

those of the rank and file. Among the Lutheran leaders there are also outstanding men who view with receptive minds the results of modern scientific progress. It is difficult, however, to get free and frank discussions in a Lutheran atmosphere. We are informed that articles which are not thoroughly in sympathy with the accredited point of view are rejected in Lutheran organs. The publication of liberal views in Lutheran official journals is not, as a rule, permitted. Those in authority determine absolutely the sort of mental pabulum which is to be fed to their readers. It would be dangerous to allow these readers to hear the different sides of a question. They are to be told what it is necessary for them to believe. It is the duty of editors to sit on the lid and see that no heresies find a place in the literature of Lutheranism.

All this explains the attitude which it is necessary for the Lutheran church to take on the question of church unity. A few years ago the general council of the Lutheran churh met in a Pennsylvania city and the president of a Protestant college, in accordance with immemorial custom, wrote to the pastor loci, requesting that one of the delegates to the ecclesiastical judicatory should be assigned to preach on Sunday morning in the college chapel. The local pastor referred the request to the president of council, and then replied as follows: "The president has directed me to say that by reason of differences in pulpit and altar fellowship, he cannot comply with your request." It is not remarkable that some men with an American spirit should be amazed that a church which sends missionaries to non-Christian lands to convert the heathen should nevertheless be unwilling to send one of its own ministers to preach the gospel to other Christians—or let us say, to be conservative, to those who ought to be Christians. The old Galesburg slogan, "Lutheran altars for Lutheran ministers, and Lutheran pews for Lutheran people," is of course no longer generally accepted, but its influence has not been altogether lost.

The Social Gospel

What, then, is the social attitude of Lutheranism? How does its theory affect the world and our human relationships? Let us turn again to the report of President Knubel, who is personally one of the most delightful and brotherly personalities among our American religious leaders. He writes:

"It was said that the church must provide men with a faith and a service and that this service must be of and for Christ, must demand industry, and must cultivate a spirit of Christian piety. In this matter of service we again find that in the Christian church as a whole something new is being called for today. It is commonly called the "Social gospel." It appeals for "social service." Its fundamental claim is that the church has heretofore confined itself to the service of the individual man, converting him, and then sending him out as good leaven in society. It asserts that the church owes another and a greater service to humanity. It must directly help the collective groups of men, organized as men are in communities and nations, in industrial

and other fellowships. The idea is that the church ought to guide these groups, whatever they may be, so that they will act as groups in accordance with the principles of Christian morality. This influence directly upon the groups should be exerted by the church altogether independent of any question as to how large a percentage of the groups is avowedly Christian. It is regarded as sufficient that the groups exist in supposedly Christian nations. As one watches the processes of this movement, it is notable that the purpose is to have the church go much further than the effort to guide these groups to an adoption of moral principles. Even the application of such principles in minutely detailed economic, social and political prescriptions is urged upon the groups. The church must enter into the entire study of political and economic science. The church must also aim to have the prescriptions enacted into law. The glorious outcome of this entire service, when nations, communities and other groups accept and act by such principles, will be, it is asserted, the existence of the kingdom of God among men.

"This idea of the church's service has gained great vogue. It possesses some thoughts which are true for the activity of the church. Unquestionably the church must guide and instruct its members more explicitly in the application of their Christianity to their citizenship, their daily work, and all the ways of life. Likewise, the church must definitely proclaim from the house-tops the principles of Christian morality. The church should also speak in any public crisis, when it can fearlessly utter a message directly from God's Word in such crisis. However, in all such testimony, the church's message is one which has as its single aim repentance. It is not speaking merely to condemn, to have laws enacted, to coerce men. Yet the path of the "social gospel" seems to end entirely in just those things. And this supposedly will be the kingdom of God! The crucial mistake is that it is supposed the kingdom of God has come, when God's will is done. That is not true. It is not his kingdom unless his will is also loved. The church cannot be serving Christ unless it is converting men to love God and his will, which is not true of them as they naturally are. The fact of the matter is that the "social gospel" is yet one more instance of the exaltation of man as he is by nature. It does not recognize his unwillingness for God, his sinfulness. It does not know that men gathered in their groups do not want God's will."

Attitude Toward Federal Council

In accordance with the foregoing principles, the United Lutheran church has found it inadvisable to unite with the Federal Council of the Churches of Christ in America. It feels that it must maintain "its separate identity as a witness to the truth which it knows." It maintains that in the Federal Council "unity in faith and its confessions" is not conserved. Quoting the statement of the Federal Council that it is "a union for the prosecution of work that can be better done in union than in separation," the Lutherans say officially: "The Federal Council is not a union for the purpose of preserving and extend-

ing the pure teaching of the gospel and the right administration of the sacraments." "For the United Lutheran church to cooperate heartily in an organization in which so little importance is attached to the faith and its confessions, that the organization seems actually to be afraid of it, would therefore be impossible." Therefore it was their judgment that the United Lutheran Church could not enter into co-operation with the Federal Council and be true to its own confessions. It cannot regard the assumed "essential oneness of the Christian churches of America in Jesus Christ as their divine Lord and Savior," as an adequate statement of Christian unity or a sufficient ground for union in organization.

"Social Creed of Churches

Another objection quoted by the Lutherans was the "strong tendency on the part of the Federal Council to set up machinery in the effort to have the world in its organisms follow Christian principles, even though the world, in those organisms, has not been truly converted to Christian principles." Referring, for exampple, to the "Social Creed of the Churches," adopted by the Federal Council, the official Lutheran document says:

The Lutheran church cannot except any such conception of its task. The church cannot become an arbiter in disputes about human rights. It is not for the church as an organization to propose laws or to turn aside from the preaching of the Word of God to undertake the promotion of righteousness by the arm of the civil power. The work of the church is fundamental to and promotive of good government; but its goal is not government, however just, wise and good. Its vision and aim extend much farther. It seeks larger and better things than law and government can even require; namely, repentance for sin and faith in Christ, love, compassion, mercy, forbearance, self-renunciation and service. This is its greatest work and value as a social influence and power, and when it busies itself in pressing for the enactment and enforcement of specific laws, it resigns its proper function and descends to an activity of lower and narrower range that may become both meddlesome and divisive. The work of the church comes not so much after disputes to settle them, as before to prevent them; not so much after acts of lawlessness to punish, as before to forestall, by inculcating the principles of justice, mercy and the fear of God. The church comes not to take up the work of judgment, but rather to save men from judgment. The two conceptions of the task of the church are well represented by the statues of Luther at Worms, and of Zwingli at Zurich. Luther is armed only with the Bible; Zwingli bears a Bible in one hand and a sword in the other.

"Works of Mercy"

In rejecting the so-called "social gospel," Lutheran leaders emphasize the necessity for "works of mercy" as a duty of the church, and pastors and congregations are expected to direct and assist their members in the determination of their duty as Christian citizens and members of society, by declaring the teachings of God's Word and by show-

ing the people how the principles of the gospel are to be applied to the peculiar problems and tasks of this generation. "When occasion demands, and the Word of God justifies, it is also the right and duty of these organized groups of Christians to speak for the enlightenment of public opinion and the awakening of the public conscience." Therefore the questions involved are to be carefully studied by competent committees or commissions, "ever remembering that the church and its representatives must always seek the guidance of the Holy Spirit and the Word of God, as the church must speak with a voice that is distinct from and more authoritative than the voice of merely human wisdom." Inasmuch as the Federal Council of Churches does not "clearly, definitely and specifically set forth the things in which the churches may cooperate, without any one of them being led into acquiescence to what it regards as error, or into suppression of its testimony of the truth which it holds," it becomes evident that the United Lutheran church cannot logically cooperate with the Federal Council, and it has served notice that the commission on evangelism and the commission on interchurch federations are specific lines of activity emphasized by the Federal Council in which Lutheran cooperation cannot be expected. So also with regard to other commissions whose purpose and scope would in any wise "encroach upon the teaching function of the church." There are other activities of the Federal Council, however, in which the Lutheran church has agreed to cooperate, and some in which it has "unofficial observers."

Finally, in thus defining its relation to the Federal Council and other churches, the Lutheran church "disavows any spirit of self-righteousness and avows a courteous, respectful and friendly attitude toward them. It professes love to them as those who love the Lord. It takes the position it does simply because it believes itself to be evangelical and catholic in its teachings, and consequently feels itself bound to bear witness constantly and unequivocally to the truth which it believes, and by its testimony to secure if possible the universal acceptance of that truth. Its aim is not to make proselytes, but to spread the truth of the gospel as it knows that truth. It believes, also, that in maintaining the position that it does, it is serving the cause of full freedom in religion for which it has stood since the reformation."

Outlook Mildly Hopeful

In spite of the large accessions which continue to be reported by churches who thus exalt fidelity to theological and ecclesiastical traditions above the testimony of reason and conscience, we must believe that the undoubted good which they accomplish is to be attributed to the fact that men are so often better and greater than their creeds. The way of salvation which has frequently been taught is certainly not the evangelical way, which distinguishes Protestantism from Catholicism, and which glorified the lives and teachings of the great reformers. But the faithful use of the means of grace has continued to awaken and develop personal allegiance to the personal Christ, and

the experience of justification by grace through faith, repeated in the lives of millions of humble believers, has enriched and beautified the stream of Christian influence through the years. We must believe that the future of the Lutheran church is to be discovered in the path of reconciliation with the followers of Jesus Christ in other communions. A few years ago, when the United Lutheran church in America was consummated, the representative of its most liberal element (the general synod) was compelled to offer his resignation as a member of the International Sunday School lesson committee. In speaking his parting words to his colleagues, he expressed the hope that his departure from this fellowship would be only temporary, and that some day he might be permitted to return as the representative of the united church, when even "the Lutherans of the straitest sect" would be glad to join in such an interdenominational activity. While he was expressing this hope, some wag in the corner was irreverent enough to hum Tosti's "Goodbye, Forever!" There are some who say that as a result of consummating the united church the more liberal elements have been put into strait-jackets, and the entire body has been made more conservative and isolated from the stream of Protestant Christianity. But if this is really true, we believe that the result is only temporary. So great are the potencies, so manifold the virtues of the Lutheran church, that its counsel and cooperation in a cohesive and fully cooperating Protestantism are manifestly required. We cannot but believe that the day is coming when this mighty force of Lutheranism will be unreservedly at the service of a united Church of Christ in America.—*The Christian Century.*

The Institute of Politics

A Report of the Recent Conference at Williamstown

The Institute of Politics, in session during the month of August at Williamstown, Massachusetts, resolved itself into a triangular debate between Sir Edward Grigg of London, Canon Ernest Dimmet of Paris and Count Harry Kessler of Berlin. Like the three witches of Macbeth who prophesied all manner of calamities, these representatives of England, France and Germany saw rising from the cauldron of the present world situation clouds of racial hatred, commercial avarice and international chaos. They left the conference asking themselves the question, "When shall we three meet again?" and if their public discourse adequately reflected their deepest convictions they left with the suspicion that the future would probably find them meeting on the common ground of conflict rather than peace.

The Ruhr, reparations, allied debts, territorial security for France, trade balances for England, pleas in behalf of a fighting chance for Germany, interspersed with frequent obsequies in behalf of German currency—these were the considerations that made of the Institute a three-cornered dispute between the two former allies and their common enemy. In the spirit of friendliness, yet in entire frankness, the issues which now divide England, France and Germany, were

discussed amidst the quiet surroundings of the Berkshire hills, while the world looked on, listening to the pros and cons with an interest fraught with deep concern for each and all. England, through Sir Edward Grigg and Philip Kerr, blamed France and Germany for the present unhappy condition of Europe. France, through Canon Dimmet, blamed English rivalry and German impenitence, furnishing at the same time a perfect alibi for its own conduct in the reparations controversy. Germany, through Count Kessler, blamed both England and France for the chaos and misunderstanding that are now tearing Europe and the world into shreds of hopeless pessimism. The only thing upon which the speakers from these three countries could possibly agree was the responsibility devolving upon the United States in making a bad situation worse by the latter's withdrawal from world affairs.

France's Policy Scored

France was blamed for adopting measures of force in the collection of her indemnity. Sir Edward Grigg said, "Never will Great Britain lend support to the present policy of France which is writing with pointed steel one of the blackest pages of European history." England was blamed for betraying France in the hour of her greatest need. Germany was blamed for fictitiously creating a condition of national bankruptcy for the purpose of evading the reparations mandates of the peace treaty. America was blamed for her infidelity in deserting her former allies and renouncing pledges accepted by Europe for their face value but which later proved uncollectable in the clearing house of American public opinion. All in all, the Institue revealed the true nature of the disease that is cursing the world at this present hour—the disease of mutual suspicion.

True, there were many exchanges of mutual hope and common aspirations. One of the most dramatic incidents of the conference was reached when Canon Dimmet in his final plea in defense of France flung down the gauntlet of a deathless challenge in these burning words: "The spirit of friendliness, of brotherliness, of Christlikeness, has not perished. In its survival is a hope more powerful than the most distressing situations. To make it supreme will not be easy. Sacrifices will have to be made. Yes, you here in wealthy America, you too must make sacrifices. France must sacrifice. But giving together, serving together, sacrificing together, we may lift ourselves to a higher level, where old hatreds may die out, and new friendliness be born." But lurking in the shadows of these expressions of confidence there could be seen the phantom outline of the grave diggers who were burying the world's hope beneath the debris of racial antagonism, economic plunder and moral paralysis.

The Institute seemed committed, though not by any prior arrangement or understanding, to the principle of internationalism, both in the field of politics and ethics. Philip Henry Kerr, of London, in his closing address made an impassioned appeal in behalf of a fraternal cooperative movement among the nations of the world. "The only

way," he said, "in which the world will get lasting peace and the reign of law, is through the creation of a world state, a state which embraces all nations, and whose constitution and laws are amenable to the control of all civilized peoples, each of whom will retain control of its own internal national affairs, but will combine to deal through some form of legislative, executive and judicial machinery with the problem of humanity as a whole. The spirit comes first. The organization comes second. The creation of a world state will hang fire until a spirit of human brotherhood has spread among civilized peoples to an extent of which we do not dream now."

The invincible logic of that position was shared by practically every speaker throughout every session of the Institute. The futility and absurdity of political and moral isolation became more and more apparent as the debates progressed. Sir Edward Grigg affirmed time and again that the salvation of the world would ever remain in utopian abstraction until accorded the pragmatic sanction of practical cooperation among alll peoples. Count Harry Kessler of Berlin was not slow to express a similar conviction.

Morgenthau Blames America

Was the expression of such an opinion entirely one-sided? What was being said concerning the American policy by bonafide American officials of high standing? It was left to two officers of the American army to voice the moral idealism of the United States. In criticism of America's do-nothing policy in the crisis that is upon us, General Tasker Bliss said: "Execessive armaments, militartistic rivalries, demands for security based on force, these but serve to hinder progress and place a premium on the qualities of character which were outstanding in the primeval man or the modern savage. States still place their hopes of safety in isolation when isolation has ceased to be a possible fact, and are still dominated by the spirit of ignorance, suspicion and the fear that grows out of isolation. A cooperative association for nations is the only way out." General Henry T. Allen, for four years the commander-in-chief of the American army of occupation on the Rhine, said: "Regardless of the political reasons that brought about America's action or non-action, the fact remains that the present European impasse could not have happened had the United States participated in winning the peace. Europe has implored our aid and we have remained adamant. Our participation could not be considered as injecting ourselves into European affairs, but as answering a call of distress."

It must also be remembered that Henry Morgenthau, former ambassador of the United States to Turkey, speaking in the earlier sessions of the Institute, blamed the United States for the rout of the allies at Lausanne, the treaty there written being referred to by Sir Edward Griggs as "that degrading document." The allies, Mr. Morgenthau declared, encouraged by the moral laxity of America, permitted Turkey to treat the Sevres treaty like the proverbial "scrap of paper." The result has been that America at least by inference,

has condoned the persecution of Armenian Christians, being satisfied to "observe" when it should have acted.

Each speaker pointed, as with the finger of fate, toward the heartless isolation of America as the major contributing factor to the pitiful maladjustments from which humanity has suffered since the signing of the Versailles treaty. The only speaker of note who condoned the policy of American abstention was Viscount Birkenhead, who, in addressing the closing session of the Institute, said: "If in cool perspective the American people reached the conclusion that no compensating gain will result from reassuming European and world responsibility, they would be failing in their duty if they embraced an unnecessary responsibility." Somehow, that sounds too much like the Bismarckian philosophy of imperialism. The state is here construed as an end in itself, and not as an instrument in behalf of brotherhood and universal righteousness. The question raised by the Institute with which the thinking people of America are concerned might well be included in the following interrogation: Is the policy of "no compensating gain to the American people," as advocated by Viscount Birkenhead going to be the norm of our political future, or rather the "co-operative association of nations," so feelingly referred to by Generals Bliss and Allen and concurred in by distinguished visitors from other lands?

Time will tell. Time has no political preferences, no axes to grind. Time is indifferent to the question of national survival. Time is impatient with everything but service. Time will destroy selfishness. Time will expose the folly of isolation in politics as well as in morals and will vindicate the policy of mutual concern and mutual endeavor. Time will answer the Institute's question in behalf of a cooperative association of the well-intentioned nations of the earth.

The Future of Russia

The round table conferences, discussing such problems as "The International Aspects of the Russian Question," "International Problems of the Pacific," "The League of Nations," "Laws of the Air," "The Outstanding Problems of the American Continent," and "The Near East," proved to be sources of valuable information for the enlightenment and instruction of public opinion. Ranking foremost in importance among these round table discussions was that on the Russian situation under the chairmanship of Boris A. Bakhomsteff, former Russian ambassador at Washington. He was not at all backward in predicting a future "United States of Russia." It was his opinion that the professors, teachers and other elements within the so-called "intelligentsia" of Russia no longer evince the slightest desire to leave the country of their fathers, but rather seem determined to stand by their jobs, helping to give the nation of which they are a part a sense of direction during the troublesome days that have recently fallen upon them. This information in the minds of the more intelligent people was regarded as a happy omen of the future. In addition, the report of such a transformation among the leaders of the thinking classes

stood in violent contradiction to what the public is still being led to believe regarding the incurable antipathy of the educated classes toward the revolution. If what Bakhomsteff says is true, and he is in a position to know, there is still hope for Russia. The peasants, having once learned the art of "standing on their own feet," will work out their political salvation through the decentralization of soviet authority and the substitution of mental forces for "mechanistic power" as the agency of progress and reform.

The round table conference on "International Problems of the Pacific," under the leadership of Professor George H. Blakeslee of Clark university, and the open conference on "Raw Materials and Food Stuffs in the Commercial Policies of Nations," under the guidance of William S. Culbertson, vice-chairman of the tariff commission, revealed certain racial tendencies of tremendous consequence to both the orient and the occident. War was seen to issue very largely from economic causes. These economic causes were rooted deep down in the mad race for raw materials, world markets and economic discrimination.

These economic advantages, so long exclusively enjoyed by the occident, are now being enjoyed in an ever-increasing measure by the orient. These two hemispheres of racial, economic and religious rivalries now stand face to face. What will be the outcome of that contact? Will it be a handicap and fellowship, or the sword and another internecine struggle? "Out of all this," declared Mr. Culbertson, "an understanding may be reached—an understanding which must be found not in things material, but in things spiritual." There again can be seen the intuitive dependence of the speaker on a power higher than man and more infallible than human genius. The climactic appeal of the Institute was to be found in the repeated invocation of a power, divine in essence, and tempered by a love unprejudiced and unafraid.

The third session of the Institute of Politics has passed into history. Public opinion is indebted to Dr. Harry A. Garfield, president of Williams college and chairman of the Institute, for his untiring efforts in providing America and the world with an open forum, where questions of international purport may be discussed in a manly fashion by manly folks who know what they are talking about. This coming together of congenial spirits and masterful minds is the very essence of democracy and portends the day when problems of international dispute will be given more than academic consideration around the conference table of free discussion and peaceful debate. The mind of the Institute was played upon by lights and shadows, lights of hope and shadows of despair, but emerging from this conflict of light and shadows there came the groping of the spirit, blind and stumbling at times, yet ever reaching out for the imperishable, the eternal.—*Walter W. Van Kirk, The Christian Century.*

Unser Wohnungselend im besetzten Gebiet.

(Von unserm Sonderberichterstatter.)

Besetztes Gebiet, Ende August.

Scharenweise werden die Eisenbahnerfamilien, mehr oder weniger zahlreich werden die Beamten höheren und niederen Grades aus dem Einbruchsgebiet ausgetrieben. Nur den wenigsten wird vergönnt, ihre Wohnungseinrichtung und ihre sonstige Habe zu retten. Auch nehmen die Franzosen gern guteingerichtete Wohnungen als Quartier, drangsalieren die Besitzer solange, bis sie sich beschweren oder beklagen, und dann heißt es beim ersten Wort: „Bitte, Sie haben Ihr Haus zu verlassen." Wer sich neu eingerichtet hat, kann sicher sein, daß er schon auf der Liste der zu Verdrängenden steht und womöglich gar nicht dazu kommt, in den neuen Zimmern zu hausen.

Die kleinen Familien der Eisenbahner mit ihren mühsam ersparten, sauberen Häuschen oder gepflegten netten Wohnungen, sind in einer Viertelstunde von dem Hab und Gut getrennt, das zu erwerben die Lebensarbeit von Mann und Frau gewesen ist. Meist haben sie noch etwas Kleinvieh, Hühner, Kaninchen, eine Ziege, ein Schaf oder gar ein bis zwei Schweine, deren Pflege unendliche Mühe und Arbeit kostete, die einen bedeutenden Wert repräsentieren, und deren Dasein die Familie vor Not schützen konnte. Ich habe Frauen gesprochen, die aufbrachen und alles dies lebende und tote Inventar den habgierigen Räubern dalassen mußten. Wie viel Heldenmut gehört dazu, in heutiger Notzeit mit seinen Kindern um seiner Ueberzeugung, um seiner Vaterlandsliebe willen solch gesicherten kleinen und doch gediegenen Besitz zu opfern! Wie viele Spargroschen, wie oft Jahre lange Arbeit und Ersparnis bedeutet heute jedes Möbelstück, jedes Küchengerät, jeder Wäschegegenstand! Wie viele Jahre diente die Frau als Mädchen oder arbeitete in der Fabrik, wie lange wartete der Mann, bis sie ihre kleine Ausstattung zusammengespart hatten! Es ist heute keine Seltenheit in diesen Kreisen, daß ein Paar vier, sechs oder acht Jahre verlobt ist, bis sie ihren kleinen Haushalt beisammen und eine Wohnung haben und heiraten können. Solches Heim ist dann für den lauernden Feind eine besondere Lockung. Vielfach sind jetzt, durch Schaden klug geworden, die Familien, die so bedroht sind, dazu übergegangen, ihre Kinder fortzugeben, ihre Wohnung bis auf die dürftigsten Brocken auszuräumen, so daß die Franzosen nichts bei ihnen finden. Diese Vorsichtsmaßregel hatte den verblüffenden Erfolg, daß Leute mit so entleerten Räumen nicht ausgewiesen wurden, weil es da nichts zu holen gibt. Wer aber kann bei größeren Häuslichkeiten solchen Umzug bestreiten und wo sollen die Sachen bleiben? Denn eine weitere Bestimmung der Franzosen gestattet nicht, daß Wohnungseinrichtungen aus dem besetzten Gebiet herausgehen, ohne daß ein Zoll von 10 Prozent an die französische Zollbehörde entrichtet wird. Also auch eine gerettete Wohnungseinrichtung ist noch aufs schwerste bedroht. Dieselben Leute, die sich früher naserümpfend über den Stil „Allemand" lustig machten, erweisen sich heute als seine größten Bewunderer und die gierigsten Schnepper nach deutschen Möbeln, deutscher Wäsche, deutschen Oefen und Kücheneinrichtungen.

Die Art, wie man den Leuten die Wohnungen verleidet, ist genau dieselbe, wie sie einst gegen die Protestanten in katholischen Ländern angewendet

wurde. Eine Gruppe Soldaten wird hineingelegt oder eine Offiziers- oder Unteroffiziersmesse. Mit Lärmen, Toben und Zanken geht es Tag und Nacht, die Leute dürfen nicht schlafen, wenn sie lachen, haben sie sich schuldig gemacht, jedes Wort, das sie sprechen, wird belauscht, für jeden Besuch, den sie bekommen werden sie zur Rede gestellt. In ihrer Küche kochen die Franzosen, und die Hausfrau muß vor den Augen der lachend und höhnisch zuschauenden Mannschaft die Küche scheuern und allen Schmutz, den der französische Koch hinterließ, aufputzen. Von Ritterlichkeit ist da keine Spur mehr. Dennoch kenne ich Frauen, die alle diese Quälereien und Entwürdigungen wortlos auf sich nehmen und nicht Wort und Gruß mit den Franzosen wechseln.

Die Haltung der Bevölkerung ist immer noch mustergültig, ausgenommen die der Kommunisten. Dirnen, die mit dem Feind gehen, hat es überall gegeben, für unsre Soldaten so gut in Frankreich und Belgien, wie für die Franzosen an Ruhr und Rhein. Aber keine anständige Frau bei uns würde sich von einem Franzosen auf der Straße grüßen lassen, selbst wenn er in ihrem Hause wohnt. Kein Mann würde sich mit einem Franzosen an einen Tisch setzen.

Immer wieder, wenn ich solche „Wohnungsbeschlagnahme" miterlebe, muß ich daran denken, wie der Franzose, der Meister der Geschichtsfälschung, berichtet von seiner Revolution: „Das Schloß der Marquise vom Pompadour fiel der Volkswut zum Opfer," oder: „Das Schloß von St. Cloud blieb als Denkmal des Hasses als Ruine stehen." Das Schloß der Pompadour ist so wenig der Volkswut zum Opfer gefallen, wie die Einrichtungen der deutschen Eisenbahner. In beiden Fällen hätte lediglich die Habgier das Wort. Kein Königs- oder Maiträssenschloß in Frankreich ist verbrannt worden, ehe nicht alles, aber auch **alles** ausgeräumt war, was sich verwenden ließ, Möbel, Kamine, Türen, Fenster und Parkett, und ganz zuletzt erst wurde Feuer angelegt, damit man an die Steine bequemer herankonnte. Aus dem Inventar baute man dann im Schloßgarten geschmacklos zusammengeleimte Häuschen für das „sich rächende Volk." Wer sich dafür interessiert, kann noch heute in solchen Kolonien in den Gärten zerstörter Schlösser in Pompadourbetten schlafen und über das wundervollste Parkett schreiten — in kleinen Kossätenhäusern von Meudon, Chatillon, Bellevue u. s. w. Und wenn der Konsul Bonaparte solche köstlichen Schlösser in einem Dekret „der Volkswut preisgab," so war das ganz einfach eine große Tirade dieses glänzenden Journalisten, um sein Buhlen um die Gunst des niedrigsten Pöbels zu beschönigen, sein Schmeicheln der hervorstechendsten Eigenschaft des Franzosen: **der Habgier.** Dieser Habgier fiel auch das „Denkmal des Hasses" zum Opfer. Die Lüge, die Deutschen hätten bei der Belagerung von Paris das Schloß St. Cloud, also ihre eigne Deckung, in Brand geschossen, kann nur ein Franzose glauben. Aber auch dieser blinde Glaube bewahrte die Reste des Schlosses nicht davor, nach und nach abgetragen und zu praktischeren Dingen als Haßruinen benutzt zu werden. Und wer 1914 die Haßruinen von St. Cloud aufsuchte, oder besser: suchte — fand nur noch, umzäunt wie eine kleine, sehr kleine Grabstelle, ein Restchen Mauer und ein Stückchen Gitter. Das war übriggeblieben. Die junge Mannschaft und die farbigen Truppen, die man ins Ruhrgebiet schickt, werden heute, ehe sie ins Ruhrgebiet kommen, durch

das zerstörte Kriegsgebiet geführt, um auch dort die „Denkmäler des Hasses" kennen zu lernen. Und da man diese Zerstörungslinie der alten Front aus guten Gründen noch besser pflegt als es schließlich mit der Ruine von St. Cloud geschah, so kommen diese Leute durchaus in der geeigneten Seelenverfassung hier an, um solche „Austreibungen" sachgemäß und brutal genug vorzunehmen. Zumal die Offiziere, die sie führen, seit neun Jahren im Krieg sind — jeder Familien- und Frauenzucht und Kultur entwachsen, zu Landsknechten geworden.

Kein größerer Unterschied läßt sich beobachten, als das Benehmen der ausländischen Frauen im besetzten Gebiet. So hat in der englisch besetzten Zone die englische Frau verblüffend gut gewirkt. Man kann wohl sagen: sie hat dafür gesorgt, daß die die deutsche Sittlichkeit verletzende Prostitution verdrängt wurde, daß ein gewisser, bürgerlich ordentlicher Zug in das Straßenbild kam. Man sieht die englische Frau mit ihrem Kinderwagen und Marktkorb in den Straßen von Köln, sie vermeidet es, aufzufallen, ihr Benehmen Deutschen, insbesondere deutschen Frauen gegenüber ist rücksichtsvoll, zurückhaltend und höflich. Ganz anders die Französin — wenigstens die, die im besetzten Gebiet auftaucht. Nur sehr wenige Frauen von Eisenbahnern haben die Lage ihrer deutschen Schwestern beklagt oder gar zu lindern gesucht, wenn sie in die requirierten Wohnungen einzogen. Es kommt gar nicht darauf an, daß ein Mann mit zwei Frauen in einem Zimmer haust (ich denke hier an einen besonderen Fall, der eine ganze Stadt skandalisiert), und die französischen Damen promenieren in den auffallendsten, buntesten Toiletten, bemalt wie eine Mumie, hochmütig, haßglühend und doch wieder möglichst erotisch lockend durch unsre Straßen. Wo sie in Familien wohnen, schlafen sie bis mittag, fuhrwerken dann mit ungemachten Haaren in schlumpigen Röcken in ihren verschmutzten Wohnungen umher, schreien und toben und zanken — wollen nach jeder Richtung bedient sein — bis sie endlich gemalt und geputzt auf Einkäufe ausziehen, sehr zur Erleichterung der Hausbewohner und zum Kummer der Geschäftsinhaber. Frankreich hat andere und bessere Frauen. Aber die gehen nicht in das besetzte Gebiet, wie mir scheint. Poincaré bietet nun den Eisenbahnern an, in ihre geraubten Wohnungen zurückzukehren. Die deutsche Hausfrau, die daraus vertrieben wurde, kann sich so ungefähr ausmalen, in welchem Zustand sie das Verlassene wiederfinden wird. Diese Lockung ist nicht geeignet, besonders anreizend zu wirken.

Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee.

Auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Band 3: 1900—1904. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 276 S.

Der dritte Band der Waldersee-Memoiren behandelt hauptsächlich den China-Feldzug und die Tätigkeit Waldersees als Oberbefehlshaber, die zum großen Teil dem Ausgleich der Streitigkeiten zwischen den Truppen der verschiedenen Nationen dienen mußte. Ueber den Feldzug selbst enthalten die Denkwürdigkeiten wenig neues. Sie geben aber ein recht anschauliches Bild von den sehr großen Gegensätzen und feindseligen Gesinnungen zwischen

Franzosen, Engländern, Russen und Japanern. Sie alle später gegen Deutschland geeint zu sehen, das ist ein Kunststück, das nur der selbstherrliche politische Dilettantismus Wilhelms II. fertig bringen konnte. Von dieser Selbstherrlichkeit war auch die China-Expedition ein Beispiel. Wir erfahren von Waldersee, daß seine Ernennung zum Oberbefehlshaber vom Kaiser ohne Befragen des Reichskanzlers oder des Staatssekretärs des Auswärtigen vollzogen worden ist, wie auch die Entsendung des Expeditionskorps ganz allein durch kaiserliche Initiative erfolgte, ohne daß man dabei bestimmte politische Ziele aufgestellt hatte. „Die Hauptsache war wohl das Bedürfnis, eine Rolle in der „Weltpolitik“ zu spielen, ohne Klarheit über die Konsequenzen dieser Haltung“ — sagt Waldersee.

In dem Schlußteil seiner Denkwürdigkeiten äußert Waldersee wiederholt seine schwere Sorge über die Zukunft Deutschlands und spricht von einer Krisis, deren Ende kein Sterblicher mit einiger Sicherheit absehen könne: „Wird der Kaiser das Reich in aufsteigender Linie weiterführen, oder wird er es zu Grunde richten?“ — diese Frage wirft der Mann, der dem Kaiser so nahegestanden und seinen Charakter so genau kennen gelernt hat, Ende 1902 auf. Wie hat man damals alle Kritiker der Linken, die ähnliche Zweifel in viel bescheidener Form äußerten, beschimpft! Und doch haben, wie Waldersee ausdrücklich bestätigt, alle Ratgeber Wilhelms II. die gleichen Sorgen gehabt. Allerdings, so fügt er hinzu, die Bezeichnung Ratgeber sei nicht ganz richtig, denn wirkliche Ratgeber wollte der Kaiser überhaupt nicht, und er habe nicht dahin gewirkt, Charaktere zu bilden. Auch in der Armee durfte niemand, die Höchstgestellten eingeschlossen, eine eigne Ansicht aussprechen, alle sahen nur auf das, was der Kaiser wollte. „Die elendeste Schusterei wird also großgezogen,“ klagt Waldersee und fragt zweifelnd, ob der Kaiser der Mann sein werde, in schweren Zeiten zu führen. Er hat mit seinem Zweifel nur zu sehr Recht behalten. Eine schwere Mitschuld trifft aber alle, die diese Dinge sahen und doch nicht dem Kaiser ihren Rat aufzwangen, obwohl sie das Unheil kommen sahen. Der Kadavergehorsam, den sie leisteten, hat die unselige Entwicklung beschleunigen helfen.

Waldersee, der in früheren Jahren nach seinem eignen Eingeständnis einen Krieg als erwünscht ansah, hat zuletzt angesichts dieser Entwicklung seine Meinung geändert und bekennt wenige Monate vor seinem Tod, daß er den Krieg für ein höchst gewagtes Unternehmen halten würde. Gegen die Ernennung Moltkes zum Generalstabschef hatte er die schwersten Bedenken noch mehr gegen eine Aeußerung des Kaisers, er brauche keinen Generalstab, er mache alles allein mit seinen Flügeladjutanten. „Wir sind allmählich aber konstant bergab gegangen,“ so lautet eine der letzten Aufzeichnungen, und die letzten Worte in den Tagebüchern lauteten: „Ich bitte Gott, daß ich nicht zu erleben brauche, was ich kommen sehe.“

Waldersee, Eulenburg, Moltke, diese Lieblinge Wilhelms II., sie alle sind einig in ihrem vernichtenden Urteil über ihn, und genau so haben alle gedacht, die ihn, sein Wesen und seine Handlungen genauer kannten. Es ist die schwerste Tragik für das deutsche Volk, daß dieser „Herrscher von Gottesgnaden“ Deutschlands Geschick besiegeln durfte, ohne daß ihm rechtzeitig aufrechte Männer in den Arm fielen. (A. G. in Frankf. Ztg.)

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Religious Philisophy, by L. G. Rohrbaugh, B. D., Ph. D. Professor of Philosophy and Religious Education, Dickinson College. Geo. H. Doran Co. 183 pages. $1.60 net.

There is a prevailing belief on the part of many that an unbridgeable gulf flows between the fields of science and religion. This writer maintains that the same truth permeates both and interrelates them. The book is written to show that in philosophy and science confirmation of some of the important truths of the Christian faith can be found. In working at this problem the author has built his entire system around the modern *energy* concept.

That there is a great emphasis put on this in present-day philosophy is well known. A comparison of leaders in philosophy, like Bergson and Ostwald, as well as in science, like Osborn, MacFarland, and even Haeckel, leads to the conviction that in the ultimate analysis of all things we meet energy. "In it wonderful possibilities and potentialities are to be found. It is the Alpha and Omega of all forms of existence, the different bodies being but different expressions of the same thing." The energetic conception of reality is also quite evident in the history of the thought of the past.

In part II of the book the attempt is made to interpret energy as a spiritual force. Physical science offers no answer to our legitimate demands for a qualitative interpretation of energy, but in the philosophy of the day, with men like Bergson, Royce and Eucken, the search for truth about reality takes us past things material and points with strong emphasis to the realm of the spiritual. A review of the philosophies thought of all ages, from Plato to Leibnitz, Kant, Hegel, and even Schopenhauer, lays bare the fact that the deepest thinkers have always looked for spirit and not matter as the ultimate interpretation of reality.

In the last part the long journey which life has made is described, the theory of evolution being adopted. "The road leads from nebula to the man of today and even beyond. For by no means does the present represent the final achievement of the developmental principle; a better world is continually coming into being."

The Social Message of Jesus, by John G. Montgomery, Professor Religious Education University, Southern California. The Abingdon Press, 1923. 173 pages. $1.00.

This is another addition to the Religious Education Texts of the Abingdon Press. Based on the works of the pioneers in the field of the Social Gospel, such as Shailer Mathews' "The Social Gospel"; W. Rauschenbusch's "Christianity and the Social Crisis", "Christianizing the Social Order", "The Social Principles of Jesus"; Peabody's "Jesus Christ and the Social Question"; and many others, Mr. Montgomery here discusses the social principles of Jesus, in a book intended as a manual for college students, teacher training and young people's study classes.

Professor Troeltsch in his "Soziallehren der Christlichen Kirchen" takes the position that Jesus, owing to his belief in the nearness of the end of the world, is only interested in the salvation of the individual and in an ascetic ideal of perfection. He has nothing to say on Christianity as an organization or its influence on the organized life of society. According to him that is the reason—or one reason—why the Christian churches have never been able to evolve a satisfactory system of social ethics. Our Christian Socialists, however, are by no means satisfied with such a view. While admitting that Jesus was not a social reformer, they find in his teachings the principles by which not only the life of the individual but that of human society can be reconstructed. With great success they have been busy for some de-decades to lift these social teachings of Jesus into the light. More than that, they have uncovered so much of important truth that had lain unnoticed for centuries, that to-day the social question is almost the leading one in theological discussion.

Mr. Montgomery is a worthy disciple of the masters mentioned above. He popularizes the results that have so far been reached, in splendid fashion. In the first part of his book he deals with the "Social Implications of the Gospel." Jesus, indeed, approaches social problems mainly as they affect the individual: "a high regard for personality is the hall mark of Christianity." But then he also has an intense interest in the solidarity of the race, which finds expression in his teaching of the Kingdom of God. The members of this kingdom are God's children; they have the spirit of love, and live a life of service. So Christ's gospel can furnish an ideal as well as a dynamic for the salvation of society.

In part two the applications of the gospel teaching to the family, school, state, business, even play, are dealt with. In part three the challenge to the church which this situation presents is discussed. She must give instruction about social problems; must study the gospel from a social view point; cooperate directly with other agencies for betterment; develop leaders. Her greatest task is to set up ideals; then only can the materialism of secular movements for social reform be overcome.

The book is of value to the pastor as well as to the teacher and (advanced) pupil.

An Adventure in Orthodoxy by Joseph M. M. Gray. The Abingdon Press. 143 pages. $1.00.

The author justly regards our time as one that has been stirred to the depths and does not respond very readily to the methods used by the church in the past.

We live in a day of revolt, of naturalism, of world wide unrest, and general pessimism. Before the war we believed in progress, but now we have been disillusionized. He does not take up the question as to how far our own country and the American church are responsible for the disillusionment following the war, although such responsibility seems to us quite unescapable. We fought for great ideals and were victorious; but our ideals were all trampled under foot and America did nothing to reconstruct the world on the basis of her own ideals. The American Church had her full share in fanning the fires of race hatred in the hearts of the people—and she has never done repentance for this great sin. Great weeklies, like the "Independent" and the "Outlook," once founded by ministers of Jesus Christ, are still upholding French imperialism. "France must receive reparations even if Germany is bled to death" (last issue of the Independent).

The great task of reconciling the peoples the church has not even begun to touch. Into these dark shadows the writer does not carry the lamp of God's truth. Yet, he is fully aware that the church must make a supreme effort to apply herself to the tremendous task of adjusting her message to a changed world if she is to survive in her position as a divine instrument of salvation.

He very correctly emphasizes the fact that the church cannot hope to conquer if, instead of preaching the gospel of salvation from sin, she merely adopts the program of social righteousness. She must, in a way, "rediscover" (2nd chapter) religion, find once more in the Bible the "word of God," "to be read primarily as the uninterrupted habit of the devout life." She will then find religion to be "an experience of God rather than a propaganda of reform." And this will be followed by a "return to theology" (ch. 3.) Sin will again be evaluated as the desperate thing it is, and the incarnation and redemption of Christ as the very thing the race needs. Thus orthodoxy will go on a "new adventure" (ch. 4.) in this 20th century, retaining the old fundamentals, but learning to understand the social implications of the gospel and be skilful in their application.

The old creeds may have been more adequate to an older generation of different tasks, but the old faith cannot be spared (4th ch., "Through Credence to Creed"). "The challenge to-day from alien civilizations and from alienated social, industrial, and intellectual life at home is for a restatement of Christianity in commanding terms of modern experience and understanding. "Christian thinking must take the central facts of the supernatural and set them in the light of and agreeable to the experience of an age of science and democracy."

A thoughtful book, written in clear style, with frequent lofty passages; holding fast to which is good in the old and open to the new demands of this age of the social gospel.

The Old Testament in the Life of Today by John A. Rice, D. D., Professor of O. T. Interpretation at Southern Methodist Uni-versity. The Macmillan Co., 1921. 320 pages. Price (estimated), $1.50.

While Fundamentalists are insisting largely on the literal inspiration of the Bible, theologians are everywhere adopting the main results of historical criticism. The book before us is in entire harmony with the liberal school of Old Testament scholarship. It aims to show that under the guidance of the divine spirit, Israel's history shows an evolution from the lower to the higher, in the moral as well as the religious sphere, and that this development has found its recora in the books of the Old Testament

The Pentateuch (and Hexateuch), in particular, is in its present form a combination of at least 4 sources, the Jehovist and Elohist, the Deuteronomy and the Priestly Code.

Not nearly everything in the Old Testament is to be taken literally; many times the interpretation must recognize poetic, figurative, or even legendary elements. When the people of God or its leaders do things which, though shocking the moral sense, yet are said to be done by divine authority, we must attribute that to their imperfectly developed understanding of God's will.

Nevertheless, we find in the Old Testament the word, the hand and wisdom of God. In no other way can we account for its finally victorious monotheism, or for the severely ethical nature of its God, as taught by Israel's prophets, or for the undying appeal of the best part of its content, than by the assumption of God's self-revelation to the receptive and leading spirits of Israel. Therefore, how much of our thought concerning the history and growth of the Old Testament may be in need of revision, it remains to us the book which the church and the world cannot do without. It is not a textbook on science. Science is to be left entirely free in its field and its verified results are to be accepted willingly even if they seem to clash with some of the things which men of the Bible appear to have believed. The Old Testament is the book in which God has revealed himself more clearly than in any other outside of Christianity, and as it was the Bible of Christ and his apostles, so it is to us full of meat for the spiritual man and a rich mine of instruction and comfort.

The author distinguishes in the spiritual history of Israel 4 periods: prophecy and the prophets; the priest and his work; the sages and their philosophy; and the apocalypses. 1) The time from Moses to Amos he calls the preprophetic movement. Then follow Amos, Hosea, Isaiah and Micah. In the 7th century the Jehovist and Elohist documents and Deuteronomy have their origin. Jeremiah and other prophets down to Deutero-Isaiah are included in this period. 2) After the exile the priests and scribes became prominent. The priestly elements of the Pentateuch (Exodus, Leviticus) date back to this time. Ezra, Nehemiah, Esther and many psalms also belong to this period. 3) The Sages (Wisdom literature) include, according to Rice, Ruth and

Jonah (besides Job, Song of Songs, Proverbs and Ecclesiastes). 4) Haggai and Zechariah, Malachi, parts of Zechariah, Joel and Daniel are apocalyptic in character.

The book gives in a handy form the chief findings of the historical criticisms on the growth of the literature contained in the Old Testament. We would not accept all of what the author offers, of course, but we do think that a critical view of the history of the Old Testament can well consist with a belief in the revelation character of the book.

The title of the volume, however, the Old Testament "in the Life of Today" is not vindicated. It tells us what a well informed reader may think of the Old Testament today, but it does not show what place and influence the Old Testament occupies in the religious thinking of the present time.

The Introduction to the Psychology of Religion by Rob. H. Thouless, Fellow of Corpus Christi College, Cambridge. Cambridge, University Press, 1923. 286 pages. Price (estimated) $1.50.

The idea of religion should, according to this writer, be so inclusive as to give expression to the threefold appeal it makes to our nature, the will, the intellect and the feeling. His definition, therefore, is: Religion is a felt practical relationship with what is believed in as a superhuman being or beings.

The psychology of religion does not raise the question of the reality of the things men believe in—that would be the function of the philosophy of religion—it studies only the religious consciousness; this being that part of religion which is present to the mind and is open to examination by introspection. It is the mental side of religious activity. In addition to this, the author believes, religious *experience* should also be examined by the psychologist, that term describing the feeling element in the religious consciousness—the feelings which lead to religious belief or are the effects of religious behavior.

The method of the psychology of religion is the method of science, the study of the facts which come within its province in an objective and impartial manner. The author aims to gather his facts not so much by self-analysis, or from "questionnaires," but from autobiographical literature chiefly.

In examining the conscious roots of our belief in God he finds a traditional element (childhood teaching, etc.); an experiential, and a rational. The experiences included in the experiential root are classified as:

a) The experience of beauty and harmony in the world; in conflict with disorder and malevolence.

b) The moral conflict, i. e., the conflict in the individual's own mind between evil and good.

c) The inner emotional experiences connected with the idea of God.

These three he proposes to call the natural, the moral, and the affective element.

These root elements are now investigated, and it is found that the traditional and experiential elements are much stronger than the rational. With the ordinary person the rational element asserts itself only when he tries to justify the religious faith he already possesses, to his reason.

After the study of the conscious the unconscious and the instincts (sex-instinct and herd-instinct) are discussed. This is followed by a chapter on worship and prayer (its objective and subjective side), and and one on conversion. The last chapters contain a very full discussion of mysticism—a subject which has become so popular again, perhaps as a reaction against the prevailing intellectualism and scepticism.

The book is written in a most lucid style, it is easily understood even by one little acquainted with psychological studies and terms. It clarifies thought and enables the reader to understand religious processes more clearly. Psychology does not provide a solution of the question of the reality of religious beliefs, but neither can it prove that there is nothing but a movement of the soul, nothing but what can be explained by psychology, in religion. The psychology of religion has received unusual attention in the last 10 or 20 years, and this book is a valuable introduction to its study.

These Books on Sunday School Work:

1. Junior Method in the Church School, by Marie Cole Powell. The Abingdon Press, 1923. 320 pages. $1.50 net.

The author, an authority on Junior work in Sunday schools, covers the ground with a thoroughness and a soundness of judgment which could only come from long experience and a most unusual interest in the subject.

---

2. Getting Into Your Life-Work. A Guide to the Choice and Pursuit of a Vocation, by Harold M. Doxsee. The Abingdon Press, 1923. 169 pages. $1.25 net.

In this new Religious Education Text, Doxsee, a teacher of Social Sciences in J. Sterling Morton High School, Chicago, endeavors to help those "who dare to make the most of themselves," to find the occupation for which nature has fitted them and where they can realize the best ideals of life. The pictures of Charles Steinmetz, the "electrical wizard"; Herbert C. Hoover; Jane Addams; John Wanamaker; Dr. Grenfell, the medical missionary; and others, which adorn the book, indicate the type of men whom the author considers worthy of emulation. The first one in the list is not supposed to be a religious man, but he may be said to have at least been a believer in the principle which the book places in first rank for vocation seekers, "A sincere and unwavering purpose to serve the race to the full limit of one's ability."

3. Services and Songs. For use of the Junior Department of the Church School, by Josephine L. Baldwin. The Abingdon Press, 1923. 113 pages. 75 cents net.

The purpose of the book is to furnish through instrumental music, hymns, songs, and Scripture passages, material which will arouse and fittingly express the religious feelings normal to junior boys and girls.

Rubble and Roseleaves, by F. W. Boreham. The Abingdon Press, 1923. 242 pages. $1.75 net.

A new (the 14th) Boreham book in the true Boreham style: "neither essays nor sermons, merely a few wayward notions that have occurred to me in my wanderings," to use B.'s own words about the volume.

The Haunted House, by Halford E. Luccock. The Abingdon Press, 1923. 248 pages. $1.50 net.

There are seventeen sermons in this book. They seem to be strikingly original in theme and treatment. The author certainly loves unusual titles, some of the subjects being "Calvary and Main Street"; "The Discovery of America"; "Exclamation Points"; "In an Age of Substitutes"; "Love Laughs at Locksmiths"; "A Slice of the Millennium," etc.

The Master, by J. Wesley Johnston. The Abingdon Press, 1920. 184 pages. $1.25 net.

Ten stories from the life of Jesus.

The Expected Church, by M. L. Price. The Abingdon Press, 1923. 216 pages. $1.50 net.

The pastor of Metropolitan M. E. Church, Detriot, Mich., here offers 12 sermons "designed to present the ever-changing appeal of the church that we love to those who love it, in order that its call might not only be heard, but heeded in the passion for its great work."

A Candle of Comfort by Charles Nelson Page. The Abingdon Press, 1923. 80 pages. 50 cents net.

Twelve sermons on the ministry of consolation for those whose hearts are heavy with grief.

Hilltops in Galilee, by Harold Speakman. The Abingdon Press, 1923. 259 pages. $3.00 net.

The author was in Palestine during the advance of the British in the late war. His adventures with the good brothers at the Monastery, in the city of Tiberias, in Damascus, his sincere efforts to see true above Gethsemane, are charmingly told. Eight illustrations in color from paintings by the writer are an interesting feature of the book.

Better Music in Our Churches, by John Mann Walker. The Abingdon Press, 1923. 214 pages. $1.25 net.

Fourteen addresses on this important subject, by experts in sacred music.

"Cheap modern songbooks, with their often inane words and ragtime melodies, can be supplanted by the expulsive power of a new affection for the ancient and modern hymns that have been tested and survive." This quotation from the foreword indicates tone and tendency of the book.

Sent Forth, by W. E. Tilroe. The Abingdon Press, 1923. 255 pages. $1.75.

Mr. Tilroe is professor of historical and pastoral theology at the University of Southern California. He writes here a book for preachers about preaching. It is full of ripe wisdom. The style is often "cryptic", the connection not always clear at once, but a little thought is sure to supply the link. In 20 chapters the author speaks of the "personal equation", the "preacher's ideals", "Jesus the preacher", the "cultural Christ", "the pedagogy of the Nazarene", "the thrills of the Bible", "the regnant Christ", "the curative Christ", "the Bible Church", "an unconverted preacher", "the posthumous gospel", "over the border", etc. Each chapter is followed by a Blue Monday page, containing brief sententious sayings, often striking and thought-provoking.

The Daily Vacation Church School. How to organize and conduct it, by John E. Stout and James V. Thompson. The Abingdon Press, 1923. 119 pages. 75 cents net.

The increasing number of churches that are embarking on the new venture of organizing daily Bible schools during the summer vacation, find here valuable information. The aims of such schools, how to plan the budget and secure financial support, how to house and equip the school, how to plan the daily program, and other important problems, are here ably discussed by men who have had actual experience in the work.

Die Bergpredigt. Versuch einer zeitgenössischen Auslegung von D. **Karl Bornhäuser,** Prof. in Marburg. C. Bertelsmann-Gütersloh. 1923. 193 Seiten $1, geb. $1.20.

In diesem 7. Band der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie" (von Schlatter und Lütgert herausgegeben), gibt Prof. Bornhäuser eine Auslegung der Bergpredigt, die von zwei Gesichtspunkten wesentlich beherrscht wird: 1. Jesus habe die Bergpredigt wesentlich an die zwölf Apostel gerichtet, und 2. sie müsse und könne nur voll verstanden werden, indem man versuche, sie als Jude der Zeit Jesu zu lesen.

Der 1. Punkt scheint alsbald unsern Widerspruch herauszufordern. Es fehlt beinahe völlig die Begründung dieser seltsamen Behauptung. Er sagt, bei Lukas stände die Bergpredigt im engsten Zusammenhang mit der Jüngerauswahl. Auch nach Matthäus wende die Predigt sich wesentlich an die Jünger. Zwar sei das Volk auch dagewesen, aber die Jünger kämen in erster Linie in Betracht.

Nun hebt aber V. selbst hervor, daß es im Eingang heiße, Jesus tat seinen Mund auf, d. h. er erhob seine Stimme zu lauter Rede, um von der Menge verstanden zu werden. Er sprach also offenbar zu der Menge, wenn auch seine Vorschriften und Lebensregeln nur von wahrhaft Gläubigen erfüllt werden konnten. Auch der Schluß erwähnt den Eindruck, der auf das Volk gemacht worden war. Dazu fordert der Inhalt in keiner Weise auf, die Jünger allein als das wahre Publikum des Redners zu denken. Wir müssen demnach die 1. These des Verfassers für verfehlt halten. Sie veranlaßt ihn stets, wie den Kreis der Zuhörer, so auch den Sinn der Worte zu verengern. Z. B. die herrliche Stelle über das Nichtsorgen, 6, 25 ff., gilt nach V. den Jüngern, und „sorget nicht" heißt: „Mühet euch nicht in harter Arbeit ab, denn ihr habt dazu keine Zeit." Wir werden die ganze Anschauung, als sei die Bergpredigt eine „Apostellehre," oder eine solche, wo die Apostel gelehrt werden, nicht selber lehren, ablehnen müssen.

2. Die vielen Regeln der Bergpredigt, die sich dem modernen Gefühl als unausführbar aufdrängen, z. B. das über den Backenstreich, über das Ausreißen des Auges, das Nichtwiderstreben u. s. w. verlieren nach V. ihr Anstößiges, wenn man sie im Licht des Zeitgenössischen liest. Alle die Dinge, die Jesus dort fordert, wurden von den Pharisäern auch ähnlich von ihren Schülern verlangt. Nur wurden sie hier auf den Kreis der Parteigenossen beschränkt. Jesus dehnt sie auf alle Verhältnisse aus. Wir können nicht in das einzelne der Beweisführung eingehen.

Die gewöhnliche Auslegung hat sich bei diesen Stellen so geholfen, daß sie sagte, nicht eine wirkliche Erfüllung der Vorschriften Jesu sei nötig, sondern die entsprechende christliche Gesinnung. V. verwirft diesen Ausweg der Gesinnungsethik vollständig. Jesus verlange bestimmtes Handeln, nicht bloß Gesinnung. Allerdings könnte solches Handeln bloß von solchen geleistet werden, die schon Jünger wären.

Was das besondere Gebot der „Wehrlosigkeit" anbetrifft, so handle es sich da um das Verhältnis zum Einzelnen. An ein Verbot des Kriegs sei dabei nicht entfernt gedacht.

Die Belegstellen, die aus dem Zeitgenössischen herbeigebracht werden, sind wertvoll und oft sehr überraschend.

Ueberhaupt liest man das Buch mit Nutzen und Freude. Jedoch die Auswirkung der ersten These ist verhängnisvoll. Sie wird strikt durchgeführt, obwohl doch von Schritt zu Schritt sich das Verfehlte derselben mehr fühlbar macht. Auch die 2. These bringt in ihren Konsequenzen die Gefahr, die Brauchbarkeit der Rede für unsre Zwecke zu verringern, nicht zu erweitern.

Zeitschrift für systematische Theologie. Herausgegeben in Verbindung mit andern Theologen von **Karl Stange,** Göttingen. 1. Jahrgang. 1923. 1. Vierteljahrsheft. 196 Seiten. 80 Cts.

Unter jetzigen Umständen in Deutschland eine neue theologische Zeitschrift herauszugeben, ist wahrlich ein kühnes Unterfangen. Stange, der Herausgeber, trägt zu diesem Erstlingsheft einen Artikel über „Die Absolutheit des Christentums" bei, die er darauf gründet, daß in keiner andern Religion die Verbindung des religiösen Gedankens mit dem sittlichen so vollkommen durchgeführt ist wie im Christentum.

P. Althaus-Rostock liefert einen Aufsatz über „Das Kreuz Christi." Kreuz und Auferstehung, sagt er, werden im Neuen Testament aufs engste zusammengerückt. Die Tatsache, daß der Auferstandene und zur Rechten Gottes Erhöhte so sterben mußte, macht sein Sterben zum Problem, das immer neue Lösung erheischt. A. erstrebt diese Lösung vom Begriff der Heiligkeit Gottes aus, welche durch Ueberwindung der Sünde dem Menschen Gemeinschaft mit ihm ermöglicht: sie ist Gemeinschaft stiftende Liebe.

Im Kreuz Christi zeigt sich die Heiligkeit und Liebe Gottes auf dem Höhepunkt. Gericht über die Sünde, Vergebung und Erneurung des Sünders in der so eröffneten Gemeinschaft Gottes sind die Ziele, die erreicht werden. Es handelt sich also nicht um einen Widerstreit von göttlicher Gerechtigkeit und Gnade, die durch den Sohn versöhnt werden müssen, wie es die alte lutherische und reformierte Theologie darstellte, sondern die heilige Liebe Gottes, in dem Sohn persönliches Leben geworden, vollendet das Werk in tiefster Harmonie des göttlichen Wesens. Das Schlüsselwort, das A. zum Verständnis des Kreuzes darreicht, ist die göttliche Vergebung.

Es sind im ganzen acht Aufsätze in diesem Heft. Die theologische Stellung ist positiv. Wir wünschen dem Herausgeber den allerbesten Erfolg.

Ethik. Christliche Sittenlehre von **E. A. Mayer.** A. Töpelmann-Gießen. 1922. 329 Seiten. Geb. $1.80.

Von der „Sammlung Töpelmann" ist dies der 4. Band. Die andern bisher erschienenen Bände sind: 1. Einführung in das Alte Testament von J. Meinhold; 2. Einführung in das Neue Testament von R. Knopf; 3. Glaubenslehre von Horst Stephan; 5. Konfessionskunde von H. Mulert; 6. Praktische Theologie von M. Schian (besprochen im Septemberheft); 7. Geschichte der israelitischen Religion von G. Hoelscher; 8. Religionsphilosophie und Religionspsychologie von Prof. Mayer. Gern nehmen wir Gelegenheit zur Besprechung dieses uns vom Verfasser zugesandten Werkes. Es erscheint in derselben schönen Ausstattung und demselben handlichen Band wie die von uns im Septemberheft angezeigte Praktische Theologie von Professor Schian. Mayer behandelt den Stoff in drei Teilen: 1. Prinzipienlehre (Moralphilosophie); 2. Geschichtliches bezüglich des sittlichen Bewußtseins und der Ethik; 3. die spezielle Ethik.

Die Ethik hat es zu tun mit den sittlichen Normen, die das menschliche Handeln bestimmen. Der Verfasser untersucht, welcher Art diese Normen sind und woher sie stammen, sowie auf welche Weise man ihren zwingenden und allgemeingültigen Charakter begründen kann. Er findet, daß letzten

Endes die Religion die einzig ausreichende Quelle, sowie die allein genügende Verbindung für die absolute Gültigkeit jener Normen darbiete, da sie über Ursprung und Zweck des Lebens das letzte Wort spricht.

Sodann führt er uns die Geschichte der sittlichen Entwicklung der Völker vor von den Naturvölkern bis zu den Griechen und Römern, sowie die christliche Ethik von Jesu bis zur Reformation und auf unsre Zeit. Dieser Teil ist besonders lehrreich. Mit vielen Beispielen und in anschaulicher Sprache werden die verschiedenen Epochen geschildert. Die beste Partie scheint uns die Darstellung der philosophischen Ethik der Griechen zu sein. Ueberhaupt stehen wir nicht an, diesen geschichtlichen Abschnitt für den wertvollsten des ganzen Buches zu erklären.

Freilich ist das Mißliche dabei, daß dem Verfasser die Fülle des Materials so reich angewachsen ist, daß der 1. und 2. Teil fast zwei Drittel des Buches umfassen, und so für die eigentliche spezielle Ethik kaum genug Raum übrig bleibt.

Religion also ist Quelle und Verbürgung der sittlichen Anforderungen. M. definiert nun die Religion als die rechte Stellung zur Weltordnung, oder als das unbedingte Gottvertrauen und findet in solchem die Voraussetzung und Nährquelle der sittlichen Erkenntnis. Diese an Ritschl erinnernde Definition wird uns nicht genügen. Die christliche Religion werden wir definieren als den Glauben an das Heil in Christo. Es wird sich da die Auseinandersetzung drehen um die Pole Sünde und Gnade, nicht um Mensch und Weltordnung. Der Glaube an Gottes Gnade verbürgt uns die Weltordnung, bezw. das Walten einer gnädigen Vorsehung, Röm. 8, 23 ff. Der Glaube an die Weltordnung allein könnte 1914—1923 nicht überdauern.

Die drei Abschnitte der speziellen Ethik beschäftigen sich (Schleiermacher folgend) mit der Tugend-, Pflichten- und Güterlehre. Es fehlt, als Voraussetzung oder Teil der Tugendlehre, der Nachweis, wie es überhaupt zu einer christlichsittlichen Persönlichkeit kommt, nämlich durch Buße und Glaube. Hier ziehen wir die Darstellung von Martensen (der Mensch „unter der Sünde," „unter der Gnade") vor.

Eine soziale Ethik bietet der Verfasser nicht. Familie, Staat u. s. w. werden unter der individuellen Ethik abgehandelt. Das würde hierzulande heutzutage — von den Lutheranern abgesehen — kaum noch möglich sein.

Das Studium des Buches wird reiche Förderung bieten. Nicht alle Teile werden gleichermaßen unsre Zustimmung erfahren; aber die Lektüre desselben wird uns mit den sittlichen Problemen der Zeit in stetige Berührung bringen; ist doch die Benützung alles einschlägigen Materials bis auf die nächste Zeit geführt, soweit wir sehen.

Die Vorbildlichkeit der urchristlichen Gemeinden für die Kirche der Gegenwart von **O. Schmitz**. 2. Auflage. Furche-Verlag in Berlin. 1922. 61 Seiten. 30 Cts.

Die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands seit der Revolution ist nach der rechtlichen und finanziellen Seite eine überraschend günstige gewesen. Die Frage aber entsteht: Wird die Kirche mit der ihr geschenkten Freiheit von den staatlichen Gewalten etwas Rechtes anzufangen

wissen? Diese Frage versucht Prof. Schmitz von der (im Anfang des Kriegs gegründeten) theologischen Fakultät Münster auf diesen Blättern nach dem Vorbild der neutestamentlichen Gemeinde zu beantworten und zwar in Hinsicht auf die Verkündigung, das Bekenntnis und das Gemeinschaftsleben der Kirche.

Das Charakteristische der neutestamentlichen Verkündigung bestand darin, daß sie in der Person und dem Werke Jesu die Heilstat Gottes in der Welt sieht, daß durch diese Verkündigung Gott zum Glauben beruft, und daß die so zum Glauben Berufenen zu einer Einheit, einer Gemeinde, sich verbunden wissen. Weder die orthodoxe, noch die liberale, noch die pietistische Weise der heutigen Verkündigung kommt nach Prof. Schmitz diesem neutestamentlichen Ideal der Verkündung gleich. Es fehlt entweder der lebendige Glaube, oder die Anerkennung Jesu als des Heilsmittlers, oder der weite Begriff des „Leibes Christi." Aller Verengung gegenüber muß heute Christus verkündigt werden als die **Welt**hilfe Gottes für die Weltnot.

Das Bekenntnis der neutestamentlichen Gemeinde war zunächst das des Mundes und bestand darin, daß Jesus der Sohn Gottes sei, oder auch — und darauf legt Sch. den Ton — daß **Jesus der Herr** sei. Zu diesem Bekenntnis des Mundes kam das der Tat und des Leidens. Im Streit um das Bekenntnis, meint Sch., es sei wenig gewonnen und sei auch nicht im Geist des Neuen Testaments, wenn man ein orthodoxes Bekenntnis gesetzlich erzwingen wolle. Das führe zu Gewissenszwang und event. zur Heuchelei. Vielleicht könne man sich auf die Formel einigen: Jesus, der Herr! Zwar würden Liberale und Orthodoxe sich dabei Verschiedenes Denken; doch sei das eher zu tragen als durch Einsetzung von Ketzergerichten Bekenntniseinheit erzwingen zu wollen. Man solle die Entscheidung den Gemeinden selbst überlassen. Wenn der Mehrheit einer Gemeinde ein Pfarrer wegen seiner Lehre nicht genehm sei, so solle sie sich anderswie versorgen dürfen. Dasselbe Recht sei der Minderheit zuzugestehen.

Zum Bekenntnis des Mundes solle aber das der Tat, der Missionseifer und die Bruderliebe, sowie das Bekenntnis des Leidens sich hinzugesellen. Ueber die Leidensnotwendigkeit, wie sie das Neue Testament lehrt, hat der Verfasser Treffliches zu sagen.

Das Gemeinschaftsleben der ersten Christen war auf Liebe und Freiheit gegründet. Man folgte aber den gottbegnadeten Führern und ließ sich in allem leiten vom Geist Gottes. Auch in der Kirche unsrer Zeit sollte mehr Freiheit herrschen. Hier macht der Verfasser Vorschläge, die manchen zu weit gehen werden: Laienrede in der Kirche neben dem Pastor; Taufe und Abendmahl ist den kleineren Gemeinschaften freizugeben; das Gelübde bei der Konfirmation soll fortfallen; eigentliche Gliedschaft in der Gemeinde soll durch persönlichen Anschluß erfolgen u. s. w. Die Hauptsache jedoch drückt P. Gerhardt aus: Und endlich, was das meiste, Füll uns mit deinem Geiste!

Eine inhaltreiche, biblisch begründete, für das kirchliche Leben der Gegenwart praktisch wertvolle Auseinandersetzung, die sorgsamste Beachtung und Verwertung erfahren sollte.

Sprechsaal.

Are We Evangelical or Lutheran?

During the discussion regarding the change of our official denominational name great stress was laid on the word "Evangelical", insisting that under no circumstance dare this term be dropped from our name. It was our distinguishing feature over against other communions. It designated our creed and character. To all which the undersigned thoroughly accedes.

Yet strange to say in his travels over the Synod I find so many *Evangelical* churches "Lutheran." This name is not only found on the building, and perhaps in the charters and constitutions of these congregations, but also in the mind and mouth of the people themselves. That is, they think they are "Lutheran" and speak of their church as a "Lutheran" church; sometimes perhaps adding the term "Evangelical" Lutheran.

Our question is, therefore, what are these churches: Lutheran or Evangelical?

If they are chartered, conducted and called "Lutheran" they can hardly be said to be "Evangelical." If "Evangelical" because they belong to our Synod or are served by an Evangelical pastor, then why not call and conduct them as Evangelical? Or if they do not want to be known as Evangelical, why belong to an *Evangelical* Synod?

We hold that all churches affiliated with our Synod should be known as "Evangelical" churches; and not only by the pastor but also by the people, not only by some of the congregation but by the whole community.

Are we ashamed of the name Evangelical? Do we wish to hide behind a name not our own? Are we aiming to confess that "Evangelical" means nothing? Or are we camouflaging, using the term "Lutheran" to catch and retain some whom we would not get or hold otherwise?

The fact that some of these churches were founded as Lutheran churches and thus have this term in their charter or constitution is no reasonable excuse to continue to call them so after joining our Synod. The change can and should be made. Before I married my wife her name was Schaefer, but when she married me it became Streich. A man may be born a German or a Frenchman, but when he affiliated with our country, he became an American. And thus when a church joins our Synod it thereby becomes an "Evangelical" church. This is surely plain. What else would it become? Or does it remain the same? If the latter why unite with an "Evangelical"? Does this affiliation mean nothing as to creed and character? If such a church really wants to be a Lutheran, why not affiliate with such a denomination? Or does it seek to hide something? Or does it not know what it believes

and stands for? Or does it seek Evangelical advantages without wishing to assume Evangelical name and confession?

And still stranger, I find mission churches founded or supported by us bearing the name "Lutheran". Like some poor hens we lend ourselves to hatch and mother a strange breed. Evangelicals are contributing funds to extend and support their denomination, and, lo and behold, Lutheran churches are founded and supported.

The result of this strange condition and procedure among us Evangelicals is:

1. That many among us do not really know what they are. They belong to a "Lutheran" church and call themselves thus, and yet they hear they are supposed to belong to and support the "Evangelical Synod." Half fish and half man.

2. That these members speak of themselves as "Lutheran" and allow their community and fellow-men to believe they are Lutheran and yet they are not; but are supposed to be Evangelical. Where do we come in? We send Evangelical men and money into the community and the community "never heard of us."

3. That members of these "Lutheran" churches read with attention and more or less interest Lutheran church news, believing it refers to their church, (we have heard of some to even subscribe for Lutheran papers), and ignore items pertaining to our Synod; indeed often knowing nothing of the Evangelical Synod. Why should they as "Lutherans"? They are like children we complain about that fail to recognize and care for the mother that gave them birth.

4. That members of such churches moving into other places naturally look up a "Lutheran" church, not an Evangelical. For are they not Lutheran? Of course they are lost to us. And we have not yet learned to "lock the door though many horses have been stolen." We're good feeders for others.

5. That the children from such churches when attending schools away from home register as "Lutheran"; this applies even to pastors' children. But the blame is not theirs. They have heard it said by their elders, we are "Lutheran." Our Students' Department is having difficulty in locating Evangelical students at colleges. Our Student Pastors complain that it is most vexing to discover our students on the Lutheran list.

6. Finally, that we are not fair, to say the least, to allow these conditions; letting these good people believe they are what they are not, and perhaps never have been.

We would like to learn of other organizations, either religious or otherwise, that permits such confused, careless and misleading conditions. This seems only possible with us. Perhaps this is Evangelical?

We contend, however, that no church should be founded, supported, or accepted that does not at once or within three years become and call itself an "Evangelical" church.

Let's be either Evangelical or Lutheran. Not neither.

—*H. L. Streich.*